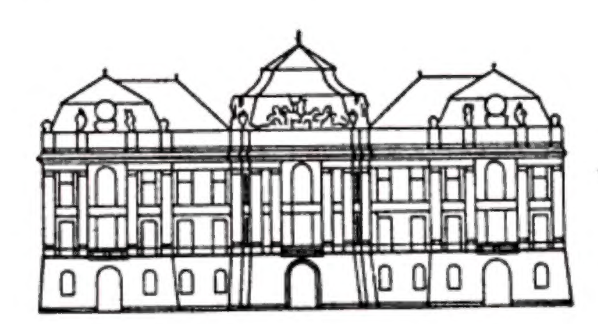
LITTERATUR UND VÖLKERKUNDE, EIN PERIODISCHES...

Johann-Wilhelm von Archenholtz

Digitized by Google

MENTEM ALIT ET EXCOLIT



K.K. HOFBIBLIOTHEK
ÖSTERR. NATIONALBIBLIOTHEK

26.S.76

Digitized by Google

26. S. 76.

Digitized by Google

Digitized by Google

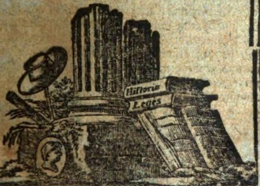
Neue Litteratur und Völkerkunde,

Für das Jahr 1791.

No. I.

Januar.

Leipzig, bey G. J. Göschen.



Digitized by Google

Avertissement in Betref einer Rechenmaschine.

Seitdem der grosse Leibnitz die Rechenmaschinen in Anregung brachte, sind verschiedene derselben geliefert worden: Eine darunter verfertigte hier zu Königsberg der als theoretischer und praktischer Mechaniker hier unter uns rühmlichst bekannte Prof. Knutzen, sein früher Tod hinderte die Bekanntwerdung derselben, sie fiel in die Hände des verstorbenen Prof. der Mathematik D. Buck, und wir bieten sie jetzt dem Publiko an; nicht weil wir hiedurch etwas ausserordentliches zu liefern glauben, da wir im Gegentheile überzeugt sind, daß ein geschickter Rechenmeister diese Maschine völlig entbehren kann; sondern weil ein langsamer, unsicherer Rechner, da sie immer untrüglich rechnet, folglich jede Probe erspart, sich ihrer mit Vortheil bedienen kann, und sie zugleich durch ihren verborgenen Mechanismus zu verschiedenen arithmetischen Belustigungen Veranlassung giebt. Sie besteht aus einem Kästchen 2 Fuß lang, 6 Zoll breit und 6 Zoll hoch, von allen Seiten verschlossen, ausser daß sich oben auf dem Deckel 5 Oefnungen befinden, wodurch Zahlen zum Vorschein kommen, und von aussen sind 5 Scheiben mit eben so viel Zeigern. Der Mechanismus ist einfach, und das Werkzeug kann nur durch die äusserste Nachläßigkeit verdorben werden. Für die erforderliche Akkuratesse, für ein gefälliges Aeusseres, werden wir gehörig sorgen und eine gedruckte Anweisung zum Gebrauch wird die ganze Verfahrungsart äusserst deutlich und selbst den Begriffen desjenigen, der von Werkzeugen dieser Art gar keine Kenntnisse hat, faßlich darstellen. Wir liefern denjenigen, die uns innerhalb vier Monaten nach dem Datum dieser Anzeige Einen Friedrichsd'or in Golde postfrey einsenden, die Maschinen und die Anzeige zum Gebrauch derselben, bey weiterer Versendung, gut eingepackt, in Königsberg, Riga, Danzig, Berlin und Leipzig, zwey Monate nach Endigung des Pränumerationstermins, folglich in den ersten Tagen des Junii 1791; ersuchen aber alle Liebhaber sich bald möglichst an uns zu wenden, damit wir die zu verfertigenden Maschinen (die als Rechenmaschine dem Kenner, als mechanisches Kunstwerk dem Freunde von ähnlichen Künsten hoffentlich genug thun wird,) in der erforderlichen Zahl verfertigen lassen können. Denjenigen, die fünf Maschinen und drüber auf einmal bestellen, bieten wir für ihre Bemühung 10 p. C. an, und ersuchen alle Buch- und Kunsthandlungen, Bestellungen gütigst anzunehmen. Königsberg in Preußen, den 30. November, 1790.

Des verstorbenen D. Buck Wittwe und Söhne.
wohnhaft in Königsberg in der Magistergasse.

Digitized by Google

Die Unterschriebene bieten auch nachstehenden Apparat, enigen, die sich bey ihnen deshalb postfrey melden werden, en zu treffende billigende Bedingungen zum Verkaufe an: e Leupoldische Luftpumpe, deren meßingener Cylinder 2 ȝ lang und 3 1/2 Zoll weit ist, hiezu, verschiedene Klammer Schraubenzwinger; 16 große und kleinere gläserne Glocken verschiedenen Versuchen eingerichtet; eine gläserne Glocke t einem Horizontal- und Perpentikularwirbel; eine gläserne ocke mit einem meßingenen Trichter zum injiciren; ein Cy- der von Meßing, die Ausdehnung der Luft zu zeigen; eine pferne Glocke mit einem meßingenen Teller; eine gläserne ugel mit einer meßingenen Hülse und Krahn die Luft abzu- ägen; eine große kupferne Kugel mit einem meßingenen rahn 1 1/2 Fuß im Durchmesser, 19 Pf. schwer, zu dem letzt edachten Versuche; eine große Torizellianische Glocke; eine läserne Glocke mit einer meßingenen Einfassung, um die Luft urch die Wärme zu verdünnen; ein meßingener Brechkegel, m durch den Druck der Luft gläserne Scheiben nach allen Sei- en zu zerschlagen; zwey große Magdeburgische Halbkugeln, 1 Fuß im Durchmesser von Meßing gegossen, 20 Pf. schwer; die erste von Otto v. Guericke erfundene Windbüchse von Mes- sing; ein großer Rezipient, um die Veränderungen der Fische im Vacuo zu beobachten; ein gläserner hoher Cylinder mit der dazu gehörigen meßingenen Maschine, um Körper von ver- schiedener Schwere im Vacuo fallen zu lassen; eine große Leu- poldische Waage von Eisen, mit den dazu gehörigen steinernen Läufern, jeder 50 Pf. schwer; eine meßingene Wasserpumpe; ein Diabetes mit seinem Becher von Meßing; eine große mes- singene Fontaine mit verschiedenen Aufsätzen, das Wasser durch den Druck der Luft springend zu machen; eine metallene Glocke, den Schall im Vacuo zu versuchen; ein Uhrwerk mit einer Glocke zu eben gedachtem Versuch; Haucksbecks Ma- schine in einer luftleeren Kugel, vermitelst eines Rades einen Phosphorum hervor zu bringen; ein gläserner Cylinder nebst Apparat, um ein im Vacuo hangendes Thermometer, oder andere Dinge zu erwärmen; eine Maschine in Gestalt eines Flintenschlosses, um zu zeigen, daß Funken im Vacuo nicht Pulver anzünden; eine Maschine, um zwey Flüßigkeiten im Vacuo zusammen zu gießen; eine Maschine im Vacuo Pul- ver zu mischen; eine Maschine im Vacuo Glastropfen zu zer- brechen; und ausser diesen noch viele minder kostbare Stücke, theils zu Versuchen, theils zur Belustigung. Königsberg in Preußen, den 30. November, 1790.

Des verstorbenen D. Buck Wittwe und Söhne.

Digitized by Google

Neue Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1791. No. I.

Januar.

Inhalt.

I. Ueber den Character eines alten in England sehr bekannten aber in Deutschland fast ganz unbekannten originellen Reisebeschreibers des Coriats Senior, nebst einem Fragment seiner Reisen . . . S. 3

II. Rede des Herrn von Mirabeau, über den Familientractat mit Spanien, gehalten am 25. Aug. 1790 . 18

III. Natürliche Moral 26

IV. Ueber die Tempel und Moscheen der Mahomedaner 67

V. Freundschaftlicher Rath für einen jungen Ehemann. Von Mstrs. Trahle (jetzt Mstrs. Piozzi) . 80

VI. Vorschlag zu einer neuen Interpunctionsart, und deren Anwendung auf Veit Webers Kriegslied . 88

Digitized by Google

Neue Litteratur
und
Völkerkunde.

Für das Jahr 1791.
Erster Band.
Januar bis Junius.

Ein periodisches Werk.

Herausgegeben
von
J. W. v. Archenholtz,
vormahls Hauptmann in königlich-preußischen Diensten.

Leipzig,
bey G. J. Göschen. 1791.

Digitized by Google

Digitized by Google

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1791. No. I.

Januar.

I.

Ueber den Character eines alten in England sehr bekannten aber in Deutschland fast ganz unbekannten originellen Reisebeschreibers des Coriats Senior, nebst einem Fragment seiner Reisen.

Thomas Coriat, wie er sich nennt, hatte einen so sonderbaren Enthusiasmus zum Reisen, daß er mehrentheils zu Fuß von seinem Geburtsort an, von Odcombe in Sommersetschiere eine Reise durch Frankreich, Savoyen, Italien, Ungarn, die Schweiz und einen Theil von Deutschland gemacht hat, welches in allen 1975 Meilen ausmacht.

Diese seine Reisen kamen zu London in englischer Sprache zuerst 1611 unter dem Titel: Coriats Crudiries heraus. Der Name dieses Odcombischen Wanderers, und die gute Aufnahme seines Buchs machten es so selten, daß es verschiedenemahl mußte wieder aufgelegt werden. Ich habe die eilfte Ausgabe, die in 3 Octavbänden 1776 zu Lon-

davon herausgekommen vor mir. Wäre der Verfasser nach seiner zweyten Reise wieder zurückgekommen, so hatte er die Absicht, noch seine übrigen Wanderungen in den verschiedenen Theilen des Erdkreises herauszugeben: allein er starb in Indien. Viele Schriftsteller haben Nachricht von ihm gegeben, und man hat auch noch einige Briefe, die er aus Indien und von andern Orten her geschrieben hat. Es wird also den Lesern nicht unangenehm seyn, wenn ich alles das Wichtigste aus den Reisen dieses sonderbaren Mannes sammle, und nach und nach in dieser deutschen Monatsschrift liefere.

Die Schreibart des Coriats ist sehr originell. Sein Character wird von einem seiner Freunde sehr launigt beschrieben.

„Thomas Coriat der Wanderer, Verfasser funfzehn monatlicher Cruditäten, ist eine Maschine, die ganz aus Extremen besteht, aus Kopf, Finger und Zehen: was seine gelenkigen Zehen betreten, und sein feuriger Kopf ihm eingab, beschrieben seine hurtigen Finger. Er reiste nach Venedig den 14ten März 1608, und kam den 3ten October wieder nach Hause zurück. Seit der Zeit war er recht in seinem Element, wenn er von Ländern, Städten, und Flecken erzählte. Er war an allen Orten und in allen Gesellschaften sehr willkommen; und da sein Buch der Commentar seiner Gespräche war, wurde sein Vortrag desto verständlicher. Er hatte zwar seine Börse erschöpft, aber er selbst war nicht erschöpft. Seine Empfehler beschwerten die Preßen unbarm-

barmherziger Weise mit seinem Lobe, und er spannte alle seine Seegel in diesem Winde auf; er trug alle seine vorbeschriebene Papiere in die Druckerey. Dann seit der Zeit faßte er den Entschluß dieses bene à deliciis des Hofes drucken zu lassen.“

„Er war sowohl bey Hofe als bey dem Volke bekannt, und wurde von keinem zurückgestossen. Seine Popularität, sagten seine Oxcombianer, würde ihm doch endlich schaden. Da er aber von allen Symptomen des Bestrebens nach irgend etwas frey war, so wußte er allem auszuweichen, und suchte sogleich dem Antrage irgend einer Stelle vorzubauen: weil er keine annehmen wolte, sondern sie als ein Hinderniß des Reisens ansahe, wozu er eine ganz *unauslöschliche* Neigung hatte.“

„Das Wort Reise setzte alle seine Lebensgeister in Bewegung. Wann er einen Ochsen oder ein Packpferd sahe, war er ausser sich. Ein Karnführer, weil er eine Art Reisender ist, zog ihn sogleich aus der Gesellschaft zu ihm hin. Eine holländische Post setzte ihn in Entzücken. Eine bloße Aufschrift eines Briefes aus Zürch machten, daß er sich wie ein Kräusel herumdrehte. Wenn er das Wort Frankreich oder Venedig sahe, wenn es auch nur auf dem Titel eines Buchs stand, so krümmte er sich doppelt zusammen, knackte mit den Fingern, und durchtrabte das Zimmer mit Geräusch und Lärm.“

„Er ist ein närrischer aber doch lustiger Grieche. Er weiß Eyer, Pudding, Pfefferkuchen in dem attischen Dialect

zu nennen. Er macht sich ein Gewissen daraus in einer andern Mundart zu sprechen, wenn er auch mit einem politischen Kanngießer im Zimmer allein ist. Er verläßt aber den größten Politiker, um Griechisch mit einem griechischen Bettler zu sprechen; so groß ist seine Demuth. Er grämt sich aber innerlich, daß er nicht sein Landsmann ist. Man wird bemerken, daß eine griechische Ader alle seine Reden durchläuft; und dann auch wohl noch eine römische; die ist aber nur sein Rennpferd. Er ist ein kühner und großer Wortsschmidt, oder wie er sich selbst ausdrückt, ein Logodädalier. Wenn er dies Wort höret, so ist er ungewiß, ob er es lieben oder beneiden soll, weil es nicht sein eigenes ist. Seine Reden stimmen mit seinen Geberden und Betragen überein, als wenn sie recht dazu ausstudieret wären, Traurige vergnügt zu machen. Das ganze seiner Rede ist fähig, Geschwüre aufbrechen zu machen, den Stein zu vertreiben, die Blattern zu öfnen, die Knoten des Podagras wegzuschaffen, selbst sie zu heilen, wenn die Aerzte den Rücken kehren, und die Natur für Schaam den Kopf hängen läßt. Sie ist nicht allein ein Antidot wider die Tollheit, sondern auch ein Präservativ sich Zeitlebens fröhlig zu erhalten. Ein Mann, der mit ihm umgehet, wird seine Collegen verabsäumen. Man solte glauben, daß er mehr davon lebt, daß er die Luft aushaucht, als daß er sie einzieht. Und es ist zu befürchten, sein Magen werde eine Klage vor Gericht wider seinen Mund vorbringen, daß er die Mahlzeiten wegplaudert. Seine Zunge ist der Sprecher der Gesellschaft; und wenn ein perpetuum mobile kann erfunden werden, so muß es von ihm

kom-

kommen. Er höret nie auf zu fragen. Wie befinden Sie sich? Wo sind Sie gewesen? Sind Sie gereiset? Wie gefällt ihnen dies Buch? Was neues? Und er wird sich tausend solcher höflichen Impertinenzien schuldig machen. Endlich kann man ihn hieran am besten kennen, daß man ihn an allen Arten von frugalen Tafeln siehet, und gerne, wenn er gleich Gast ist, nur mit einer Schüssel bedienet seyn mag, und unwillig wird, daß er den folgenden Tag etwas kaltes übrig lassen muß. Daß ich endlich das non plus ultra von ihm kurz sage: Er war der originellste Mensch, wenn er auch nicht eine Zeile geschrieben hätte. “

J. G. Meichler.

Coriats Reisen. *)

Meine Bemerkungen über Frankreich.

Ich gieng zu Dower um zehn Uhr des Morgens den 4ten May 1608 zu Schiffe, und kam zu Calais den fünften Nachmittags an. Cäsar nennt diese Stadt Ictius portus, eine Seestadt in der Piccardie, welches gemeiniglich le pays conquis, das ist die wieder eroberte Provinz genannt wird, und ehemahls von den Marinern **) bewohnt ward.

*) Der Verfasser nennt sie Crudităten.

**) Von welchen Virgil sagt: extremique hominum Marini, Aeneid, 8.

Sogleich nach meiner Ankunft ward ich mit meinen übrigen Reisegefährten zum Vicegouverneur der Stadt, der Monsieur de la Genet hieß, geführet. Der erste Gouverneur, den wir aber nicht sahen, war Monsieur de Vic, der einen hölzernen Fuß hatte. Der Deputirte war ein würdiger und höflicher Mann, fragte uns nach unserem König, und nach Neuigkeiten aus Irland, und hierauf entließ er uns wieder. Ich blieb in Calais die Pfingstfeyertage, wo ich mich dann umsahe, und etwas besonderes bemerkte. Als ich an die See gieng, kam mir der Sand als ein ebener Weg, der nie mit Wasser bedeckt gewesen wäre, sondern als ein Spaziergang für Menschen vor; allein ein gewisser Engländer ward sehr durch diesen Sand betrogen; denn als er da allein spazieren gieng, ward er vom Wasser überfallen, und ertrank. Hier findet man auch zwey hölzerne Pfeile nicht weit von dem Hafen als ein Denkmahl dieser Begebenheit.

Hier sind zwey Kirchen in der Stadt: in die größte gieng ich am Pfingsttage, sahe die Messe und viele Gebräuche, die ich vorher noch nicht gesehen hatte. Unter andern entstand mitten unter der Messe ein krachendes Geräusch aus einem Loche in dem Gewölbe mitten in der Kirche. Nach diesem Geräusche sprützte Wasser herunter und darauf eine Menge weißer, rother und gelber Oblaten. Diese Zeremonie solte an die verschiedene Sprachen, welche die Apostel am Pfingsttage geredet haben, erinnern. Hier sahe ich zuerst das verstümmelte Sacrament, wie der Priester die Laien unter einerley Gestalt, nehmlich unter dem

Brod

Brod um den Wein betrog, welches dem Gebrauch der ersten Kirche und der Einsetzung Christi und der Apostel entgegen, und zuerst vom Pabst Alexander dem Dritten im Jahr 1170 zur Zeit des Kaysers Friedericus Barbarossa eingeführt wurde.

Der Priester gieng nach der Messe in Prozeßion auf den Kirchhof, vor ihm ward ein großes silbernes Kreuz hergetragen und begleitet mit silbernen Fahnen auf eine heidnische Art. Auf der Nordseite des Platzes sahe ich das Monument einer englischen Dame, und folgendes Epitaph in Stein eingehauen:

Corpus quiescit marmore, et excitandum tempore.
Vultum Dei mens adspicit, formamque splendissimam
Mater sepulta pulvere totus puer baptismate
Utrumque gleba contegit, uterque surget protinus
Partus dolore concidit, matris sinu somnium cepit
Utrumque coelum possidet, cum Rex poli devenerit
Mariae Wertworth mortuae eques Wertworth parens est.

An dem westlichen Ende der Kirche ist eine schöne große Tafel, worauf Christus auf einem Regenbogen mit den Seelen der Heiligen sitzend, zur rechten Hand Gott und zur linken der Teufel, der das Maul aufsperret, die Seelen der Gottlosen zu verschlingen, abgemahlt ist.

Nahe bey der Stadt sind zwey Forts; das eine die Reißbank genannt, lieget mitten in dem Triebsand nahe beym Meere, so daß die See zur Zeit der Fluth heftig mit den Wellen an die Mauer schlägt. Es hat den Namen Reißbank bey dieser Gelegenheit erhalten: Da Calais im Jahr 1540 in den Händen der Engländer war, hatte ein englischer Seecapitain eine Barke mit Reiß beladen aus Dünkerken weggenommen. Als er sie nach Calais gebracht, meldete er es dem Gouverneur; dieser nahm nur die Hälfte des Reißes für sich, und schenkte die andre Hälfte dem Seecapitain, und um denselben besser absetzen zu können, gab er ihm den Sold der Soldaten, die in dem kleineren Fort in Garnison lagen, wofür er sie so lange, als der Reiß dauerte, füttern mußte. Seit der Zeit ist dieses kleine Fort Reißbank genannt worden. Das andere Fort ist eine kleine Citadelle auf der westlichen Seite der Stadt. Dieses ist mit starker Garnison besetzt. Der Marktplatz ist sehr groß und schön.

Das Landthor nach der Süderseite der Stadt, daß nach Boulogne führet, ist schön und sehr gut gebaut. So viel von Calais.

Ich reisete ab von Calais um eilf Uhr des Morgens am Pfingstmontag und kam nach Boulogne in der Piccardie, sechszehn englische Meilen von da, des Abends um sieben Uhr. Zwischen Calais und Boulogne sahe ich zerstörte Kirchen und zwey sehr verwüstete Klöster, wovon eines an einem sehr einsamen Orte nahe bey einem Walde lag.

Bou-

Boulogne ist getheilet in zwey Theile, in den obern und unteren Theil. In dem obern Boulogne ist ein starkes und großes Castel mit tiefen Trancheen und starken Mauern eingeschlossen. Innerhalb derselben sind viele Bürgerhäuser. Das untere Boulogne ist mit einer starken Mauer umgeben, welche die Engländer erbaut, nachdem sie sie erobert; ob dieses aber zur Zeit Eduard des dritten, oder Heinrich des achten geschehen, weiß ich nicht. Eine Meile von der Stadt ist ein hoher Wachthurm, auf der Spitze eines hohen Hügels, welchen unsre Engländer gewöhnlich den alten Mann von Boulogne nennen. Diesen Thurm kann man bey hellem Tage in Dover sehen; man sagt, daß Julius Cäsar zuerst diesen Thurm erbaut habe, um den Ort gegen die Gallier und wider das Anlanden der Britten zu befestigen.

Ich reisete von Boulogne den 7. May, und kam nach Montreuil in der Piccardie. Ich bemerkte zwischen Boulogne und Montreuil, nicht weit von Boulogne, einen Galgen, der aus zwey schönen Pfeilern von Quadersteinen bestand; man sahe keinen Querbalken, wie auf den englischen Galgen; denn der Querbalken wird erst errichtet, wenn einer gehangen wird, und nach der Execution wieder weggenommen. Nicht weit davon ist ein Platz, auf dessen Höhe ein Rad ist, womit die Körper der Mörder zerschlagen und zerbrochen werden; nehmlich erst die Arme, dann die Beine, und zuletzt die Brust. Der Stoß auf der Brust heißt der Gnadenstoß. Man findet schon beym Aristoteles, daß diese Art der Strafen unter den Griechen gebräuchlich gewesen. Nicht ferne hievon findet man eine kleine Kapelle, worinn ein

ein Gemählde Christi und der Jungfrau Maria ist; hier sahe ich drey Frauen und Einen Mann das Bild anbethen.

Acht Meilen von Boulogne sahe ich ein in den bürgerlichen Kriegen zerstörtes Kloster. Zwey Meilen davon sahe ich einen Pfingstnarren, der einen langen Rock anhatte, aus Flecken von verschiedenen Farben, an dessen Zipfel Eichhornschwänze hiengen; er gab jedem, der ihm etwas gab, ein Stückchen Blech, worauf das Bildniß der Jungfrau Maria gepräget war. Er bettelte alle Reisende an zum Besten der Pfarrkirche.

Montreuil hat eine starke Mauer, liegt auf einem Hügel, ist sehr gut befestigt, mit einer starken Mauer umgeben, hat zwey Thore, und eine Garnison. Die vornehmste Kirche, ist unsrer lieben Frauen Kirche. Unsre Wirthin bat die Jungfrau Maria, mich zu segnen; weil sie mich für einen Papisten hielt; da sie aber hörte, daß ich ein Protestant war, schien sie Mitleiden mit mir zu haben.

Ich reisete aus Montreuil auf einem Karren, der von oben bedeckt war, und kam nach Abbeville den 18. May. Zwey Meilen von Abbeville kamen wir in einen schönen Wald, Verona genannt, der vierzig Meilen im Umkreise hat. Ein Mann, der mit uns reisete, sagte, daß es unsicher sey, daß es dort Spitzbuben gäbe, die unvermuthet aus dem Gebüsche hervorkämen, die Reisenden anfielen und tödteten.

Abbe-

Abbeville ist eine schöne Stadt in der Piccardie, worinn viele schöne Gebäude und viele Klöster sind. Sie ist sehr bevölkert. Ich reisete von Abbeville denselben Tag ab, und kam des Abends nach einem Dorfe, Pujogni genannt, welches einen sehr fruchtbaren Boden hat. Unter Weges traf ich einen Mönch in weißen Kleidern an, mit Nahmen Carolus Wimier. Ich gieng mit ihm. Er war ein junger Mann von zwey und zwanzig Jahren, ein guter Lateiner, und sehr gesprächig. Wir sprachen über verschiedene Gegenstände, hauptsächlich über die Religion, und über die Anbethung der Bilder. Nun kam ich nach der schönen Stadt Amiens, die Hauptstadt in der Piccardie.

Meine Bemerkungen über Amiens.

Diese Stadt heißt auf Lateinisch Ambianum, welchen Nahmen ihr der Kaiser Gratian gegeben. Vorher hieß sie Samorotrina, und soll vom Kaiser Antoninus Pius, und seinem angenommenen Sohn Marcus Aurelius erbaut worden seyn. Sie liegt in einer fruchtbaren Ebne.

Die Cathedralkirche dieser Stadt ist der Jungfrau Maria gewidmet. Sie ist die Königin aller Kirchen in Frankreich. Diese Kirche hat vor 400 Jahren ein gewisser Bischof gebauet. In derselben waren schöne Gemählde, welche diese Kirche zieren. Einige von diesen Gemählden hat der König von Frankreich und die Königinn Maria de Medicis und Monsieur Biron und andere Vornehme der Kirche geschenkt.

Die vornehmste Reliquie, die in dieser Kirche aufbewahret wird, ist der Vordertheil des Kopfs des Johannes des Täufers, welcher in einer goldenen Schachtel eingeschlossen, die mit köstlichen Steinen besetzt ist, und diese wieder in einer crystallenen. Aus dieser nimmt man es heraus, und zeiget es den Fremden; es wird aber niemahls anders, als des Morgens um sechs Uhr in einer gewissen kleinen Kapelle, die zu dem Ende eingeweiht ist, gezeigt. Es sind drey oder vier Stufen, die dahin führen. Um sechs Uhr fängt die Messe an, und dauert bis sieben; dann wird die Thüre verschlossen, und man kann es nicht eher als am folgenden Tage sehen. Die Fremden, die es sehen, legen Geld als ein Opfer nahe bey dem Kopf hin, welches den Armen hernach ausgetheilet wird. Ich war in dem Karmeliter-Nonnenkloster; gerade der Thüre gegenüber war ein sehr schöner Altar, an dessen Seiten von den Nonnen selbst gestickte schöne Vorhänge von Flor hiengen. Ich sahe nur zwey Nonnen als Thorhüterinnen, und ich bekam keine Erlaubniß, die übrigen in dem Kloster zu sehen; denn sie sehen keine Mannspersonen. Ich sah noch ein andres Franciscaner-Nonnenkloster, worinnen gleichfalls ein schöner Altar war. Ich kam in die Kirche, da sie ihre Bethstunden hatten; sie trugen weiße Schleyer über ihre Köpfe, und schwarze Schleyer, die den ganzen Leib bis an die Füße bedeckten. Eine von ihnen war ein schönes Frauenzimmer. Ich war auch in dem Kapuzinerkloster, worinn zwey schöne Altäre waren, mit vielen Gemählden des heiligen Franciscus, und andrer Heiligen behangen. Sie haben einen schönen Garten, und nahe dabey ein Kloster.

Das

Das Rathhaus ist nahe am Thor, drey Stock hoch. Das schönste Vogelbauer, das ich in Frankreich gesehn, war in dem Zeichen der Ave Maria in Amiens. Es war sehr schön gearbeitet. In demselben waren vier Turteltauben, und viele Goldfinken, und andre Vögel, wie unsre Seidenschwänze in England.

Der erste Pilgrim, den ich sahe, war in Amiens, ein sehr einfältiger Bursche. Er sprach so schlecht Latein, daß er, wenn er in England Schüler gewesen und so gesprochen hätte, gewiß Peitsche bekommen hätte. Er erzählte mir, daß er zwey Jahre in Compostella, einer Universität in Gallicien, wo der heilige Jacobus verehret wird, gelebet, daher käme und nach Rom gienge. Er hatte einen langen Stab in der Hand, eine Kette um den Hals, eine Schachtel an der Seite, worinn das Gemählde der Jungfrau Maria, und Christus in ihren Armen.

Itzo will ich eine andre merkwürdige Geschichte erzählen, wie die Spanier diese Stadt überfielen, und wie sie wieder von den Franzosen erobert wurde.

Im Jahr 1597 hatte Heinrich der vierte, König von Frankreich, eine Armee zusammengebracht, um die Spanier aus der Piccardie zu vertreiben. Amiens wurde auf folgende Art eingenommen. Hernaud Tullo, Gouverneur von Dourlan, eine kleine Stadt an den Gränzen der Piccardie, hatte durch einige Franzosen, die aus Flandren geflüchtet waren, erfahren, daß der König von Frankreich vierzig Kanonen, und eine große Menge Pulver nach Amiens

hatte

hatte bringen lassen, um daselbst ein Magazin für den folgenden Sommer anzulegen. Da er vernommen, daß die Bürger in Amiens sich empörten, und nicht die schweizerische Garnison, die der König von Frankreich dahin schickte, annehmen wolten, suchte er ein Verständniß mit den Aufrührern zu unterhalten. Er ließ vierzig bis funfzig Soldaten als Bauern verkleiden, die Pistolen und Dolche unter ihren Kleidern verborgen hatten; er selbst gieng aber mit fünftausend Mann Fußvolk, und siebenhundert Reutern nach der Stadt zu, und verbarg sich in einen Hinterhalt, nicht weit von der Stadt. Des folgenden Tages schickte er die verkleideten Soldaten bis ans Stadtthor, la porte de montre seul genannt. Sie folgten einer nach dem andren einem Karren, und sobald der Karren unter dem Thor war, band einer von den Bauern einen Sack mit Wallnüssen auf, und ließ sie herausfallen. Die Corps de Garde, welche die Thorwache hatte, fiel über die Nüsse her; einer von den verkleideten Soldaten schnitt die Seile ab, und versperrte das Thor mit den Karren und den Pferden; die übrigen zogen ihre Waffen hervor, tödteten die Wache, und machten sich zu Herren des Thores. Nun gaben sie Hernaud Tullo ein Signal, der mit allen seinen Truppen kam, bis auf den Markt gieng, und sich der Festungswerke des Arsenals bemächtigte, und da die Leute in der Kirche waren, so nahm er die Stadt ohne allen Widerstand ein. Der König von Frankreich entschloß sich sogleich, sie wieder zu belagern, ließ Truppen in Frankreich und in England, viertausend Mann, anwerben, die ihm gute Dienste bey der Belagerung thaten. Er machte den Marschall Biron zum

zum obersten Befehlshaber über seine Armee, und obgleich der Erzherzog mit einer großen Macht den Belagerten zu Hülfe kam, so setzte doch der König muthig die Belagerung fort. Des Königs Gegenwart, und die Ankunft der besten französischen Generale machte den Soldaten Muth, daß sie verschiedenemale die Armee des Erzherzogs schlugen. Hernaud Tullo wurde bey der Vertheidigung eines Forts erschlagen. Endlich trieb er den Erzherzog so in die Enge, daß er sich zurückziehen mußte, und so ergab sich die Stadt, nach einer Belagerung von sechs Monaten. Die Spanier wichen mit Sack und Pack, mit fliegenden Fahnen, mit gerührten Trommeln aus der Stadt. Sie bestanden aus zweytausend Mann Fußvolk und hundert Reuterey; hundert und sechszig Wagen, mit Bagage und einigen tausend Weibern beladen. Darauf hielt der König seinen Einzug mit tausend Edelleuten zu Pferde, und ließ das Te Deum in der Cathedralkirche singen, und so hat er seit dieser Zeit die Stadt behalten.

So viel von Amiens.

II.

Rede des Herrn von Mirabeau, über den Familientractat mit Spanien, gehalten am 25. August 1790.

Diese Rede war die Antwort der diplomatischen Comittee, die von der Nationalversammlung angewiesen war zu untersuchen.

Meine Herren!

Sie haben ihrer diplomatischen Comittee Befehl gegeben, ihre Meinung über die Antwort, die man Spanien geben solle, zu sagen. Die wesentlichsten Gegenstände, die wir bey dieser wichtigen Untersuchung zu betrachten hatten, waren die Nothwendigkeit des Frieden, die moralische Gewißheit der Fortdauer desselben, und der Umsturz unserer neuen Constitution, wenn die Nation in einen Krieg verwickelt würde.

Um über die Aufgabe zum Schluß zu kommen, mußten wir die gegenwärtige Lage der Staatshändel, und unsre Verbindungen mit den verschiednen Mächten Europas erwägen. Wir nahmen das System, welches die französische Regierung bisher befolgt hat, in sofern an, als die Grundsätze desselben auf irgend eine Art mit der neuen Einrichtung der Regierung übereinstimmen.

Unsre Pflichten und unser Interesse zu kennen war nicht hinlänglich; es war auch nöthig beydes miteinander

zu vereinigen, und die besten Mittel dem Schrecken eines Krieges zu entkommen aufzufinden. Es war vor allen nöthig, unsre eigne Constitution zu bewachen, ehe wir über den Succurs, den wir unsern Bundesgenossen geben solten, beschliesen konnten; ja die ganze Macht des Staates, oder vielmehr alle Bürger des Reiches zur undurchdringlichen Schutzwehr für unsre eigne Vertheidigung anzustellen.

Hätten wir bloß den Grund der Streitigkeiten zwischen den Höfen zu London und Madrid zu betrachten, so könnten wir schwerlich vermuthen, daß der Friede würde unterbrochen werden.

Das Gebiethe des Streites liegt bey unserer Untersuchung weder in Spanien noch in England, es geht bloß die Völker des Landes an. Diese Gränzlinie ist billiger als die des Papstes; wenn diese Völker unterdrückt werden, dann sind sie unsre Bundesgenossen.

Wir können nicht vermuthen, daß zwey aufgeklärte Nationen ihre Schätze und ihr Blut für Besitzungen und Reichthümer, die so entfernt und unsicher sind, verschwenden werden.

Unsre Unpartheylichkeit wird uns bewegen, sie an diese einfachen Wahrheiten, wenn es nöthig ist, zu erinnern. Aber dieser erste Gesichtspunct der Untersuchung entscheidet nichts.

Wenn wir auf der andern Seite nur nach den Umständen urtheilen müssen, die uns zwingen, nicht allein ei-

nen Krieg, sondern auch nur die Zurüstungen zu demselben zu vermeiden, wie könnten wir des Zustandes unserer Finanzen, die so sehr zerrüttet sind, oder der Beschaffenheit unserer Marine und Armee, die beyde nicht im Stande sind, vergessen? Könnten wir es uns selbst verhehlen, daß ausser dem zahllosen Unglück, das selbst mit einem gerechten Kriege verknüpft ist, das größte für uns. Dieses wäre, daß er die allgemeine Aufmerksamkeit von dem großen Werke, von der Gründung unserer Constitution, wobey selbst die vereinte Kraft des Volkes kaum hinlänglich ist, die Hindernisse, die sich in jedem Augenblick darstellen, zu übersteigen, abwenden würde?

Mit einem Worte, könnten wir uns jetzt so betragen, wie wir hoffen es einst zu können — könnten wir über den Zeitpunct hinüber schreiten, der Europa des glücklichen Geschicks noch beraubt, das sein wartet — so könnten wir von diesem Augenblick an die Fahne der allgemeinen Freundschaft und guten Nachbarschaft, welche die Kenntniß der Rechte der Nationen mit sich führen wird, aufstecken, und hätten weder Bündnisse noch einen Krieg nöthig.

Wird Europa dieser Verbesserung der Politik entbehren, wenn die Menschen nicht länger mehr Tyrannen oder Sklaven sind? Wird Frankreich keine Verbündeten haben wenn es keine Feinde hat?

Der Augenblick ist vielleicht nah, in dem die Freyheit triumphirend über die alte und neue Welt herrschen, die Ahnungen der Philosophie erfüllen, das Menschengeschlecht

von

von dem Unglück des Krieges befreyen, und durch die ganze Welt allgemeinen Frieden verkündigen wird. Dann wird das Glück des Volkes der Hauptgesichtspunct der Regierung — die große Macht der Könige, und der einzige Ruhm der Nationen seyn. Der Eigensinn und die Leidenschaften einzelner Glieder werden sich in Tugenden zum Wohl des Ganzen umwandeln, und nicht länger die Bande der Gesellschaft durch unmenschliche Kriege zerreissen. Die verbündete Einheit der ganzen Menschheit wird dann vollendet seyn.

Ich bekenne es ungern, meine Herren, daß diese Betrachtungen jetzt nicht der Maaßstab unseres Verhaltens seyn können. Indem die französische Nation ihre Gesetze und Gebräuche verändert, so muß sie auch ohne Zweifel ihre Politik verändern; aber noch ist es ihr Geschick, die Irrthümer eines alten Systems, das sie nicht, ohne ihre eigne Gefahr, plötzlich vernichten kann, zum Theil zu befolgen. Die Klugheit erfodert es, daß wir die Grundfeste der öffentlichen Sicherheit nicht einreißen dürfen, bis wir sie wieder herstellen können. Wer sieht nicht ein, daß es sich mit der auswärtigen Politik eben so verhalte, wie mit der einheimischen? Jede Zwischenzeit ist ein gefährlicher Zustand; das Interregnum der Monarchen, so wie der Gesetze, ist das Reich der Anarchie; und wenn ich mich so ausdrücken darf, das Interregnum der Tractate ist eine ernsthafte Krisis für die Nationalglückseligkeit.

Dies, meine Herren, sind die Bemerkungen, die Ihre Committee machte, und die sie bewogen zwey Grundsätze

anzunehmen, die ich Ihrer Ueberlegung unterwerfen soll, ehe sie sich in weitere Untersuchungen über die Angelegenheiten des Familientractates einläßt.

Zuförderst, daß alle Tractaten, welche die Könige von Frankreich vormahls geschlossen haben, von der Nation befolgt werden müssen, bis sie von der Nationalversammlung und ihren Committeen verändert oder nach den Vorschriften, die der König auf ihren Rath den auswärtigen Ministern an den verschiednen Höfen von Europa ertheilt hat, modificirt sind.

Zweytens, daß man den König unmittelbar ersuchen müsse, daß er allen Mächten, mit denen er in einem Bündnisse steht, wissen lasse, daß ein unwandelbares Verlangen nach Frieden, und Entsagung aller Eroberungen, die Basis unserer Handlungen sey, und daß sich also die französische Nation zu keinem Succurs, durch irgend einen Tractat verpflichtet halte, der zu andern Endzwecken als zur Vertheidigung gefodert werde.

Diese beyden Grundsätze werden hinreichen, andern Nationen die Wünsche eines treuen und gerechten Volkes bekannt zu machen, und alle Verlegenheiten zu verhindern, in die uns die Vollziehung unserer Tractaten verwickeln könnte. Besonders lassen sie sich aber auf den Familientractat anwenden, dessen Ursprung, Beschaffenheit und Nutzen ich jetzo samt dem Gewicht der gegenwärtigen Umstände, die diesen Nutzen entweder vermehren oder vermindern können, erörtern will.

Nach

Nach einem Kriege, der länger als ein Jahrhundert zwischen Frankreich und Spanien geführt wurde, schien ein für die Nation merkwürdiger und ruhmvoller Friede den gegenseitigen Haß auf einige Zeit beyzulegen. Europas Ruhe war kurz. Die Neigungen der Monarchen sind schwindende Träume. Ludwig des Vierzehnten Ruhm, oder vielmehr die Grausamkeit, die seine Siege begleitete, und der Uebermuth der ihnen folgte, empörte einen furchtbaren Bund gegen ihn, dessen Glück seinen Stolz demüthigte, aber seine Macht nicht vernichten konnte. — Die Spanier, diese großmüthige Nation, deren Treue ein Sprichwort ist, hörten auf unsre Feinde zu seyn, sobald wir unglücklich wurden. Das Glück rief das Haus Bourbon auf den Thron von Spanien. Wir hatten dann ein gemeinschaftliches Interesse mit dieser Macht. Die unmittelbare Frucht dieser Vereinigung war während einer langen Epoche, die Macht Englands einzuschränken, das nicht eher wuchs noch seine Verwüstungen verbreitete, als bis dieser Eifer erkaltete. Endlich wurde im Jahre 1761 der Familientractat auf den Trümmern unserer Schiffe, die in einem der beweinenswerthesten Kriege des Reiches verschlagen und zerstreut waren, errichtet.

Damahls war es, als England es versuchte, seinen Colonien das Joch der Unterdrückung aufzulegen, das sie von seinem Staatskörper losriß. Damahls war es, als die Franzosen, von Liebe zur Freyheit durchdrungen, ehe sie noch ihrer genossen, ihren König bestürmten, daß er einem unterdrückten Volke großmüthig beystehen möchte. Spa-

nien gab uns seine Schiffe und seine Soldaten; mit ihm vereint gewannen wir die unsterbliche Ehre, einem Theile der Menschheit die Freyheit wieder zu schenken. — Seit dem wurden neue Zurüstungen unternommen. Aber lassen Sie uns diese beschämende Epoche in Dunkel hüllen, da uns die Ungeschicklichkeit unserer Minister einer mächtigen Allianz, und der sichern Mittel auf immer die Schiedsrichter des Friedens in Europa zu seyn, beraubte.

Durch Erwägung dieser Dienste, die Spanien uns erwieß, überzeugte sich Ihre Committee, wie ehrwürdig und nothwendig uns ein Tractat war, den die gesunde Staatsklugheit schloß; und wie nöthig es ist, daß wir einen Tractat unterstützen, der für Frankreich noch immer unentbehrlich ist. Ich bemerke, daß einige, voll heißer Liebe zur Freyheit, der Meinung sind, daß einzig unsre innere Kraft Frankreich beschützen und das Ansehen, das wir besitzen sollen, aufrecht erhalten könne. Der Grund dieses Irthums ist ein edles Selbstgefühl, aber er könnte uns zu einer unglücklichen Sicherheit verleiten. Freyheit ist keine hinreichende Schutzwehr, sondern nur in dem Verhältniß ist sie es, als auswärtige Nationen äusserlich mit einem Grad von Gerechtigkeit handeln.

Frankreich hat Colonien, welche die Eroberungssucht der Seemächte reizen, und einen Handel, der ihrem Geize Lockspeise ist. Wir müssen nicht allein überlegen, was die Nothwendigkeit vorschreibt, sondern auch was die Klugheit rathet. Das Volk, dessen rühmliches Beyspiel wir nach-

geahmt

geahmt haben, ist nicht mehr unser Feind. Nur in einem Stücke sind wir noch Nebenbuhler, in der Einführung guter Gesetze. Wolte diese Nation so unedel handeln, und es wagen ein Volk anzugreifen, das für den Frieden der Menschheit arbeitet, indem es seine eigne Glückseligkeit sichert? — Nein, ein Tempelraub wär' es wenn sie es wagte, ein Tempelraub wenn wir es vermutheten. Diese Nation ist frey, und muß die politische Religion verehren, ohne die sich Staaten ihrem Ende nahen, oder in Verwirrung gerathen.

Aber das Glück eines Volkes verdient die Mühe, mit der es gegen jeden Zufall, dem es ausgesetzt werden mag, gesichert wird. Wäre es wahr, daß England mit Unruhe uns zusähe, wie wir uns mit allem, wodurch Freyheit unsere Macht vermehren kann, selbst verstärken; solten ein mißgeleitetes Verlangen nach Rache, oder eigennützige, gleich verhaßte als ungereimte Absichten, gegen unsre Revolution Versuche machen wollen; so würden wir uns keine Vorwürfe machen können, daß wir die Mittel dem Uebel zuvor zu kommen, verabsäumt hätten.

Ich lege Ihnen ein Dilemma vor, gegen das sich, meiner Meinung nach, nichts einwenden läßt. Entweder wünscht England Frieden und setzt seine Zurüstungen nur fort, um mit grösserm Vortheil zu negoziren, — in diesem Falle kann es durch die Maaßregeln, die wir nehmen, nicht beleidigt werden; oder es verlangt einen Krieg, — in diesem Falle ist es nöthig, daß wir uns zurüsten und für

unsere Vertheidigung vorher sorgen. Die Nation, die uns deputirt hat, ihr eine Constitution zu geben, hat uns auch aufgetragen für ihre Sicherheit zu wachen. Das Glück des französischen Handels ist also unserer Fürsorge anvertraut. Wenn wir die Maaßregeln verabsäumen, die uns die Klugheit vorschreibt, wie solten wir dann nicht die Vorwürfe und die Verzweiflung so vieler braven Bürger über ihren Verlust befürchten müssen? Man wendet ein, daß Spanien weit leichter den Frieden durch Unterhandlungen erhalten würde, als wenn wir Theil nehmen. Nichts ist offenbar falscher, als diese Behauptung. Daß wir unsre Bundesgenossen verlassen, kann unmöglich ihre Friedensunterhandlungen erleichtern.

III.

Natürliche Moral.

Liebe.

Viele, die Natur mit großen Geistesgaben ausstattete, ja selbst ein berühmter Philosoph behaupten, daß nur das Physische in der Liebe gut sey, daß das Moralische nichts tauge.

Noch andere Weise versichern, daß der Mensch, seitdem er nicht mehr wie die Thiere lebt, aufgehört habe, glücklich zu seyn.

Zwei-

Zweifels ohne empfinden wir, so lange unsre Freuden ganz simpel und begränzt sind, die Qualen des Bedürfnisses weniger, können mit mindrer Mühe sie befriedigen.

Aber wie wäre es demohngeachtet möglich, einem gefühlvollen Menschen den Rath zu geben, um seines Glücks willen die süßen Regungen des Herzens zu ersticken, auf das Spiel der Einbildungskraft Verzicht zu thun. Warum solten wir diese Gefühle, dem einzigen physischen Bedürfnisse, das ihrer empfänglich ist, entziehn? — Dieses Bedürfniß ist ja selbst Schöpfer dieser Gefühle; denn wären sie dem Menschen nicht ohne dasselbe auf immer unbekannt geblieben? Und wozu nützte ihm denn auch ein Herz, wozu nützte ihm Einbildungskraft, wenn nicht grade sie ihn besser lieben lehrten? Ist es wohl vernünftig, ist es Recht, weil moralische mit Illusionen vermischte Ideen, der Liebe oft zu viel Heftigkeit, zu viel Macht geben, jene edlen Aufopfrungen, jene Sanftheit, wozu sie diese Leidenschaft ebenfalls oft vermögen, und für welche sie ohne diese Ideen nicht empfänglich seyn könnte, gänzlich zu vergessen?

Ich kenne kein glücklicheres Leben, als das in der Ehe, wenn Liebe dieses Bündnisses Schöpferin war, wenn Achtung es gründete, wenn süßes, gegenseitiges Vertrauen, Zwang und Argwohn entfernt, wenn Geist und Herz von beyden Seiten das Band, das zwey Menschen knüpften, immer fester zusammenzieht, und ihm täglich durch Sanftmuth und Zärtlichkeit stärkeres, neueres Interesse giebt.

Aber warum belasten wir unser Herz mit mehr Ketten, als es tragen kann? Warum suchen wir das heiligste, das freyeste der Bündnisse, dem Mutter Natur selbst seine längere oder kürzere Dauer vorschreibt, durch Zwang zu verlängern? — Manche Verbindung kann bis zum letzten Augenblick Bestand haben, mancher andern, die Anfangs eben so vernünftig wie jene schien, fehlt sehr viel, dies zu können; und alles, was ein Mensch vorhero versprechen kann, ist — gut und gerecht zu seyn, und als Biedermann zu sterben.

Eifersucht.

Ist in Leidenschaften das, was Raserey in Krankheiten ist; eben wie diese unbegreiflich in ihren Grundsätzen, schrecklich in ihren Aeusserungen und sehr schwer zu heilen.

Ich erinnere mich, nie unglücklicher gewesen zu seyn, als zu jener Zeit, wo ich Anfälle von diesem Wahnsinn hatte. Mir kostete es, mich davon zu befreyen, das gefährlichste Opfer, und ich würde bey diesem Geständnisse sehr mich schämen und erröthen, wenn nicht die Erinnerung jener Qualen, die ich damahls litt, mich in meinen eignen Augen einigermaßen entschuldigten.

Nur von einer heftigen Liebe entspringt heftige Eifersucht. Der Mensch, der so liebt, setzt in den Gegenstand seiner Leidenschaft sein ganzes Glück, widmet nur ihm allein seine ganze Zuneigung, thut alles, alles, was er thut, nur aus Liebe für ihn. Vermuthung oder Gewißheit ist für ihnen und dasselbe; Vermuthung oder Gewißheit raubt,

ent-

entreißt ihm sein Selbst auf die schmerzhafteste, empfindlichste Weise. Die Rache eines Nessus, die Qualen eines Prometheus sind kaum ein ähnliches Bild seiner Leiden.

Und welches Mittel räth uns dann die Vernunft wider ein so schreckliches Uebel? — Ich zittre es zu sagen: den Tod oder — worin doch der ganze Werth dieses Lebens besteht! — nicht mehr zu lieben.

Zorn.

Ist von allen unseren Leidenschaften die maschinenmäßigste, die unwillkührlichste, und verstärkt sich dahero durch Gewohnheit auf die unglücklichste Art in Character und Wirkungen. Sie entsteht aus einer zu lebhaften zu schnellen Empfindlichkeit, und erstickt und vertilgt in ihren heftigsten Aeusserungen die natürlichsten Gefühle des Menschen. Es ist die einzige Leidenschaft, sagt Seneka, die keine Freude mit sich führt. Nur Schade, ewig Schade, daß diese Behauptung liebenswürdiger als wahr ist! Gewaltthätigkeit entspringt aus Macht; Zorn ist Trunkenheit der Gewaltthätigkeit, und giebt dem Menschen ein so lebhaftes Gefühl seiner Kräfte, das nur zu mächtigen Reiz für ihn hat, so schrecklich, so traurig die Folgen dieses Gefühls immerhin auch seyn mögen.

Schmeichelt euch ja nicht, daß Vernunftgründe, wären sie auch die besten von der Welt, über den Zorn etwas vermögen, und erinnert euch Paskals erhabner Sentenz: Zorn und Wahrheit erkennen keine Macht über sich.

Kind-

Kindliche Liebe.

Ist die natürlichste Tugend, die heiligste Pflicht; aber vielleicht nur — Pflicht. Die Zärtlichkeit der Eltern für ihre Kinder ist — so scheint es mir — etwas mehr, ist Empfindung, natürliches Gefühl.

Es ist leichter, sein Selbst in den Kindern zu lieben, als in denjenigen, denen man sein Daseyn verdankt. Die erstere Liebe entsteht, wenn die Gefühle schon ganz entwickelt sind; die andere aber existirt lange zuvor, ehe dieses geschehen kann. Jene ist daher ohnstreitig Werk der Natur, da diese vielleicht nur von der Gewohnheit abhängt. Mag nun aber immerhin bey den Eltern der Instinct zur Zärtlichkeit lebhafter seyn: so ersetzt die Vernunft den Kindern diesen Mangel hinlänglich; denn wie viel Bewegungsgründe haben sie, die zu lieben, die die beschwerlichen Sorgen ihrer ersten Kindheit trugen!

Nie! nie wird durch einen Vorwand, durch einen Scheingrund eine solche heilige Pflicht bestritten werden können.

Freundschaft.

Den Reiz dieser Empfindung, wie jenen der Liebe, fühlt fast nur die Jugend. Ich sah einige wahrhaft Liebende; aber fast gar keine wahren Freunde, die über dreyßig Jahr alt waren.

All' diese Freundschaften, deren Bewegungsgründe man sich gewöhnlich erklären kann, verdienen sie wohl diesen so oft entweihten Nahmen? Es sind Verbindungen aus Convenienz, aus Interesse, aus Geschmack, Vorkehre von mehr oder minder edelmüthigen Diensten.

Große Verschiedenheit in Geist, Character und Hofnungen, Uebereinstimmung in eingebildeten und wirklichen Bedürfnissen, dieses knüpft unter den Menschen ohnstreitig noch die dauerhaftesten Verbindungen.

Es giebt viel Leute, die man nur darum liebt, weil man sich an ihre Fehler gewöhnt hat, oder weil man glaubt, daß sie die unsrigen gewohnt sind.

Nur durch viele Nachsicht und durch Vernunft lernen sich die Menschen ertragen, und es möchte wohl keine Freundschaft geben, die lange ohne diese Stütze bestehen könnte.

Wie wenige Menschen, wie wenige Freunde würden sich, ohne auf Lebenslang sich zu trennen, einander zeigen können, wie sie wirklich sind!

Ich aber werde nicht sterben, ohne dieses Glück gekannt zu haben. Ich hatte eine Freundin, und — mit Recht kann ich es sagen — auch ich war wahrer Freund. Mein Herz und meine Sorgfalt begleiteten sie bis zur Gruft, und süßer Trost wäre es für mich gewesen, hätte ich mit ihr zugleich in die Gruft gesenkt werden können. Weil ich sie aber habe überleben müssen: so sey es, um ihr durch Klagen

und Zurückerinnerungen noch auf kurze Zeit einen Schatten von Leben — das Einzige, was dem Vollendeten hiernieden bleibt! — zu erhalten.

Wenn ich mir — so sagte sie einige Tage vor ihrem Ende zu mir — ihr künftiges, ruhiges, sanft dahinwallendes Leben denke, sobald meine Schmerzen ihnen keine Leiden mehr machen werden: so giebt mir dieses fest Trost über den Verlust so vieler Zärtlichkeit und Freundschaft. Thränen glänzten in ihren Augen. Um mich zu zerstreuen, sprach sie nun mit himmlischer Ruhe von dem Lebensplane, den sie für mich entworfen hatte, bemühte sich eben so sorgfältig freundschaftlich, mir die Wohlthaten und Vortheile, die daraus für mich entsprangen, interessant zu machen, als sie sich vorhero Mühe gegeben hatte, mich zur Annahme derselben zu überreden, und versicherte, daß Genuß derselben ihrer Asche die beste Huldigung sey.

O! wie hieng meine Seele an der ihrigen, wie so ganz lebte ich nur für sie. Jahre bedurfte ich, den Gedanken, allein, ohne sie auf der Welt zu seyn, ertragen zu lernen; denn ich war gewohnt, und es war für mich so angenehm, ihr alle meine Wünsche, alle meine Gedanken, mein ganzes Daseyn zu widmen.

Wenig Illusion vermischte sich indessen mit der Empfindung, die ein so festes Band geknüpft hatte. Niemand kannte meine Fehler und Vergehungen besser als sie; aber ihrer Seele war Freundschaft der meinigen Bedürfniß, und

jede meiner guten oder bösen Eigenschaften standen auch ganz unter ihrer Herrschaft. Ihr ausserordentliches Zutrauen machte mir aus ihren Fehlern kein Geheimniß; aber giebt es wohl Fehler, die ein so edler erhabner Character, so wahre himmlische Güte, eine so allgemeine, so unverfälschte Wohlwollenheit nicht überwöge, nicht sie selbst liebenswürdig machte!

Egoismus scheint alle Rechte der Freundschaft zu vernichten; und Egoismus konnte man nicht ohne Ursach bey ihr vermuthen; denn schrieb sie sich nicht alles zu, verlangte sie nicht alles um ihrentwillen? — Ja allerdings, dies that sie; was thun aber hier Worte zur Sache? Jede Handlung wird nach ihren Grundsätzen oder nach den Wirkungen, die sie hervorbringt, gut oder böse. Dieses Ich, von dem sie, wie es schien, ganz eingenommen war, dieses Ich war doch minder ihr als andern gewidmet. Sie liebte nur sich selbst, um desto mehr von andern geliebt zu werden, um um sich her Vergnügen und Glück zu verbreiten. Hundertmal glücklicher fühlte man sich durch das, was man für sie that, als durch das, was man für sich selbst gethan hatte. Süßer war es, die Zeit, die sie von einem zu ihrem Dienste verlangte, bey ihr zu zubringen, als sie auf jedes andre Geschäft zu verwenden. Die Empfindung, die sie einflößte, war stärker noch, räumte ihr mehr Macht ein, als sie selbst wünschte. Zwiefach stolz glaubte man auf Herz und Geist seyn zu können, kurz, zwiefach glaubte man seines ganzen Daseyns zu genießen, wenn man sich ganz ihrer sanften Herrschaft überließ.

Unter einer so liebenswürdigen Beherrscherin möchte wohl kein Character böse bleiben können. Der Verstand verbesserte sich, das Verdienst bekam einen schöneren Anstrich. Schon ihre Gegenwart allein, ihr so sorgfältiges Bestreben, gefällig zu seyn, eine glückliche Vermischung von Vertrauen und Zurückhaltung, die die ganze Wonne der Gesellschaft ausmacht, beseelte alles.

O! meine S...m...! warum kann ich diese Huldigung, dieses Andenken, das meine Zärtlichkeit dir schwur, nicht unsterblich machen, warum muß ich sterben, ohne kommenden Jahrhunderten ein Monument zu hinterlassen, das deiner würdig ist! Mag doch ich auf immer vergessen seyn! gern, sehr gern willige ich ein; aber Trost, Beruhigung würde es in der letzten bangen Stunde mir seyn, wenn ich sagen könnte: durch dich lebt sie noch nach dir!

Klaußner.

Betrachtungen über verschiedene Gegenstände.
Aus dem Französischen.

I.

Ein Kapuziner glaubt, daß sein Ordensbruder, wenn er sich etwas vor seinen Collegen ausgezeichnet hat, viel klüger, als Corneille ist, erhebt ihn in Gedanken über alle andre Menschen. Ein Schüler der Rhetorik setzt Herrn le Beau weit über den Fabeldichter Fontaine, weit über den Geschichtschreiber Titus Livius. Diese Schwachheit ist um

desto

desto verzeihlicher, weil sie allgemein ist. Ein Grenadier hält seinen Hauptmann, wenn dieser eine tapfre That gethan hat, für den ersten Helden des Jahrhunderts; ist fest überzeugt, daß ein Scipio, Fabius und Cäsar gegen den Marschall von Sachsen nur ein Schulknabe ist. Alle, die unter diesen Helden gedient haben, bekümmern sich sicher um jene Männer nicht, die schon seit zweytausend Jahren verwest sind. Es ist also eine ausgemachte Wahrheit, daß jeder seinen Heiligen lobt, selbst seine Fehler, wenn er welche haben solte, anpreist; und aus dieser Ursach läßt es sich dahero leicht erklären, wie dieser und jener in dieser und jener Academie zum Ruf eines großen Mannes gekommen ist.

II.

Wehe dem Menschen, der sich nichts aus seinem Rufe macht! Hat er das Vorurtheil, sich nicht um ihn zu bekümmern, glaubt er, daß es gleichviel sey, ob die Menschen Gutes oder Böses von ihm sprechen: so verdient er es, wenn er in üblen Credit kömmt.

III.

Sobald ein Frauenzimmer sich nichts mehr aus der Achtung ihres Geliebten macht, sobald — dies könnt ihr fest überzeugt seyn — ist sie seiner unwürdig.

IV.

Ist es einem Frauenzimmer gleichgültig, was ihr Liebhaber von ihr denkt: so ist dies ein sicheres Zeichen, daß sie ihn nicht mehr liebt. Sie muß entweder eifersüchtig oder seiner überdrüßig seyn.

V.

Wehe! und abermal wehe dem! der nach einer guten Mahlzeit seinen Nächsten mit kaltem Blute darben sehen kann.

VI.

Seyd ihr wegen einer wohlthätigen Handlung noch unentschlossen, ob ihr sie ausüben oder unterlassen solt! so sagt niemahls: dieser Mensch hungert, dieser Mensch leidet und weint, dieser Mensch hat Kleider und Holz nöthig.; ꝛc. — sondern sagt: meinen Nächsten hungert, mein Nächster leidet und weint, mein Nächster hat keine Kleider, kein Holz u. s. w. Das große Wort Nächster wird uns immer an das bloße Ohngefähr erinnern, das den Unterschied schuf, wird uns erinnern, daß wir morgen vielleicht vom Ueberfluß ins Elend herabsinken, morgen die Bedürfnisse dieses Menschen vielleicht auch die unsrigen seyn können.

VII.

Schlimm genug für euch! wenn ihr bey einem leidenden Menschen ohne ihn zu trösten vorübergehen könnet; und schlimmer noch! wenn seine Thränen selbst nicht einmahl euch rühren. — Aber schlimmer noch für euch als für ihn! Der Arme, der nicht selbst seine Armuth verschuldete, hat ein Recht auf eure Hülfe. Der unglückliche Vater, dessen Kinder in einer Scheure auf Stroh liegen und heißhungrig Brod! Brod! schreyen, würde ihnen sein Eingeweide zu essen geben, wenn es möglich wäre. Wer kann, wer wird sich wohl wundern, wenn bange Thränen

seinen

seinen vom Harm gebleichten Wangen herabrollen? Hier, hier ist Hülfe nöthig; hier diesem Manne muß geholfen werden. Eine arme unglückliche aber achtungswürdige Familie: — o! welch ein gräßlicher, schrecklicher Anblick für einen ehrlichen Mann.

VIII.

Kein Mensch kann sagen: ich habe nichts; denn er hat doch ein Herz, und kann an dem Unglücke eines andern wenigstens Antheil nehmen. Mitleid ist schon viel, wenn man weiter nichts hat. Wäre ich unglücklich: so würde auch die Zähre des Mitleidigen schon mir Trost geben. Gern würde ich mich vor dem wohlthuenden Wesen niederwerfen, daß zwar nur mich beklagen könnte, dessen Beyleid aber doch aufrichtig wäre. Ein gewisser Vater der heiligen Kirche hat beynahe schon das nehmliche gesagt und war da gewiß mehr Philosoph als Doctor: Könnt ihr nichts geben — sagt er — könnt ihr den Unglücklichen nicht thätige Hülfe leisten: so weint zum wenigstens eine theilnehmende Zähre; dann Mitleid schon ist für den Leidenden ein großer Trost. Diese Moral ist tausendmal besser als alle mögliche ergos und atquis. Daß Virgil Dido sagen läßt: non ignara mali, miseris succurrere disco, ist der sicherste Beweis, daß Virgil das menschliche Herz kannte. Terenz läßt einen seiner Helden sagen: Homo sum, humani nihil a me alienum puto, weil er Philosoph war, weil seine Sentenzen auf dem Theater zu Rom mit eben dem Enthusiasmus beklatscht werden solten, als man heutiges Tages ein unnatürliches

gräßliches Stück des theuren Herrn *** applaudirt, der zu Nutz und Frommen des lieben deutschen Publicums seine Metzeleien und Todschlägereien auf das Theater bringt.

IX.

Gewiß, ich bekümmre mich wenig um Comödien und Bälle, so lange ich noch einen einzigen Hungrigen, einen einzigen Armen weiß, dem ich nicht helfen konnte. Die gelbe, bleiche Gestalt dieser elenden Brüder, würde mir auch in der glänzendsten Versammlung, auch beym besten Schauspiele immer gegenwärtig seyn, würde mich zur Freude ganz unfähig machen. Für den Philosophen ist das Unglück des Nächsten Stöhrer der Freude. Bey dem Gedanken: Deinesgleichen, die wie du organisirt sind, die wie du Gesicht und Gefühl haben, die mit dir eine Erde, eine Provinz, eine Stadt, ein Haus bewohnen — sind trostlos, wollen verzweifeln, bey diesem Gedanken ist es dem Philosophen nicht möglich, froh zu seyn, zu tanzen, zu singen, zu lachen. In großen Städten ist öfters im untern Stock eines Hauses Ball, im ersten Zank und Schlägerei, im zweyten eine fleißige Familie, im dritten eine lärmende singende Gesellschaft und unter dem Dache sind leidende, weinende Menschen. An diese aber kann nicht immer gedacht werden; und es ist auch gut, daß lustige Leute oft des Elends hienieden vergessen, daß ihre frohe Laune ihre philosophischen Gedanken unterbricht; dann sonst würden sie, da sie gewöhnlich von Natur sehr mitleidig sind, zu viel leiden, und zu früh für ihre leidende Brüder durch Gram und Kummer hingeraft werden.

X.

Einen einzigen Unglücklichen trösten, ist zehntausendmahl besser und ruhmwürdiger, als hundert Arten Luftbälle zu erfinden. Es hat viel Geld gekostet, die Kunst, sich zu tödten, zu vervollkommnen; aber keinem einzigen Menschen scheint es einzufallen, an der Vebeßrung der Kunst der Erhaltung zu arbeiten, obgleich die Kunst zu leben, die größte aller Wissenschaften ist. Verlangte die Ehre Menschenmorde: so könnten diese jenem Phantome ohne alle diese Unkosten, die bisher dazu erfordert wurden, geweihet werden. Mit dem Gelde was ein einziger Luftballon kostete, wie viel armen Familien hätte da geholfen werden können! — Doch! ich will nicht klagen, nicht ungerecht gegen meine Zeitgenossen, die wohlthätiger als jemahls sind, werden. Immerhin mögen gewisse Schriftsteller die Philosophie, die Aufklärung verhöhnen, öffentlich die Menschheit schmähen! doch ist's die Philosophie, die Denker schuf, doch ist's die Aufklärung, die uns menschlicher machte; und die lächerlichen Spöttereyen eines Blinden auf die Vortheile des Lichts werden die guten Wirkungen der Aufklärung nicht verhindern können.

XI.

Lächerlich scheint es beym ersten Anblick — und ist es doch warlich nicht, ist Ursach zum Trauren! — daß die Natur fast immer mit dem Glücke in Krieg ist. Diese beyden Göttinnen, die nur eine Person zu seyn scheinen, leben fast immer in Widerspruch.

XII.

Macht euch so lächerlich, wie ihr immer wollt, oder vielmehr könnt; aber gebt keinen Anlaß zu Zwistigkeiten und es bekümmert mich wenig, weil es euch allein angeht. Streitet ihr euch aber: so geht dieses der ganzen Welt an, und dann muß man sich für eine allgemeine Sache intereßiren. — Sich zanken: — hat dies Wort wohl vernünftigen Sinn? Kann man eine vernünftige Erklärung darüber geben? — Sich zanken ist: sich zwey Stunden heischer schreyen, dann sich schlagen, und nachdem man sich geschlagen hat, dennoch bey seiner Meynung bleiben. Allgemeine öffentliche Streitigkeiten intereßiren jedes Individuum, weil jedes mit darein verwickelt werden kann. Der Unwille eines einzelnen Menschen wird electrisch; denn nichts verbreitet sich geschwinder als das ansteckende Uebel des Zorns und des Zwiespalts. Wenn die Völker auf diesem kleinen Erdball sich bekriegen: so biethen sie dem Philosophen den Anblick eines Hauses dar, worin er wider Willen wohnen muß und worin man sich in dem nächsten Zimmer zankt. Mag er doch nun immer nichts von dem Gezänke hören wollen, er **muß**, er **wird** es doch hören.

Ein Staat, der an einen andern gränzt, ist für den Philosophen ein Zimmer in einem Hause, welches an einem andern anstößt und zehntausend Mann, die sich auf einer Wiese erwürgen, sind einzeln betrachtet für ihn eben das, was drey oder vier Menschen sind, die sich im Zimmer schlagen. Was er hier im Kleinen sieht — sieht er dort im Großen. Traurig wird man Mensch zu seyn, wenn man be-

bedenkt, daß Krieg hier oft Nothwendigkeit ist, daß die ganze Natur, daß Elemente sowohl wie Thiere in Streit sind; daß seit die Welt — Welt ist Krieg gewesen ist und ewig Krieg bleiben würde, wenn die Welt ewig fortdauerte.

XIII.

Die letzte Stufe der Ausschweifung hat der erstiegen, der sich seiner Vergehungen rühmt.

XIV.

Schwache und gute Menschen scheinen nur, um die Beute boshafter Weiber zu werden, gebohren zu seyn.

XV.

Nichts characterisirt ein verdorbenes Herz besser als schmutzige Redensarten; und diejenigen, die Geschmack an Zoten finden, haben gewöhnlich nicht viel Kopf.

XVI.

Vergeßt es nie ihr feindenkenden Seelen, daß ein falscher Freund durch schlechtes Betragen wohl seine Rechte auf eure Achtung verliehren kann, nie aber, wenn er euch verpflichtet hat, seine gerechten Ansprüche auf eure Erkenntlichkeit.

Klaußner.

Gott.

Aus dem Französischen.

Wie heiter, wie ruhig der Himmel ist! Wie mein ganzes Innres durch die Stille der Natur von heiliger Furcht durchdrungen wird! Majestätisch steigt Ruhe und Friede vom Himmel herab, und es scheint, als wählten sie den Augenblick, wo der Mensch schläft, um die todte Natur zu beglücken. Mein Geist erhebt sich über diese Erde; er sieht sie schwinden; sieht sie noch als Punct — sieht sie nicht mehr. Mein Blick durchirrt die unermeßlichen Welten und o! welch ein Schauspiel, welche unzählbare Welten, welche unzählbare Sonnen biethen sich meinem vor Erstaunen starrendem Auge dar. Den ganzen Raum, so weit mein Geist sich empor schwingen konnte, durchschauete ich, und dennoch ist mir, als hätte ich nichts gesehn. Neue Himmel stellen mir immer wieder neue Wunder dar. — An allen Orten bin ich im Mittelpunct des Weltgebäudes, und nirgend, nirgend erblicke ich dessen Gränzen.

Nur ein unsichtbares Wesen kennt diese unzählbare Menge von Welten, die es ohne Aufhören hervorbringt und erhält; nur ein allmächtiges Wesen kann Ordnung, Bewegung und Glück darin verbreiten. Mit gleicher Sorgfalt schuf es die Organe des Insects, welches meinem Blick verborgen ist, und die majestätische Harmonie der Welten.

Der Mensch, nur ein Pünctchen auf diesem Erdball, der wiederum in dem unermeßlichen Weltgebäude nur ein unmerk-

unmerkliches Stäubchen ist, fragt sich: was bin ich? — wo bin ich? — woher bin ich gekommen? Er betrachtet sich mit Neugier, berührt sich mit Verwunderung, besieht und betastet alles, was er um und neben sich sieht. Er empfindet, daß er da ist, fühlt, daß ausser ihm noch andre Wesen existiren; aber alles übrige ist für ihn Dunkel. Nach allen Seiten irrt sein Blick und eine Menge Himmelszeichen, die Luft und Winde verändern, scheinen jeden Augenblick mit seiner Leichtgläubigkeit ihr Spiel zu treiben. Er hebt die Augen empor: und die Sonne blendet ihn, die Unermeßlichkeit der Himmel erschreckt ihn. Verzagt schlägt er sein Auge zur Erde nieder.

Plötzlich hört er ein fürchterliches Toben: die Sonne verfinstert sich, der Himmel wird mit schwarzen Wolken bedeckt und Dunkel verbreitet sich über die Erde.

Wüthende Winde stürmen von allen Seiten aufeinander, brechen sich lärmend und tösend hört man die ausgerissenen Bäume von den Höhen der Gebirge herabrollen. Bald durchschneidet der Blitz im Zickzack die Wolken, bald brüllt der Donner über seinem Haupte und fern in den Felsenhöhlen wiederhallt das Echo sein fürchterliches Getöse; das dauert, bis plötzlich der einschlagende Blitz herabfährt. Der Mensch, der sein Gesicht gegen die Erde neigt und dessen Sinne vom Schreck erstarrt sind, empfindet nur ein verworrenes Gefühl von Furcht und Schreck. Solte er in diesen schreckenvollen Zeichen wohl das Daseyn eines Gottes erkennen? solte er in diesen Anzeigen des Todes und

der

der Vernichtung wohl ein empfindendes Wesen, das Bild des Wohlthäters der ganzen Natur erblicken können? Nein nein! mit seiner Furcht vermehrte sich seine Ungewißheit, mit seiner Furcht verschloß sich sein Herz. Verzagt und bestürzt, wagt er es nicht mehr, sich selbst zu untersuchen. Er scheint seines eigenen Daseyns unbewußt zu seyn, liegt noch starr vor Entsetzen auf der Erde, wenn der Gesang der Vögel längst schon die Zurückkehr der Sonne, die Stille der Natur verkündete. Bald aber spornt ihn der Stachel der Nothdurft, sein Lager zu verlassen. Gequält durch die schmerzhafte Empfindung des Hungers, sucht er diese zu befriedigen. Furchtsam erhebt er sich und sieht eine von den Winden herabgeworfene Frucht zu seinen Füßen liegen. Er nimmt sie auf, und o! welch ein bewundrungswürdiger Wechsel. Eine angenehme, sinnliche Empfindung theilt sich schnell seiner Seele mit. Freude rollt in seinen Adern, seine Furcht ist verschwunden und Hofnung und Vergnügen keimt in seinem Herzen. Durch die Freude entsteht die Erkenntlichkeit, entsteht die Idee eines Wesens, das für ihn sorgt, und die aufrichtigste, dankbarste Verehrung, die sein Herz für dieses wohlthuende Wesen empfindet, zeigt sich deutlich in seinen Augen, die dieses Wesen zu suchen scheinen, und das Verlangen, es kennen zu lernen, wird dringendes Bedürfniß für ihn.

Vergnügen und Erkenntlichkeit also waren es, die dem Menschen die erste Idee von dem Daseyn eines Gottes gaben.

Neue Bedürfnisse werden bald die Schöpfer neuer Gegenstände seines Danks, und die Idee, daß ein wohlthätiges Wesen da sey, wird immer fixer bey ihm. Das helle, reine Wasser eines sanft rieselnden Baches löscht seinen Durst und ein wohlthuender, sanfter Schlummer giebt seinen ermatteten Gliedern neue Stärke, läßt ihn das süße Vergnügen empfinden, das ohngestöhrte Ruhe gewährt. Er erwacht und — staunt; aber empfindet dieses Staunen, dessen Begleiterinnen Freude und Dankbarkeit sind. Nicht bloß vorübergehende Täuschung mehr scheint ihm jetzt das Weltall; nein! — jetzt sieht er in allen Gegenständen die ihn umringen, das lachende Ebenbild des Glücks, sieht die schöpfrische Natur immer thätig, Freuden ihm zu gewähren, Vergnügen ihm zu bereiten. Schon ist er glücklich und kennt doch nur erst den kleinsten Theil der Freuden, den die Gottheit ihm bestimmt hat. Wie groß, wie warm wird erst sein Dank, wie so ganz ohne Grenzen seine Freude seyn, wenn zum erstenmahle sein Herz sich den süßen Bedürfnissen der Liebe und der Freundschaft öfnet! wenn erst Vaterfreuden er empfinden wird und — wenn ich so reden darf? — seinem Gotte ähnlich, lebende Wesen sieht, die einen großen Theil ihres Glücks ihm zu verdanken haben. Sein Auge sieht ein Geschöpf, das ihm gleicht, und überfallen von einer viel stärkeren, viel lebhafteren Empfindung, als die war, die er bisher empfand, nähert er sich demselben; und — findet eine vom Himmel ihm gesandte Gesellschafterin, die die Sprache seiner Augen beantwortet, die sympathetisch die freudenvollen Empfindundungen, die sie einflößt, theilt. Ihre Blicke begegnen,

tref-

treffen sich und Arm in Arm fühlen sie bald das Glück der Menschheit. Wird der Mensch nun noch wohl an dem Daseyn eines Gottes zweifeln können? Ueberhäuft von so vielen Wohlthaten, trunken noch vom Genuß so mancherley Freuden, wäre es da wohl noch möglich, daß er an dem Daseyn eines höheren Wesens, an dem Schöpfer dieser Freuden zweifelte? O nein! nein! vielmehr wird er ohne Unterlaß sich bemühen, diesen Gott immer mehr und mehr kennen zu lernen, wird mit aufmerksamer Neugier die ganze Natur erforschen, wird eifrig an allen Orten dieses wohlthuende Wesen, das sein Herz verehrt, suchen, wird in jedem Gegenstande, der ihm auffällt, es wähnen. Durchgängig sieht er Zeichen seiner Güte, seiner Macht und erkennt seine Gegenwart aller Orten.

Er sieht es in diesem glänzenden Himmelskörper, dessen Strahlen die Erde befruchten, sieht es in der Entwicklung des Keims, der ihn nährt, der ihn mit Gütern überhäuft, sieht es in dem periodischen regelmäßigen Wechsel der Tage, Nächte, Jahreszeiten und Jahre; in den lachenden Farben, womit die Natur sich bekleidet, deren Mannichfaltigkeit dem Auge ein so entzückendes Schauspiel gewähren. Er sieht es in der zahllosen Menge so verschiedener so von einander abweichender Thiere, die sich ihres Daseyns freuen; er sieht es in ihren Bedürfnissen, in ihren Spielen, in ihrem bewundrungswürdigen Fleiße. Er empfindet es in dem angenehmen Duft der Blumen; er schmeckt es in der Kühle des Wassers, das ihn erfrischt, in dem angenehmen Geschmack der Frucht, die seinen Hunger stillt, in der Sanftmuth,

muth, in den Reizen seiner schmeichelnden geliebten Gefährtin, und überhaupt in allen angenehmen Gefühlen, die er bisher empfand. Er fühlt, sieht und empfindet jeden Augenblick etwas, daß nur ein höheres Wesen, als alles, was ihn umgiebt, ein Wesen, das in allen Theilen des Weltalls Ordnung, Leben und Glück verbreitet, hervorbringen kann. Durchdrungen von Achtung, Bewundrung, Erkenntlichkeit und Liebe denkt er sich endlich alle Vollkommenheiten, und erkennt hierin seinen Gott. Jede Tugend faßt nun Wurzel in seinem Herzen.

O Jüngling! willst du deinen Gott erkennen: so komm in unsre Felder und lerne hier dieses höchste Wesen kennen. Sieh diese mit seinen Gaben bedeckte Landschaft, betrachte diese Erde, worauf du gehst, betrachte über deinem Haupte diesen unermeßlichen Himmel, an dem Millionen Welten fortrollen: und — sieh hier dessen Tempel, der voll von Beweisen seiner Größe ist. Fühlst du nicht, wie von oben herab seine Güte die ganze Natur segnet? Hast du nicht tausendmahl die süßen Schmeicheleyen deiner Mutter genossen? Hast du nicht den zärtlichen Druck an einen Vaterbusen gefühlt? Hat das Vergnügen des Daseyns dein Herz nicht mit reiner Freude erfüllt? Hast du nicht bey Schmerzen göttliche Tröstung, die Freuden der Hofnung deinem Herzen einflößte, empfunden? — O mein Freund! dieses war dein Gott; denn er ist die Quelle aller Freuden, aller Wohlthaten. Jemehr du dich diesem göttlichen Wesen näherst, je größer wird das Maaß deiner Freuden seyn, je weiter du durch Nachlaufung des blendenden Lasters dich von

ihm

ihm entfernst, um desto karger wird die Natur dir sie zumessen. Du irrst alsdann gleich dem Kinde, das vom väterlichen Hause sich verlohr, herum, und Sättigung lasterhafter Freuden erregt bey dir bald den Wunsch, wieder in den Schooß dieses gütigen Wesens zurückzukehren.

Klaußner.

Versuch über die Ehe *)

Alles verkündet uns, daß Fortdauer der Wesen die große Absicht des Schöpfers der Natur war. Das ganze Weltall verändert und verneuert sich jeden Augenblick; nichts vergeht ganz und aus Vernichtung geht neue Schöpfung hervor. Dieses Gesetz ist immerwährend und unveränderlich, und seitdem die Welt existirt, ist kein Theilchen der Materie minder auf der Erde.

Wäre nicht jedes lebende Wesen mit der Fähigkeit und dem Verlangen, sich fortzupflanzen, begabt worden: so würde das Weltgebäude unvollkommen gewesen, alle Geschöpfe würden in der ersten Generation schon gestorben seyn, und der Schöpfer hätte ohne Unterlaß neue lebende Wesen schaffen

*) Ist Fragment eines Werks, welches der Academie zu Chalons, sür-Marne, als diese einen Preis auf die beste Schrift über diesen Gegenstand gesetzt hatte, eingesandt und — verworfen wurde, weil der Verfasser zu laut wider religieuse und politische Vorurtheile seine Stimme erhob.

Klaußner.

sen müssen. Es ist bewundrungswürdig, daß alle Handlungen, die auf Fortdauer abzwecken, von Vergnügen begleitet werden, und es giebt wohl kein Individuum, das nicht das Bedürfniß fühle, über seine Existenz zu wachen, nicht angenehme sinnliche Empfindungen dabey hätte. Diese Sensation ist nach den Begierden stärker oder schwächer.

Wenn das Thier vom Hunger oder brennendem Durste gequält wird: mit welcher Wollust stürzt es dann auf die Nahrung, die sein Leben erhält, mit welcher Sinnlichkeit schlürft es dann das erfrischende Wasser! Wenn ein Bedürfniß seine Sinne mächtig beunruhiget, empört, es ausser sich bringt: o so ist es die Liebe. Diese wüthende Leidenschaft, durch welche das Weltall besteht, durch welche alle Wesen sich mehren, war allem, was athmet, so wesentlich nöthig, daß nicht Freuden genug mit dem Fortpflanzungsgeschäft verbunden werden konnten. Mit welchem Feuer beseelt diese Leidenschaft alle Wesen! Fühlen sie es in ihrem Innren wüthen: so scheinen sie eines neuen Daseyns zu genießen, und die Luft ertönt von ihrem Geschrey, von ihrem fröhlichen Gesang. Ihre Bewegungen drücken die Lebhaftigkeit ihrer Begierden aus, sie irren, sie laufen umher, durchschwimmen die reißendsten Ströhme, erklettern die steilsten Gebirge, muthiger, behender und kühner als sonst springen sie über die gefährlichsten Abgründe und nichts schreckt sie ab, nichts kann sie zurückhalten. Gequält von Ueberfluß des Lebens suchen sie mit Hitze sich auf und brennen vor Begierde, sich gegenseitig Hülfe zu leisten.

Vorzüglich stark mußte der Reiz zur Fortpflanzung bey dem weiblichen Geschlechte seyn, um sie zu bewegen, in Etwas zu willigen, wovon sie allein die Folgen, Unbequemlichkeiten und Gefahren tragen müssen. Es ist wahr, daß die im Stande der Natur weit stärkeren Weibchen wenig Beschwerden von ihren Niederkünften haben; denn man betrachte einmahl diese zahllose Menge von Thieren, die die Erde und die Lüfte bevölkern, wird man da nicht eben die Kraft, eben den Muth, eben die Behendigkeit bey den schwangern Weibchen finden, als bey den Nichtträchtigen? Sie bleiben sich fast ganz gleich, und eben so schnell als sonst scheint der Vogel zu fliegen, scheint das Thier laufen zu können. Wenn zwey Geschöpfe einerley Gattung sich begegnen, die von Begierden zur Fortpflanzung gereizt werden: so begatten sie sich, und physisches Bedürfniß ist hier allein der zureichende Grund. Das Männchen thut die ersten Schritte und das Weibchen nimmt nach Gefallen seine Schmeicheleyen entweder an oder weist sie ab. Sie bekam, ob sie gleich der schwächere Theil ist, hinreichende Kräfte von der Natur, sich, wenn sie will, gegen jeden Angriff zu schützen; denn sonst wäre die freywilligste Handlung eine erzwungene geworden, und der Wille der Natur übertreten. Das Weibchen muß den Augenblick der Begattung bestimmen; denn sie allein kann sich und ihren Zustand beurtheilen. Sie mag nun Lust haben, sich den Begierden des Männchens zu ergeben oder nicht: so weist sie es doch allemahl ab, nur nicht immer gleich stark, gleich ernstlich. Fühlt sie sich zur Begattung angereizt! so weigert sie sich nur zum Schein, so sind ihre Zurückweisungen nur Lock-

spei-

speisen, die Augenblicke des Genusses noch freudenvoller zu machen. Diese Art von Kokketterie ist bey den Thieren ewiges, beständiges Gesetz, das man als nothwendiges Vorspiel zu einem wichtigen nicht fruchtlos seyn sollenden Werke ansehen muß.

Wenn Mutter Natur ihr Trauerkleid ablegt, um sich in den glänzendsten Gewändern zu kleiden, wenn die Bäume mit Blüthen, die Wiesen mit Grün sich schmücken, wenn alles, was lebt, im Wetteifer frohlockend die Wiederkehr des Frühlings feyert, dann schleicht euch in ein Wäldchen, beobachtet den Schwarm der Vögel die von erwachten Begierden gequält werden, seht, wie sie sich entschlüpfen, seht, wie sie sich locken! Von Zweig zu Zweig flattern sie umher und das Weibchen giebt den Ton an. Fliegt sie auf den Gipfel eines Baums, gleich folgt das Männchen ihr nach, steigt sie auf den Rasen herab, ihre Nahrung zu suchen, schnell fliegt auch er hin; geht sie an das Ufer eines Bachs, ihren Durst in den Silberwellen zu löschen, gleich ist auch das Männchen da, der sie überhaupt, so lange die Jahreszeit der Liebe dauert, nicht einen Augenblick verläßt. Als ihren Sklaven führt sie ihn mit sich und der Lohn seiner Beständigkeit ist die Erlaubniß glücklich zu seyn, die Bewilligung der letzten Gunstbezeugung. Nur dann erst, wenn sie fähig sind, den Zweck der Verbindung zu erfüllen, überlassen sie sich gegenseitig eins dem andern, und erwarten das dazu nöthige Alter, ohne es zuvorzukommen. Die Einbildungskraft, der wir polizirte Geschöpfe so viel Herrschaft einräumen, ist für sie Unding. Unbedeckt sind ihre

körperlichen Reize; und dennoch sehen sie sich, ohne Begierden zu empfinden, verlieben sich, wenn es Zeit ist, haben dazu bestimmte Jahreszeiten und sind nicht immer wie wir dazu aufgelegt. Im Winter, wo die flüßigen Körper erstarren, die Pores sich zusammenziehn, lehrt Natur sie, daß sie kein überflüßiges Feuer haben, und sie fühlen dann keine Neigung, es wegzugeben.

Daß die Menschen in allen Jahreszeiten der Liebe fröhnen, daß sie bey Tausenden in einen kleinen Raum zusammengedrängt immer mit ihren Gatten zusammen leben, ihre Tage in Müßiggang und Weichlichkeit zubringen, die Strenge der Kälte durch erkünsteltes Feuer vermindern, und durch geistige Liquers und Speisen sich erhitzen und immer von Bildern des Luxus und der Ausschweifung umringt sind — ist ein Zeichen, daß sie sehr weit von der Natur sich entfernt haben, gar wenig nach ihren Vorschriften leben. Immer sind Einbildungskraft und Sinne bei ihnen entflammt, immer fordern diese Befriedigung. Nicht ihre Kräfte, sondern ihre Begierden sind ohne Gränzen; auch müssen sie den Mißbrauch, den sie von den empfangenen Gaben machen, theuer genug bezahlen, müssen bey guter Zeit aufhören, die süßesten Freuden der Natur zu geniessen, verliehren in den besten Jahren schon Stärke und Gesundheit.

Unter den Thieren giebt es keine unfruchtbare Verbindung. Die Jahreszeit sagt ihnen, wenn es Zeit zur Begattung ist, und verfließt nicht, ohne daß das Weibchen ge=

gebrütet oder geworfen hat. Sie kennen keine andere als natürliche Mittel dazu, kennen keine sträflichen Künste, die dem Willen der Natur Hohn sprechen, kennen nicht diese fruchtlosen Freudengenüße, die Vernichtung des menschlichen Geschlechts nach sich ziehen. Die Jahreszeit der Liebe wenden sie zu kleinen Neckereyen und Zwistigkeiten an. Jedes Individuum brennt seine Begierden zu befriedigen, und wenn um einen Gegenstand mehrere buhlen: so streiten sie sich mit Hitze darum, ziehn sich aber gleich zurück, wenn das Weibchen gewählt hat, und lassen den Sieger im ruhigen Besitz. Jedes Pärchen bleibt in seiner Liebe treu und beständig.

Hat das Weibchen empfangen; so duldet sie die Begattung nicht mehr; denn diese an und für sich selbst unnütze Freuden könnten der Frucht, die sie trägt, schädlich werden. Wie sehr unterscheidet sie sich hierinn von den mehresten Weibern, die nie eifriger die Umarmungen ihrer Männer suchen, als grade in dem Zeitpunct, wo sie sich derselben enthalten solten.

Jedes Weibchen ist dem Männchen gleich; und Schönheit, dieses idealische Ding, das eben so verschieden in seiner Art ist, als die Menschen es sind, kennen sie gar nicht. Alle Thiere von einerley Art sind an Farbe, Behendigkeit und Stärke sich gleich. Man bemerkt bey ihnen diese physischen Verschiedenheiten nicht, die bey den Menschen Sitten, Gewohnheiten und gesellschaftliche Gebräuche hervorbrachten.

Von Rang, Würde und Glück, deren Daseyn oder Mangel bey uns Verbindungen knüpfen oder verhindern, haben sie nicht die geringste Idee. Alle Familien vermischen sich, um nur eine auszumachen, und alles genießen sie gemeinschaftlich.

So lange die Verbindung des Männchens mit dem Weibchen dauert, befiehlt er so wenig ihr, wie sie ihm. Ihre Macht ist gleich, und jeder von ihnen erfüllt aus angebohrnem Instinct seine Pflichten, jeder von ihnen arbeitet an der Bereitung des Nestes, die Jungen zu empfangen und zu bewahren. Sind sie ausgebrütet: so sucht eines nach dem andern Nahrung für die junge Brut, und das Männchen fliegt ohne Unterlaß ab und zu, bringt mit unermüdetem Eifer Futter, indeß das Weibchen sie erwärmt, sie durch ihr Feuer belebt. Fangen die Kleinen an, ihre Kräfte ausser dem Neste zu versuchen: so begleiten sie Vater und Mutter, leiten ihren Flug, zeigen ihnen die dienlichen Nahrungsmittel, lehren sie ihre Feinde kennen und fliehn und überlassen sie endlich sich selbst und trennen sich ebenfalls, um wieder in ungebundner Freyheit zu leben.

Gab es auch je eine Leidenschaft, die Feindin jeden Zwanges war, die jede Fessel, die man ihr anlegen wolte, zu zerreissen drohte: so war es die Liebe. Aber der Mensch, der alles gewissen Regeln unterwürfig gemacht hat, wolte auch diese wüthende Leidenschaft in Fesseln geschmiedet wissen. Er theilte die Weiber unter sich, so wie er vorhero schon Eigenthum unter sich abgetheilt hatte; ja, was sage

ich?—

ich? — er betrachtete das Weib als das kostbarste Eigenthum, was er bekommen konnte. Eben der Geist, der ihn zum Herrn des Feldes, zum Eigenthumsbesitzer gemacht hatte, gab ihm auch absolutes Recht über seine Gefährtin und versicherte ihm ausschließend ihren Besitz. **Nichts in Gemeinschaft** ward sein Denkspruch, und nach diesen Grundsätzen errichtete er das Gebäude seines gesellschaftlichen Lebens.

Es ist aber auch ohnstreitig gewiß, daß die Gemeinschaft der Weiber schlimme Folgen gehabt haben, daß sie Gelegenheit zu ewigen Zänkereien und Uneinigkeiten gegeben haben würde. Eifersucht würde unter Menschen, die auf einen kleinen Erdraum zusammengedrängt gelebt hätten, schreckenvolle, blutige Scenen verursacht haben. Das angenehmste, wohlthätigste Band, das Band, welches die Stärke und Stütze der menschlichen Gesellschaft ist, würde die verheerendste Plage für sie geworden seyn. Durch gemeinschaftlichen Genuß der Weiber würde Verwirrung entstanden, würde das Vaterrecht ungewiß gemacht worden seyn, und niemand würde Früchte als die seinigen haben anerkennen wollen, die auch einem andern angehören konnten. Ohne Stütze, ohne Schutz wären die Kinder den Müttern allein zur Last gewesen, und diese würden bald einer Pflicht überdrüßig geworden seyn, an der sie keine Theilnehmer gehabt hätten, welches denn unzählbare böse Folgen nach sich gezogen haben würde.

Nothwendigkeit gab also auch eines Theils der Liebe Gesetze, die im Anfang freylich nicht beschwerlich waren. Jedes

des Geschlecht hatte in seiner Wahl freye Hand und die Verbindung dauerte auf Lebenszeit. Mann und Weib versprachen sich gegenseitig Treue und unverletzliche Liebe, und kannten die Kunst noch nicht, ihren Schwüren auszuweichen.

Ehe war eine feyerliche, öffentliche Handlung, und daß sie dies war, ist recht und löblich; denn dadurch wurde der Stamm oder die Kaste, wozu die Neuvermählten gehörten, von der Verbindung zweyer seiner Mitglieder benachrichtiget, und konnte ihnen also die schuldige Achtung bezeugen. Diese wichtige Handlung ward immer mit Pracht und Fröhlichkeit gefeyert und die eheliche Verbindung zweyer Mitglieder des Staats war eine merkwürdige Begebenheit, auf die jedermann sein Augenmerk richtete. Diese Neuvermählten bekamen nun einen größeren Wirkungskreis, wurden der Gesellschaft wichtiger, achtungswürdiger, und mit Theilnehmung betrachtete man sie als Urheber einer vielleicht zahlreichen Nachkommenschaft. Was in der Welt wäre auch achtungswürdiger, als Seinesgleichen Leben zu geben, und dem Staate Bürger zu liefern! Wie edel ist das Fortpflanzungsgeschäft im Auge des Weltbürgers und Naturbeobachters!

Die rohesten, wildesten Nationen waren nicht unempfindlich gegen die Liebe, und der Tag einer Verbindung war ihnen feyerlicher, angenehmer noch, als der Tag, wo sie ihre Feinde überwunden hatten. Sie feyerten ihn mit festlichen Tänzen und Spielen.

Ein

Ein Gemählde der Ceremonien, welche unter den alten Völkern bey Hochzeiten üblich waren, würde dem größten Theile meiner Leser glaube ich, nicht unangenehm seyn, weil man sich gern in jene verflossene Zeiten zurücksetzt, sich für alles, was den Stempel des Alterthums trägt, intereßirt. Indessen würde dies mich zu weit von meinem Plane entfernen, und es sey mir nur erlaubt, hier beyläufig anzuführen: daß diese gebräuchlichen Ceremonien, so verschieden sie auch voneinander waren, doch im Grunde auf eines hinausliefen und ein und denselben Endzweck hatten.

Die Geschenke, den man die Vermählten an gewissen Oertern gab, die für sie bestimmte Kleidung, die symbolischen Zeichen, die vor ihnen hergetragen, die Hymnen, die gesungen wurden, die Einweihung des hochzeitlichen Gemachs, die Libationen, alles dieses waren keine leere Ceremonien; sondern hatten einen moralischen Zweck, lehrten die Vermählten ihre Pflichten kennen, lehrten das Weib, sich mit ihrer Wirthschaft zu beschäftigen, thätig, fleißig und keusch zu seyn, ihre Kinder gut zu erziehen und ihren Mann lieb und werth zu halten. Dem Manne machten sie es zur Pflicht, sein Weib und seine Kinder zu lieben, zu schützen und zu ernähren. Gleich solten sie denken, gleich handeln und überhaupt in Einigkeit leben.

Die übrigen Formalitäten bey einer solchen Verbindung waren natürlicher Weise sehr simpel. Weil man damahls die Kunst, zu schreiben, noch nicht kannte: so ersetzte

Treu und Glauben die Stelle der Contracte und die geschlossenen Verträge waren von weniger Bedeutung, weil das Weib nichts zur Aussteuer bekam und der Mann nur sehr wenig. War er Jäger: so bekam er Bogen und Pfeile; war er Hirt: so bekam er etwas Vieh. Nächst diesen eine Hütte, Thierhäute und plumpe irdene Gefäße, — das war sein ganzer Reichthum. Stärke, Behendigkeit und Muth ward das Erbtheil ihrer Kinder.

Da ihrer Bedürfnisse so wenige waren: so bedurften sie auch nicht viel, eine zahlreiche Familie zu unterhalten, und man fand keinen Mann, der sich nicht beweibt und viele Kinder gezeugt hatte. Hagestolze kannte man nicht, weil in der Ehe es sich am glücklichsten lebte, weil Freudengenuß ohne sie nicht möglich, weil es die heiligste Pflicht war, dem Staate und dem Vaterlande Kinder zu geben.

Der Mann war das geehrte Oberhaupt seiner Familie und sein Ansehn und seine Macht eben so billig als nothwendig, ohne Gränzen. In dem Bündnisse, das Mann und Weib schließen, muß ein Theil die Oberhand haben, und der, welcher glaubt, daß unter zwey Personen, die vereinigt leben, wo eines mit dem andern aufs engste verbunden ist, die Eigennutz und Leidenschaften haben, vollkommne Gleichheit in Ansehn und Macht seyn könne, der, sage ich, kennt das menschliche Herz sehr schlecht. Unvermeidlich sind da Verschiedenheit in Meinungen, Widersprüche, Mißverständnisse und häusliche Zwistigkeiten, die nie ans Tageslicht kommen und zu deren Schlichtung man nie einen Drit-

ten

ten rufen wird. Nothwendigerweise also muß eines von beyden die Oberhand haben und wem käme diese zu? — Dem Manne; denn er ist der stärkere Theil, ist von dauerhafterer Gesundheit und weit wenigeren Unpäßlichkeiten unterworfen. — Daher seine Rechte, die unwidersprechlich sind *).

Er machte damahls von seinen Rechten keinen schlechten Gebrauch; denn sein Herz war rein und noch nicht durch alle erkünstelte Uebel des gesellschaftlichen Lebens verdorben. Er liebte, er achtete sein Weib und seine Kinder, und sie segneten ihn dafür. Gegenseitige Zärtlichkeit und Liebe machten die Ehe zum Himmel. Indeß der Mann seinen Geschäften nachgieng, für den Unterhalt der Seinigen sorgte, blieb das keusche häusliche Weib in der Hütte, beschäftigte sich allein mit ihren Kindern und mit ihrer Wirthschaft und bemühte sich, ihren Mann glücklich zu machen. Unmerklich änderte sich diese glückliche Lage der Sachen und die Ehe verlohr sehr viel von ihrer ursprünglichen Reinheit.

Vielweiberey fieng an bekannt zu werden. Diese Sitte ist augenscheinlich die Frucht eines schon langen gesellschaft-

*) Diodor von Sicilien behauptet im I. Buche im XXII. Capitel: daß die Aegyptier bey ihren Eheverträgen zwischen Privatpersonen der Frau die Herrschaft über den Mann gegeben hätten; aber diese Nachricht muß gewiß mit zu den Fabeln gezählt werden, die dieser romanhafte Schriftsteller uns überliefert hat.

schaftlichen Lebens, setzt politische, moralische und physische Rücksichten voraus und ich bin weit entfernt, diese Vielweiberey verfloßner Zeiten mit der jetzt in einigen Ländern noch herrschenden, in eine Klasse zu werfen. Als die Sitten noch unschuldig waren, beförderte sie, in gewissen Gränzen eingeschlossen, die Bevölkrung. Nicht aus Stolz, nicht des Luxus und der Wollust wegen nahmen die Männer mehrere Weiber, nein! nur um dem Staate mehrere Unterthanen zu geben. — Diese wirklichen Männer, die bis ans Ende ihres Lebens frisch und gesund, die Feinde jeder Unmäßigkeit waren, durften nicht ihren erschöpften Kräften, ihren erschlafften Nerven durch den Reiz der Neuheit Feuer und Schnellkraft geben; für sie waren diese Hülfsmittel nicht nöthig. Ihre Häuser waren keine Harems, wo tausend eingekerkerte Schönheiten den Huldigungen eines eifersüchtigen Tyrannen entgegen schmachteten. Sie hatten zwey, drey oder mehrere Weiber, die sie sehr freundschaftlich behandelten, die sie liebten und achteten. Diese Frauenzimmer wurden Mütter, erzogen ihre Kinder, die alle gleiche Rechte hatten, und machten nur eine Familie aus. Gitter, Riegel, Verschnittene und dem Cälibat gewidmete Mädchen, die Unmacht und Eifersucht erfand, bürgten noch nicht für ihre Treue.

Vielmännerey kann nie in einem Lande herrschende Sitte gewesen seyn, und Montesquieu nahm mit zu großer Leichtgläubigkeit die Berichte verschiedener Reisenden als Wahrheit an. Nie kann ich glauben, daß in Malabar oder Arabien oder Litthauen eine Frau mehrere Männer zugleich

gleich habe nehmen können. So ein Gebrauch wäre auch in moralischen und politischen Rücksichten schädlich und würde für die Bevölkrung ganz und gar nicht vortheilhaft seyn; denn unzüchtige Weiber sind grade die unfruchtbarsten. Vielweiberey aber hat diese für die Menschheit so nachtheiligen Folgen nicht. —

Es war der Natur des Bündnisses, das Mann und Weib schlossen, angemessen, daß es nicht länger dauerte, als es beiden Theilen gefiel; und eine Verbindung, die Zuneigung geknüpft hatte, mußte Abneigung natürlicherweise wieder trennen. Diese Trennung indessen war, so lange die Sitten unschuldig waren, so lange eine Art von Gleichheit unter den Menschen herrschte, grade ein Mittel, wozu man nie seine Zuflucht nahm.

Warum solte auch der Mann seine Frau, die Frau ihren Mann verlassen, und wodurch hätten sie sollen glücklicher werden können! Die Männer waren sich ja alle gleich, weil ihre natürlichen Charactere durch Kunst noch nicht verwischt waren, waren alle offen, bieder und gut. Das weibliche Geschlecht war zu der Zeit noch nicht ausgeartet, war sanft, keusch und weichherzig.

Die Freyheit indessen, sich zu trennen, hatte anfangs nur der Mann als eine Folge der absoluten Gewalt, die er über seine Gefährtin hatte. Alte Monumente bestätigen diese Wahrheit. Die kluge gute Art, auf die er seine Herrschaft verwaltete, hatten dem Gesetze Zutrauen gegen ihn

ein.

eingeflößt. Es verließ sich auf die Güte seines Herzens, es glaubte ihn unfähig, seine Gewalt zu mißbrauchen, und er war selbst nicht einmal verbunden, wegen seiner Unzufriedenheit mit seinem Weibe eine Ursach anzugeben. Nach Mose bedurfte es nicht mehr, als daß die Frau keine Gnade vor den Augen des Mannes fand.

Ein ungerechter Ehemann würde den Menschen Ursach gegeben haben, seine Gründe zur Trennung von ihm angezeigt zu verlangen; denn er könnte schändlicher weise ohne den geringsten Grund ein tugendhaftes Weib verabschiedet haben, bloß um seinen zügellosen Begierden zu folgen. Die Frau hätte hernach mehrere Männer einnehmen können und man hätte mit Recht die Folgen eines solchen scandaleusen Beyspiels befürchten müssen. Man denkt nicht eher an den Dämmen, als bis das Wasser alles zu verschlingen droht.

Ganz unmerklich verlohr der Mann nach und nach seine Macht, des Weibes Ansehn vermehrte sich, und es gelang ihr, die Strenge des Gesetzes zu mildern. In dem Grade, wie die Nationen weichlicher, verdorbener wurden, in eben dem Grade stieg die Macht des Weibes. Sie selbst verlangte nun Trennung und — erhielt sie. Scheidung war bey allen Völkern unter mehr oder minder strengen Einschränkungen, gebräuchlich.

Das Beyspiel verschiedener unglücklicher Ehen, öftern häuslichen Streitigkeiten und die vielen Hindernisse, die das Verstoßen eines Weibes erschwerten, gaben den Ehen auf

Zeit

Zeit ihr Daseyn, und Mann und Weib verbanden sich nur auf gewisse festgesetzte Zeit. Waren sie, nachdem der bestimmte Zeitraum verflossen war, nicht mit einander zufrieden: so trennten sie sich wieder. Diese Verbindungen waren bis zum zwölften, dreyzehnten Jahrhundert üblich und Varilles fand unter den Manuscripten in der Königlichen Bibliothek zu Paris einen Ehecontract vom Jahre 1297, den zwey Adliche geschlossen hatten, worinn bemerkt war, daß die Verbindung auf sieben Jahr verabredet sey, und nach dieser verflossenen Zeit, wenn sie beyderseits sich noch gefielen, erneuert werden könne. Im Fall der Trennung war festgesetzt, daß die aus dieser Ehe entsprossenen Kinder, weiblichen und männlichen Geschlechts, getheilt, und sey ihre Zahl ungrade, durch das Loos entschieden werden solte, wem die Ueberzahl zukäme.

Als man gewahr ward, daß der Mann gegen die Ehe gleichgültig, daß sie ihm verhaßt wurde, daß er nur ungern sich dazu entschloß; so wandte man alles an, ihn dazu zu bewegen, gab den Verehlichten Belohnungen, strafte die Ehelosen und erfand ein Mittel, die Ehen zu erleichtern. Gewissen Gesetzgebern schienen selbst die kleinen Privatleidenschaften des Menschen ihrer Aufmerksamkeit nicht unwürdig. Oft verliebte sich ein Mann in ein reizendes Frauenzimmer von niedriger Herkunft, fürchtete aber: durch eine Verbindung mit ihr, seinen Rang, sein Ansehn und seine Familie zu beschimpfen, und seine unüberwindliche Liebe lag oft mit Rücksichten auf Welt und Lage im Streit. Befriediget mußte seine Leidenschaft nun einmal werden und er erfand

fand daher ein Mittel, wie er ohne seine Eitelkeit zu beleidigen, Stolz und Liebe befriedigen könne. Und es entstand jene Verbindung, welche die Römer Concubinatus nannten.

Das Weib, die auf diese Art sich vermählte, war keine Concubine, das Wort in dem Sinne genommen, wie wir es gewöhnlich thun. Ihre Verbindung war gesetzmäßig. Die Kinder, welche in dieser Verbindung erzeugt wurden hatten zwar keine kindlichen Rechte, auch ihr Väter keine väterliche Gewalt über sie; aber deswegen waren es dennoch keine Bastarde, und sie bekamen nach den Gesetzen ein festgesetztes Erbtheil. Dieses Mixtum von wirklicher Ehe und Concubinage ist in Deutschland und vorzüglich in den preußischen Staaten im Gebrauch, wo es eine Ehe der linken Hand heißt. Der Gemahl giebt auch wirklich bey der Trauung die linke statt der rechten Hand. *)

Lange Zeit hatte nur die weltliche Macht mit den Ehen zu thun, lange richtete nur sie über Versprechungen, Verträge und Rechte der Eltern und Kinder. Nach und nach aber mischten sich die Priester mit ein, und ihre Ansprüche auf Gerichtsbarkeit wurden Jahrhunderte lang bestritten; ihre unermüdete Hartnäckigkeit, ihre immer thätige Politik indessen überwand alle Hindernisse. Tausend theo-

*) Der Verfasser glaubt diese Art Ehen in unserm lieben Vaterlande sehr gewöhnlich, und sie sind es, meines Wissens nach, gar nicht, wenigstens gewiß bey Privatpersonen nicht üblich.

d. Uebers.

theologische Fragen warf man über eine Verbindung auf, die derselben am wenigsten benöthigt war. Die Kirche theilte sich in verschiedene Factionen, es ward viel darüber gestritten: ob Ehe ein Sacrament sey oder nicht. Das Concilium zu Trident entschied den Streit und bejahete es, und die römischcatholischen Christen nahmen diese Entscheidung an.

Ehelosigkeit war politisches Verbrechen und wider die Natur, und ist jetzt gar religiöse Vollkommenheit geworden. Priester, die es sich in den ersten Jahren der Kirche zur Pflicht machten, ein Weib zu nehmen, machten nachher es sich zum Verdienst, enthaltsam zu seyn. *) Die Ehe verlohr von Zeit zu Zeit immer mehr von ihrer Achtung, und man gieng selbst so weit, sie für etwas unreines anzusehn und die zweyte Verbindung zu verdammen. Ehe, die nur gesellschaftliches Band ist, das immer getrennt werden kann, ward in eine religiöse bey den Catholiken unzertrennliche Verbindung umgeschmolzen. Die Form ward für das Wesentliche angenommen und Tribunale von Pfaffen rissen das Recht an sich über alle entstandene Streitigkei-

*) St. Numar, Graf von Clermont war verheirathet. Robert, Graf von Evreux, Erzbischof von Rouen, vermählte sich öffentlich um das Jahr 996 mit Herleve und zeugte vier Kinder mit ihr. Der berühmte Graf Esser war der letzte männliche Zweig dieses Hauses. Joulques von Garlainville, Dechant an der Kirche zu Evreux, heirathete Orialda und zeugte zehn Kinder mit ihr.

keiten in ehelichen Angelegenheiten das Urtheil zu fällen. Ein römischer Bischof machte sich als Oberhaupt der ganzen geistlichen Kirche zum unumschränkt gebiethenden Herrn dieser Verbindungen, und in allen christlichen Ländern mußte er für die ertheilte Erlaubniß, diese Verbindungen zu schließen oder zu brechen, mit klingender Münze bezahlt werden. — Fürsten und Völker empfiengen staunend und in Demuth seine Befehle; die weltliche Macht ward zum Stillschweigen verwiesen und in manchen Fällen ganz und gar vernichtet.

Verschiedene von Europens Fürsten benutzten günstige Zeitpuncte, ihre Rechte wieder zu erlangen; andre schonten die Usurpateurs und wandten gelindere Mittel als jene an, ihre ehemahligen Gerechtigkeiten wieder zu erhalten. Bis jetzt noch nimmt ein großer Theil von Deutschland, ganz Frankreich, Spanien, Portugall und Italien rc. seine Zuflucht zum heiligen Stuhl, um Dispensationen zu erhandeln, um die Freyheit zu kaufen, Kinder zu zeugen! —

Klaußner.

IV. Ueber

Digitized by Google

IV.
Ueber die Tempel und Moscheen der Mahomedaner. *)

Alle Tempel der Muselmänner waren sonst unter dem allgemeinen Namen, Meßdjid, bekannt, welches ein abgesondertes, zum Gottesdienst bestimmtes Gebäude bedeutet. Von diesem Worte hat man unstreitig das in den europäischen Sprachen übliche Meschita, oder Moschee abgeleitet. Die wichtigsten unter diesen Tempeln hießen hernach Djeamy-Meßdjid, oder schlechtweg Djeamy, Ort der Versammlung. Kurz, die, welche von Monarchen, oder Prinzen und Prinzeßinnen vom Geblüt erbauet waren, begrif man unter den Namen Djewamy-y-Selatine, welches so viel heißt, als Hauptkirche oder kayserliche Moschee.

Die Tempel, so durch ihre Namen unterschieden, unterscheiden sich auch durch ihre Bauart, Größe und verschie-

 denen

*) Dieser Artikel ist aus einem vortreflichen Werke genommen, das jetzt in Frankreich herausgekommen ist, und den Titel führt: Tableau general de l'empire Othoman, oder allgemeine Uebersicht des Ottomannischen Reichs, vom Herrn d'Ohßon, Ritter des königlichen Wasaordens, Secretär des Königs von Schweden und vormahls Dollmetscher und Charge d'Affaires am Hofe in Constantinopel. Dieser Mann wurde in Constantinopel gebohren und erzogen, und sein Werk ist, wie er sagt, die Frucht eines mehr als zwanzigjährigen Studiums und Fleißes.

denen religiösen, bürgerlichen und politischen Vorrechte, deren sie genießen. Sie machen also drey besondere Klassen aus: Kayserliche Moscheen, ordinaire Moscheen und bloße Meßdjids.

Kayserliche Moscheen trift man bloß in den großen Städten des Reichs an, z. B. in Adrianopel, Cairo, Damascus, Constantinopel, u. s. w. In der Hauptstadt ist die St. Sophienmoschee die wichtigste, und ihr griechischer Name hat sich unter den Mahomedanern fortgepflanzt, denn noch jetzt heißt sie Aja-Sofia. Jedermann weiß, daß Mahomed II. noch an demselben Tage, als er sein Panier auf den Mauern von Constantinopel aufsteckte, dieses prächtige Gebäude in eine Moschee verwandelte. Seit dieser Epoke ist sie immer die Cathedralmoschee oder der erste Tempel in dem Ottomannischen Reiche geblieben.

Die zweyte, der Ordnung nach, ist die Moschee des Sultans Achmed, welche von ihrem Stifter, Achmed I, so heißt. Man nennt sie auch Ally-Minarely, oder die Moschee mit sechs Minarets, wegen der sechs Thürme, womit sie verziert ist. Ausser diesen giebt es in der Hauptstadt noch zwölf andere von wenigerer Bedeutung, welche fürs meiste nach den Prinzen oder Prinzeßinnen heißen, von denen sie gegründet wurden. Alle diese Gebäude sind wegen ihrer Pracht merkwürdig, und stehen fast insgesammt auf einem großen, freyen Platze, so daß ihre ganze Größe dem Zuschauer vollkommen in die Augen fällt. Ueberdies tragen sie auch, weil sie auf den höchsten Plätzen von Constan-

stantinopel stehen, viel zu dem majestätischen Prospect bey, den diese Stadt schon an und für sich, durch ihre Lage, gewährt. Ihre Kuppeln und Dächer sind, so wie das Serail und andere öffentliche Gebäude, mit Bley gedeckt.

Alle diese Moscheen haben ein gleiches Recht, des Freytages und an den beyden sogenannten Bairamsesten, Gottesdienst zu halten, und die Priester, welche dazu gehören, genießen vor andern gewisser Vorrechte. Die Sultane haben in denselben eine Gallerie, und besuchen sie des Freytages wechselsweise; allein im Winter geben sie der St. Sophia den Vorzug, weil sie dem Serail am nächsten ist.

Man rechnet in Constantinopel über zweyhundert Moscheen, welche zur zweyten Klasse gehören. Die älteste unter denselben ist die des Areb-Djeamissy, in der Vorstadt Ghalata. Sie wurde von dem Prinzen Meßleme, dem Bruder des Kaliphen Soliman I. erbauet, als derselbe in dem 98 Jahre der Hedschra Constantinopel belagerte. Noch jetzt bewahrt man in derselben ein Gefäß von Ebenholz auf, welches man für dasjenige hält, dessen sich dieser General in seinen Feldzügen bediente. Der Aberglaube hat dieses Gefäß einigermaßen geheiligt; und die Priester des Tempels überreden den großen Haufen, daß das Wasser, welches sie aus demselben trinken, den Geschmack der Milch annehme, und die Eigenschaft habe, schwangeren Weibern zu einer leichten und glücklichen Geburt zu verhelfen.

Der größte Theil dieser Tempel hat ebenfalls das Recht, des Freytages und an den beyden Bairams, Gottesdienst zu halten, und die Sultane gehen sogar jährlich zwey- bis dreymahl dahin, um in einigen dieser Moscheen das feyerliche Namaz zu verrichten.

Diejenigen, welche nicht derselben Vorrechte genießen, können sie dadurch erlangen, daß sie einen Iman-Khatib einführen, eine Kanzel, zum Ablesen einer Ermahnungsrede, welche man Khouthbe nennt, errichten, und für Se. Hoheit eine Gallerie bauen. Es steht sogar jedem Mohammedaner frey, für diese Fundationen zu sorgen, und dem Priester, Khatib, beständige und sichere Einkünfte auszusetzen. Hierdurch und durch ein Diplom vom Großherrn wird die Moschee in die erste Klasse erhoben, welches sowohl in Constantinopel als in andern Städten des Reichs sehr oft zu geschehen pflegt.

Die unbedeutendsten Tempel sind die Meßdjids. Man kann sie sich als öffentliche Kapellen denken, weil es auf den Dörfern und in den Landstädten keine andere giebt. Auch selbst in den großen Städten trift man verschiedene derselben an. Der gewöhnlichen Angabe nach sollen ihrer in den Vorstädten von Constantinopel dreyhundert seyn. Des Freytages und an den Bairams, wird in denselben kein öffentlicher Gottesdienst gehalten. Jedoch auch diese Tempel können, so wie die gemeinen Moscheen, eine beständige Dauer, einen Khatib und eine Kanzel bekommen; denn bisweilen übernehmen fromme Seelen eine solche Stiftung, und machen

chen den Meßdjid, welcher dies Glück hatte, zu einem Djeamy, wodurch er zu dem Range der ordinären Moscheen erhoben wird.

Aber mit diesen Tempeln muß man den in Mekka und Medina nicht verwechseln, welche beyde unter dem Namen, Meßdjid-Scherif, heilige oder geweihete Tempel, für heilig gehalten werden; denn ihre Bauart ist von der andern Moscheen ganz verschieden, und ihre Vorrechte sind bey weitem größer, als die der andern Mohamedanischen Tempel.

Dieses sind die Hauptunterschiede zwischen den heiligen Gebäuden des Islamismus, wozu man noch die Anzahl der Minarets rechnen kann, womit sie verziert sind. Die Meßdjids haben nur einen; da hingegen die kayserlichen Moscheen und der größte Theil derer von der zweyten Klasse, zwey, vier oder wohl gar sechs haben, auf deren Spitze fürs meiste ein Mond von Kupfer oder verguldetem Erz steht.

Nichts kann der Ehrfurcht gleichen, welche die Mahomedaner für diese heiligen Gebäude haben. Daher bessern sie dieselben auch nicht eher als im höchsten Nothfalle aus. Ein Tempel muß durchaus erst in Gefahr seyn, einzustürzen, ehe es erlaubt ist, ihn niederzureißen, um einen neuen aufzuführen. Man erlaubt es nie, ihn zu erweitern, er müßte sonst in einem Dorfe der einzige und zu enge seyn, alle Einwohner des Orts zu fassen. Solte etwa

zu der Erweiterung ein daran stoßendes Stück Landes erforderlich seyn, so ist es in diesem einzigen Falle nach den Gesetzen erlaubt, gegen den Besitzer desselben Zwang und Gewalt zu gebrauchen, wenn er sich weigert, es für einen mäßigen Preiß zu verkaufen.

Am Tage stehen alle diese Tempel offen, und obgleich das Gesetz keinem, der nicht Mohamedaner ist, es untersagt, sie zu besuchen, so darf es doch niemand anders wagen, als in Begleitung der Caims, welche die Aufsicht darüber haben und sich von denen, die um diese Erlaubniß bitten, eine, ihrem jedesmahligen Stande angemessene Belohnung geben lassen. Zinsbare Unterthanen des Reichs bezeigen diese Neugierde selten, denn entweder werden sie durch Klugheit oder Furcht, Gefühle, die wegen des Zustandes der absoluten und beständigen Unterwürfigkeit unter dem Willen ihrer herrschsüchtigen Gebiether, stets lebhaft seyn müssen, zurück gehalten.

Die fremden Europäer hingegen können sie mit mehrerer Freyheit besuchen, aber es darf nie während des Gottesdienstes geschehen. Jedoch müssen sie eben so gut, als die Mahomedaner, ihre Schuhe vor der Thür lassen, oder hölzerne Schuhe anziehen, damit sie die Teppiche nicht beschmutzen, womit der Boden in der Moschee bedeckt ist. Die meisten Schwierigkeiten macht man den Fremden, wenn sie die St. Sophienmoschee des Sultans, Solimann, und die, welche man Eyub nennt, besuchen wollen; vorzüglich, wenn der Caim-Bascha, oder Hauptaufseher derselben

ben die Grundsätze des Iman-Schafiy befolgt, der die Gegenwart eines Fremden in der Moschee für eine Entweihung hält. Die fremden Minister bitten sich von der Pforte gewöhnlich ein Firmann aus, durch welches ihnen erlaubt wird, alle Hauptmoscheen des Reichs ungehindert zu besuchen und zu besehen.

Ungeachtet ihrer großen Simplicität überraschen doch alle diese Tempel, vorzüglich aber die kayserlichen Moscheen, das Auge, theils durch ihre ungeheure Größe, theils durch die Höhe ihrer Kuppeln. Sie sind größtentheils mit prächtigen Pfeilern von grünem Porphyr oder von Marmor geziert. Ihre ganze Decoration besteht in kleinen silbernen Lampen und überaus fein gearbeiteten Kronleuchtern, welche an dem Ende eines jeden Arms kleine krystallene Lampen haben, unter denen Pendants, in Form eines Straußeyes, herabhangen, die mit goldenen Buchstaben einige Sprüche aus dem Koran enthalten. An den Wänden findet man gewöhnlich nichts als Inschriften oder Tafeln, auf welchen mit großen goldenen Buchstaben der Name Gottes, Allah, die Namen des Propheten, der vier ersten Kaliphen und des Imans Hassan und Hussein, Kinder des Aly stehen. Man sieht an denselben weder Bildnisse, noch Figuren, noch Abbildungen, weder gemahlte noch in Stein gehauene: denn das Gesetz ist in diesem Puncte sehr streng.

Es giebt vorzüglich drey Gegenstände, die, wenn ich so sagen darf, alle mohamedanische Tempel characterisiren.

Diese sind, erstlich: der Altar, Mirab, welches eine Höhlung oder Art von Nische ist, die sechs bis acht Fuß in der Höhe hat, in der Wand angebracht ist, bis auf den Boden herab geht, und bloß dazu dienen soll, die geographische Lage von Mecca zu bezeichnen. Zweytens: die Gallerie der Muctzins, die allemahl dem Altar zur Linken ist. Drittens, die Kanzel, Kursey, der Scheyks oder Priester, welche dem Altar zur Rechten steht und zwey bis drey Stufen hoch ist. In den Hauptmoscheen, welche das Vorrecht haben, daß auch, ausser dem Gottesdienst des Freytages, und an den beyden Bairams, eine Ermahnungsrede, Khouthbe, darf abgelesen werden, ist noch eine andere Kanzel, die Minnber heißt und bloß für den Priester oder Khatib bestimmt ist, welcher dieses wichtige Geschäft verrichtet. Diese Kanzel ist funfzehn, zwanzig bis drey und zwanzig Stufen hoch, je nachdem die Moschee höher oder niedriger ist, und steht dem Altar, von dem sie immer etwas entfernt ist, zur Linken. Die kayserlichen Moscheen und die, welche der Sultan zuweilen mit seiner Gegenwart beehrt, sind ebenfalls mit einer Gallerie für Seine Hoheit und dessen Gefolge verziert. Sie steht zur Rechten des Altars, der Kanzel des Khatibs gegenüber, und ist mit einem vergoldeten Gitter versehen.

Man trift in den mahomedanischen Tempeln weder Bänke, Sitze noch Stühle an, weil der Gebrauch derselben weder zu den Sitten der Nation, noch zu der Beschaffenheit ihres Gottesdienstes, welcher in Verbeugungen des Kopfs und Niederfallen auf die Erde besteht, passen würde. Kleine

und

und Große sitzen alle, ohne Unterschied, auf Teppichen oder Matten, welche in allen Jahreszeiten auf dem Boden ausgebreitet sind; daher auch die Türken nie in eine Moschee gehen, ohne die Pantoffeln vorher auszuziehen.

Die Vorschriften, welche das Gesetz über körperliche Züchtigkeit, während des Gebethes, giebt, und die Ausführlichkeit, mit welcher es über alles das spricht, was das Gebeth und die Reinigung unwirksam machen kann, beweisen, mit welcher Strenge es von jedem Muselmann, von welchem Alter, Stande und Geschlechte er auch seyn möge, die vollkommenste und ehrfurchtvollste Sammlung des Gemüths, während des Gottesdienstes, fodere. Aus diesem Grunde wird es kein Muselmann wagen, den Kopf auf die Seite zu drehen, um sich umzusehen oder auch nur ein einziges Wort mit jemandem zu sprechem; ausser, es müßte dies unter dem Privatgebethe geschehen, oder in dem Zwischenraume zwischen dem kanonischen und dem Bußgebethe, wegen eines verabsäumten Namaz, weil beyde nach einander verrichtet werden. Die Mahomedaner entschleyern sich nie, weder in den Moscheen, noch sonst wo, weder bey dem Gottesdienste, noch in den bürgerlichen Gesellschaften. Das Frauenzimmer hält es, ob es gleich in dem Zimmer allein ist, wenn es zu Hause das Namaz verrichtet, doch für Pflicht, einen Schal oder Schleyer überzuhängen, in welchen es den Kopf einhüllet, um, dem Geiste des Gesetzes gemäß, desto anständiger vor dem Allmächtigen zu erscheinen.

Den Turban nimmt der Muselmann bloß bey ausserordentlichen Gelegenheiten, wegen eines glücklichen oder unglück

glücklichen Vorfalls, und in dem Taumel der Freude oder der Betrübniß ab, entweder um dem Himmel Dank abzustatten, oder ihn um seinen Schutz anzuflehen. Aber auch diese Beyspiele sind sehr selten, vorzüglich unter den Großen; am seltensten sind sie unter den Fürsten. Die Jahrbücher dieses Reichs geben davon nur ein einziges Beyspiel, nehmlich das Beyspiel Selim I., der, als er den nächsten Freytag nach der Eroberung von Cairo, in die Moschee gieng, um das Morgengebeth zu verrichten, seinen Turban abnahm, den prächtigen Teppich, der unter seinen Füßen lag, wegtragen ließ, sich mit dem Gesicht auf die Erde warf, Freudenthränen weinte, und dem Ewigen für das glänzende Glück, womit er seine Waffen gekrönt hatte, tausend Dank abstattete.

Die vorzüglichste Grundlage des ganzen mahomedanischen Gottesdienstes ist ein Gebeth, welches Namaz heißt, und einigermaßen die ganze türkische Liturgie ausmacht. Die ängstliche Sorgfalt des Muselmanns, das Namaz zur gesetzten Stunde zu verrichten, ist den Gefühlen der Ehrfurcht und Demuth, welche die Religion von den Menschen fordert, wenn er durch seine Gebethe dem Schöpfer die ihm gebührende Huldigung leisten will, vollkommen gemäß. Dieses Namaz wird überhaupt, den ausdrücklichsten Vorschriften des Korans zu Folge, allen Volksclassen, ohne Unterschied, gebothen; und muß jeden Tag einigemahl, so wie auch zu verschiedenen Jahreszeiten und bey gewissen Vorfällen im menschlichen Leben, wiederholt werden. Es ist eine Zusammensetzung aus verschiedenen Rikats, die in mannichfaltigen

faltigen Stellungen bestehen, und sowohl mit Verbeugungen des Körpers, als auch mit einem öftern Niederfallen auf die Erde vergesellschaftet sind, bey denen Gebethe verrichtet und Hymnen abgesungen werden, die in der Religion befohlen und vorgeschrieben sind. Mahomed beschrieb alle diese Stellungen und den Gebrauch des Abwaschens, so wie sie der Engel Gabriel in der Höhle des Berges Hiram ihm gelehrt hatte. Er drückte auch dem Namaz das Siegel der Heiligkeit auf, so daß es immer dasselbe bleibt, man mag es öffentlich oder für sich verrichten. Der einzige Unterschied liegt in der Anzahl der Rikaths, die sich nach den Stunden des Gebeths und den verschiedenen Feyerlichkeiten richten, welche die Religion heilig zu halten gebiethet. Der Prophet selbst bestimmte und verordnete die Stunden, die dem Namaz gewidmet werden solten, durch folgende Worte: „Warlich, Gott gebiethet einem jeden Muselmanne, er sey Mann oder Weib, die Pflicht, mit Inbegrif der Nacht, täglich fünfmahl zu bethen.“ Jeder Gläubige ist diesem nach ohne Ausnahme dazu verbunden, täglich diese Pflicht zu fünf verschiedenen Stunden zu beobachten, nehmlich, des Morgens, Mittags, Nachmittags, Abends und gegen Mitternacht, um das nachzuahmen, was sonst die alten Propheten thaten.

Man findet keinen einzigen Muselmann, der diese Pflicht nicht mit der gewissenhaftesten Sorgfalt beobachtete. Drey von diesen Stunden bleiben, in Rücksicht auf den Aufgang, die Culmination und Untergang der Sonne, in jeder Jahreszeit unverändert dieselben, weil sie sich nach

dem periodischen Umlauf dieses Körpers richten. Die erste also oder die Morgenbethstunde nimmt jedesmahl 45 Minuten vor Sonnenaufgang ihren Anfang. Die zweyte oder Mittagsbethstunde 40 Minuten nach demselben, wenn die Sonne schon den Mittagszirkel passirt ist; und die vierte oder Abendbethstunde zwanzig Minuten nach ihrem Untergange. Was die beyden andern betrift, so fällt die eine zwischen Mittag und Abend, die andere zwischen Abend und den Anbruch des Tages. Sie nehmen früher oder später ihren Anfang, je nachdem die Tage kürzer oder länger sind.

In dem Anfange dieser fünf täglichen Gebethe kann man sich nicht leicht irren, weil sie dem Publikum durch das Ezzan, welches beynahe in ein und eben demselben Augenblicke in allen Moscheen des Reiches gegeben wird, pünktlich angezeigt werden. Dieses Ezzan vertritt die Stelle der Glocken, von deren Gebrauch die Mahomedaner nichts wissen, und die, weder in ihren Tempeln noch im Serail, weder am Hofe noch in einem Privathause anzutreffen sind. Die Muezzins, deren Bestimmung es ist, dieses Zeichen zu geben, zeichnen sich gewöhnlich durch die Schönheit und Anmuth ihrer Stimme aus. Sie steigen auf die Spitze der Minarets, richten ihren Blick nach Mekka, verschließen die Augen, halten die Hände ausgebreitet in die Höhe, legen beyde Daumen in die Ohren und donnern so das Ezzan herab. In dieser Stellung gehen sie mit vieler Feyerlichkeit auf der kleinen Gallerie, Schurfe, welche um jeden Minaret angebracht ist, herum. Eine jede Moschee ist mit zwey bis vier solchen Thürmen verziert; aber deren sind wenige

im

im Reiche, welche, so wie die Moschee des Sultans Achmed, sechs hätten. Die beyden Gebethe bey Tage, nehmlich das zweyte und dritte, werden durchgängig von den Spitzen aller Minarets angekündigt. Die Ruhe und Stille, welche in allen türkischen Städten herrscht, weil man nie, weder durch das Läuten der Glocken, noch durch das Rasseln der Wagen gestört wird, machen, daß die Stimme der Muctzins, in allen zum Gebeth bestimmten Stunden, sehr weit schallt, vorzüglich aber des Morgens, wenn es anfängt zu tagen. Diese periodischen Ankündigungen haben etwas Großes und Majestätisches, sie erwecken selbst bey dem Irreligiösesten eine gewisse Andacht; denn in der That wird das Herz angenehm gerührt, wenn man, gegen Anbruch des Tages, auf dem weichen Federbette, eine Menge melodischer Stimmen alle auf einmahl diese Worte ausrufen hört: „Kommt zum Gebeth! kommt zum Tempel des Heils! das Gebeth geht dem Schlaf vor!“

Dieses Ezzan wird täglich fünfmahl wiederholt, und fünfmahl setzt es alle, welche sich zur Religion Mahomeds bekennen, in Bewegung. Den Augenblick, da die Stimme der Muctzins erschallt, läßt ein jeder Muselmann, von welchem Alter, Stande und Geburt er auch seyn möge, seine Arbeiten und Ergötzlichkeiten ruhen, um das Gebeth zu verrichten. Diese Pflicht kann man in den Moscheen, Häusern, Läden, Waarenlagern, auf den Märkten, öffentlichen Spaziergängen, kurz, es sey, wo es wolle, verrichten. Die, welche nie in der Türkey gewesen sind, können sich von der unermüdeten und gewissenhaften Sorgfalt, welche

Männer

Männer und Weiber, Junge und Alte, Reiche und Arme, Priester und Layen, auf die pflichtmäßige Beobachtung dieser fünf Namaz wenden, nur einen sehr unvollkommenen Begrif machen. Man könnte beynahe sagen, daß diese so zahlreiche Nation nur eine einzige religiöse Gesellschaft ausmache.

Man kann es täglich sehen, wie Minister und angesehene Staatsbediente ihre Federn niederlegen und mit den wichtigsten Geschäften einhalten, um sich, mitten in dem Zimmer wo sie dieselben verrichten, selbst, wenn sie von einer Menge anderer Geschäftsmänner umgeben sind, auf den Teppich niederzuwerfen um das Gebeth zu thun. Wenn der Herr des Hauses sein Namaz geendigt hat; so räumt er seinen Platz gewöhnlich demjenigen ein, welcher unter denen, die diese Pflicht verrichten, nächst ihm, der Angesehendste ist. Leute, von sehr niedrigem Stande begeben sich in ein anderes Zimmer.

V.

Freundschaftlicher Rath für einen jungen Ehemann.

Von Mstrs. Trahle (jetzt Mstrs. Piozzi.)

Aus dem Englischen.

Mit vielem Vergnügen habe ich die Nachricht von Ihrer Vermählung erhalten, und hoffe, daß die Aufrichtigkeit, mit

mit der ich Ihre Wohlfahrt wünsche, die Freyheit entschuldigen wird, welche ich mir nehme, Ihnen einige Regeln zu geben, durch deren Beobachtung Sie um so sicherer dazu gelangen können. Ich sehe, Sie lachen über meine verschrobene Güte und rufen, über die Reize Ihrer Braut nachdenkend, in Entzücken aus, daß Sie ohne meine Regeln glücklich genug sind. Ich weiß, Sie sind es; aber vielleicht werden diese Zeilen, wenn eins von den vierzig Jahren verflossen ist, die, wie ich hoffe, Sie angenehm mit einander verleben mögen, Ihnen zu statten kommen, und die Regeln, glücklich zu werden, nicht überflüßig seyn, obgleich einige derselben unanwendbar scheinen dürften.

Könnte diejenige Liebe, welche in dem ledigen Stande so bezaubernd ist, auch während des ganzen Ehestandes ungeschwächt erhalten werden, so brauchte man nicht länger nach dem höchsten Gut zu suchen; man würde es in der Vereinigung zweyer treuer Liebenden finden. Aber die Vernunft sagt uns, daß dies nie möglich, und die Erfahrung lehrt, daß es nie wirklich sey. Jedoch wir müssen sie so lange zu erhalten und so glücklich zu ergänzen suchen, als wir können.

Wenn aber die Hitze Ihrer gegenwärtigen Leidenschaft sich legt, und eine kältere und sanftere Zuneigung in die Stelle derselben tritt; so seyn Sie nicht so vorschnell, sich selbst entweder als gleichgültig zu tadeln oder als unglücklich zu beklagen, denn Sie haben bloß dasjenige verlohren, was Ihnen unmöglich war zu behaupten, und würden un-

dankbar seyn, wenn Sie mitten in den Freuden eines angenehmen Sommers die Blüthen des hingeschiedenen Frühlings bedauren wolten. Urtheilen Sie nie unbesonnen über die Geschmacklosigkeit Ihrer Gattin; sondern bedenken Sie, daß jeder noch so erhabene Gegenstand, jede noch so angenehmen Töne nicht länger entzücken, als ihre Neuheit wirkt. Zwar sollen einige Frauenzimmer, wie man sagt, in einem vorzüglichen Grade die Kunst besitzen, die Macht des Gefallenden stets neu zu erhalten; aber man hat selten erlebt, daß die Künste des reifern Alters auch die Unschuld der Jugend geziert hätten. Sie haben Ihre Wahl getroffen und müssen sie also auch billigen.

Dem Besitze folgt der Ueberdruß auf dem Fuße nach; und um glücklich zu seyn, müssen wir stets etwas zum Augenmerk haben. Die Person Ihrer Geliebten ist bereits ganz die Ihrige und wird in Ihren Augen schwerlich gefallender werden, obgleich andere Ihres Geschlechts sie wohl noch ein Dutzend Jahre für schöner halten möchten. Wenden Sie daher alle Aufmerksamkeit auf ihren Verstand, welcher durch Anstrengung mit jedem Tage mehr Licht bekommen wird. Studieren Sie mit ihr irgend eine leichte Wissenschaft und erwerben Sie sich eine Aehnlichkeit des Geschmacks, während Sie der Gemeinschaft des Vergnügens genießen. Hierdurch werden Sie viele Bilder miteinander gemein haben und von der Nothwendigkeit frey seyn, sich einander zu verlassen, um Vergnügungen zu suchen. Nichts ist der ehelichen Liebe so gefährlich, als wenn es möglich ist, daß der eine sich ohne die Gesellschaft des andern glücklich

lich fühlt. Suchen Sie also das Band der gegenwärtigen Vertraulichkeit von allen Seiten fest zu ziehen. Lassen Sie Ihre Gattin nie unbekannt mit Ihren Einkünften, Ausgaben, Freundschaften oder Abneigungen. Entdecken Sie ihr sogar Ihre Fehler, aber machen Sie dieselben durch Ihre Vorzüge liebenswürdig. Sehen Sie jede Verheimlichung für einen Bruch der Treue an. Geben Sie ihr nie Gelegenheit an Ihrem Character etwas auszusetzen, und bedenken Sie, daß von dem Augenblick an, da der eine Theil der Spion über den andern wird, die Feindschaft gleichsam den Anfang nimmt.

Suchen Sie Ihr Glück nicht in Sonderlichkeiten, und scheuen Sie die Zurückhaltung mit der Weisheit als einen Abweg zur Thorheit. Geben Sie nie solchen Weisen Gehör, welche Ihnen rathen, den Weiberrath in allen Fällen zu verachten, und welche, wenn Sie ihn annehmen, Sie für den Inspirirten eines Weibes erklären. Halten Sie nichts, als das Freyseyn vom positiven Uebel, für einen Vorzug, und wünschen Sie sich nicht etwa Glück, daß Sie keine gelehrte Frau haben, daß sie nie eine Karte anrührt oder keinen Boudin zu machen versteht. Kartenspielen, Kochen und Gelehrsamkeit sind, jedes in seiner Art, recht gut, und können vortheilhaft gebraucht werden.

In Absicht der Ausgaben will ich nur dies bemerken, daß das Geld, welches auf äussere Pracht verwandt wird, selten oder vielmehr nie nützlich angewandt ist. Denn wir leben in einem Zeitalter, in welchem kostbare Möbeln

und glänzende Equipagen zu alltäglich sind, als daß sie auch nur die Aufmerksamkeit des gemeinsten Zuschauers auf sich zögen; und was die Zuschauer von mehrerer Bedeutung betrift, so betrachten sie unsere thörigte Verschwendung entweder mit geheimer Verachtung oder mit sichtbarem Unwillen. Dies dürfte vielleicht eine unangenehme Bemerkung seyn, aber die folgende Betrachtung wird sie wieder gut machen. Das Zeitalter, in welchem wir leben, schenkt, wie mich dünkt, den erhabenen Vorzügen des Witzes, der Kenntnisse und der Tugend, nach welchen wir sicherer, wohlfeiler und ehrenvoller streben können, eine vorzügliche Aufmerksamkeit. Das schwindlichte Weib vom Stande ärgert sich über die Achtung, welche man Lady Edgecumbe erweist, und der lustige Dummkopf sehnt sich nach einer Tänzerin, indem Jones, der Orientalist, den Ball eröfnet.

Ich sagte, die Person Ihrer Gattin würde in Ihren Augen nicht gefallender werden; aber geben Sie ihr ja keine Gelegenheit zu argwöhnen, daß sie es weniger wird, denn es ist bekannt, und Niemand wird der Behauptung widersprechen, daß Frauenzimmer weit eher eine Beleidigung für ihren Verstand als für ihre Person verzeihen. Alle unsere Bestrebungen und Kämpfe gehen dahin, das Männerherz zu gewinnen und zu fesseln; welche Kränkung könnte daher wohl größer seyn, als seine Absichten nicht zu erreichen und seines Zwecks zu verfehlen? Kein Tadel ist so beißend, keine Strafe so hart, welche ein Frauenzimmer von Geist der Verachtung nicht vorzöge, und wenn es dieselben ohne Murren erträgt, so beweißt sie dadurch

durch bloß, daß sie sich durch andere Anbether gegen die Geringschätzung ihres Gatten schadlos halten will. Aus diesen und andern Gründen geziemt es einem Ehemann, es nie an Höflichkeit fehlen zu lassen, wenn gleich seine Glut sich legte; sondern wenigstens gegen seine Gattin die allgemeine Bescheidenheit zu beobachten, welche er sogern jedem andern Frauenzimmer erweist; und einer achtzehn bis zwanzigjährigen Frau nie merken zu lassen, daß jeder andere in der Gesellschaft ihr höflicher begegnen könne, als er, der ihr so oft eine ewige Liebe angelobte.

Ich will damit nicht sagen, daß man einer jungen Frau in jedem thörigten Wunsche ihres eitlen Herzens oder schwindlichten Kopfs nachsehen solle; sondern, daß man den Widerspruch durch zärtliche Liebe mildere und stille Freuden in die Stelle der rauschenden setzen könne. Oeffentliche Lustbarkeiten sind in der That nicht immer so kostbar, als man oft glaubt; aber sie dienen dazu, die Herzen der Eheleute voneinander abzuziehen. Eine gut gewählte Gesellschaft von Freunden und Bekannten, welche sich mehr durch Tugend und Verstand, als durch Lustigkeit und Prachtliebe auszeichnen, und deren Unterhaltung am Tage des Abends Stof zum Nachdenken giebt, scheint das vernünftigste Vergnügen zu seyn, welches diese große Stadt gewähren kann, und dem ein Kartenspiel dann und wann einen neuen Wohlgeschmack giebt.

Auch scheint es mir eine vortrefliche, allgemeine Regel zu seyn, daß Ihre Herrschaft zwar stets sichtbar, aber

nie fühlbar werden müsse. Die Frau muß ihren Mann in nichts übertreffen, sogar nicht einmahl im Anzuge. Fände sie etwa Geschmack an den nichtigen Vorzügen, welche der Kleiderstaat giebt; so gestatten Sie ihr, wenn sie im Publicum erscheint, auch nicht einen Augenblick zu glauben, daß Sir Edward und der Obrist schönere Männer sind, als ihr Gatte. Ueberhaupt ist es bey Männern in der Stadt die wahre Pest der ehelichen Glückseligkeit, daß sie, wenn sie für das gesellschaftliche Leben sich unbrauchbar fühlen, ihre ganze Eitelkeit auf die Frauen übertragen, und sie, prächtig herausgeputzt, in glänzende Gesellschaften schicken; da hingegen sie selbst, wenn etwa das Comtoir geschlossen ist, sich in einer oft ganz gemeinen Gesellschaft mit Portwein und Rumpunsch behelfen. Dies Verfahren gab Gelegenheit zu dem Spott, welchen man, so lange der Handel blühet, in allen Comedien und Romanen gegen sie findet. Aber nun, da ich der Sache so nahe bin, noch ein oder ein Paar Worte über die Eifersucht. Denn sollte sie gleich kein Fehler der Kinder des jetzt laufenden Jahrhunderts seyn; so ist es doch gewiß, daß in jedem warmen Herzen der Saame ausgestreuet ist, auf sie, als eine unbedeutende Sache eben nicht zu achten. Kommen Sie je in die Versuchung eifersüchtig zu werden, so müssen Sie zwar sorgfältig über Ihre Gattin wachen, aber sie nie damit quälen. Gestehen Sie Ihre Eifersucht, aber verbergen Sie Ihren Verdacht. Kurz, beruhigen Sie sie bloß damit, daß Ihr seltsames Temperament oder wohl gar Ihre heftige Liebe die Ursache sey, warum Sie ihr nachgehen; aber geben Sie ihr nie Gelegenheit, sich träu-

men zu lassen, als ob Sie je im Ernst, auch nur einen Augenblick, ihre Tugend bezweifelt hätten. Hingegen, sollte sie Eifersucht auf Sie verrathen, so bitte ich Sie dringend, stets unversteckt und nie zweydeutig gegen sie zu thun. Kitzeln Sie sich nie darüber, daß sie sich über alles Kummer macht. Thun Sie nie heimlich mit Ihren Angelegenheiten und Besuchen, zumahl, wenn das, was Sie vornehmen, auch eben so gut die ganze Welt wissen könnte. Jedoch ich darf von Ihrer Zärtlichkeit und Tugend etwas besseres erwarten, und kann Sie von einer Lection befreyen, deren Sie so wenig bedürfen, daß nur Ihre frühe Jugend und meine tiefe Hochachtung für Sie dieselbe entschuldigen können. Und nun leben Sie wohl. Empfehlen Sie mich bestens Ihrer Gattin und seyn Sie so glücklich, als es Ihnen wünscht

Ihre.

VI.

Vorschlag zu einer neuen Interpunctionsart, und deren Anwendung auf Veit Webers Kriegeslied.

Daß heutiges Tages nur wenige erträglich und die Meisten so schlecht lesen, daß sie nicht allein gänzlichen Mangel deutlicher Einsicht und lebhaften Gefühls verrathen, sondern auch beym Hörer jeden deutlichen Begrif und jede lebhafte Empfindung im ersten Keime ersticken; dies mag zunächst aus unverschuldeter Verwahrlosung beym ersten Jugendunterricht und aus Vernachläßigung eigner Uebung herrühren. Allein unleugbar ist es, daß Unbekanntschaft mit dem eigentlichen Zwecke der Unterscheidungszeichen und ihr bisher fortdauernder zweckwidriger Gebrauch zur Beförderung jener Fehler mitgewirkt habe. In Ansehung des ersten glaubt man gewöhnlich, daß diese Zeichen bloße Ruhepuncte für den lauten Leser seyn sollen, und daß man sie völlig nutze, wenn man bey den Größern längere und bey den Kleineren kürzere Zeit inne halte, um dort mehr und hier weniger neuen Athem zu schöpfen. Daher denn die unerträgliche Monotonie, die ewige Gleichförmigkeit in der Bewegung der Stimme und alle die Martern, welche aus einem solchen Lesen für den unschuldigsten unserer Sinne entstehen. Um wie vieles kann diese Anomalie leichter vermieden werden,

den, wenn man in seiner Seele den Gedanken festhält, daß jene Zeichen in allen Sprachen dazu da sind, theils die einzelnen Glieder der Sätze auf dem Papiere so zu trennen als sie schon vorher in der Seele des Denkenden gesondert waren, theils den Ton der lebendigen Aussprache zu ersetzen und den lauten Leser darauf aufmerksam zu machen? Wenn diese Wahrheit jedesmahl richtig angewendet und beachtet würde, müßten dann nicht Verständlichkeit und lebhafte Empfindung bey dem Leser des Geschriebenen und bey dem Hörer des Gelesenen in einem gleich hohen Grade erzeugt werden? Eine zweyte und vorzügliche Ursach des schlechten Lesens ist der zweckwidrige Gebrauch der Interpunctionszeichen. Es ist bekannt, daß wir diese ans Ende eines ganzen Satzes oder seiner einzelnen Glieder setzen. Wir erfahren also erst dann, wenn wir schon gelesen haben, was von dem folgenden getrennt, und in welchem lebhaften Tone etwas gelesen werden solle. Bey ganz kurzen leicht übersehbaren Sätzen macht dies zwar keine große Schwierigkeit, wohl aber bey längern, oft athemlosen Perioden, welche durch Zwischensätze und wohl gar durch Zwischensätze der Zwischensätze angeschwellt worden sind. Kömmt nun hiezu noch der eben nicht seltene Umstand, daß man etwas zum erstenmahle und ohne vorher erworbene Kenntniß des Inhalts und Charakters des Schriftstellers laut vorlesen soll; wie häufig wird man da nicht durch ein Fragezeichen überrascht werden, wo man ein Zeichen des Ausrufs erwartete, oder das Punctum eher erblicken als man das Ende der Perioden erwarten konnte? In welche empfindliche Verlegenheit wird nicht dann der Leser versetzt,

wenn er entweder den verfehlten Ton auf der Stelle in den richtigen umstimmen, oder das Ganze wenigstens zur Hälfte noch einmahl vorlesen muß? Ich gestehe zwar gern, daß dieses nicht von den Geübtern gelten könne, die ihren Geist frühzeitig und oft gewöhnt haben, ganze Gedankenreihen und deren Verbindung schnell und leicht zu überblicken; allein wie viele sind ihrer, die dieses vermögen? Ist nicht die Anzahl derer bey weiten größer, denen es an gehöriger Gewandtheit des Geistes fehlt, sich in jede Gedankenreihe und alle Modificationen ihrer einzelnen Theile hinein zu denken? Wenn jene gleich im Stande wären, die scriptura continua der Handschriften mit allen ihren Schriftcompendien zweckmäßig zu lesen und also alle Regeln und Hülfsmittel des guten Lesers für sich entbehrlich zu machen; so bedürfen doch diese als der zahlreichere und in diesem Sinne vorzüglichere Theil eine vorzüglichere Rücksicht. Zählt man nun zu diesem Theile, wie man nicht anders kann, auch noch die Schuljugend, deren erstes Lernobject gewöhnlich das Lesen in der Muttersprache ist, wie viel größer, als bisher, erscheinen alsdann die Schwierigkeiten auf unsere hergebrachte Interpunctionsmethode? Wenn die dadurch erzeugte Suspension des Tons schon dem ungeübten Erwachsenen verführerisch und beschwerlich ist, wie weit mehr muß sie es dem unbehülflichen Kinde werden, dessen Blicke und Gedanken gleich geringe Festigkeit haben?

Ich wage es daher eine Interpunctionsart in Vorschlag zu bringen, deren geringster Vorzug die Neuheit ist. Man versuche einmahl den entgegengesetzten Weg und

setze

setze die Zeichen, von denen hier die Rede ist, am Anfange des ganzen Satzes und seiner einzelnen Theile. So allein kann die Suspension gänzlich gehoben werden, welche bey der alten Methode so oft unvermeidlich war. Man erfährt noch vor dem Lesen, ob der Ton der Frage, des Ausrufs oder dessen, was zwischen beyden die Mitte hält, hörbar gemacht werden soll; man sieht es entschieden vorher, ob die Rede eines Andern und etwas Aehnliches angeführt, oder ob die bisherige Form des Ausdrucks fortgesetzt wird; man bemerkt endlich das Ende der Periode zeitig genug, um darnach den Fall der Stimme abmessen zu können.

Zwar sehe ich es vorher, daß man gegen diese Methode vieles mit einigem Grunde einwenden wird, und daß sie, wenn gleich nicht an sich, doch in Beziehung auf unsere zu tief gewurzelte Verwöhnung einige Schwierigkeiten haben wird, welche von der Annahme und Ausführung meines Vorschlages abschrecken können. Allein selbst in diesem Falle,— dem äussersten den ein Rathgeber sich denken kann — soll es mich nicht reuen, dadurch wenigstens auf einen neuen oder noch nicht genug beachteten Gesichtspunct aufmerksam gemacht zu haben.

Als Probe, wie sich mein Vorschlag auf dem Papiere wenigstens ausführen lasse, liefere ich einen deutschen Schlachtgesang aus dem letzten Viertheil des funfzehnten Jahrhunderts. Vielleicht könnte ich die Zweckmäßigkeit meiner Interpunctionsart weit mehr hervorstechen machen, wenn ich

auf irgend einen Monolog oder auf eine andere von Empfindung und Leidenschaft beseelte Stelle unserer claßischen Dramatiker und Redner anwenden wolte. Da aber solche Werke fast in Aller Händen sind, so kann ich einem jeden die Anwendung selbst überlassen und um so rechtmäßiger diese Gelegenheit nutzen, ein Geistesproduct der Vorzeit bekannter zu machen, welches gewiß nicht verdiente von der Nachwelt sobald vergessen zu werden. Ungern greife ich dem Urtheile Anderer, vielleicht Geübterer, vor; allein das wage ich kühnlich zu behaupten, daß mein Barde verdient neben dem deutschen Tyrtäus in der Geschichte unserer Litteratur zu stehen, und wenn er auch nichts weiter gedichtet hätte als diesen Gesang. Er sang nicht aus der Imagination oder nach den trocknen Berichten der politischen Zeitung, sondern als Augenzeuge und Theilnehmer der Großthaten seine Nation. Auch war er nicht Neuling in der damahligen Kunst des Gesanges, der diesen Versuch als den ersten und letzten wagte, sondern er konnte von sich sagen:

Mit Gesang vertreib ich min Leben,
Von Tichten kann ich nicht lan
Darumb mir Stett han gegeben
Die Schilt, ich an mir han.

Nur vier Kriegeslieder sind von seinen Poesien bis auf unsere Zeiten gekommen, oder vielmehr ich habe nur so viele auffinden können. Was ich von seinen nähern Lebensumständen weiß, singt er selbst am Schlusse eines jener Lieder:

Der uns dis Lied hat gedicht
Von diesem Zug so klug
Der war selber by der geschicht
Da man die Walchen erschlug;
Vit Weber ist auch er genannt
Zu Fryburg in Briszgowe wol erkant.

Das gegenwärtige Lied steht mit den drey übrigen in Diebold Schillings Beschreibung der burgundischen Kriegen und einiger anderer in der Schweiz, einem Werke, das einen Zeitgenossen und Theilnehmer jener merkwürdigen Kriege zum Urheber hat und fast ein Dutzend ähnlicher Volkslieder von andern, aber ungenannten Dichtern funfzehnten des Jahrhunderts enthält.

Koch.

Die Schlacht bey Murten.

1.

Die Zeitung flog von Land zu Land
Vor Murten liegt Burgund
Und jeder eilt fürs Vaterland
Zu streiten mit Burgund

2.

Im Feld vor einem grünen Wald
Rief Knecht und Rittersmann
Laut rief von Lothringen *) Renald
Wir wollen vorne dran

3. Die

*) Der ungenannte Herausgeber der altenglischen und altschwäbischen Balladen in Eschilbachs Versart B. II. S. 241. lieset: René, und reimt im Anfange die Stanze mit dem Verse:
Vor einem Wald, im grünen Klee

3.

;Die Führer hielten kurzen Rath
;Doch dünkt er uns zu lang
?Wann endigt sich der lange Rath
?Ist ihnen etwa bang

4.

,Schon steht die Sonn am Himmel hoch
Nicht träg im blauen Zelt
Und wir verziehen immer noch
Zu hauen in dem Feld

5.

,Zwar fürchtbar knallte Carls Geschütz
;Man gab darum nicht viel
,Man achtete nicht in der Hitz
.Ob der und jener fiel

6.

,Im weiten Kreise blitzt das Schwert
;Auslangt der lange Spieß
,Blut dürstete das lange Schwert
.Blut trank der lange Spieß

7.

,Der Welsche kämpfte kurze Zeit
;Der Knecht und Ritter lief
.Das weite Feld ward überstreut
Mit Speeren Kniees tief

8.

,Der floh zum Strauch—; der floh zum Hayn
Vorm hellen Sonnenlicht
,Viel sprangen in die See hinein
,Und dursteten doch nicht

9.

,Sie schwammen wie die Entenschaar
Im Wasser hin und her

,Als

.Als wär es wilder Enten Schaar
Schoß man sie im Geröhr

10.

,In Schiffen fuhr man in die See
.Schlug sie mit Rudern todt
,Das Waidwort war nur Ach und Weh
.Die grüne See ward roth

11.

,Viel klommen auf die Bäume hoch
;Die schoß man da für Krähn
,Die Fittchen fehlten ihnen noch
.Sie macht der Wind nicht wehn

12.

Zwo Meilen lang bedeckte sich
Das Land mit Tod und Blut
,Das Land, der Strauch, die Rose glich
.Dickschwarzen Menschenblut

13.

,Den Bergen war die Sonne nah
;Die uns den Sieg gebracht
,Die Welschen, die man leben sah
.Die dankten es der Nacht

14.

,Ein Lager *) wie ein Marktplatz gleich
.Kam in der Schweizer Hand
.Carl machte schnell den Bettler reich
Im armen Schweizerland

15.

*) Nehmlich in Absicht auf die vielen Kostbarkeiten in demselben. Carl und sein Heer waren nicht als Feinde die schlagen wollen, sondern als Ueberwinder, die nach dem Siege sich schmücken, ausgezogen. Daher kam eine Beute von 3 Millionen am Werth den siegenden Schweizern in die Hände. Ein schweizerischer Soldat zog Carl dem Kühnen einen Demant vom Finger, der noch jetzt als der Zweyte in Europa in der französischen Krone prangt, und den der Finder für 16 Gr. verkaufte. Eben so ver-

han-

15.

,Schachzabel ist ein Königsspiel
,Jetzt spielts der Eidgenoß
,Er reicht ihm seiner Freuden viel
.Die Seite stand ihm bloß

16.

,Die Roche halfen ihm nicht viel
;Die Rosse litten Noth
,Er wende sich wohin er will
.Schachmatt ist ihm gedroht

17.

,Der hatte selbst die Hand am Schwert
;Der diesen Reim gemacht
,Bis Abends mäht' er mit dem Schwert
.Des Nachts sang er die Schlacht

18.

,Er schwang die Saiten und das Schwert
,Ein Fiedler und Soldat
,Den Herren und den Mädchen werth
.Dem Tänzer und Prälat.

19.

,Die mich gebahr, das gute Weib
,Sie küßte mich, und Veit
Heiß Veit, so sprach das gute Weib
.Veit heiß ich immer seit.

handelten die übrigen Sieger das erbeutete Silber gegen Zinn und das Gold gegen Kupfer. s. Comines 253. 265. 359.

Anhang.

No. 1.

Die gute Aufnahme der Beschreibung der Insekten zu dem großen Werke des verstorbenen Herrn Super. Schäffers, welche unter dem Titel: Icones Insectorum circa Ratisbonam indigenorum zu Regensburg 1784. in gr. 8. herausgekommen, bey dem Verleger aber ins Stecken gerathen, giebt mir der häufigen Anfragen und Empfehlungen wegen, welche sowohl in öffentlichen Schriften, als in Briefen an mich geschehen, nothwendige Veranlassung, das Werk nicht nur fortzusetzen, sondern da mit dessen weiterer Herausgabe so lange verzögert worden, daß es dadurch einigermaßen mangelhaft geworden, auch den ersten Band, welcher damals erschien, in ganz andrer Gestalt darzustellen — Ich habe zu dem Ende mich entschlossen, das Werk nun auf eigne Kosten ganz von neuem in 4 Bänden herauszugeben, und zwar in Quartformat ganz ähnlich mit den Schäfferischen Werken, damit es mit solchen ein Ganzes ausmachen könne. —

Um solches nach Wunsch desto brauchbarer zu machen, wird es nicht nur nach Herrn Fabricius Mantissa insectorum ganz umgearbeitet, sondern auch mit den neuesten entomologischen Schriften vermehrt, auch die darinnen angeführten Zweifel und Erinnerungen beym ersten Bande benützt und berichtiget, und das System des Herrn Fabricius durchaus erläutert werden. —

Der erste Band, welcher die Eleuterata des Herrn Fabricius enthalten soll, wird also zuversichtlich auf die Ostermesse 1791 erscheinen, und in billigem Preiß in Commißion der Montagischen Buchhandlung zu Regensburg zu haben seyn.

Der 2te Band wird sodann ganz gewiß zur Michaelismesse geliefert werden, und die Ulonata, Synistata, Agonata und Unogata enthalten; die beyden letztern Theile aber nebst dem vollständigen Register jenen aufs baldigste folgen, da bereits das ganze Manuscript zum Druck bereit liegt.

Diejenigen Herren Liebhaber, welche holländische oder Schreibpapierne Exemplarien zu erhalten wünschen, belieben sich dieserwegen in Zeit eines Monats entweder an mich Endesbemeldten, oder die besagte Montagische Buchhandlung zu wenden. Regensburg, im October, 1790.

G. A. Harrer,
Senator, und der Regensburgischen Botanischen Gesellschaft Ehrenmitglied.

No. 2.

W. Black's Entwurf einer Geschichte der Arzeneywissenschaft und Wundarzeneykunst. Aus dem Englischen übersetzt, herausgegeben und mit Zusätzen versehen von J. Ch. F. Scherf, Hochgräfl. Lippischen Hofmedikus rc. Lemgo, im Verlag der Meyerschen Buchhandlung, 1789. in 8. 1 Rthl. 8 Gr.

Das Feld der medizinischen Geschichte wird jetzt von unsern zahlreichen Schriftstellern so wenig bearbeitet, daß jede dahin einschlagende Schrift gewiß Aufmerksamkeit verdient; es ist in der That auch leichter, für die ärztliche Praxis als für die ärztliche Gelehrsamkeit zu schreiben. Schade nur, daß dadurch die medizinische Litterärgeschichte so brach liegen blieb, daß ein Handbuch derselben für die Zöglinge der Kunst, selbst für die practischen Aerzte kleiner und großer Städte, und für die medizinischen Wundärzte dringendes Bedürfniß ist. Blumenbachii indroductio &c. ist mehr Nomenclatur der Schriften und ihrer Verfasser, als Geschichte der Wissenschaft, und eigentlich nur zu akademischen Vorlesungen bestimmt und brauchbar. Die oben genannte Schrift hilft diesem Bedürf-

niß

niß unter allen neuern deutschen Schriften am besten ab, denn es giebt in der That im Deutschen kein Buch, das eine solche medizinische Encyclopädie, die ganze Geschichte der Kunst so im Zusammenhange und so unterhaltend enthält, als dieser Blackische Entwurf. Es ist nichts weniger als trocken geschrieben, es liest sich gut, und gewährt für Dilettanten in der medizinischen Geschichte hinreichenden Unterricht. Was ehemals Stockhausens Entwurf einer auserlesenen Bibliothek rc. für die Philosophie und die schönen Wissenschaften war, das ist jetzt Blacks Entwurf für die Arzeneywissenschaft und Wundarzeneykunst. Besonders lernt man daraus die Geschichte und die Lehren der alten Medizin und Chirurgie kennen, und dies gereicht dem Buch zum Vortheil, denn eben die Medizin der Alten fängt jetzt an, den neuen Praktikern sehr unbekannt zu werden. In den Zusätzen des Uebersetzers sind die Schriften der im Buch selbst namhaft gemachten Schriftsteller vollständig angeführt, und dadurch ist diese Blackische Schrift so vollständig geworden, daß man in dem nach Verhältniß der Materie kleinen Buch gewiß nicht mehr erwarten kann.

No. 3.

Bey Johann Caspar Stahel in Würzburg erscheint zur Ostermesse 1791 eine deutsche Bearbeitung und Uebersetzung von folgenden beiden englischen Werken:

Moral a Philosophical Estimates of the State a faculties of Man. &c.

The Contrast, or the opposite Consequences of good a evil Habits &c.

No. 4.

Nachricht für Freunde der Dichtkunst und des Geschmacks.

Aufgerufen von meinen akademischen Zuhörern, Ihnen eine Anleitung zur Bildung des Geschmacks sonderlich

 für

für Werke der Poesie zu geben, habe ich ihre Wünsche zu erfüllen gesucht. Diese Anleitung schien auch noch Mehrern — Nutzen zu versprechen, so, daß ich mich entschloß, sie dem Druck zu übergeben. Zu Grunde liegt das fürtrefliche Eschenburg'sche Handbuch, (doch so, daß dieses nicht noch dazu angeschaft zu werden braucht) auf welchem ich, doch immer mit Augenmerk auf Layen, — mit Materialien aus den Werken unsrer übrigen größten Aesthetiker, weiter fortgebaut und ein Ganzes aufgeführt habe, das, wenn gleich nicht dem vollendeten Meister, — doch der Menge derer, für die es bestimmt ist, sehr gefallen und ihnen z. B. Ramlers Batteux, dies weit gelehrtere, für sie aber minder brauchbare Buch, willig aus der Hand winden dürfte. Diese autodidaktische Anleitung ꝛc. enthält eine kurze, aber hinreichende und faßliche Theorie aller und jeder Gattungen der Poesie und jedesmal Beyspiele und Muster aus unsern besten vaterländischen Dichtern, so, daß das Buch auch blos als Sammlung fürtreflicher Gedichte aller Gattungen — schon allein seine Freunde finden würde. Zugleich habe ich mit auf orientalische, sonderlich hebräische (biblische) Poesie mit Rücksicht genommen, und dem Buche auch für eigentliche Theologen, denen, um ihrer Bibel willen, Bekanntschaft mit dem Geist der Poesie, so unumgänglich nöthig ist, Interesse zu geben. Die Verlagshandlung liefert denen, die bis längstens Neujahr 1791 subscribiren, das Alphabeth in groß 8., deren es nicht viel über zwey geben dürfte, für 18 ggr. Nachher kostet jedes Exemplar ein Drittel mehr. Alle löbl. Postämter und Buchhandlungen werden von der Verlagshandlung, der Hanisch'schen Hofbuchhandlung zu Hildburghausen und Meiningen, ergebenst ersucht, auf dieses Werk gegen den gewöhnlichen Rabbat Subscription anzunehmen, mit der Bitte, die Namen der Subscribenten baldigst und Postfrey einzusenden, damit in Ansehung der Auflage die gehörige Veranstaltung getroffen werden könne. Gießen, den 19. Aug. 1790.

Wilh. Friedr. Hezel.

No. 5.

Anhang.

No. 5.

Das berühmte Gemählde von Karl Vanloo, die Opfrung der Iphigenia, im großen Marmorsale des sogenannten neuen Schlosses bey Potsdam befindlich, welches erst in Paris, wo es im Jahre 1757 öffentlich ausgestellt war, und seit dieser Zeit in Deutschland so ungetheilten Beyfall, wo nicht Bewunderung, der Kunstkenner und aller Liebhaber des Schönen erhalten hat, soll nun zum erstenmale in der Größe von 21½ Zoll Breite von mir gestochen werden. Die Zeichnung, welche ich bereits verfertigt, kann jeder in der Handlung der Herren Henne und Krauske in der breiten Straße zu Berlin in Augenschein nehmen. Ich nehme Unterzeichnung zu fünf Thaler in Golde für jeden Abdruck an, und kann man ausser bey mir noch bey folgenden Herren unterzeichnen und eine noch nähere Anzeige erhalten: In Amsterdam bey den Herren Gülcher und Mülder, in Berlin bey den Herren Henne und Krauske, in Braunschweig in der Schulbuchhandlung, in Bremen bey Herrn Gleim, in Breslau bey Herrn Joh. Dan. Weniger, in Frankfurt am Mayn bey den Herren Gebrüdern Arbauer, in Halle bey dem Herrn Regiments-Quartiermeister Kamlah, in Hamburg bey den Herren Theveny und Flügge, in Königsberg bey den Herren Killmar und Bohn, in Leipzig bey den Herren Fecht und Schröder, in Magdeburg bey den Herren Wieler und Sohn, in St. Petersburg bey Herrn Roussell, in Riga bey Herrn Jac. Fr. Wilpert, in Rostock bey dem Herrn Agent Siebert, in Stettin bey dem Herrn Kriegs- und Domainenrath Bielke, in Warschau bey Herrn Peter Blanc. Berlin, den 4. Oct. 1790.

Eberhard Henne.

No. 6.

Zu dem chemischen Probiercabinet, welches ich sowohl durch eine besondere Anzeige, als auch im Taschenbuche für Scheidekünstler und Apotheker 1789 für 3 alte Lou'sd'or Subscription,

scription, und 3½ Louisd'or nach Verlauf des Subscriptionstermins angekündiget habe, ist nun an der vergangenen Ostermesse 1790 die Anleitung unter dem Titel: **Vollständiges chemisches Probiercabinet zum Handgebrauch für Scheidekünstler, Aerzte, Mineralogen, Metallurgen, Technologen, Fabrikanten, Oekonomen und Naturliebhaber, entworfen von J. F. A. Göttling. Erster Theil. Untersuchungen auf dem nassen Wege. Jena, bey Joh. Mich. Mauke. 1790. 8. S. 215** erschienen. Alle Bestellungen werde ich nun diese Michaelismesse 1790 gewiß abliefern, und die Veranstaltungen sind nun so getroffen, daß künftig von gedachter Michaelismesse an, sowohl bey mir, als bey Herrn Buchhändler Göschen in Leipzig dergleichen Cabinette für 3½ Louisd'or immer zu haben sind.

Es bestehet ein solches Cabinet aus zwey sauber gearbeiteten Kästen, die aber so zusammengesetzt werden können, daß sie ein bequemes Ganzes ausmachen. Ein solcher Kasten ist ungefähr 12 Zoll lang, 9 Zoll hoch, und eben so breit. Der untere Kasten, auf welchen der obere gesetzt wird, enthält 14 Gläser und einen Glasmörser. Die Gläser bestehen alle aus weißem Glase, sind mit gut passenden Glasstöpseln versehen, und jedes hat eine gedruckte Aufschrift, die den Inhalt anzeigt, und im Kasten sind die Gläser nach den Nummern, wie sie im Buche vorkommen, geordnet. In dem untern Kasten ist befindlich: 1.) Lakmustinktur. 2.) Berlinerblaulauge. 3.) Vitriolsäure. 4.) Salpetersäure. 5.) Salzsäure. 6.) Essigsäure. 7.) Flüchtiges luftvolles Laugensalz. 8.) Feuerbeständiges vegetabilisches luftvolles Laugensalz. 9.) Gereinigter Weingeist. 10.) Kalkwasser. 11.) Destillirtes Wasser. 12.) Kalkleber. 13.) Pulverisirte Weinsteinkrystallen. 14.) Ein Glas zu D. Hahnemanns Weinprobe.

In dem obern Kasten befinden sich, ausser einem Blaserohre aus Meßing, eine kleine Wage, einen Pistill zum Glasmörser, 21 Gläser mit folgendem Inhalt: 1.) Luftleeres vegetabilisches feuerbeständiges Laugensalz. 2.) Luftleeres flüchtiges

tiges Laugensalz. 3.) Bleyauflösung in Salpeter- oder Eßigsäure. 4.) Seifenauflösung. 5.) Arsenikauflösung. 6.) Sublimatauflösung. 7.) Auflösung des Quecksilbers in der Salpetersäure in der Wärme bereitet. 8.) Auflösung des Quecksilbers in der Kälte bereitet. 9.) Flüchtige Schwefelleber. 10.) Geistige Galläpfeltinktur. 11.) In der Salzsäure aufgelösete Schwererde. 12.) Silberauflösung. 13.) Zuckersäure. 14.) Gereinigter Salmiak. 15.) Vitriolsaures Bittersalz. 16.) Kupfervitriolauflösung. 17.) Kupfersalmiak. 18.) Quecksilber. 19.) Mineralisches Laugensalz. 20.) Kalzinirter Borax. 21.) Schmelzbares Urinsalz.

Auf der Seite des untern Kastens ist noch ein kleiner Schubkasten angebracht und darin ist befindlich: 1) Lakmuspapier. 2.) Fernambukpapier. 3.) Gilbwurzpapier. 4.) Lakmuspapier mit Eßig geröthet. 5.) Ein kleines Zuckerglas. 6.) Ein kleiner Glastrichter. 7.) Medicingewicht.

Bey jedem dieser gegenwirkenden Mittel sind in der Gebrauchsanleitung die vorzüglichsten Erscheinungen angezeigt worden, wodurch es sich als Untersuchungsmittel merkwürdig macht, wobey ich die besten Schriften, die darüber vorhanden sind, als die Schriften eines Bergmann, Struve, Westrumb und dergl. benutzt habe; zugleich sind Versuche hinzugefügt, wodurch sich jeder sogleich durch die im Cabinet befindliche Mittel von der Richtigkeit dieser Erscheinungen überzeugen, und sie gleichsam als Probe bey Untersuchungen nutzen kann. Diesen folgen Untersuchungsfälle für den Scheidekünstler, Arzt, Mineralogen, Metallurgen, Technologen, Fabrikanten, Oekonomen und bloßen Liebhaber. Hieher gehören nun z. B. die Untersuchung der Mineralwässer, verfälschter Weine, Vergiftungen, Prüfung der Aechtheit pharmacevtisch-chemischer Produkte, der Stein- und Erdarten, der Metalle u. s. w. Jena, im Sept. 1790.

Göttling, Professor.

No. 7.

Ankündigung eines Archivs der Erziehungskunde für Deuschland.

Das Erziehungsgeschäft hat seit 15 Jahren in Deutschland einen so glücklichen Fortgang genommen, daß nicht nur bei Schullehrern und Erziehern ein größerer Eifer für dasselbe rege geworden ist; sondern daß auch alle Patrioten, die Sinn und Gefühl für Veredelung des Menschengeschlechts haben, an den Schiksalen desselben eben so warmen Antheil nehmen. Und dieser vortheilhaften Stimmung ungeachtet, fehlt es dennoch bis jetzt an einer Schrift, welche es sich zum einzigen Zwecke machte, die neuesten Begebenheiten aus der pädagogischen Welt mitzutheilen. Eine Gesellschaft von Männern, deren Lieblingsfach die Erziehungskunde des Menschen ist, hat sich daher entschlossen, unter obigem Titel eine Quartalschrift herauszugeben, in welcher das Publikum alles finden soll, was nur über folgende wichtige Gegenstände Gutes geliefert werden kann. Sie wird nehmlich enthalten: I. die pädagogische Geschichte unsers Zeitalters. II. Pädagogische Geographie von Deutschland. III. Kritik der Pädagogik, in einzelnen Aufsätzen über die wichtigsten Gegenstände derselben. IV. Pädagogische Litteratur. V. Pädagogische Erfahrungskunde. VI. Kurze Nachrichten von den Schiksalen angesehener Schulmänner ꝛc. Alle Vierteljahr erscheint ein Bändchen von 16 Bogen in Oktav, welches 12 Groschen kosten soll. Herr Friedrich Severin in Weißenfels hat den Verlag unserer Quartalschrift übernommen und wird für gut Papier und saubern Druck möglichst Sorge tragen; auch hat er uns versprochen die Namen der Herren Beförderer und Subscribenten jedesmal in alphabetischer Ordnung beizudrukken. Wir bitten dahero um zeitige postfreie Bestellung. Wer 10 Exemplare nimmt, erhält das 11te frei und zwar auf Schreibpapier gedrukt. Ausserdem kostet 1 Exemplar auf Schreibpapier 16 Gr. Zum ersten Heft wird das in Kupfer gestochene Monument des in allem Betracht unvergeßlichen Basedow kommen, welches ihm in Magdeburg gesetzt werden soll. Im November 1790.

Die zur Herausgabe des Archivs vereinigte Gesellschaft praktischer Erzieher.

Anhang.

No. 8.

Der Herr Domprediger M. Förster in Naumburg, dessen Schriften insgesamt mit dem besten Beifalle vom Publikum aufgenommen worden sind, hat sich, auf das anhaltende Zureden einiger seiner Gönner und Freunde, entschlossen, einen Jahrgang Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Festtags-Evangelia in zwey Octavbänden herauszugeben, und in dieser Absicht aus den verschiedenen Jahrgängen seiner gehaltenen Predigten diejenigen auszuwählen, welche für einen jeden Christen, der vernünftige und christliche Erbauung liebt, das meiste Interesse haben können. Das Ganze wird in 75 Predigten bestehen. Ich habe mich entschlossen, solche möglichst wohlfeil zu liefern, und wähle dahero den Weg der Subscription. Wer binnen jezt und Neujahr Bestellung darauf macht, erhält das ganze Werk von 75 Predigten in gr. 8. mit grober leserlicher Schrift gedrukt für 1 Thlr. 12 Gr. Conventionsmünze; und wer 10 Liebhaber sammelt, bekömmt ein Exemplar auf Schreibpapier gedrukt gratis. Die Zahlung wird für das ganze Werk auf einmal, aber nicht eher geleistet, als bis der erste Theil abgeliefert ist. Der nachmalige Preis ist 2 Thlr. Ein Exemplar auf Schreibpapier hingegen kostet 2 Thlr 12 Gr. Um aber auch denen, welche dieses Werk schon in dem nächstkommenden Jahre bey jedem einfallenden Sonn- und Festtage zu ihrer Erbauung gebrauchen wollen, gefällig zu seyn, werde ich diese Predigten in monatlichen Lieferungen ausgeben, so daß die resp. Herren Interessenten im Monat Dezember dieses Jahres die Predigten des Monats Januar, im Januar die Predigten des Februars u. s. w. erhalten. Wem diese Art beliebt, der ist so gefällig, es bei der Subscription anzuzeigen, und bei dem Empfang jedes Monats 3 Gr. zu bezahlen. Die Namen der resp. Herren Interessenten werden dem Werke beigedrukt, weshalb ich bitte Namen und Charakter leserlich zu schreiben, und so zeitig als möglich einzusenden. Weißenfels, den 1. Nov. 1790.

Friedrich Severin.

No. 9.

No. 9.

Frankfurt am Main. Bey Varrentrapp und Wenner sind vor Kurzem erschienen: Predigten über das Gebet des Herrn, von N. Kießelbach, erstem Prediger bey der Altstädter Gemeinde in Rotenburg an der Fulda. 248 S. in gr. 8. kosten 1 Fl.

Der in dieser Sammlung enthaltnen Predigten, die sich durch Inhalt und Schreibart aufs vortheilhafteste auszeichnen, sind zwar nur elfe: sie ersetzen aber durch ihren Werth reichlich, was ihnen an Menge abgeht. Allen Freunden wahrer Erbauung überhaupt, besonders aber denen, die das herrliche Mustergebet des Herrn recht verstehen, den reichhaltigen Umfang der darin befindlichen höchstwichtigen Lehren deutlich einsehen, den nutzbaren Gebrauch desselben kennen lernen, und den Mißbrauch, der damit nur allzuhäufig getrieben wird, vermeiden wollen, verdienen diese trefliche Predigten, als eine überaus lehrreiche Lectüre, wodurch sie an Besserung und Beruhigung viel gewinnen können, bestens empfohlen zu werden.

No. 10.

Tübingen. In der J. G. Cottaischen Buchhandlung wird künftiges Jahr herauskommen: Plutarchi opera græce ex rec. Reiskii. Das ganze Werk wird etwa sechs Bände, in groß 8. wie die Zweybrücker Ausgabe, betragen, es wäre denn, daß das Publikum eine lateinische Uebersetzung beygedruckt verlangte. Jeder Band von 30 Bogen wird 1 fl. 36 kr. Rheinisch oder 22 gr. Sächs. im Subscriptionspreise kosten, nachher aber nicht anders, als für 2 fl. 45 kr. oder 1 rthl. 14 ggr. zu haben seyn. Von der äussern Einrichtung, von Papier, Druck, Format ꝛc. belehrt jeden Liebhaber der griechischen Litteratur die Probe, welche in allen ansehnlichen Buchhandlungen zu haben ist. Subscribentensammler erhalten das 11te Exemplar frey. Im Sept. 1790.

No. 11.

Anhang.

No. 11.

Weimar, in der Hoffmannischen Buchhandlung: Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker auf das Jahr 1791. 12. Jährg. Taschenformat. 12 Gr. Die 12jährige Dauer dieses schätzbaren und dem Apotheker so gemeinnützigen Taschenbuchs, giebt schon hinreichenden Beweiß von dem Werthe desselben; auch dieser Jahrgang ist seiner vorigen Brüder gewiß nicht unwürdig, wo er sie nicht in manchem Betracht übertrift — dies zeigen nicht nur die vielen kleinen Bemerkungen aus der Chemie (deren über 60 sind) die der Herausgeber, Herr Professor Goettling in Jena, theils aus den neuesten Schriften mit sehr guter Auswahl ausgehoben, theils aber mit eigenen Bemerkungen und Erfahrungen durchwebt hat — Eben so interessant sind die weitläuftigern Aufsätze, und es befinden sich darunter viele schätzbare Abhandlungen, z. B. über die Entzündung verschiedener Stoffe in dephlogistisirten Salzsäuern. — Der Bereitung des Anisöls — neuere Reductionsversuche der fünf einfachen Erden zu Metall u. a. m. In der Vorrede verspricht der Herr Prof. G. nächstens auch das 2te vollständige Register über die letztern 6 Jahrgänge. — In demselben Verlag ist erschienen: Tabellarischer Entwurf der pharmaceutischen Scheidekunst nach ihren Operationen, zur bequemen Uebersicht für Freunde und Liebhaber dieser Kunst, von C. A. Hoffmann. 1 Bogen royal Fol. 4 Gr. — und Tabelle über alle jetzt bekannte Luftarten, ihre verschiedene Benennung, Kennzeichen und Eigenschaften, wie und woraus sie erhalten werden, und die vorzüglichsten Theorien über ihre Natur und Mischung, von J. B. Trommsdorf. 1 Bogen royal Fol. 4 Gr. — Mit Vergnügen zeigen wir diese Tabellen an, auf welche beyde Verfasser allen Fleiß verwendet, um solchen die möglichste Vollständigkeit zu geben. Erstere enthält sowohl die Beschreibung aller der Scheidekunst unterworfenen Körper nach den 3 Naturreichen; erkläret die Arbeiten des Apothekers, die theils mechanisch, theils chemisch sind, auf eine sehr deutliche und bestimmte Weise, und giebt über-

überdies Handgriffe und Direktion des Feuers bey den Beschäftigungen genau an. Der vollständige Titel der 2ten giebt den Inhalt derselben bestimmt an, und wir brauchen nichts hinzu zu fügen, als die Versicherung, daß durch diese Tabellen das Studium der Chemie, Pharmacie und Naturlehre den Freunden dieser Wissenschaften sehr erleichtert werden wird.

No. 12.

In unsrer Handlung erscheinen folgende zwey Werke, deren Verfasser Herr Professor König in Altdorf ist.

1. Vollständige, kritische, und chronologische Bibliothek der Philosophie; in 3 Bänden in ord. 4. — Vollständig heißt sie, weil alte und neue Litteratur aller Theile der Philosophie darin enthalten ist; kritisch, weil, wo es nöthig ist, ausser der Anzeige des Hauptinhalts, kurze Urtheile über den Werth und Unwerth der Bücher beygefügt werden; chronologisch — weil nicht nur die Schriften jeder nach der Zeitfolge geordnet, sondern auch dem letzten Bande Zeittafeln angehängt werden, auf welchen man die philosophischen Produkte eines jeden Jahres überschauen kann. Daß übrigens das Verzeichniß der Schriften durchaus systematisch sey versteht sich wohl von selbst.

2. Des Aristoteles Metaphysik. Aus dem Griechischen übersetzt; mit erläuterten Anmerkungen und Abhandlungen, und einer Geschichte der Metaphysik. 2 Theile. in 8.

Die Zeit, wenn beyde Werke erscheinen, können wir noch nicht bestimmen, weil der Verfasser die Schwierigkeiten, mit welchen er bey dieser gedoppelten Arbeit zu kämpfen hat, kennt, er weiß das Eile nicht das Mittel, wodurch solche überwunden werden können. Nürnberg, am 24. Sept. 1790.

J. C. Monath und J. F. Kußler.

Anhang.

No. 13.

Lemgo. In der Meyerschen Buchhandlung daselbst ist nunmehr erschienen: M. Johann Samuel Ersch, Repertorium über die allgemeinern deutschen Journale und andere periodische Sammlungen für Erdbeschreibung, Geschichte, und die damit verwandten Wissenschaften. Erster Band. gr. 8. 1790. 1 rthl. 12 ggr.

Dieser Band enthält ein gedoppeltes Personenverzeichniß, wovon das erste diejenigen Schriftsteller aufführt, deren einzelne Aufsätze in den wichtigsten Journalen theils mit, theils ohne Namen zerstreut sind, das andere aber lauter berühmte Personen liefert, über welche in den Journalen geschrieben und dadurch das Merkwürdigste Ihrer Lebensumstände bekannt gemacht worden. Bey beyden ist die Ernte reicher, als man sie hätte vermuthen sollen, und werden dadurch nicht blos eigentliche Litteratoren, sondern auch Leser aller Stände in mehr als einer Absicht befriediget werden.

Der zweyte Theil wird nunmehr, gleichfalls nach dem Muster des Eckardschen Registers zu den Schlözerschen Journalen, ein Länder- Städte- und Völkerverzeichniß, der dritte und letzte aber das Sachregister über die in den wichtigsten deutschen Tagebüchern abgehandelten Sachen enthalten; und ertheilt die sehr bescheidene Vorrede des Hrn. Verfassers von den bey diesem Werke aufgestoßenen Schwierigkeiten nicht nur, sondern auch von der nach besten Gründen endlich gewählten und getroffenen wirklichen Einrichtung dieser zwar mühsamen, aber doch in der That nützlichen und wichtigen Arbeit die vollkommenste Rechenschaft.

No. 14.

Der Wunsch, ein gutes brauchbares und auf Gesetze und Verfassungen sich gründendes Handbuch zu besitzen, in welchem alles, was den Herren Geistlichen und Guthsbesitzern ꝛc. in Pastoralsachen, (z. B. von Ehesachen, Kindtaufen, Leichen-

und

und Begräbniß-Sachen, von den Rechten der Kirchenstühle rc.) zu wissen nöthig ist, deutlich und bestimmt aus einander setzte, — war schon lange laut und allgemein. Auf mein Bitten hat sich der Herr Ober-Hofgerichts- und Consistorial-Assessor D. Kees allhier zu dieser Arbeit entschlossen, und ich kann nun das Buch, an welchem bereits gedruckt wird, unter folgendem Titel ankündigen:

Handbuch des protestantischen Kirchenrechts nach den neuesten, besonders Chursächsischen, Gesetzen.

Das Ganze wird wenigstens ein Alphabeth stark werden, und in der Mitte des Märzes wird unfehlbar der Druck geendiget seyn.

Da mein Wunsch ist, daß dieses Buch gleich bei seiner Erscheinung so gemeinnützig werde, als es gewiß verdienet, und dieses durch einen geringen Preiß und vorherige Bekanntmachung bewerkstelliget werden kann, so wähle ich auch diesen Weg — Wer bis Ende dieses Jahres 16 Ggr. für das Exemplar vorauszahlet, erhält zu seiner Zeit das Buch dafür, auch wenn es stärker würde als ein Alphabet. Der nachherige Ladenpreiß wird Ein Thaler und etwas darüber werden. Wer die Güte über sich nimmt, Pränumeranten zu sammlen, und das Geld für Sieben baar einsendet, erhält das 8te Exemplar unentgeldlich. Alle Herren Geistliche ersuche ich ergebenst, wenn Ihnen diese Nachricht zu Gesicht kömmt, sie Ihren Herrn Amtsbrüdern gefälligst mit zu theilen. Leipzig, den 1. Oktob. 1790.

Georg Emanuel Beer.

No. 15.

Weimar, im Verlage der Hoffmannischen Buchhandlung ist erschienen: Allgemeines Magazin für die bürgerliche Baukunst, herausgegeben von Gottfr. Huth. 1. B. 2. Th. mit Kupfern. gr. 8. 1 Rthl.

Der bereits durch mehrere nützliche Schriften rühmlichst bekannte Herr Verfasser hat schon bey dem 1ten Theile gezeigt, daß

daß er einem so gemeinnützigen und vielumfassenden Unternehmen ganz gewachsen sey, und dies beweiset auch diesesmal der Inhalt, welcher folgender ist: 1.) Vom Häuserbau, insbesondere hölzerner Häuser. 2.) Bequemes Verfahren, baufällige Häuser mit neuen Fußböden und Untergebäuden aufs geschwindeste auszubessern. 3.) Mittel, das Eisenblech vor dem Rost zu bewahren. 4.) Mittel, dem Spalten des Zimmerholzes vorzubeugen. 5.) Von Aufsetzung des Dachstuhls auf hölzerne Gebäude. 6.) Beschreibung der Brabantischen Malz- und Darrhäuser. 7.) Erinnerungen bey dem Baue der Mühlen- und Hammerwerksdämme, wo lockerer Grund ist. 8.) Mittel, allerley Holzgebäude vor dem Verrotten zu bewahren. 9.) Von der Uebereinstimmung der Baukunst mit unsern Empfindungen. Fortsetzung. 10.) Küchen und Dienstzimmer. 11.) Wohnungen verschiedener Dienstpersonen. 12.) Von den Nebenhöfen. 13.) Mittel zur Beschützung gegen das Feuer. 14.) Verzeichniß der im Fürstenthum Halberstadt befindlichen Baumaterialien. 15.) Ueber die Stärke des Holzes. 16.) Von alten und neuen Mauern. 17.) Ueber den Kalkmörtel. 18.) Mittel, die sandigen Wege fahrbar zu machen. 19.) Mittel, das Bauholz zum Gebrauch bey Gebäuden im Wasser dauerhaft zu machen. 20.) Vermischte Nachrichten. 21.) Recensionen in Auszügen. Die späte Erscheinung ist gewiß dem Publikum durch den Reichthum des praktischen Inhalts vergütet worden; praktische Baumeister werden darin viel Neues finden, Manches wird ihnen wieder ins Gedächtniß zurück geführt werden, junge angehende Architekten, einen sehr guten Leitfaden zu ihrer künftigen Bestimmung, und Dilettanten der Baukunst Stof genug zu Befriedigung ihrer Wißbegierde finden.

Anhang.

No. 16.

Der deutsche Alcibiades, 2ter Theil, mit Alberts Bildniß, hat nun die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu haben. Wenn man auf den guten Abgang des 1sten Theils, und auf die Ungeduld, womit der 2te, von Lesern, deren Lektüre sonst nicht Romane ist, erwartet wurde, schließen darf; so kann man mit Recht vermuthen, daß das Buch allgemeinen Beyfall erhalten hat.

No. 17.

Die sehr starke dritte Auflage meines Handbuchs der Religion ist, der verschiedenen Nachdrücke ohngeachtet, doch nun so weit vergriffen worden, daß die Veranstaltung einer neuen nothwendig wird. Da die bisherigen schon in so vielen Händen sind, so würde es unbillig seyn, wenn ich jetzt noch erhebliche Veränderungen mit diesem Werke vornehmen wollte. Aber für sehr billig halte ich es, die Stärke desselben durch Weglassung und Abkürzung einiger weniger wesentlichen Stücke so zu mindern, daß der Wunsch meines Herrn Verlegers erfüllet und der Ankauf des Buchs durch Herabsetzung des Ladenpreises erleichtert werde. Zu diesem Ende werd' ich nicht nur bey dieser vierten Auflage die im letzten Hauptstück befindlich gewesene Liedersammlung ganz zurücklassen, sondern auch die Tauf- und Abendmahls-Betrachtungen des fünften Hauptstücks ins Kurze zusammenziehn und selbige gleich bey Abhandlung der Glaubenslehren gehörigen Orts einschalten. Letzteres kann ich um so eher thun, da ich ein eigenes Kommunionbuch geschrieben habe, in dem die Liebhaber meiner Schriften ausführlichern Unterricht über diese Materie finden können. Und was das Erstere betrift, so glaub' ich, daß der Verlust an den Liedern sehr leicht bey dem jetzigen Vorrath an guten öffentlichen und Privat-Gesangbüchern ersetzt werden kann. Uebrigens halte ich es auch diesmal für meine Pflicht, jede Betrachtung nochmals zu revidiren, kleine Fehler in einzelnen Stellen und Ausdrücken sorgfältig zu bessern und dadurch das Ganze der Vollkommenheit so nahe zu bringen, als ich es nach meinen Kräften unter den vorhandenen Umständen zu thun vermag. Quedlinburg, am 24. August 1790.

Johann August Hermes.

No. 18.

Anhang.

Als Verleger dieses schätzbaren Handbuchs der Religion, wird es mir erlaubt seyn, einige Worte an das Publikum zu addressiren, die diese neue vierte Auflage betreffen.

Jeder, der dieses Buch aus seinen vorigen Auflagen kennt, wird mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß seit 30 und mehrern Jahren, wo alle menschliche Bedürfnisse über ein Drittheil im Preise gestiegen sind, dieses vier Alphabet starke, in groß Octavo auf weißes Papier mit scharfen Lettern gedruckte Buch, eines der allerwohlfeilsten sey, so in diesem Zeitraume erschienen ist. Seines geringen Preises ohngeachtet, haben sich vornemlich im Schwäbischen Kreise, in welchem noch alte ächte teutsche Biederkeit zu Hause ist, dennoch gewinnsüchtige und schlechtdenkende Buchdrucker gefunden, die dieses an und für sich äusserst wohlfeile Buch verstümmelt, auf schlechtes Löschpapier nachgedruckt haben, und es in einem etwas geringern Preise, als die ächte und schönere Originalausgabe ist, durch sonst seynwollende angesehene Buchhändler, oder durch Schulmeister, Buchbinder, verdorbene Gelehrte ꝛc. verkaufen und vertrödeln lassen. Aus Schonung mag ich nicht ins Detail gehen, es würde mir sonst sehr leicht seyn, verschiedene namhaft zu machen, die sich zu Colporteurs solch' elender Nachdrucker, besonders in den Reichsstädten und in Ostfriesland, brauchen lassen, und ihren Stand dadurch auf das schändlichste beschmutzen. Jeden rechtmäßigen und billigen Verleger belebt indeß die Hofnung: daß des künftigen Reichs-Oberhaupts große und edle Gesinnungen dahin gehen werden, ihn, bey seinem erkauften Eigenthum zu schützen, wenn anders diese Gnade durch übermäßig theure Preise von Verlegern nicht gemißbraucht werden sollte.

So sehr Feind ich von allem Pränumerationswesen bin, und so verhaßt sich diese Methode, Geld zu erschnappen, in Teutschland gemacht hat, wo Autor und Verleger, dieser das Aeussere, jener das Innere mit vollen Backen durch die Trompete dem leichtgläubigen Publikum ein unbekanntes Produkt auf die marktschreyeristische Art ankündigt, so bin ich überzeugt, daß man bey einem Werke, als das Hermische Handbuch der Religion ist, von welchem, mit Inbegrif der Nachdrücke, wohl zwanzigtausend Exemplare in Teutschland verkauft sind, gewiß eine Ausnahme machen wird. Meine Absicht ist es auch nicht, mir durch Pränumeration eine Kostenerleichterung zu verschaffen, da ich versichern kann, daß solche durch den weitfortgerückten Druck bereits bestritten sind. Mir liegt nichts mehr am Herzen, als die

Raubnester, in welchen so manches vortrefliche Buch nachgedrücket ist, zu vertilgen, und die Käufer auf etwas weit besseres zu lenken. Zu dem edlen Theile meiner Handlungsverwandten, besonders im H. R. Reiche, der, wie er sagt, genothdrungen ist, neben den ächten Originalausgaben auch Nachdrücke für seine Correspondenten zu halten, habe ich das Zutrauen, er werde sich nicht mehr mit dem Verkauf der gesudelten Nachdrücke befassen, da sachverständige Männer leicht berechnen können, was ein vier Alphabet starkes, in groß Octav auf schön Papier gedrucktes Buch, kosten kann, und daß der Vortheil, der mir als Verleger dabey zufällt, weit kleiner ist, als der, den sie genießen. — Zu dem entgegengesetzten Theile sage ich kein Wort. Wer es in der Schande so weit bringen kann, als Schmieder in Carlsruh, Trattner in Wien, Grötzinger in Reutlingen, Schramm und Franke in Tübingen, und wie alle das Nachdruckergesindel heissen mag, dem sind gute und böse Werke gleich viel.

Nach diesen Prämissen kündige ich sonach demjenigen Publikum, das die vorigen Auflagen nicht besitzt, eine vierte verbesserte und mit Königl. Preußischen Privilegien versehene Auflage, unter nachstehenden Bedingungen auf Pränumeration an:

1) Die Pränumeranten erhalten diese in zwey groß Octav-Bänden, auf weißes Papier, mit neuen Lettern gedruckte, gegen 90 Bogen starke verbesserte, und mit zwey Titelkupfern verschönerte vierte Auflage für 1 Rthlr. 8 gute Groschen Conventionsgeld, d. i. den wichtigen Louisd'or zu 5 Rthl. und den Ducaten zu 2 Rthl. 20 gute Groschen.

2) Der Pränumerationstermin geht bis März 1791, die Ablieferung der Exemplare aber geschieht zur Leipziger Ostermesse desselben Jahres. Nach Verlauf dieser Zeit kostet das Exemplar 1 Rthlr. 16 gute Groschen (ehemals 2 Rthl.)

3) Mir bekannte und unbekannte Freunde, die sich des Kolligirens gefälligst unterziehen wollen, erhalten für ihre gütige Bemühung bey 10 Exemplaren eins, bey 20 drey, bey 30 vier, bey 40 sechs, bey 50 acht Freyexemplare. Die Herren Buchhändler hingegen genießen an deren Stelle einen Rabat, mit denen sie auch zufrieden seyn werden.

4) Die Pränumerationsgelder erwarte ich postfrey, und so die Pränumeranten ihre Namen dem Buche vorgedruckt zu sehen wünschen, so bitte ich, solche leserlich zu schreiben.

Berlin, im September 1790.

Christian Friedrich Himburg.
Buchhändler.

No. 18.

No. 18.

Der Almanach für Prediger auf das Jahr 1791 ist fertig, und enthält folgendes: Neueste Kirchengeschichte, begreift in sich: Nachrichten aus Oesterreich, Preußen, Dessau, Cassel, Nürnberg, Pfalz-Bayern, Cölln, Mainz, Trier, Fulda, Marburg, Hannover, Halberstadt, Pappenheim, Oesterreichische Niederlande, Frankreich, Elsaß, Spanien, Portugal, Rom, Neapel, England, Dänemark, Polen, Amerika, Ostindien. — Abhandlungen: Vergleichung der Stelle Luk. 2, 2. mit einer Nachricht Josephi, von Christoph Daniel Lorenz. — Erörterung der Frage: Ist Rahab eine Wirthin oder eine Hure gewesen, und was hängt von der Entscheidung dieser Frage ab? — Ueber einige Fehler und Abwege, die der Prediger, besonders der auf dem Lande, bey der Popularität im Predigen zu vermeiden hat. — Von der Predigerjournalgesellschaft in der Chursächsischen Diöces Pirna. — Von der Predigerlesegesellschaft im Schwarzburgischen am Thüringer Walde. — Leben des Hrn. Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, Doctor der Theologie ꝛc. — Amtsvorfälle. — Uebersicht der theologischen Schriftsteller Chursachsens, in Briefen. — Schreiben aus Böhmen vom 20. Jun. 1790. — Anzeigen. — Vermischte Nachrichten. — Anekdoten. — Er ist diesmahl $16\frac{1}{2}$ Bogen stark.

Dieses nützliche Jahrbuch für Prediger erhält sich in seinem Werthe nun schon in das sechste Jahr, und sind davon noch einige complette Exemplaria bey dem Verleger Friedrich Severin in Weißenfels zu haben. Die beyden ersten Jahrgänge kosten jeder 10 Ggr. die andern Viere aber jeder 12 Ggr.

No. 19.

Von folgenden Büchern werden deutsche Uebersetzungen veranstaltet: 1.) The letters of Maria; to which is added an Account of her Death. 2.) The triumphs

of constrancy II vol. 3.) Ethelinde or the Recluse of the Lake, by Charlotte Smith 5 Vol. the second Edition.

Von dem so eben erschienenen: La petite Lutece devenue grande fille. II part. Dedié à MM. de la Garde nationale, wird ebenfalls eine deutsche Uebersetzung erscheinen.

No. 20.

Verzeichniß derjenigen Bücher, so im Paulischen Bücherverlage von der Leipziger Jubilatemesse 1789 an bis dahin 1790 neu herausgekommen, und um beygesetzte Preise zu haben seyn:

Abbildungen der Schwämme, 16 Heft, mit 10 illuminirten 4to Kupfern. No. 1 = 10. gr. 4to. 1 thl. 8 gr.

Saint Aubins Stickerkunst, aus dem Französischen übersetzt und mit Zusätzen vermehrt von J. S. Halle, mit 3 Bogen Kupf. gr. 4. 1 thl.

Beyträge, Berliner, zur Landwirthschafts-Wissenschaft, 8. B. 1 = 6s Stück, gr. 8. 1 thl.

von Büffons, Naturgeschichte der Vögel, aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen, Zusätzen und vielen Kupfern vermehrt durch B. C. Otto, 16r Band, mit 53 illuminirten Kupfern. Schreibpap. gr. 8. Prän. Preiß 4 thl. 2 gr. Ord. 5 thl. 14 gr.

Dasselbe Buch auf Schreibpapier mit schwarzen Kupf. gr. 8. Prän. Preiß 1 thl. Ord. 1 thl. 8 gr.

— — auf Druckpapier mit schwarzen Kupfern. gr. 8. Prän. Preiß 18 gr. Ord. 1 thl. 4 gr.

Desselben Buchs 17r Band, mit 23 illuminirten Kupf. gr. 8. Prän. Preiß 2 thl. 6 gr. Ord. 3 thl. 4 gr.

Dasselbe Buch auf Schreibpapier mit schwarzen Kupf. gr. 8. Prän. Preiß 1 thl. Ord. 1 thl. 8 gr.

Dasselbe Buch auf Druckpapier mit schwarzen Kupfern. gr. 8. Prän. Preiß 18 gr. Ord. 1 thl. 4 gr.

von

von Burgsdorfs, F. A. L. Abhandlung über die Vortheile vom ungesäumten, ausgedehnten Anbau einiger in den Königl. Staaten noch ungewöhnlichen Holzarten. gr. 4. 4 gr.

Fougeroux d'Angerville, Siebmacherkunst, oder Verfertigung der Pergamentsiebe, übersetzt von J. S. Halle, mit 2 Kupfern. gr. 4. 4 gr.

Garsaults, Riemer- und Sattlerkunst, aus den französischen Abhandlungen der Königl. franz. Akademie der Wissenschaften zu Paris aufgesetzt, und ins Deutsche übersetzt und mit einem Beytrage vermehrt von J. S. Halle, mit 24 Kupf. gr. 4to, 1790. 2 thl. 4 gr.

Graßmanns, G. L. Anweisung, wie man guten und reifen Kleesamen auf eine leichte Art und in zureichender Menge gewinnen kann, oder daß derselbe durch zu starkes Trocknen in den Oefen oder durch andere gewaltsame Mittel im Keimen und Aufgehen hätte Schaden nehmen können. gr. 8. 12 gr.

Halle, J. S. fortgesetzte Magie oder Zauberkräfte der Natur, so auf den Nutzen und die Belustigung angewendet worden, 3r B. oder des ganzen Werks 7r Band, mit Kupfern. gr. 8. 2 thl.

du Hamel du Monceau Kunst, das Eisen zu Drath zu ziehen, aus dem Franz. übersetzt von J. S. Halle, mit 4 Kupfern. gr. 4. 12 gr.

Krünitz, D. J. G. ökonomisch-technologische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft und der Kunstgeschichte in alphabetischer Ordnung, 21r B. 2te Auflage. gr. 8. Pränumerationspreiß 2 thl. Ord. 3 thl. 2 gr.

— — Desselben Buchs 22r B. 2te Aufl. gr. 8. Prän. Preiß 2 thl. 2 gr. Ord. 3 thl. 6 gr.

— — Desselben Buchs 23r B. 2te Aufl. gr. 8. Prän. Preiß 2 thl. 2 gr. Ord. 3 thl. 6 gr.

— — Desselben Buchs 24r B. 2te Aufl. gr. 8. Prän. Preiß 1 thl. 22 gr. Ord. 3 thl.

Krünitz, D. J. G. Encyklopädie 46r B. gr. 8. Prän. Preiß 2 thl. 4 gr. Ord. 3 thl. 8 gr.

— — Desselben Buchs 47r B. gr. 8. Prän. Preiß 2 thl. 12 gr. Ord. 3 thl. 20 gr.

— — Desselben Buchs 48r B. gr. 8. Prän. Preiß. 1 thl. 18 gr. Ord. 2 thl. 16 gr.

— — Desselben Buchs 49r B. gr. 8. Prän. Preiß 1 thl. 22 gr. Ord. 3 thl.

Die Kunst des Stahlblattmachers zu den Blättern mit stählernen Zähnen für die Manufacturen der seidenen Zeuge, aus dem Franz. übersetzt von J. S. Halle, mit 12 Kupfern. gr. 4. 1 thl. 4 gr.

Martini, F. H. W. allgemeine Geschichte der Natur in alphabetischer Ordnung fortgesetzt von einer Gesellschaft Gelehrten, und herausgegeben von D. J. G. Krünitz, 9r Band, mit 66 illuminirten Kupfern, gr. 8. Prän. Preiß. 5 thl. 7 gr. Ord. 7 thl. 8 gr.

Dasselbe Buch mit 66 schwarzen Kupfern, gr. 8. Prän. Preiß 3 thl. Ord. 4 thl. 4 gr.

Natursystem aller bekannten in- und ausländischen Insekten, fortgesetzt von J. F. W. Herbst, der Käfer, 3r Th. 1s Heft, mit 6 illuminirten 4to Kupfern, gr. 8. Prän. Preiß 1 thl. 10 gr. Ord. 2 thl. 4 gr.

Desselben Buchs der Schmetterlinge, 4r B. 2s Heft, mit 14 illuminirten 4to Kupfern, gr. 8. Pränum. Preiß 2 thl. 18 gr. Ord. 4 thl. 4 gr.

Nomenclator Fungorum Pars I. Agarici Continuatio prima indice locupletata, Verzeichniß der Schwämme, 1ster Theil, Blätterschwamm, 1ste Fortsetzung, nebst dreyfachen Reg. gr. 1790 8 gr.

Plöns, J. C. Königl. Preuß. Stallmeisters der Ritterakademie zu Berlin, Anleit. zur äussern Pferdekenntniß, m. K. gr. 8. 16 gr.

Schauplatz der Künste und Handwerke, oder vollständige Beschreibung derselben, verfertiget oder gebilliget von den Herren der Akademie der Wissenschaften zu Paris, mit 54 Kupf.

18. Band, übersetzt und mit Anmerkungen vermehrt von J. S. Halle, gr. 4. Prän. Preiß 3 thl. 18 gr. Ord. 5 thl.

Schütz, M. C. von, Auszug aus des Hrn. D. J. G. Krünitz ökon. technol. Encyklopädie, oder allgem. System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft und der Kunstgeschichte in alphab. Ordnung, 8r B. mit 1⅛ Bogen Kupf. den 30. bis 33 Band des größern Werks enth. gr. 8. Prän. Preiß 1 thl. 10 gr. Ord. 2 thl. 5 gr.

Desselben Buchs 9r B. mit 1¼ Bogen Kupf. den 34. bis 37. Band des größern Werks enth. gr. 8. Prän. Preiß 1 thl. 10 gr. Ord. 2 thl. 5 gr.

Desselben Buchs 10r B. mit ½ Bogen Kupf., den 38 - 41. Band enthaltend, gr. 8. Prän. Preiß 1 thl. 7 gr. Ord. 2 thl.

Kupferstiche.

Bildniß des Hrn. Hauptmann von Archenholz, gest. von Halle. 4 gr.
— — Professor L. C. Otto, gest. von Halle. 4 gr.
— — Baron G. A. H. von Lamotte, gest. von Halle. 4 gr.
— — Geh. Finanzr. C. A. Struensee v. Carlsbach v. Halle. 4 gr.

No. 21.

Johann Georg Kerner's, B. R. L. und Stadtschreibern in Ludwigsburg, allgemeines positives Staats-Landrecht der unmittelbaren freyen Reichsritterschaft in Schwaben, Franken und am Rheine, 3 Theile in gr. 8. Lemgo, im Verlage der Meyerschen Buchhandlung, 1786 bis 1789.

Das allgemeine deutsche Staatsrecht kann nicht eher seine vollkommene Ausbildung und Vervollkommnung nach seinem ganzen Umfange erhalten, als bis das Staatsrecht einzelner, unmittelbarer Reichsländer und einzelner deutscher Provinzen besser, als bisher, bearbeitet worden. Blos von dem Mangel des letztern rühret es her, daß das allgemeine deutsche Staatsrecht, wenn es auch die Reichsritterschaft, so wie deren Verhältnisse gegen den Kaiser und das Reich,

Reich, deren daher entspringende Rechte und Verbindlichkeiten und innere Verfassung oberflächig berühret, daraus dennoch keine gründliche Kenntniß dieses speciellen und gewiß wichtigen Zweiges des deutschen Staatsrechts bisher geschöpft werden können. Nur dem Herrn Kerner war es vorbehalten, nach verschiedenen noch mangelhaften Versuchen seiner Vorgänger mit einer unnachahmlichen Geduld, musterhaften Bescheidenheit, strenger Unpartheylichkeit, und gründlicher Gelehrsamkeit aus den besten bisher theils bekannten, theils nicht genugsam bekannten Quellen, so weit letztere in diesen noch dürren und aus Widerwillen gegen Publicität geheim gehaltenen und unbekannten Feldern nur aufzufinden gewesen, das beste Staatsrecht der Reichsritterschaft zu liefern, das wir bis jetzt haben. Man lese z. B. im ersten Theil die Einleitung in das Staatsrecht der unmittelbaren freyen Reichsritterschaft überhaupt und die ausführliche Abhandlung des reichsritterlichen Landrechts selbst, sowohl in Ansehung der Verfassung der reichsritterschaftlichen Lande, als ihrer Bürger, Inhaber der ritterschaftlichen Güter und Unterthanen, ferner die von den Ritterterritorien, von der öffentlichen Regierung, von den zur Verwaltung derselben nöthigen Hülfsmitteln, von den Rechten der Ritter in Militairsachen, von ihren Beamten und öffentlichen Einkünften, von ihrer Oberherrschaft über die Personen und Güter ihrer Unterthanen, von der gesetzgebenden Gewalt der Reichsritter, von der richterlichen Gewalt, von der Criminalgewalt, von der geistlichen Gewalt, und von den Rechten derselben in Poliзeysachen, so wie vom Verhältniß der Reichsritter gegen Auswärtige; so wird man den zweyten Theil, welcher das Staatsgenossenschaftsrecht insbesondere, und den dritten, welcher das Staatsreichsrecht der Ritterschaft abhandelt, nicht ungelesen lassen, und so in eine reichliche Ernte geführet werden, die man in den Handbüchern des allgemeinen deutschen Staatsrechts nicht nur, sondern auch in allen bisherigen von der Reichsritterschaft insbesondere geschriebenen Werken vergebens suchet.

No. 22.

Anhang.

No. 22.

Militairische Nachricht.

In unserem Verlage ist fertig geworden: Feldzüge Friedrichs des Zweyten, Königs von Preußen, seit 1756 bis 1762. Von dem Generalmajor von Warnery. 2 Theile.

Der Hr. G. v. W. war in den beyden ersten Feldzügen Augenzeuge von dem, was er hier beschreibt; in dem letztern war er auf dem Kriegstheater und bald bey einer, bald bey der andern Armee. Der General Seidlitz war sein intimster Freund, der Herzog von Bevern unterhielt mit ihm einen beständigen Briefwechsel über das was vorgieng. Diese Umstände, denn die genaue Kenntniß des Kriegstheaters, welche er sich auch schon in den ersten schlesischen Kriegen erworben hatte, und endlich die ausgebreitete Beurtheilung der höhern Theile des Krieges, (welche er in seinen Commentarien über Turpin gezeigt, und welche bisher von allen Kennern und Recensenten für eines der wichtigsten Werke der höhern Taktik gehalten worden ist) müssen ihn zu einem vorzüglichen Geschichtschreiber dieses Krieges machen.

Aber noch ein anderer Umstand unterscheidet diesen Geschichtsschreiber von allen andern; er schrieb sein Werk, mit dem Vorsatz, es nach seinem Tode erst drucken zu lassen; er nahm sich vor ohne Rücksicht dasjenige zu erzählen, was er für wahr hielt, und die Fehler des großen Königs nicht zu verschweigen.

Diese Lage macht nun wohl, daß hier manche Dinge vorkommen, die mit dem, was andre Geschichtschreiber über diesen Gegenstand unter und bey Lebzeiten Friedrichs des Großen geschrieben haben, abstechen; so vortreflich auch übrigens ihre Werke sind. Ferner ist Hr. v. Warnery der einzige Schriftsteller dieses Krieges, der die Armee und die Generale derselben schildert. Von andern noch lebenden konnte man dies, ohne unbillig zu seyn, nicht fordern.

Vielleicht hat H. v. W. den großen König in militärischer (so wie H. Büsching in anderer) Absicht so geschildert,

wie er war, und nicht wie man ihn, wenn man seine großen Thaten ohne seine Fehler hötte, sich dachte.

Helwingsche Hofbuchhandlung.

No. 23.

Riga und Leipzig bei J. Fr. Hartknoch ist erschienen: Herrn von Lesseps, französischen Consul und Gefährten des Grafen de la Perouse, Reise von Kamtschatka nach Frankreich, von dem Herrn Professor Villaume übersetzt. Erster Theil, mit einer Landkarte.

Bekanntlich waren zwei französische Fregatten unter Anführung des Grafen de la Perouse auf eine Entdeckungsreise um die Erde ausgegangen, und dieser sandte den Herrn von Lessep von Kamtschatka aus mit Depeschen zu Lande nach Frankreich. Der Aufenthalt und die Beschwerlichkeit durch ein so wenig kultivirtes Land hat dem Herrn von Lessep Gelegenheit zu dieser intressanten Reisebeschreibung gegeben, die in eines sehr würdigen Uebersetzers Hände gefallen ist, daß sie sich als Original lesen läßt. Freunde der Völker- und Erdkunde find n in aller Rücksicht viele Nachrichten und Bemerkungen, die ihnen die Mühe des Durchlesens reichlich belohnen werden.

No. 24.

Taschenkalender auf das Jahr 1791 für Kamaralisten, Gutsbesitzer, Pächter und Forstwirthe. In Verbindung mit einigen Kammerräthen und Gutsbesitzern herausgegeben von Georg Stumpf, Oekon. Rath, öffentl. Lehrer auf der Universität zu Jena, und verschiedener Gesellschaften Ehren- und ordentl. Mitglied; mit Kupfern geziert.

Der Inhalt dieses Kalenders ist folgender: I. Biographie eines Verbesserers der Landwirthschaft. II. Kameralistik: 1.) Von Landgütern. — 2.) Anschlag eines

Ritter-

Ritterguts. — 3.) Nutzungsanschlag über ein Rittergut. — 4.) Verwaltungsanschlag einer Herrschaft. III. Oekonomie: 1.) Beschreibung eines guten Wirths. — 2.) Beispiele der Reinlichkeit und Sparsamkeit der Wirthschafterinnen. — 3.) Gelehrte und verkehrte Wirthschaften. IV. Landwirthschaftliche Statistik: 1.) Darstellung was in einem Jahr in einzelnen Aemtern und Amtsdörfern eines ganzen Landes verbessert werden könne. — 2.) Oekonomische Verbesserungen. V. Forstwissenschaft: 1.) Untersuchung, ob man die Wälder nach der Ackerzahl oder nach der Klafterzahl abtreiben soll. — 2.) Untersuchung und Beweis, daß die Lüftung der Wälder nicht schädlich, sondern nützlich sey. — 3.) Entwurf, wie das Weblicht nebst dazu gehörigen Hölzern für die Zukunft am wirthschaftlichsten tractirt, in einen ewigen und sichern Nachhalt und Ertrag gesetzt werden könne. VI. Landwirthschaftliche Instrumente: 1.) Beschreibung des Stumpfischen Kleeseimens. — 2.) Nähere Aufklärung des Wiesen Scarrificators. — 3.) Der Englische Wiesenhobel. — 4.) Ein hohler Abzug unter der Erde, zu Austrocknung nasser Felder. (Diese Instrumente sind in Kupfer gestochen beigefügt.) VII. Allerley: 1.) Wirthschaftliche Sprichwörter und Maximen aus den Alten. — 2.) wirthschaftliche Kunststücke. — 3.) wirthschaftlicher Preis-Courant. — 4.) Briefe. VIII. Lieder: 1.) Erndtelied. — 2.) Lied bey der Einsaat. — 3.) Lied am Erndtenfeste. — 4.) Rundgesang, bey der Hochzeit eines Pachters oder Verwalters. — 5.) Morgenlied eines Landmannes, der an seine Arbeit geht. IX. Genealogie.

In den Ländern wo kein Kalender eingeführt werden darf, wird er unter dem Titel: Taschenbuch, 2c. ohne Kalender verkauft. Der Preiß in ordinairem feinen farbigen Einband und vergoldeten Schnitt, ist 16 Ggr.; in Seide mit gemalten Decken aber 1 Rthl. Weißenfels, im Nov. 1790.

Friedrich Severin.

Anhang.

No. 25.

Da nunmehro der dritte Theil von Witschels Geschichte und Geographie von Deutschland als Lehr- und Lesebuch für die Jugend unter der Presse ist, so werden die Herren Commissionärs und Interessenten hierdurch ergebenst ersucht, die Gelder nebst dem Namensverzeichniß der hinzugekommenen resp. Subscribenten und Pränumeranten an die kurfürstl. sächs., Zeitungsexpedition, an die Hilscherische und Bömische Buchhandlung zu Leipzig oder an den Verfasser nach Dresden einzusenden. Anderer Orten, so wie in den bekanntesten Buchhandlungen Deutschlands sind noch Exemplare des 1. und 2. Theils vorhanden. Wer sich jedoch an den Verfasser selbst wendet, erhält bey Vorausbezahlung des dritten Theils die ersten beyden Theile für den Pränumerationspreiß, jeden Theil zu 12 gr. Auch haben diejenigen, welche mehrere Exemplare vom Verfasser selbst in Debit nehmen, die bereits bekannt gemachten Vortheile in Rücksicht des Preißes zu genießen.

No. 26.

Künftige Ostermesse 1791. erscheint in meinem Verlage ein Werk, welches allen denjenigen, die ihre Uhren richtig nach der Sonne stellen wollen, sehr erwünscht seyn wird, nemlich: F. C. Müllers, Mitglieds der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften, Tafeln der Sonnenhöhen für Deutschland, und die östlich und westlich benachbarten Länder rc. wovon sich schon eine Auflage für einige Provinzen des nördlichen Deutschlands vergriffen hat. Der Gebrauch dieses Werkes erfordert gar keine mathematische Kenntnisse und Zurüstungen, findet in jedem von der Sonne bescheinbaren Zimmer statt, übertrift an Genauigkeit, Bequemlichkeit und Zuverläßigkeit, alle Sonnenuhren, und man erfährt aus demselben die Stunde und Minute der wahren Sonnenzeit, mit nicht mehr Mühe, als man in einem Kalender das Datum nachsiehet. Dieses Werk empfiehlt sich demnach vorzüglich allen Stadträthen und andern Obrigkeiten, um zu bewirken, daß die öffentlichen Uhren die richtige Zeit anzeigen. Es wird mit neugegossenen Schriften auf schönes, weißes Papier sehr sauber gedruckt, und sowohl eine deutsche als französische Ausgabe davon veranstaltet. Die Stärke desselben wird ohngefehr 50 Bogen in groß Octav, und der Preiß 3 Rthlr. betragen, den Louisd'or zu 5 Rthlr. und den Ducaten zu 2 Rthlr. 20 Gr. gerechnet. Leipzig, den 1. Nov. 1790.

S. L. Crusius.

No. 27.

No. 27.

Unter dem angeblichen Druckort Frankfurt und Leipzig hat man Heinr. Sanders Erbauungsbuch zur Beförderung wahrer Gottseligkeit nachgedruckt; der rechtmäßige Verleger hat dieserhalb eine neue vor obgedachtem Nachdruck sich merklich auszeichnende Auflage gemacht, (der Nachdruck ist klein Octav, äusserst schlecht Papier, und unsauber gedruckt; diese ächte Edition ist groß Octav, weiß Papier und mit der Vignette von Rosmäsler, wo Paulus im Gefängniß an Ketten liegt und betet) und den Verkaufpreiß auf 12 Groschen herabgesetzt, in Hoffnung, daß dieser wohlfeile Preiß mehr als alles, ohnehin vergebliche, Klagen, jenem schmützigen Nachdrucke entgegen seyn soll.

Gleichermaßen soll auch von dato an die zweyte Auflage der mit allgemeinem Beyfall aufgenommenen Neuen Morgen- und Abend-Andachten, sämtliche 4 Bände in gr. 8. um 2 Rthlr. erlassen werden. Ein Preiß, den für beynahe 100 Bogen im größten Octavo mit 2 Kupfern von Chodowiecki, wohl jeder Sachkundige sehr wohlfeil finden wird.

Dieses Buch enthält auf jeden Tag im Jahr Eine Morgen- und Eine Abend-Andacht, deren zweckmäßige Erbauung bereits von den mehresten Kritikern bestens beurtheilt, und als ein nützliches Haus-Andachtsbuch für alle Stände empfohlen worden. Beyde Bücher sind in allen Buchhandlungen zu haben: welches hiedurch allen denen bekannt gemacht wird, die sich zu diesem herannahenden Neu-Jahr ein solches nützliches und wohlfeiles Buch anschaffen wollen.

No. 28.

Bey dem Buchhändler Herold in Hamburg wird auf Ch. Ch. Sturms Predigten über die Sonntags-Evangelien durchs ganze Jahr, nach dessen Tode herausgegeben von Fr. W. Wolfrath, 4 Bände in gr. 8. 2 Thlr. für ein Exemplar auf weißem Druckpapier, und 2 Thlr. 12 Gr. für ein Exemplar auf Schreibp. pränumeirt. Da die Namen der Pränumeranten dem Werke vorgedruckt werden, so erbittet man sich die Namen derselben, und den Ort der Ablieferung, indem die Exemplare franko Leipzig, Hamburg, Berlin und Frankfurt am Mayn geliefert werden. Das Portrait des Verfassers, welches von seinen Freunden für das ähnlichste anerkannt worden, wird für die Pränumeranten auf Schweizerpapier abgedruckt. Die Herren Sammler erhalten für ihre Bemühung gegen Einsendung des Pränumerationsgeldes

auf fünf 1, auf acht 2, und auf zwölf Exemplare 3 frey. Bis in der Mitte des Januars 1791 kann man in allen Buchhandlungen Deutschlands pränumeriren, bey denen, wie bey uns, folgende Werke des Verfassers zu haben sind: Predigtentwürfe über die Sonn- und Festtags-Evangelia, VIII Jahrgänge, mit dem Leben des Verfassers, von J. F. Feddersen. gr. 8. 6 Thlr. 16 Gr. Predigten über einige Familiengeschichten der Bibel, 2 Theile, gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr. kl. 8. 20 Gr. Lieder und Kirchengesänge, Schreibp. 6 Gr., Druckp. 4 Gr. Geistliche Gesänge mit Melodien zum Singen beym Clavier, von C. P. E. Bach, 2 Sammlungen, 2te Auflage, 2 Thlr.

No. 29.

So gewiß und ausgemacht der Bücher-Nachdruck offenbarer Diebstahl für jeden rechtmäßigen Verleger ist, so wenig wird dies dennoch von einem großen Theil des Publikums beherzigt, obgleich sonst jeder Ehrliebende den Ankauf gestohlner Waaren verabscheut; wobey freylich sehr oft die scheinbaren Gründe der Nachdrucker und ihre äusserst wohlfeilen Preise, auch den rechtschaffensten Mann täuschen, und ihm allerdings zu einiger Entschuldigung dienen können. Es bleibt daher dem wahren Verleger, welcher Nachdruck erlitten, nichts übrig, als den Preis zu verringern, um seine Waare durch jenen Diebshandel nicht ganz unterdrückt zu sehen, und nur wenigstens seiner vielen Kosten in etwas entschädigt zu werden. Freylich ein hartes Schicksal für Jahre lang angewandten Fleiß.

Aus diesen Gründen sehe ich mich genöthigt, nachstehende bey mir einzig und allein rechtmäßig, verlegte, neuere Schriften des berühmten Hrn. Joh. Tim. Hermes zu Breslau, (der durch Sophiens Reise sowohl, als andre Schriften sich bekannt gemacht,) wegen erlittenen Nachdruck in geringern Preisen auszugeben, und zwar: Für Töchter edler Herkunft 3 Bände à 1 Rthlr. 18 gr. Für Eltern und Eheluftige unter den Aufgeklärten im Mittelstande. 5 Bände à 3 Rthlr. 12 gr. Ich hoffe nun von dem Publiko, daß es den ehrlichen Besitzer eher als den gewissenlosen Nachdrucker begünstigen wird.

Leipzig den 1. October 1790.

F. G. Jacobäer.

No. 30.

No. 30.

In allen Buchhandlungen sind zu haben; des Grafen von Ferrieres Sauveboeuf Reisen durch die Türkei, Persien und Arabien, in den Jahren 1782 bis 1789. Zwei Theile. Leipzig bey S. L. Crusius (Preiß 1 Rthlr.) Der Hr. Verf. hat bei Beschreibung seiner vielfältigen Reisen im Orient, sein Absehen hauptsächlich auf das gegenwärtige Bedürfniß in Hinsicht auf den Türckenkrieg gerichtet. In der, seiner Nation eignen, angenehmen Manier, schildert er die Sitten, Lebensweise und Religion der Türcken, giebt eine kurze Uebersicht von ihren Ländern in Asien und Europa, erzählt die mancherlei Veranlassungen des jetzigen Kriegs, liefert eine kurze Geschichte der merkwürdigsten Vorfälle desselben, beschreibt als Augenzeuge, und als ein Freund der Osmannen, die Verfassung ihrer Armeen, ihre Läger, Kriegszucht und Art zu fechten, und nimmt zugleich den Leser für sich selbst ein, durch Erzählung der bald lustigen, bald schauerlichen Auftritte, die er unter jenem Volke erlebet. Kurz, man wird diese beiden Bändchen gewiß nicht aus der Hand legen, ohne die angenehmste Unterhaltung und Belehrung genossen zu haben.

No. 31.

Friedrich Severin in Weißenfels hatte vorige Michaelismesse 1790 neu:

Alcibiades, der deutsche, 2ter Band. 8. 1 Rthl. 4 Ggr.

Almanach für Prediger, die lesen, forschen und denken, auf das Jahr 1791. Herausgegeben von M. G. A. Horrer. 8. 12 Ggr.

Beschreibung des chinesischen Reichs, seiner Einwohner und ihrer Sitten, Gesezze und Religion ꝛc. 2tes Bändchen. 12. 9 Ggr.

Auch unter dem Titel:

Thomas Försters Erzählungen von seinen Reisen in allen vier Welttheilen; eine lehrreiche und unterhaltende Monatschrift für den Bürger und Landmann. Jul. — Dez. Der ganze Jahrgang kostet brochirt 18 Ggr.

(Wird fortgesetzt.)

Jagemanns italienisch=deutsches und deutsch=italienisches Wörterbuch ꝛc. 1sten Bandes 2ter Theil, von N bis Z.

Jugendfreuden aufs Jahr 1790. Der ganze Jahrgang kostet im Buchladen 1 Rthl. 6 Ggr.

(Wird fortgesetzt.)

Museum

Museum für Frauenzimmer, von einigen ihrer Mitschwestern. 3tes Quartal. Der ganze Jahrgang von 4 Bändchen mit Kupfern und Musik kostet roh 2 Rthl. 20 Ggr. brochirt 3 Rthl.

(Wird fortgesetzt.)

Taschen-Kalender auf das Jahr 1791, für Kameralisten, Gutsbesitzer, Pächter und Forstwirthe. In Verbindung mit einigen Kammerräthen und Gutsbesitzern herausgegeben von Georg Stumpf, Oekon. Rath, öffentl. Lehrer auf der Universität zu Jena, rc. (im gewöhnlichen Taschenformat und mit Kupfern.)

(Wird auch unter dem Titel: Taschenbuch rc. ohne Kalender ausgegeben. Ist auch in Seide gebunden zu haben.)

Wahrheit und wahrscheinliche Dichtung, ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann, aufs Jahr 1790. 3s und 4s Quartal. (Wird fortgesetzt.)

Das Portrait des Herrn Rath und Bibliothekar Jagemann, von Herrn Lips, auf Schweizerpapier 8 Ggr.

Unter der Presse sind folgende Werke:

Alcibiades, der deutsche, 3ter, 4ter und letzter Theil. 8.

Archiv der Erziehungskunde für Deutschland; eine Quartalschrift, von einer Gesellschaft praktischer Erzieher. 8.

Biographien für die Jugend; 2tes Bändchen. 8.

Breitenbauchs, G. A. von, Entwurf einer Geschichte der vornehmsten Völkerstämme des alten und neuen Zeitalters. 8.

Christenthum, das philosophische, des Herrn Professor Steinbarts; unpartheiisch geprüft von einem praktischen Theologen. 2 Theile. 8.

Cornelie Sedley, oder Geschichte einer jungen Wittwe; vom Herrn von Montagne. 8.

Försters, M. J. C., Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelia. 2 Bände. gr. 8.

Geist der neuesten ausländischen Romane, mit Kupfern. 1ster Band. 8.

Gläsers, C. A., Clavierübung für Anfänger in Menuets und Polonoisen aus allen Tönen, nach Emanuel Bachs Applikatur; mit einer Vorrede des Herrn Kantor und Musikdirektor Doles in Leipzig. breit 4.

Jagemanns deutsch-italienisches Wörterbuch rc. Zweyten Bandes 1ster Theil. gr. 8.

Romantische Bagatellen. 8.

Seidels Schauspiele für die Jugend; 2tes Bändchen. 8.

Neue Litteratur
und
Völkerkunde,
Für das Jahr 1791.
No. II.
Februar.
Leipzig, bey G. J. Göschen.

Digitized by Googl

Digitized by Google

Neue Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1791. No. II.

Februar.

Inhalt.

I. Englisch-Französisches Fest zu Nantes am 23sten August 1790 veranstaltet von der Gesellschaft der Constitutions-Freunde.

II. An den Zufall.

III. Gibbon's und seiner Geschichte Karakter. Von Mr. Porson.

IV. Fortsetzung der Reisen des Coriats Seniors durch Frankreich.

V. Neckers Bemerkungen über das merkwürdige Decret der National-Versammlung von Frankreich, die Abschaffung des Adels, der Wappen und Livreen betreffend.

VI. Glaubensbekenntniß eines alten Junggesellen. Aus dem Englischen.

VII. Ueber die Copisten des 14ten Jahrhunderts.

VIII. Brief des Abbe Raynal an die Französische National-Versammlung. Vorgelesen am 4ten September, 1790.

IX. Auszüge aus den Denkwürdigkeiten des Marschalls von Montluc. Noch ein Beytrag zur Kriegesgeschichte des 16ten Jahrhunderts.

Neue

Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1791. No. II.
Februar.

I.

Englisch-Französisches Fest zu Nantes, am 23. August 1790, veranstaltet von der Gesellschaft der Constitutions-Freunde.

Vorerinnerung des Herrn Einsenders.

Daß Frankreichs Bewohner den Tag der wiedererrungenen Freiheit mit Begeisterung feiern würden, war ein so ganz natürliches Ereigniß, daß es auf keine Weise auffallend seyn konnte; daß aber das Andenken der Französischen Revolution mitten unter einer fremden Nation, dieser eifersüchtigen Nebenbuhlerinn Frankreichs, und von einer zahlreichen Gesellschaft, welche die ausgezeichnetesten Nationalgelehrten zu ihren Mitgliedern zählt, durch ein glänzendes Fest gefeiert werden würde, dies hätten wir nicht ohne die lebhaftesten Gefühle der Bewunderung hören können. Ein solches Beispiel von Menschenliebe war ganz dazu eingerichtet, die Constitutions-Gesellschaft zu Nantes auf das Innigste zu interessiren.

Hierdurch veranlaßt entschloß sich diese Gesellschaft am 3ten August, die Londner Revolutions-Gesellschaft schriftlich von der Achtung und Dankbarkeit zu versichern, mit welcher ihr Betragen uns erfüllt hatte. Schon wurde an diesem Schreiben gearbeitet, als der Präsident, M. François, ergriffen von einem Patriotismus, zu dem Freiheit allein die Seele erheben kann, in folgender Rede den Vorschlag that, auf den edlen Enthusiasmus unserer Brüder in Großbrittannien in einer würdigeren Sprache zu antworten:

„Meine Herren,

Unter allen bewunderungswürdigen Erscheinungen, welche während eines Jahres auf dem Schauplatze Europas sich gezeigt haben, gehört diejenige unstreitig zu den außerordentlichsten, daß unter einem Volke, welches lange die heftigsten Feindseeligkeiten gegen Frankreich ausübte, eine Gesellschaft sich vereinte, unserer Constitution zu huldigen. Sie, meine Herren, haben beschlossen, dieser Gesellschaft für das von ihr am 14ten Jul. gefeierte Fest zu danken. Aber in welcher Sprache können Sie würdig danken den Männern, welche, von erhabner Menschenliebe hingerissen, gleichsam eine Vereinigungs-Brücke zwischen Frankreich und der Insel Großbrittannien gezogen haben? That müsse hier begegnen der That. Der Britte trinkt auf Frankreichs Heil; nun so lassen Sie auch den Franzmann seine besten Wünsche für Englands Wohl darbringen. Der Britte feiert die Eroberung der Bastille, welche Frankreichs Freiheit gründete; und Sie, meine Herren, wollten nicht feiern die Acte, welche durch Jacobs II. Entthronung Brittanniens Freiheit sicherte? Der Britte enthüllt Ihnen

seine Sehnsucht, auf immer mit Frankreich vereint zu seyn; so, entdecken auch Sie ihm Ihr Verlangen, stets mit England vereint zu seyn. Lassen Sie, m. H. Ihre Gesellschaft allen Engländern in Nantes, und in den Städten umher, ein Fest geben, — lassen Sie einen Altar errichten, der Freiheit aller Nationen geheiligt, und über ihn ein Panier aufstecken, welches Frankreichs und Englands Fahnen vereine; — lassen Sie uns ihn mit den Namen der treflichen Männer einfassen, welche beide Nationen lehrten und aufhellten, und so das Andenken unserer Wohlthäter und Lehrer in unsere Seele zurückrufen; — lassen Sie uns auf das Wohl aller derer trinken, die dem Vaterlande mit ihrem Muthe dienen oder die Welt durch ihre Geistes-Talente aufklären; — lassen Sie uns den Becher leeren auf das Heil der grossen Familie des Menschen-Geschlechtes, auf das Verderben der Tyrannen des ganzen Erdkreises, und auf die Erhaltung der Freiheit und eines allgemeinen Friedens. Ueberschicken Sie, der Londner Gesellschaft statt der Antwort den mündlichen Vorgang Ihres Festes, ein Verzeichniß der Empfindungen, welche Sie in Worten ausdruckten, und der Vorträge, welche gehalten worden sind; lassen Sie ihr jenes Panier, als Zeugniß Ihres Festes und als Unterpfand Ihrer Freundschaft, mit einer gewissen Feierlichkeit einhändigen; und nun fordere ich Sie auf, m. H. mir Ausdrücke und Aeusserungen der Beredsamkeit zu nennen, welche diese Art den Engländern zu antworten erreichen."

Kaum war dieser Vortrag geendigt, als die Versammlung ihre Empfindungen des Beifalles in den lautesten Zeichen ausdruckte. Es ward einmüthig die Feier eines Englisch-

Französischen Festes beschlossen, zu welchem alle Engländer in Nantes und in den naheliegenden Städten gezogen werden sollten. Auch beschloß man der Londner Gesellschaft durch eine Deputation die Nachricht von diesem Feste und ein Panier als Unterpfand unserer Vereinigung zu übersenden.

Ich übergehe den Eifer und die Thätigkeit, welche sich während der Vorbereitungen zu diesem Freundschaftsbunde zeigten. Nur diejenigen, welche die Kraft wahrer Menschenliebe je gefühlt haben, können sich unsere Ungeduld denken. Unser Hauptgeschäft war, den ehrenvollsten Anlaß zur Bildung eines immerwährenden, von der Menschheit selbst gebotenen Bundes mit Ernst zu ergreifen, und so den Anfang mit der Ausführung jenes erhabenen Plans zu machen, den Unwissenheit bisher als einen blossen Traum des Mannes von Wohlwollen dargestellt hat.

Endlich erschien der Montag, der 23ste August, dieser unserm heiligen Feste geweihte Tag. Gegen Mittag waren vierhundert Mitglieder der Gesellschaft versammlet. Gleich darauf erschien auch die Deputation, welche den Auftrag hatte, die Engländer einzuholen, und führte diese unter Klatschen und Zujauchzen, dem einstimmigen Zeichen unserer brüderlichen Liebe, ein. Ueberdies wurde die Feierlichkeit des Festes noch durch die Gegenwart von zwei Mitgliedern der National-Versammlung erhöhet, gerade als wenn der wohlthätige Genius, der stets über unsere Stadt wachte, den Patriotismus und die Menschenliebe der Gesellschaft dadurch zu belohnen gestrebt hätte

Ver-

Verschiedene Herren zeigten in Vorträgen voll Rednerkraft die Vortheile, welche aus der Verbindung zwischen Frankreich und England entspringen würden, und wie sehr eine so wünschenswürdige Vereinigung dazu beitragen könnte, den Frieden über den ganzen Erdkreis zu erhalten. Und daß dies allgemeiner Wunsch sei, verkündeten von allen Seiten des Saals unmittelbar darauf folgende Zeichen des ausdruckvollsten Beifalls.

Ohngefähr gegen zwei Uhr erinnerten uns drei Kanonen-Schüsse an das Mittagsmahl, welches in den Alleen eines Gehölzes zubereitet war. Unter dem Schall von kriegerischer Musik zogen wir dorthin. Begleitet von den Engländern, von unsern Repräsentanten in der Nationalversammlung, unsern drei ersten Magistratsgliedern und unsern Gästen, nahm der Präsident seinen Platz in der Mitte ein, nachdem er das Panier dem ältesten Manne in der Versammlung mit den Worten übergeben hatte: „Mögen unsere Wünsche vollendet werden!" Das Panier bestand aus den Fahnen Englands und Frankreichs, welche mit einem Bande vereinigt waren, und die Inschrift führten: Der Vereinigung Frankreichs und Englands. Darüber standen die Worte: „Allgemeine Verbindung" und unten: der Revolutions-Gesellschaft zu London von der Constitutions-Gesellschaft zu Nantes.

In der größesten Ordnung zogen wir weiter und kamen im Park an, wo wir einen langen Gang passierten, der mit verschiedenen Statuen geziert war. Unter diesen waren die hervorstechendsten: die Statue der Freiheitsgöttin, errichtet auf zerbrochenen Fesseln und umgekehrten Wapenschilden; die

Statue Ludwigs XVI. mit der Unterschrift: Der Vater eines freien Volkes, und gegenüber die Bildsäule Carls des Grossen, an deren Fußgestelle die Worte standen: „Ich strebte nach der Glückseeligkeit, welche jenes Verdienste erreichten;" und endlich die Statue der Diana, der Göttin der Jagd, mit der Inschrift: Vertilgung des Lehrsystems.

Endlich kamen wir an den Eingang des Gehölzes, welches für die Feierlichkeit bestimmt war. Ein großer Platz mit Bäumen in fünffacher Ordnung bepflanzt, bildete ein längliches Viereck, dessen vier Seitengänge mit Tischen besetzt waren. Auf beiden Seiten der Tische war jeder Baum mit einer Fahne und einem Schilde geziert, worauf der Name irgend eines alten oder neuern Helden, oder Philosophen, geschrieben war. Eine lange Reihe von Blumenkränzen und Kronen zog sich ununterbrochen von Baum zu Baum, rund um den geräumigen eingezäunten Platz herum, und schien schon zum voraus den herrlichen Brüderbund anzudeuten, der einst alle Nationen vereinen soll. In der Mitte des eingeschlossenen Platzes erhob sich auf blauer, mit goldenen Franzen gezierten Leinwand der Altar der Concordia, auf diesem ruhte die Weltkugel mit dem Hute der Freiheit bedeckt, und an seinen Seiten las man die Worte: Erklärung der Menschheitsrechte; — Nation, Gesetz; Ludwig XVI. Georg III. — Auf jeder Seite standen zwei Blumentöpfe, deren jeder ein Rauchfaß mit aufflammendem Weihrauch enthielt und am Fußgestell die Worte uns lesen ließ: Vaterland, Gleichheit, Vereinigung, Freiheit. Die Bäume, welche dies Heiligthum begränzten, waren mit Blumen-

kränzen

kränzen und den Fahnen beider Nationen geziert, und jedes Schild unter den Fahnen trug statt der Inschrift die Worte: Revolution von England, Revolution von Frankreich, *Charta magna*, Föderation am 14ten Jul. — Eroberung der Bastille.

Jezt war die ganze Versammlung in Prozession rings um die Tische gegangen, den Zug in der Mitte ausgenommen, der die Fahne begleitete; dieser blieb gerade gegen dem Zugang über, der zum Altar führte. Sodann nahm jeder seinen Platz, stand in ehrfurchtsvollem Schweigen da, und harrte auf das herzliche und erhabene Gelübd, welches der Präsident so eben im Namen der Versammlung ablegen wollte. Er näherte sich feierlich dem Altar, umgeben von unsern Repräsentanten in der Nationalversammlung, von unsern vornehmsten Stadtbeamten, von den englischen und andern Standespersonen, die zu diesem Fest eingeladen waren, rings umgeben; ein dreimahliger Donner der Kanonen verkündigte das Opfer der Fahne, die er auf den Altar niederlegte, und mit lauter Stimme das Gelübd ablas, das auf einer Tafel desselben eingegraben war; noch tiefer stand es in unsern Herzen geschrieben:

Himmlischer Friede, heil'ge Menschheit!
Am Fuße eurer Altäre schwören Frankreich und England,
Die Völker der Erde zu den Gesetzen zurück zu rufen
Und zu dem wahren Glück, das die Freiheit ihnen beut.

Die Vorsteher des Festes führten alsdann jeden zu dem für ihn bestimmten Platz. Der Donner der Kanonen, der Schall der Instrumente, das Jauchzen der Freude, die ge-

 genseiti-

genseitigen Liebkosungen, die Betheurungen, die Harmonie der Empfindungen, die Ausbrüche des Wohlwollens, die Begeisterung der Vaterlandsliebe und der Wünsche für das allgemeine Heil der Völker in der Welt; der Schatten, den das dichte Laubwerk herabsenkte, und der um so reitzender war, da die Sonne einige Zeit vorher ihren ganzen Glanz für den Tag des Festes aufgespart zu haben schien — alles dies vereint bildete eine so hinreißende Scene, daß die Sprache zu arm für ihre Beschreibung ist.

Eine lebendige und wohlwollende Heiterkeit, die reine Freude, welche die unzertrennliche Begleiterin wahrer Menschenliebe ist, beseelte unser Mahl. Voll Empfindung schauten wir den langen Bogengang hinunter, der an jedem Baum die Namen jener Halbgötter wies, die die Erde erleuchtet, und sich selbst dem allgemeinen Heil der Welt geopfert hatten.

Gegen das Ende des Mahles gab das Abfeuern der Kanonen und der Schall der Instrumente das Zeichen zu den zwölf Gesundheiten. Der Präsident rief sie dann feierlich durch ein Sprachrohr, und sie wurden sogleich an allen Tischen wiederhohlt. Es waren folgende:

1) Stanhope, der Präsident der Revolutionssocietät zu London.

2) Alle ehrwürdige Mitglieder der Revolutionssocietät zu London.

3) Die Philosophen und Vertheidiger beider Nationen.

4) Die ehrwürdigen Mitglieder des Parlaments in England, die die Rechte des Volkes empor halten.

5) Die

5) Die englische Nation; möge eine aufrichtige Vereinigung zwischen England und Frankreich gestiftet werden!

6) Die englische Revolution von 1688.

7) Jene unsterblichen Gesetzgeber der Franzosen, welche die Nation durch ihre Weisheit und durch ihren Muth neuerschaffen haben.

8) Die große Familie des menschlichen Geschlechts.

9) Die Vereinigung aller Völker.

10) Die Vertilgung der Tyrannen auf dem ganzen Erdball.

11) Die Könige der Engländer und der Franzosen, und alle gute Könige, die ihnen gleichen.

12) Möge die Sonne künftig auf ihrer Laufbahn nur Nationen zu erleuchren haben, die dem heilsamen Zwange der Gesetze unterworfen sind!

Nach dem Tanz und Gesang, der dies herrliche Fest beschloß, kehrte die ganze Gesellschaft in der vorigen Ordnung nach der Halle zurück, wo sie ihre Versammlungen hält. Hier wurde beschlossen, daß der Präsident Herr François und Herr Bougon nach London gesandt werden sollten, um dem Lord Stanhope und der Revolutionssocietät die Fahne, und die Nachricht von diesem Fest, als Pfänder von den Wünschen, zu überreichen, die wir für einen Bund zwischen England und Frankreich, für einen allgemeinen Frieden, und für das Glück der Welt thun.

Geschehen zu Nantes am 23sten Aug. 1790. im zweiten Jahre der Freiheit. Unterzeichnet von den Engländern: J.

 Hill,

Hill, J. Bennion, Felix Evans, Williams, Bonaire, Richard White, John Shilpot, James Musgrave, Tim Jones; Anthony Smith, M. Dumet, M. Carco u. s. w. u. s. w. u. s. w.

François Präsident der Versammlung, Legrand, Nouel, Debouges, Trioche, Legris, Darbefeuilles, Secretairs.

Die folgenden Reden wurden an diesem Tage vor der Constitutionssecietät von Nantes gehalten. Herr François eröfnete die Feierlichkeit mit folgenden Worten:

„Nach der Bestimmung des Tages lenkt sich die Untersuchung „heute auf die Vortheile, die aus einer Verbindung Frank„reichs mit England, sowohl für diese beiden Nationen, al „für die Welt im Ganzen, entspringen."

„Der Gegenstand, meine Herren, der Ihrer Beur„theilung vorgelegt wird, ist einer der wichtigsten, über den „sterbliche Menschen nachdenken können. Wenn Liebe zum „Vaterlande die erhabenste Tugend des Staatsbürgers ist, so „ist jene Liebe zur Menschheit, wodurch der Weltbürger alle „Bewohner der Erde mit dem Gefühl eines allgemeinen Wohl„wollens umfaßt, eine Tugend, die uns Gott selbst näher „bringt. Die ehrwürdigen Zeugen dieser Feierlichkeit machen „den Gegenstand, der verhandelt werden soll, noch wichtiger. „Es ist vor zweenen Vaterlandsfreunden, die den ersten Grund „der französischen Constitution gelegt haben; es ist vor Magi„stratspersonen, die sie durch Gesetze aufrecht erhalten; es ist „in der Mitte einer Gesellschaft, die sie durch ihre Weisheit

„unter-

„unterstützt; es ist endlich vor Ihnen, edle Britten, daß wir „jene glorreiche Fragen untersuchen wollen, die für das ganze „Menschengeschlecht Interesse haben.

„Seid uns gegrüßt, Ihr ältern Söhne der Freiheit, „Ihr edelmüthigen Republicaner, die Ihr den Königen der „Erde so siegende Beispiele gegeben habt; aber das schwerste „Beispiel ist, Eure Mässigung und Unterwerfung unter die „Gesetze. Als Europa unter dem Joch der Sclaverei seufzte, „und die gekränkte Freiheit vom Erdball verbannt war, such„te die Verbannte ein Asyl in Eurer Insel. Hier ward sie „verehrt, hier baute man ihr Altäre. Sie aber goß ein hei„liges Feuer in die Werke Eures Geistes; sie goß Leben in al„le Adern der Industrie, wodurch Eure Fluren, Euer Han„del und Eure Marine sich bereicherten, kurz, sie beseelte Euch „mit jenem Nationalgeist, (public spirit) der Euch zu dem „Rang der ersten Reiche erhob. Selbst anjezt, zur Freiheit em„porgestiegen, fühlen wir den Werth Eurer Vereinigung tiefer, „und wir wünschen laut, daß der Genius beider Nationen der „Friedensstifter der Welt werden möge."

Rede des Herrn Malinet des ältern.

„Meine Herren!"

„Endlich kann also jener Entwurf eines ewigen und allgemei„nen Friedens, für den wir vereint zu dem höchsten Wesen be„ten müssen, sich zur Wirklichkeit erheben. Wahrlich aber nicht „durch die Vermittelung der Fürsten: — diese scheuen ihn

„als

„als das unübersteiglichste Hinderniß ihres Despotismus; — „sondern vielmehr durch die Harmonie der wahren Beherr„scher der Erde, das heißt, der Völker, die ihm als dem si„chersten Pfande ihrer Glückseeligkeit nachjagen sollten. Kö„nige und Minister werden dies nie; sie haben jene weiten „Aussichten eines Weisen, der seinen ganzen Blick auf einen „allgemeinen Frieden richtete, (ganz konnten sie doch eine äus„sere Achtung der Tugend nicht versagen) als Träume eines „ehrlichen Mannes behandelt. Die blinden Usurpatoren! Ge„rade solche Träume sind es, auf denen jezt erleuchtete Na„tionen den Grund ihrer Glückseligkeit, und die unveränder„lichen Grundsätze einer Allregierung zu bauen beginnen!“ „Dieselbe Staatsklugheit, die alle Familien einer Nation zu „ihrem Glück zusammen verbindet, sollte auch alle Nationen, „die nur eben so viele Familien des Menschengeschlechts sind, mit „einander vereinigen.“

„O edelmüthiges und mächtiges Volk, du, das Tyran„nen entthront hat, du, deren muthige Patrioten sich nicht „scheuten auf dem Schaffot zu sterben, um Vaterland und Frei„heit zu retten, — O Volk! eile den heiligen Bund zu wei„hen, den das neuerschafne Frankreich ängstlich mit dir zu „schließen sich sehnt. Laß uns diesen Vertrag, laß uns eine „neue Gesetzgebung, allen Völkern der Erde, als die sichern „Zeugen unserer Glückseeligkeit aufstellen, die nicht vollkom„men und dauerhaft seyn kann, bis sie aufgefodert sind, Theil „daran zu nehmen! Laß uns durch unser Beispiel sie einladen, „die Gesetze der Natur unter sich einzuführen; kurz, laß uns „an ihrem Glück arbeiten: dies ist der sicherste Weg, die

„Welt

„Welt zu besiegen! Wir huldigen im Namen dieses erlauch-
„ten Bundes allen Weisen der Nationen, die vor uns waren,
„allen denen, die mit uns leben und durch ihre Kenntnisse un-
„ser Zeitalter erleuchten; einem Stanhope, und der Socie-
„tät, deren Präsident er ist, diesem Freunde der Franzosen;
„einem Fox, dem Freunde des Volks; einem Price, dem
„Freunde der Menschen; einem Smith und Sheridan, die
„ihre Vertheidiger und ihre Aufklärer sind; einem Raynal,
„Bernardin, Saint-pierre und Barthelemy, diesen unsern
„Lehrern im Gebiet der Philosophie, der Natur und des Al-
„terthums; einem Franklin, dessen Namen ich zuerst hätte
„nennen sollen — ihnen, ihnen allen huldigen wir. Mö-
„gen diese Weisen, die alle als Freunde der natürlichen Gesetze
„und der Freiheit in den Jahrbüchern der Völker stehen, mö-
„gen unsere muthigen Gesetzgeber, die eben den Grund zu un-
„serer Verfassung und Freiheit legten, mögen sie willig unsere
„Huldigung und Gelübde, im Namen dieser erlauchten Freun-
„de der Menschheit, ihre und unsere Genossen, empfangen;
„denn wir verehren sie alle und sind stolz auf das Glück, sie
„zu besitzen."

„Möchten jene ruhmvollen Nebenbuhler, die wir hin-
„fort Brüder nennen, möchten sie jeder Nation, möchten sie
„allen ihren Mitbürgern erzählen, daß England und Frank-
„reich vereint Freiheit und Rechte über den Erdball zu ver-
„breiten wünschen! Möchten sie es laut sagen, daß sie unter
„jene Fahne gegangen sind, die vielleicht die Vorbotin eines
„allgemeinen Bundes ist, den sie bis an die Gränzen der Erde
„zu verbreiten schwören."

„Dann

„Dann werdet ihr die Namen und die Thaten eurer „Wohlthäter segnen, ihr Völker der Erde, und ihr redlichen „Bürger, die ihr unter den Irrthümern eurer Staatsverfassungen „seufzt. Dann könnt ihr durch Hülfe jener erlauchten Män„ner, die uns diesen Plan einflößten, und durch das Bei„spiel derer, die unsere Einladungen und Wünsche annahmen, „die freudige Hofnung hegen, einst mit ihnen Theil an dem „Ruhm zu nehmen, daß durch euch alle Nationen eingeladen „sind, unter jenen göttlichen und unwandelbaren Gesetzen, die „das höchste Wesen zum Glück der Menschheit festgesetzt hat, „nur eine Familie zu bilden."

Rede des Herrn Legris des Sohnes.

„Meine Herren,

„Dem 18ten Jahrhundert war das große Schauspiel aufbe„halten, daß Frankreichs beständige Nebenbuhlerin demselben „zu der erkämpften Freiheit nicht allein Glück wünschen, son„dern auch die lebhafteste Freude darüber bezeugen sollte. Die„se so bemerkungswerthe, diese der Bewunderung der Nach„welt so würdige Begebenheit haben wir unwidersprechlich ge„wiß dem Lichte zu verdanken, das die Aufklärung auf dem „Erdboden ausgegossen hat. O möchte diese wohlthätige Auf„klärung zwischen zwei Ländern einen unauflöslichen Bund der „Verbrüderung stiften! Dieser kann allein zwei Nationen, die „die erklärtesten Nebenbuhler, die so entfernt von jeder Ver„bindung waren, vollkommen mit einander vereinigen."

„Möch-

„Möchte der Löwe und die Lilie, die bis jezt der Durst „nach alleinerrungenen Lorbeern trennte, mit Oelzweigen und „Eichenlaub bekränzt nur dahin trachten, der Welt den Frie„den zu sichern!“

„Mit welchem Entzücken, mit welcher Begeisterung „denkt nicht der Menschenfreund den Gedanken solch einer Ver„einigung! Wie heiß durstet er nicht nach ihr! Vergönnt sei „es mir also, ehrwürdige Versammlung, in wenig Worten „die Möglichkeit derselben und ihre Vortheile aus einander „zu setzen.“

„Hinweg aus meinem Vortrage jene politischen Rücksich„ten, jene eitlen Sophismen der Könige und Minister, ihren „Privathaß, ihr Privatinteresse zu übertünchen, und ihre ehr„süchtigen Pläne zu bemänteln. Laßt uns aufthun die Bü„cher der Geschichte, laßt uns forschen in den Annalen der „Welt! Diese unbegränzten Denkmähler, die der Vergessen„heit Troz bieten, sind die Zeugen jedes Jahrhunderts, „sind die Zeitgenossen jedes Volks. Sie werden uns „lehren, daß jene schrecklichen Maaßregeln der Politik, den „abscheulichen Grundsaz gleichsam geheiligt haben: das Recht „des Stärkern sei das Beste, weil es das sicherste ist; „sie werden uns lehren, daß diese Maaßregeln die Völker in „ewige Unruhen stürzen, und dadurch ihr Glück und ihre Macht „untergraben; daß sie die Sicherheit tödten, und zu jenen „kostbaren Staatsanstalten, zu jenen drückenden Lasten, die „der Ruin der Reiche sind, den Grund legen; daß sie Gerech„tigkeit, Treue und Glauben aus den Verträgen verbannen, „und Macht und Gewalt an ihre Stelle setzen; daß sie den „Staat in Kriege verwickeln, wenn sein Wohl einen dauren„den

„den Frieden fodert; daß sie den Handel beschränken, die In„dustrie untergraben, die Künste vertilgen, und häufig der „Grund zum Stillstand und zum Verfall der öffentlichen Quel„len sind; daß sie es endlich sind, die die Nationen schwächen, „die das Volk ins Elend stürzen, und die Geissel der Mensch„heit werden."

„Was kann also hinfort der Keim zur Uneinigkeit zwi„schen beiden Nationen werden? Welche Kraft soll dies Band „der Vereinigung zerreißen? Dieser Tag ist es ja, an dem „Frankreich feierlich auf immer allen Eroberungen entsagt; an „dem es den eben so gerechten als weisen Entschluß, den Frie„den zu vertheidigen, gefaßt hat; an dem endlich England „im Hinblick auf seine wahren Vortheile es mit uns fühlt, daß, „wie die Einigkeit der Staatsbürger der Eckstein eines Reichs „ist, eben so die Einigkeit der Nation der Eckstein ihres Glücks „sei. Beide Nationen können also, obgleich in Hinsicht auf „von einander gesonderte Vortheile, durch den Bund der Ver„brüderung sich dahin vereinigen, Handel und Künste blühend „zu machen. So bauet der Landmann im Frieden das Erbe „seiner Väter, und trachtet nicht den Acker seines Nachbars „zu schmälern."

„Die Unmöglichkeit einer solchen Verbindung zu be„haupten wäre Wahnsinn."

„Wer ist unter Ihnen, meine Herren, der es nicht „lebhaft mit mir fühlt, daß die Vortheile, die aus dieser Ver„bindung entspringen, unbegränzt sind?

„Unter

„Unter dem Schutze dieses Freundschaftbundes werden „beide Nationen die Kraft haben, ihren Verlust zu vergüten, „ihre tiefen Wunden, die unvermeidlichen Folgen langer Unruhen und Kriege, zu erforschen und zu heilen, den Ackerbau aufzumuntern, den Handel zu erweitern, die Künste „und Wissenschaften auszubilden, die Industrie zum höchsten „Grad der Vollkommenheit zu erheben, neue Staatsquellen zu „öfnen und sie ergiebiger zu machen, und kurz, jede Glückseeligkeit zu genießen, die nur ein daurender Friede erschaffen „kann.

„England und Frankreich, durch gleiche Neigungen vereint, werden als Mittler zwischen die Nationen der Welt „treten, und die Fackel der Zwietracht, so oft Ehrgeiz oder „Privatabsichten sie anzuwenden wagen, auslöschen; und welche Macht ist kühn genug, es mit den vereinigten Kräften „dieser beiden Reiche aufzunehmen? Welche Macht wird nicht „zittern, wenn sie zur Hülfe des Staates herbeieilen, den „sie unterdrücken wollte?

„Diese so herrliche, diese so heiß ersehnte Vereinigung „wird also der Welt ewigen Frieden geben.

„Unter ihm, unter seinem schöpferischen Einfluß — „schöpferisch für Bevölkerung der Erde und Verbreitung des „Nationalgeistes, schöpferisch für das Heil des ganzen menschlichen Geschlechts — werden die Nationen ihre geheiligten, „nie veraltenden Rechte wiederfinden. Germanien, Rußland, „und andere Staaten im Norden ächten auf ewig das entehrende „Wort: Leibeigener oder Sclave, und an dessen Statt er-

„schallt laut: freier Mann und Bürger. Bald wird der stau-„nende Tajo das Volk, das seine Gestade bewohnt, die eher-„nen Ketten des Fanatismus und der Tyrannei der Mächti-„gen zerbrechen, und seine Freiheit feiern sehen. Rom wird „frei werden, und zu seinem alten Glanz emporsteigen, nicht „um Ketten für die Welt zu schmieden, nein, die moralischen „und bürgerlichen Tugenden ihrer Stifter zurückzurufen.

„Unter dem Einfluß dieses himmlischen Friedens endlich „sehe ich die Menschheit mit dem Oelzweig in der Hand, an „ihrer Seite die Freundschaft, die Eintracht in ihrem Gefol-„ge — ich sehe sie ein göttliches Feuer in das Herz der Sterb-„lichen gießen, ein süßes Verlangen, aus allen Völkern der „Erde ein Geschlecht von Freunden, ein Volk von Brüdern zu „bilden und unter die sanften Gesetze einer Gesellschaft zu ver-„einigen."

Rede des Herrn Bougon.

„Meine Herren!

„Eine große Nation in den Schooß der Freiheit zurückgeru-„fen, ein allgemeines Aufwallen in den Herzen der Völker, „der Fanatismus selbst gegen Despoten aufstehend — dies ist „das gegenwärtige Gemählde der Welt! Ueberall sind Ver-„bindungen von Weisen, die die Rechte des Menschen und „des Bürgers mit lauter Stimme zurückrufen.

„Sie, meine Herren, geben ein neues Schauspiel; Sie „sitzen als Britten, als freie Männer am Tische gleich freier „Franzosen, die würdig sind, Ihnen auf die Gesundheiten,

„zu

„zu dem besondern Wohl ihres Staats, und auf das Heil der „ganzen Erde getrunken, Bescheid zu thun."

„Ein Jahrhundert ist verflossen, seitdem England jene „nie veraltenden Rechte, deren Vertheidiger Sie sind, wieder „erschuf. Daß ein Volk, überall so groß, so edelmüthig „selbst als Nebenbuhler, uns jene Achtung nicht versagen „konnte, die die gefällige Sitte der Franzosen erschaft; daß „dies Volk uns in den Kämpfen mit unsern Tyrannen mit tie„fer Bewunderung zusieht, das ist ein gewisser Vorbote unsres „Sieges, ein Vorbote von Frieden und Freiheit auf der Er„de. Ist irgendwo noch ein Sclave, o heilige Freiheit, der „hieran zweifelte, der seine Ketten zurückwünschte, und vor „deiner Gegenwart zurückbeben sollte? Die Erde ist frei, laß „ihn vom Antlitz derselben verschwinden. England und Frank„reich glühen von wechselseitigem Feuer, dies große Werk zu „vollenden. Ihr sollt frei seyn, ihr Nationen, die ihr un„ter den Ketten des Despotismus seufzt; ihr, denen die Son„ne ihre erwärmende Strahlen versagt, ihr sollt von dem „Strahl der Freiheit erwärmt werden. — Und ihr Trüm„mern von Athen und Lacedämon, heilige Zeugen des alten „Ruhms eurer freien Bewohner, sollt neu wieder hervorge„hen, sollt hören den hinreißenden Donner eines neuen De„mosthenes — und die Wunder der Künste sollen noch ein„mal von Freiheit in euren Ringmauern zeugen. Freiheit „nur kann solche Wunder erschaffen. Der rohe Ottomann, „der mit barbarischer Hand diese Meisterstücke der Kunst ver„wüstete, hält sie noch immer für Werke von Gottheiten — „Ja, es waren göttliche Menschen, die diese herrlichen Denk-

„mähler erschufen — sie waren frei und ihr schmachtet in „Knechtschaft.

„Welche glorreiche Aussichten haben wir vor uns, meine „Herren? Sollten wir verzweifeln, an diesem Tisch, an diesem „Altar, einst Vertreter aller Nationen zu sehen? Bei diesem „Worte „Vertreter" lese ich in Ihren Augen, daß Sie Sich Glück „wünschen, zwei Mitglieder Ihrer erhabenen Versammlung zu be„sitzen. — Der eine von ihnen, obgleich oft wegen seines Ei„fers, Mißbräuche zu tilgen, verfolgt, ist ein muthiger Ver„theidiger der Rechte des Volks, und gab seinem Vaterlande „herrliche Beispiele eigner Aufopferung für das Ganze. — „Der andere, ein Kaufmann, einer von jener Menschen„klasse, deren heilbringende Beschäftigung alle Völker durch ein „goldenes Band vereinigt; er vereinigt das helle Licht der Kennt„nisse mit dem sichern Führer der Erfahrung — aber mein „Herz hat Wünsche gethan, in denen Sie gewiß, meine „Herren, das darf ich mir schmeicheln, mit mir übereinstim„men. Lassen Sie uns Herrn Baco und Herrn Guinebaud, „welche Zeugen von unserer treuen Anhänglichkeit an die Con„stitution gewesen sind, ersuchen, ihren Genossen Nachricht „hiervon zu geben. Möchte die Nationalversammlung alle „Völker der Erde ihrem Beispiel folgen sehen! — Möchte „England und Frankreich auf ewig vereint, auf ewig frei, „auf ewig im Frieden, das Muster aller Nationen, und das „Schrecken der Tyrannen seyn!"

Frag-

Fragment der Rede des Herrn Petitmengin.

Nach einer genauen und scharfsinnigen Uebersicht des Zustandes der verschiedenen Nationen Europens, fuhr Herr Petimengin also fort:

„Brittannien, meine Herren, harmonirt mit Frankreich; seine Sitten, seine Denkart erklingen im Gleichlaut „mit unserer neuen Schöpfung, und gaben ihr den ersten „Stoß. Britannien ist es, welches das Heil der Menschheit „nie aus den Augen verlohr, welches mit Entzücken seine „Nebenbuhler, oder vielmehr seine Nacheiferer, die verhaß„ten Ketten des Despotismus abschütteln und vernichten sah. „Aber Brittannien will Amerika damit belasten — „hör' ich jemanden ausrufen. Lassen Sie uns die Irrthümer „einer Regierung vergessen, die noch nicht zu dem Grade von „Vollkommenheit emporgestiegen war, die die höchste Gewalt „der Freiheit ihr heute giebt. Lassen Sie uns auch ihre jetzi„gen Zurüstungen nicht erwähnen! Uns kann es nicht gelten „— Der Augenblick, da man Waffen gegen uns ergreift, ist „vorüber; unsere Verfassung ist vollendet, und wir sind frei. „Aber lassen Sie uns auf jene mit Bewunderung angefüllten „Schriften horchen, die Londons Bürger der Nationalver„sammlung gesandt haben. Lassen Sie uns jene Weisen be„wundern, die selbst nur dem, was wirklich groß auf „Erden ist, ihre Bewunderung zollen. Lassen Sie uns, be„geistert durch die Erhabenheit ihrer Aussichten, ihnen Huldi„gung für Huldigung geben, und so das Glück und die Ruhe „der Erde bereiten; zugleich aber wollen wir die immer wei-

„tere Ausdehnung unsers brüderlichen Bundes erwarten, zu „welchem Sie uns selbst einladen.

„Jetzt, meine Herren, werden Sie die Entwickelung „der besondern Vortheile von mir erwarten, die Frankreich „und England durch diesen Bund zuwachsen.

„Ich will nur zuerst untersuchen, was uns unmittelbar „betrift, und da geht es hell hervor, daß die heilsamen Wir„kungen dieses Freundschaftbundes unendlich seyn werden. „Diese Bemerkung ist in meinen Augen, und gewiß auch in „den Ihrigen, von der höchsten Wichtigkeit; wir sind ja über„dies schon zum voraus überzeugt, daß dies neue Regierungs„system der nächsten Generation eine Glückseligkeit bereiten „wird, die wir vielleicht noch entbehren müssen."

„Was unsern Handel betrift, so bin ich fest überzeugt, „daß er sich weiter ausbreiten und unser Eigenthum höheren „Preises seyn wird; es ist ja dann ein unveränderlicher Friede „zwischen beiden Nationen, und sie werden sich in jedem Au„genblick die Hände bieten, ihre gegenseitigen Mängel zu er„gänzen. — Ist auf der einen Seite mehr Industrie, so ist „auf der andern mehr Fruchtbarkeit; es ist also sonnenklar, „daß für Beide ein Zuwachs an Reichthum und Genuß ent„stehen muß.

„Vergebens wird man uns die Verwüstungen, die der „Handlungstractat verursachte, entgegenstellen: der Gift ei„ner schlechten Regierung verdirbt alle ihre Unternehmungen, „sollten sie die weisesten seyn. Aber bei dem Bunde, den wir „jezt geschlossen haben, muß Frankreich der reizendste Aufent-

halt

„halt der Welt, und also auch der Lieblingssitz der Künste und „die Niederlage des Reichthums werden.

„Fragen Sie mich — sollen wir auf Kosten Englands „so große Vortheile erlangen? — Ich antworte nein! — „Seine Lage sichert ihm einen ewigen Frieden, köstliche Vor„theile über uns im Handel. Ja, London wird grösser seyn, „denn Paris, so lange es einen Hafen hat. Wir aber wol„len Hand in Hand mit Ihnen auf der Bahn des Glücks „wandeln, und nimmer wieder zu gegenseitigem Schaden „wetteifern.“

„Sollte noch jemand ein Bewunderer des vergeblichen „Gleichgewichts von Europa seyn, das man bisher in der Ne„benbuhlerschaft dieser beiden Reiche sezte, und sehr falsch für „nothwendig hielt, so würde ich fragen: was entstand aus „diesem Gleichgewicht? — Ewige Kriege in allen Theilen „der Welt, und das furchtbare Emporwachsen von Tunis und „Algier, das sie mit daurender Schande brandmarken wird. „Auch ihr, Rom und Karthago, waret stolz genug, durch „eure schrecklichen Feindschaften ein ähnliches Gleichgewicht zu „halten. Aber euer beider Untergang ging bald daraus her„vor, und ihr verschwandet aus der Reihe der Nationen, die „ach! euch noch so gern nachahmen. O Frankreich, o mein „Vaterland! Und du hochherziges England! eifert mit ein„ander das wahre Gleichgewicht Europens zu erhalten! Euer „Bund, euer Schwur euch unverletzliche Freundschaft und ge„genseitige Hülfe zu erweisen, wird einen allgemeinen Frieden „auf der Erde stiften, und die dankbaren Nationen werden eure „Rechte zur Richtschnur in Beherrschung der Erde machen.“

II.

An den Zufall.

Unbegreiflich Wesen! das der Weise
Kette unsichtbahrer Dinge nennt,
Wesen! das der Pilger auf der Reise
Oft nur in der schweren Würkung kennt.

Von der Morgenröthe meiner Jahre
Bis zum Mittag war mein Pfad dein Spiel.
Hat dein Ketten=Gang mir bis zur Bahre
Aufgehoben noch des Kummers viel?

Dein Werk war das Wandeln rauher Wege,
Wünsche scheiterten an deinem Thron,
Da verhallten meines Herzens Schläge,
Ernstes Nein! war meiner Bitten Lohn.

Deinem Scepter kann kein Fürst gebieten,
Wie die Ewigkeit unwandelbar,
Läss'st du Blumen düften, Stürme wüthen,
Je nachdem dein Plan gezeichnet war.

Unergründlich ist dein ganzes Wesen,
Wer vermochte je dich auszuspähn?
Wer vermochte je dein Buch zu lesen?
Deine Räder sich nach Wunsch zu drehn?

Dem

Dem kommst du im festlichen Gewande,
Blumen schlingen sich um deinen Stab,
Jener blutet an des Abgrunds Rande,
Deinen schweren Gang mit Thränen ab.

Deinem Troz muß oft der Klügste weichen,
O! wie spielst du mit uns mannigfach!
Wer vermag die Dornenbahn zu gleichen,
Die dein rauher Fußtritt einmahl brach?

Hast du Plane für das kurze Leben?
Oder wirfst du blind um uns das Loos?
Warum macht dein wetterwendisch Schweben
Jenen elend, diesen glücklich, gros?

Ja! du bist ein unbeugsames Wesen,
Nie bog Jemand deinen starren Sinn,
Wen du einmahl dir zum Ziel erlesen
Dorret unter deinen Streichen hin.

Hülle dich in undurchdringlich Grauen,
Schleyre deinen Gang vor meinem Blick,
Nicht den kleinsten Wunsch mag ich dir trauen,
Furchtsam bebe ich vor dir zurück.

Von der Morgenröthe meiner Jahre
Bis zum Mittag war mein Pfad dein Spiel,
Und ich hofte jezt, vielleicht der Bahre
Nicht mehr fern, von deiner Huld noch viel?

III.

Gibbon's und seiner Geschichte Karakter,

von

Mr. Porson.

Wir ziehen folgende und treffende Kritik über Gibbon's Geschichte aus Mr. Porsons Letters to Archdeacon Travis.

Ein unpartheiischer Richter muß, wie ich glaube, gestehen, daß Gibbon's Geschichte eins der vortreflichsten Werke seiner Art sei, welches je erschienen ist. Sein Fleiß ist unermüdet; seine Genauigkeit skrupulös; seine Belesenheit, die er wirklich zuweilen sehr prahlerisch an den Tag legt, ungeheuer; seine Aufmerksamkeit immer wach; sein Gedächtnis treu; sein Stil emphatisch und ausdruckvoll; sein Periodenbau harmonisch. Seine Bemerkungen sind oft gerecht und tiefsinnig; er vertheidigt beredt die Rechte der Menschheit und die Pflicht der Toleranz; nie schlummert seine Menschenliebe, ausser wenn Weiber geschändet, oder Kristen verfolgt werden.

Gibbon zeigt, es ist wahr, einen so starken Widerwillen gegen das Kristenthum, daß dieser ihn offenbar selbst für die

die Gesellschaft unfähig macht, von welcher er den Ammianus Marcellinus zu Präsidenten gewählt hat. Ich gestehe, daß ich in Gibbon's Angriffen auf das Kristenthum nichts Gründliches sehe. Sie entspringen vielleicht nicht aus den schlimmsten Motiven. Wir können ihn aber doch deswegen anklagen, daß er den Angrif auf eine hinterlistige Weise und mit unschicklichen Waffen thut. Er macht sich oft, wenn er nicht gleich eine finden kann, Gelegenheit unserer Religion zu spotten, die er so herzlich haßt, daß er irgend eine persönliche Beleidigung zu rächen scheinen könnte. Sein Eifer in der Sache ist so gros, daß er sich zu den verächtlichsten Wortspielen herabläßt, und zu der plumpesten Verdrehung der Sprache, um das Vergnügen zu haben, die Schrift in Zoten zu verwandeln, oder Jesus einen Betrüger zu nennen.

Obgleich sein Stiel im Allgemeinen korrekt und elegant ist, so spinnt er doch zuweilen den Faden seiner Verbosität feiner aus, als die Spindel seiner Argumente. In dem Bestreben, gemeine Ausdrücke zu vermeiden, giebt er zu oft Kleinigkeiten eine Würde, und kleidet gewöhnliche Gedanken in ein glänzendes Gewand, das für die edelsten Ideen reich genug wäre. Kurz, wir werden zu oft erinnert an den großen Mann, Mr. Prig, den Auktionator, dessen Manier so unnachahmlich fein war, daß er eben so viel über ein Band zu sagen wußte, als über einen Raphael.

Oft wird er, durch die Aengstlichkeit seine Phrasen zu verändern, dunkel; und statt seine Personen bei ihren Namen zu nennen, definirt er sie nach ihrer Geburt, ihren Verbin-

dungen,

dungen, Aemtern oder andern Umständen in ihrer Geschichte. So wird ein ehrlicher Mann oft durch eine Umschreibung bezeichnet, damit nicht derselbe Name zweimal auf derselben Seite vorkommen soll. Oft werden Epitheten hinzugesezt, die der Sinn der Sentenz unnöthig macht. Zuweilen verliert er, bei seinem Streben nach Eleganz, das Englische, und zuweilen den Verstand aus den Augen.

Ein weniger häßlicher Fehler ist die Wuth nach Unanständigkeiten, die sich in dem ganzen Werke, vornehmlich aber in den lezten Theilen zeigt. Und, zur Ehre seiner Beharrlichkeit, dies ist derselbe Mann, der so prüde ist, daß er nicht wagt, Belisar einen Hahnrei zu nennen, weil dies Wort zu niedrig ist für einen decenten Geschichtschreiber. Wäre die Geschichte anonym, so würde ich muthmaßen, daß diese widerlichen Obscönitäten von irgend einem Wüstlinge geschrieben wären, der durch Alter, oder Zufall, oder durch Ausschweifungen die Praxis der Wollust überlebt hätte, und sich noch an der Schwelgerei der Spekulation labe, und die ohnmächtige Schwäche aushänge, nachdem er die Stärke der Leidenschaften verloren.

Aber diese wenigen Mängel machen keine beträchtliche Verringerung meiner allgemeinen Achtung. Ungeachtet aller dieser einzelen Fehler bewundere ich doch das Ganze sehr, wie ich ein schönes Gesicht an dem Verfasser bewundern würde, wenn es gleich durch einige Sommersprossen entstellt wäre, oder wie ich eine elegante Person und einen guten Anstand bewundern würde, wenn sie gleich durch ein wenig Affektation verunstaltet wären.

Doch,

Doch, die Wahrheit zu sagen, ich habe noch eine Zensur im Rückhalt. Eine aufrichtige Anerkennung des Irrthums scheint nicht Gibbon's hervorstechende Tugend zu sein. Er versprach, (wenn ich ihn recht verstehe,) in einer künftigen Ausgabe die Worte, *of Armenia* zu tilgen, oder eine gleichgeltende Aenderung zu machen. Eine neue Auflage ist erschienen, aber ich habe mich vergebens umgesehen, eine Verbesserung jener Stelle zu finden. Ich bin fast überzeugt, daß die unrichtige Vorstellung von Gennadius nicht absichtlich war, aber daß Gibbon, als er das Griechische von dem Rande des Petavius abschrieb, durch ein Mißverständnis αἰδοῦμαι für αἰδοῦνται schrieb. Dieser Irrthum ist nun so lange bekannt gemacht, daß es kaum möglich ist zu glauben, er wisse von dieser Beschuldigung nicht. Er hatte eine Gelegenheit das Mißverständnis zu erkennen und zu verbessern. Aber noch behauptet es seinen Platz in der Octavausgabe. —

K. R.

IV.

Fortsetzung der Reisen des Coriats Seniors durch Frankreich.

Den zwanzigsten May gieng ich von Amiens ab, kam nach Bretenil. Ich bemerkte auf der einem Seite dieses Dorfs ein

ein im bürgerlichen Kriege zerstörtes und zerfallenes Schloß, und einige wenige Meilen davon schöne Weinberge.

Von Breteuil kam ich nach Clermont, eine Stadt, die auf einem Hügel lieget. Dieser Ort ist sehr mittelmäßig, und hier traf ich nicht viel merkwürdiges an. Ich sprach aber doch mit einem Franziscaner-Mönch, einem gebohrnen Irrländer, einem gutgearteten und gelehrten Manne. Er wollte nach Abbeville gehen, um da zu predigen. Er sprach ziemlich gut englisch. In dieser Stadt ist ein altes verfallenes Schloß, das dem Grafen von Clermont zugehöret hat. Der erste von dieser Familie war Robert, der jüngste Sohn Ludwig des Heiligen, Königs von Frankreich, und von dem Heinrich der vierte, König von Navarra, herstammet. Ich reiste von Clermont wieder ab und kam in eine kleine Stadt, mit Namen St. Lieu, von da ich in Isle de France kam. Des folgendeu Morgens ward ich über einen Fluß gesetzt, der Oyse hieß, und welcher die Pikardie von Isle de France trennet.

Ich speißte zu Mittag zu St. Brixe. Zwischen St. Lieu und St. Brixe sahe ich eine schöne fruchtbare Gegend, Kornfeld, Wiesen, Walden, Wälder, viele angenehme Flüsse, schöne und prächtige Häuser an beyden Seiten, wovon die meisten den Advocaten in Paris gehörten. Zwey Meilen von St. Brixe sahe ich ein prächtiges Schloß mit Thürmen auf der Spitze eines Hügels, der Ort heißt Escouan. Dieser Ort gehört dem Monsieur Montmorenci, dem Großconstabel von Frankreich, der siebenzehn Städte und Dörfer in dieser Gegend hat.

Von

Von St. Brixe ging ich nach Paris. Zwischen Brixe und Paris bemerkte ich sieben schöne Pfeiler von Quadersteinen in gleicher Entfernung. Auf einem jeden war das Bild des heiligen Dionysius Areopagita mit seinen beyden Gefährten Rusticus und Eucherius in Stein gehauen. Dieser Dionysius war St. Paulus Schüler, und der erste der den Galliern das Evangelium geprebigt hat. Die Schriftsteller der Kirchengeschichte erwähnen dieser merkwürdigen Worte, welche er zur Zeit des Leidens Christi, da die Sonne sich verfinsterte, in Aegypten soll gesagt haben: Aut Deus naturae patitur, aut Mundi Machina dissoluetur. Die Pfeiler oder Kreuze sind hier zur Ehre des heiligen Dionysius errichtet, weil er hier, wie die Legende sagt, um des Evangeliums willen enthauptet worden, und siebenmal ehe er nach St. Denis kam, mit dem Kopf in der Hand stehen geblieben.

Ein wenig auf dieser Seite von Paris, am Ende der Stadt ist einer der schönsten Galgen, den ich je gesehen, auf einem kleinen Hügel gebaut, der Berg Falcon genannt, und bestehet aus vierzehn schönen Pfeilern von Quadersteinen. Dieser Galgen ist zur Zeit der Guisischen Massaere errichtet, in welcher der Admiral Chabillon, ein Protestant, 1572 gehangen wurde.

Meine Bemerkungen über Paris.

Diese Stadt hat zehn Meilen im Umkreise, ist sehr volkreich, und hat sehr prächtige Gebäude, von welchen der größte Theil aus weißen Quadersteinen erbauet ist. Diese Stadt ist reichlich damit versehen. Denn die ganze Stadt und die Vorstädte liegen auf lauter Quadersteinen, welche man häufig

in dem Gebiete der Stadt antrift, und die Steine zur Erbauung der Häuser liefern. Sie ist mit alten Mauern umgeben, die Julius Cäsar erbauet hat, als er bey seinen gallischen Eroberungen hier residirte, dahero man sie auch in alten Zeiten die Julius-Stadt nannte. Sie hat jetzo vierzehn Thore. Den Namen Paris soll sie von Paris dem achtzehnten Könige der Gallia Celtica haben, der in gerader Linie von Iaphet herstammet; aber der Name Lutetia kommt von dem lateinischen Worte lutum her, conveniunt rebus nomina saepe suis, welches Koth bedeutet, weil viele Straßen sehr kothig sind. Sie wird eingetheilt in drey Theile, die Universität, die eigentliche Stadt, und in die Stadt an der Sequana, die Seine genannt, welche aus einem gewissen Hügel in Burgundien Voga genannt, entspringt, nahe bey den Völkern die Langres auf lateinisch Lingones heißen. Die Universität, von der ich nur die Sorbonne, die fruchtbare Ernährerin der Gottesgelahrheit sahe, wurde im Jahr 796 von dem guten Kaiser Carl dem Großen gestiftet, wobey ihm Alcuinus, unser gelehrter Landsmann, ein Schüler des ehrwürdigen Beda hülfreiche Hand leistete.

Ueber die Seine wurde eine schöne Brücke von Quadersteinen, wie ich da war, gebauet, und war beynahe fertig. Es ist noch eine schöne Brücke, die noch die vorige übertrift, und worauf eine der schönsten Straßen in der ganzen Stadt gehet, La rue de Notre Dame genannt. Ich hörete daß Iucundus ein gewisser Bischof diese Brücke gebauet habe. Ich hörte hierüber folgendes Distichon;

Iucundus duplicem struxit tibi sequana pontem,
Hunc tu jure potes dicere pontificem.

Man

Man nennt sie Duplicem, weil es noch eine andere Brücke giebt, welche die kleine Brücke genannt wird, von eben demselben den Namen hat, und zu gleicher Zeit erbaut worden.

Es gehn noch drey schöne Brücken über diesen Fluß, die eine heißt die Wechselbrücke, wo die Goldschmiede wohnen, die St. Michaelisbrücke, sonst die Vogelbrücke, auch die Müllerbrücke genannt, weil alle Zeichen an den Läden auf der einen Seite Gemälde von Vögeln waren; die Cathedralkirche ist der heiligen Jungfrau geweihet, man findet nichts besonders in derselben, als die Statue des heiligen Christophs, welche recht schön gemacht ist. La rue de notre Dame ist sehr lang, aber nicht sehr breit, alle Häuser die auf der Brücke stehen, sind alle gleich, sowohl in Ansehung der Bauart, als auch der Materialien.

In Via Iacobaea wohnen die Buchhändler, die schöne Buchläden haben. Ich war in dem Pallast, den Philipp der Schöne 1313 erbauet hat, ein Ort, wo sich die Kaufleute versammlen. Hier werden feine und schöne Sachen verkauft, aber sie sind doch nicht mit unserer englischen Arbeit zu vergleichen. In diesem Pallast sind viele schöne Gebäude, von welchen eines geraumig, breit und hoch ist, mit prächtigen Pfeilern geschmückt, worin die Advocaten und gerichtlichen Personen spatzieren; in dieser Halle ist ein prächtiges und schönes Zimmer, worin die Richter sitzen, und Recht sprechen. Ich sahe zwey alte Richter in scharlachnen Röcken sitzen, und auf den Bänken die Advocaten in schwarzen Röcken. Die Decke des Zimmers war reich vergüldet und mit schönem Schnitzwerk.

Der königliche Pallast heißt der Louvre, welcher zu, erst von Philip Augustus, König von Frankreich, 1214 erbauet hernach von Heinrich dem Zweiten wieder ausgebessert ist. Hier ist ein viereckigter Hof, hier findet man schöne Wohnungen, vier Stockwerk hoch, auswendig von weißen Quadersteinen gebauet, und mit herrlichen Pfeilern und schönen Statüen von eben den Steinen geschmücket.

Ich war in einer Kammer, worinne die Königin Maria oft geschlafen, wo ich eine Art Schrank oder Gitter fand, welches den Platz umgab, wo ihr Bette gestanden. Hernach kam ich in ein Zimmer, das alles übertraf, was ich je gesehen. Es ist in drey Theile eingetheilt. Auf der einen Seite findet man herrliche Gemälde von den Königen und Königinnen von Frankreich. Die Decke ist von antiker Arbeit, mit Gemälden von Gott und Engel, Sonne, Mond, Sternen, Planeten und andern himmlischen Zeichen.

Die Thüre nach der Gallerie bestehet aus vier fleischfarbenen schönen marmornen Säulen mit weisen Adern, sie ist zehn Schritte breit, und über fünfhundert Schritt lang; die Blanken dieser Gallerie sind wenigstens zwey Ellen dick. An der westlichen Seite ist ein schöner Garten, in acht verschiedenr Theile getheilt. Nahe an der Gallerie ist ein schöner Pallast, die Tuillerien genannt, wo die Königin Mutter wohnte, und welchen sie selbst hatte bauen lassen. Dieser Pallast heißt deswegen die Tuillerien, weil man hier vorhero Ziegeln gebrannt hatte. Ich ging in diesen Pallast, der mit dem Louvre soll verbunden werden.

Die Tuillerien sind ein herrliches Gebäude. Das Audienzzimmer ist schön, und mit schönen Gemälden geschmückt, unter welchen die neun Musen vortreflich gemahlt sind. In einem Zimmer findet man einen Tisch mit Marmor von verschiedenen Farben und mit Elfenbein ausgelegt, welches man im Lateinischen Cerostrotum nennt, und welches man dreytausend Thaler schätzte. Der Garten ist in Ansehung der Länge und der Mannigfaltigkeit der Spatziergänge einer der schönsten. Es sind in demselben zwey Spatziergänge von gleicher Länge, siebenhundert Schritt lang. In demselben sind bedeckte Gänge von Ahornbäumen. Auch findet man hier zwey antike Statüen. Am Ende dieses Gartens ist ein Echo. Hier hörte ich einen Franzosen eine schöne Melodie so vortreflich singen, daß bey den Wiederthönen des Echos drey Töne zu erschallen schienen.

Hier sahe ich auch diese prachtvolle Ceremonie, in den Straßen dieser Stadt nach der jährlichen Gewohnheit feiern, welchen Tag die Franzosen Fête de Dieu nennen. Es wurde zuerst von Pabst Urbanus dem Vierten, nach dem Rath des Tomas Aquinas, kurz vor der Regierung des Kaisers Rudolphs von Habsburg eingesetzt. Um neun Uhr des Morgens ging ich nach der Cathedral-Kirche, welche der Jungfrau Maria gewidmet ist, um diese Ceremonie recht zu beobachten, und nicht aus Andacht, wie Gott der Herzenskündiger am besten weiß, sondern aus bloßer Neugierde, diese Art von Ceremonie zu sehen, die ich vorhero nie gesehen, und von Herzen wünsche, sie nie wieder zu sehen. Da ich in die Kirche ging, kam eine Menge Geistlicher singend aus

der Kirche heraus, und sungen immerfort während der Prozession, bis sie wieder zurückkamen, einige paarweis, andere einzeln, zum Theil in Chorröcken, die wenigstens hundert Mark werth waren. In demselben Zuge fanden sich auch viele Paare Chorschüler von acht bis neun Jahr alt, und wenige über zwölf Jahr; welche feine unschuldige Geschöpfe von denen, die Gewalt über sie hatten, so gemishandelt waren, daß sie großes Mitleiden bey dem fühlenden Zuschauer erregen mußten. Sie hatten nicht den vierten Theil so viel Haare auf dem Kopf als sie mit auf die Welt gebracht hatten, sie waren so kahl und rund an ihrem Kopfe geschoren, daß man nichts mehr, als die Wurzeln davon sehen konnte. Ein wirklich erbarmungswürdiges Schauspiel, wenn es gleich die Papisten für sehr heilig halten. Der Letzte von diesem ganzen Zuge war der Bischof von Paris, ein feiner angenehmer Mann, fünf und dreyßig Jahr alt. Er ging nicht sub dio, das ist, unter freiem Himmel, wie die übrigen, sondern hatte einen schönen Tragehimmel über sich, welcher auf beyden Seiten von kleinen Pfellern unterstüzzet ward. Die Priester trugen ihn: Er selbst ging diesen Tag in einem köstlichen Bischofskleide, hatte einen Schmuck von großem Werth, wie der Hohepriester Aaron, einen Bischofsstab in seiner Hand, eine Bischofsmütze von Silberstoff mit zwey Zipfeln, die halb auf den Nacken herunterhingen. Alle Straßen waren von beyden Seiten an den Häusern von oben bis unten mit gewirkten köstlichen Tapeten behangen. Die Straße der heiligen Jungfrau war vorzüglich ausgeschmückt. Auch waren manche Straßen mit so schönen Geschirren garnirt, die ich in meinen Leben nicht gesehen hatte. Mitten auf den Tischen standen goldene

Kruci-

Krucifixe und verschiedene kostbare Schnitzwerke. An manchen Orten bemerkte ich künstlich gemachte Felsen, aus welchen Wasser hervorsprudelte, um welche Moos wuchs und kleine Sandsteine unter den Felsen, die man im Lateinischen Tophi nennte. In den Straßen, besonders in der Straße der heiligen Jungfrau wurde der herumwandernden heiligen Gesellschaft fast göttliche Ehre erwiesen. Denn wenn der Bischof das Sacrament, nehmlich die geheiligte Oblat zwischen zwey Bildern goldener Engel trug, und vorbeyging, so warfen sich die Zuschauer auf die Knie, erhoben ihre Hände mit aller möglichen Ehrerbietung, und erwiesen dem kleinen Oblate, den sie das Sacrament des Altars nennen, so viel Ehre, als sie Christo selbst hätten erweisen können, wenn er gegenwärtig gewesen wäre.

Nachdem sie nun auf die Art zwey Stunden zugebracht, kamen sie in unsere lieben Frauenkirche und brachten daselbst drey Stunden mit schönem Singen, und zwey bis drey feierlichen Messen zu, welche der Bischof in eigener Person verrichtete. Endlich ward der Tag mit ihrer Vesper beschlossen.

Es sind keine Gerichtstermine in Paris, wie in London, sondern ist nur ein Termin, der das ganze Jahr außer in der Weinlese fortdauert, so daß die Rechtsgelehrten alle Woche in den Pallast zusammen kommen, die Streitigkeiten zu schlichten. Aber sie kommen aus allen Theilen von Frankreich vor Gericht zu erscheinen, so wie wir in England aus den entferntesten Provinzen kommen müssen, unsere Prozesse zu führen: weil es eine große Last und Beschwerde seyn würde, wenn die Einwohner der entferntesten Provinzen nach der Hauptstadt, die oft vier bis fünfhundert Meilen davon entfernt sind, dahin

kommen müßten. Diese Unbequemlichkeit zu vermeiden, giebt es Parlamentshöfe in gewissen Hauptstädten, unter welchen alle diejenige, die unter der Herrschaft sind, stehen.

Ich bemerkte in Paris eine große Menge Maulesel, welche so sehr geschätzt werden, daß die Richter und Räthe in ihren Roben darauf reiten.

Man erzählte mir in Paris, daß die Dornen-Krone Christi in dem Pallast verwahret und nur am Corpus Christi Tage öffentlich gezeiget werde.

Ich logirte in dem Hause eines gewissen Protestanten, in der Vorstadt St. Germain, der in dem bürgerlichen Kriege wider die Papisten, gestritten und sehr verwundet war, mir auch seine Wunden zeigte. Sein Name war Monsieur de la Roi.

Hier in Paris fand ich etwas, was ich schon oft zu sehen gewünscht hatte, ehe ich Paris sahe, nemlich die seltene Zierde der Gelehrsamkeit, den Isaac Casaubonus, mit dem ich vielen Umgang hatte. Er wohnte nahe bey St. Germains-Thor in der Stadt. Er war sehr gesprächig und höflich, und unterhielt mich desto lieber, wenn ich seiner Werke Erwähnung that, wovon ich einige gelesen hatte. Denn dieser Mann, der die wahre Ehre der französischen Protestanten ist, hat so manche Werke zum Nutzen der gelehrten Welt geschrieben: als die Anmerkungen über Strabo, Diogenes Laertius, Suetonius, Plinii Briefe, Theocritus und Persius: den Athenaeus hat er mit gelehrten Commentarien erläutert, den Polybius übersetzt; einen gelehrten Discours de satyra Romana et Graeca:

Apuleji

Apuleji Apologia, Gregorii Nyssenii epistola de euntibus Hieresolymas, Inscriptio antiqua: Historia Augusta, hat er herausgegeben. Mit diesen vortreflichen Früchten einer seltenen Gelehrsamkeit hat er sich einen großen Ruhm in den meisten Städten der christlicheu Welt erworben. Ich glaube gewiß, daß er in Frankreich wegen seiner vortreflichen Kenntniß in der classischen Litteratur so berühmt war, als Wilhelm Budaeus zu seiner Zeit war. Neulich hat dieser unvergleichliche Mann eine Reise nach unsrer berühmten Insel gemacht, zur großen Freude der Gelehrten unserer Nation, die er mit den Strahlen seiner eleganten Gelehrsamkeit erleuchtet hat. Ich selbst habe nun auch das Glück gehabt seit meinem Hierseyn seinen erwünschten Umgang zu genießen. Ich werde nie zwey Anmerkungen vergessen, die ich von ihm gehöret habe. Die eine war diese, daß es Schade wäre, daß sich kein Gelehrter fände, der das Leben der berühmten Königin Elisabeth schreiben wolle, wodurch das Andenken dieser gelehrten Königin auf die Nachkommenschaft zum Muster für andere christliche Fürsten, wenn nicht zur Nachahmung, doch wenigstens zur Bewunderung fortgepflanzet würde.

Die andere Bemerkunc war diese, daß ich eine gewisse profane und abergläubische Ceremonie der Papisten sehen möchte, welche sehr schicklich mit der Ceremonie der Heiden in Griechenland könnte verglichen werden, genannt Pastophoria, welches bedeutet das Tragen eines Bettes. Denn so wie sie an gewissen Tagen in feierlichen Prozessionen ein Bett tragen, worauf Bilder einiger ihrer Götter lagen, so würde ich morgen früh, weil es Corpus Christi Tag ist, in den

Straßen ein Bett oder vielmehr einen Traghimmel herum tragen sehen, unter welchem der Bischof mit einigen Priestern die ihn tragen, gehet.

So viel von Paris.

Ich ging nach St. Denis, welches vier Meilen von Paris ist, wo ich viele merkwürdige Dinge sahe. Ich ging durch ein Kloster, ehe ich in die Kirche kam. Hier sahe ich in einem höhern Raum Gemälde vieler französischen Könige in hölzernen Rämen, wovon einige bloß Kronen auf dem Kopf hatten. Das Gemälde des gegenwärtigen Königs ist in Lebensgröße, in einem Parlamentsrock, mit Ermelin gefüttert, und eine Krone auf dem Kopf. Ich sahe die Krone, womit die Könige von Frankreich gekrönet werden, eine andere, womit die Königinnen gekrönet werden, mit köstlichen Edelgesteinen besetzt. Der Rock mit Ermelin, welchen sie am Tage der Huldigung tragen; ihre Stiefeln, ihre Spornen von geschlagenen Golde, ein Schwerdt des Königs Salomons, dessen Handgriff von massivem Golde: sein Becher von einer Art köstlicher Steine: einen Becher von Johann Herzog von Lancaster: zwey Crucifixe von unschätzbaren Werthe, mit mancherley Edelgesteinen, als Carfunkel, Rubinen, Diamanten, besetzt: zwey Szepter von massivem Golde, welche die Könige und Königinnen bey der Krönung in den Händen haben: ein Modell von unserer lieben Frauen-Kirche in Paris, von Silber, ein Denkmahl von sehr großem Werth. Alles dieses sahe ich an diesem Orte. Nahe beym Altar sind die Monumente der alten Könige und Königinnen von Frankreich in Alabaster. Auch findet man hier unter den übrigen das Denkmahl des

Carolus

Carolus Calvus, Königs von Frankreich, der hernach Kaiser ward, welcher dieser Kirche einen von den Nägeln, womit Christus gekreuzigt ward, schenkte: dieser Nagel ist in einer schönen silbernen stark verguldeten Büchse verwahret. Dieser Carolus lebte im Jahr 841 und starb zu Mantua. Ich sahe auch ein unschätzbares Kreuz mit prächtigen Steinen besetzt, welches der König Dagobert, welcher die Kirche hatte bauen lassen, geschenkt hat; wie auch einen Taufstein von Porphir, von eben diesem Könige geschenkt. Man siehet auch hier sein Monument und das Denkmahl des Carolus Martellus, des Großvaters des Carolus Magnus. Er war zu seiner Zeit ein berühmter Mann, Herzog von Brabant, in lateinischer Sprache hieß er Major Domus, eine sehr ansehnliche Würde bey dem französischen Hofe. Dieser Mann hat einen großen Ruhm bey den classischen Geschichtschreibern, wegen seiner großen Thaten, vorzüglich wegen des Sieges, den er über Abidirimus, König der Saracenen, den er mit seiner großen Armee, die aus dreyhundert und fünf und siebenzig tausend Mann bestand, nahe bey der Stadt Tours schlug; er aber verlohr nur ein tausend und fünfhundert Mann. Ferner siehet man hier das Denkmahl der Catharina de Medicis in Alabaster mit ihrer Statüe und ihrem Gemahl Heinrich dem zweyten. Dieses Grabmahl wird auf zwanzigtausend Kronen geschätzt. Ein sehr kostbarer Schrank, worin der Körper des H. Denis, der Schutz-Patron von Frankreich mit seinen beyden Gefährten, Rusticus und Euchericus begraben lieget. Auch sah ich das Monument des Cardinals von Bourbon, und seine Statüe sehr künstlich gemacht.

So viel von St. Denis.

Nun reiste ich nach Fontaine-Beleau, welches acht und zwanzig Meilen von Paris ist. Dieser Pallast hat seinen Namen von den schönen Springbrunnen. Drey oder vier Meilen von Fontaine-Beleau kam ich durch einen Theil des Waldes, welcher sehr groß und merkwürdig ist, wegen der Menge großer Steine, wovon einige tausend so groß sind, daß man sie nicht mit hundert Ochsen von der Stelle bewegen kann. Es giebt deren eine so große Menge in dem Wald und umher, daß viele Thäler und Hügel voll davon sind, daß ein Mensch, der von ferne diese Berge und andere Plätze, wo sie wachsen, von ferne siehet, glauben würde, daß es einige große Städte wären. In demselben Wald giebt es auch wilde Bären und Hirsche.

Meine Bemerkungen über Fontaine-Beleau. Dieser Pallast liegt in einem Thale, nahe an dem Walde auf beyden Seiten. Er hat drey oder vier schöne gepflasterte Höfe. In dem ersten Hofe steht ein großes Pferd aus weißen Steinen. In dem zweyten ist eine Gallerie unter freiem Himmel, mit eisernen Gittern umgeben, die von eisernen Pfeilern unterstützt werden. In dem dritten, welcher nach den Quellen und nach den Spatziergängen führet, sind zwey Sphinxe in Bronze und zwey wilde Männer gleichfalls in Bronze, die in einer Holung an der Mauer nahe bey den Sphinxen stehen. In diesem Hofe ist ein künstlicher Felsen, aus welchem an vier Seiten beständig Wasser durch die kleinen Muschelschaalen und aus einem kleinen Ritze auf der Spitze des Berges hervorsprudelt. Nicht weit von dem Felsen sind vier Delphinköpfe, die beständig Wasser einer auf den andern spritzen.

Nahe

Nahe dabey ist ein Teich voll schöner großer Karpfen. Der Teich ist sehr groß, und der Theil der nach der Quelle fließet, ist nur klein und mit Gittern eingeschlossen. In einem von den Gärten ist ein anderer schöner Brunnen, in dessen Mitte ein schöner künstlicher Felsen nebst der Vorstellung von Moos und andern Dingen, die zu einem natürlichen Felsen gehören. Auf der Spitze desselben ist in Bronze das Bild des Romulus, der auf der Seite lieget und sich auf seinen Ellbogen lehnet. Unter einem von seinen Beinen ist eine Wölfin abgebildet, die Romulus und Remus säuget. An den vier Seiten dieses Felsens sind vier Schwäne in Bronze, die beständig Wasser ausspeien und an den vier Ecken des Brunnens sind vier große künstlich gemachte Muschelschalen, wohin das Wasser beständig fließet. Dieser Brunnen ist mit einem Schrank von weißen Steinen umgeben.

Auch ist hier die Statüe der Hersilia, Frau des Romulus, etwas entfernt von den Springbrunnen in einem Theil der Mauer von einer der Gallerien. Die Spatziergänge in den Gärten sind lang und breit genug und werden sehr reinlich gehalten. Ein Gang ist mit zwey hohen Hecken von lambertschen Nußbäumen eingeschlossen. Bey den mehresten Spatziergängen fließen angenehme Flüsse vorbey, die voll von mancherley delicaten Fischen sind. Die Hauptquelle heißt Fontaine-Beleau, welche die andern Quellen der Flüsse unterhält. König Heinrich der vierte, der damahls regierte, als ich da war, hat sie neulich mit einem schönen Pflaster von weißen Steinen einschließen, und den Grund und Boden, wo das Wasser fließet, mit weißen Steinen pflastern, und umher

her Sitze von weißen Quadersteinen machen lassen. Ich sahe hier noch zwey merkwürdige Dinge: Es waren zwey Buchbäume, die so dick, daß drey Männer, wenn sie ihre Arme ausstrecken, sie nicht umfassen konnten. Nahe dabey war der königliche Pferdestall. Ich wurde in einem Thor, das in einen schönen grünen Garten führte, herein gelassen, worinnen viele schöne Phasanen von allerley Art waren, die in großer Menge aus den herumliegenden Wäldern kommen. Ich sahe auch zwey oder drey Vögel, die ich vorhero nie gesehen, von welchen ich aber viele merkwürdige Dinge im Aelianus gelesen, nehmlich Störche. Die Leute halten sich glücklich, wenn sie auf ihren Häusern herbergen, und sehr unglücklich, wenn sie sie verlassen. Diese Vögel sind weiß, haben lange Beine und lange Schnäbel. Sie wurden ehmals bey den Thessaliern sehr geschätzt, weil sie die Schlangen in der Gegend zerstören, und es war ein großes Verbrechen, wenn jemand einen Storch tödtete, und er wurde so hart als ein Mörder gestraft. Man schreibt noch von ihnen, daß, wenn ein Storch alt wird, so versorge ihn der junge Storch mit Futter, und daß er ihn zuweilen auf dem Buckel trage. Dieser Vogel heißt auf griechisch Pelargos, wovon das Wort Antipelargein herkommt, welches so viel bedeutet, als dem Storch in der Liebe der Eltern nachahmen. Ich sahe auch drey Strauße, auf lateinisch Struthio Cameli genannt, welche Vögel, wie die Geschichtschreiber erzählen, Eisen, als Schlüssel und Hufeisen essen. Ihre Hälse sind länger als ein Kranigshals, und haben nur wenige Federn, sie sind so hoch, als der größte Mann. Ihre Beine die sehr lang sind, sind kahl. Ihre Köpfe sind mit kleinen Federn bedeckt, ihre

Augen

Augen sind groß und schwarz; ihre Schnäbel kurz und scharf; ihre Füße wie Pferdehufe gespalten. Man sagt, daß sie Steine aufheben und auf ihre Feinde, die sie verfolgen, werfen. Die Federn von ihren Flügeln, insbesondere aber von den Schwänzen sind weich und fein. Dahero braucht man sie zu den Fechern. Die Schriftsteller sagen, daß es ein sehr närrisches Thier ist: er soll oft seinen Hals hinter einen Busch verbergen, und dann glauben, daß ihn niemand sehe, wenn ihn auch jedermann siehet. Er soll so vergeßlich seyn, daß er, sobald er seine Eier geleget, sie so gänzlich vergessen habe, bis seine Jungen ausgeheckt sind. Ich sahe auch zwey Pferde-Ställe des Königs, worin lauter Jagd-Pferde, nach meiner Meinung wohl vierzig waren. Es waren schöne Wallachen und Paßgänger, aber doch nicht in Ansehung der Feinheit und Hurtigkeit mit unsers Königs Jagd-Pferden zu vergleichen. Nicht weit von dem Thor des Pallastes stand die königliche Garde mit geladenen Flinten. Viele von den Gewehren waren sehr schön, mit Elfenbein und Knochen ausgelegt. Die französische Garde bestehet theils aus Franzosen, theils aus Schweitzern. Von der französischen Garde giebt es drey Ordnungen. Das erste Regiment Garde bestehet aus sechszehn hundert Musquetier und Pikenier, vor welchen wechselsweise zweyhundert zu gleicher Zeit, vor dem Louvre-Thor in Paris oder vor des Königs Pallast auf die Wache gehen. Die zweyte Art sind die Bogenschützen, und stehen in den Thoren Wache. Es sind ihrer funfzehn. Die dritte Art ist die Leibgarde, wovon vierhundert sind, aber hundert davon sind Schotten. Diese sind Schützen zu Pferde. Es ist noch ein Regiment Schweitzer von fünfhundert Mann, welche zugleich mit dem französischen Regiment

giment in den Thören Wache halten, und hundert, welche Hellebarden und Degen tragen, und in der Halle des königlichen Pallastes wachen. Die Bogen-Schützen der Leibgarde haben weiße Röcke, die Säume mit roth und grün vermischt, und Hüte hinten und vorne mit Tressen von Silber besetzt, aber nicht so reich als die der englischen Garde. Die Schweitzer tragen keine Röcke, sondern Wämse und Beinkleider von Tuch, roth und gelb, auch zuweilen blau, mit langen Puffen von gelbem und blauem Taffet, überdem noch Hosenschlitze von derselben Farbe. Diese Schlitze, weil sie von dem launigten französischen Schriftsteller Rabelais die erste und vornehmste Art der Rüstung genannt werden, tragen nun die Schweitzer als ein Symbol des Dienstes, den sie dem Könige in Kriegen erweisen, und auch wegen des beschwerlichen Geschäftes in Frieden ihn zu bewachen. Eigentlich ist die Mode, Hosenschlitze und bunte Kleider zu tragen, davon entstanden. Man findet nicht, daß sie sie vor 1476 getragen haben. Zu dieser Zeit rächten sich die Schweitzer an Carl, Herzog von Burgund, weil er ihnen eine Stadt in dem Canton Bern weggenommen hatte; hierauf aber schlugen sie ihn in die Flucht, bekamen große Beute, welche sich, wie man sagt, auf drey Millionen belief. Da die Schweitzer den Werth der kostbaren Dinge, die sie erbeutet, nicht kannten, so zerrissen sie die kostbarsten Gezelte in Stücken, und machten sich daraus Röcke und Hosen; einige verkauften silberne Tische so wohlfeil, als zinnerne, das Stück für einige Groschen, und eine große Perle, die an einem Edelgesteine hing, für zwölf Groschen. Zum Andenken dieser abgeschmackten Simplicität, ließ Ludwig der Eilfte, der sie nachhero in Dienste nahm, ihre reichen Kleider

der ablegen, und befahl hernach, daß sie Kleider von rother und gelber Farbe tragen mußten. Ich bemerkte auch, daß alle diese Schweitzer samtne Mützen mit Federn auf denselben trugen, und daß viele unter ihnen dicke handfeste Kerls waren. Ihr Anzug war so possierlich, daß einer, der neulich nach Hofe kam, sie für des Königes Narren hielt. Ich sahe nur wenige Zimmer. Das Audienzzimmer war ein schöner Saal, worin ein Altar und das Bild unsers Herrn, und noch viele andere Zierathen, und worin Messe gehalten wurde. An dem andern Ende war ein schöner Kamin von Alabaster. An der Decke des Zimmers war das Gemälde Heinrich des Vierten zu Pferde, nebst einer Lobrede auf seine Tugenden und der glücklichen Vollendung des bürgerlichen Krieges, in goldenen Buchstaben, in lateinischer Sprache über seinem Portrait. In den Winkeln waren zwey Löwen sehr schön gearbeitet. Der Kamin kostete dem Könige sechszig tausend französische Kronen. Als ich heraus ging, fing der Priester die Messe an. Es kamen viele Vornehme und Hofleute zur Messe. Unter andern Monsieur le Grand, der erste Kammerherr, und der näheste nach dem Herzog von Bouillon, Ritter du St. Esprit. Er trug in seinem Mantel ein silbernes Kreuz, in welchem das Bild einer Taube war, welches den heiligen Geist vorstellete. Ein Irländer sagte mir, daß er zweyhundert tausend französische Kronen jährliche Einkünfte hätte. Dieser Orden ist 1578 von Heinrich dem Dritten, Könige in Frankreich und Polen gestiftet, und wurde der Heilige-Geist-Orten genannt, weil er am Pfingsttage von den Polen zum Könige erwählt wurde. Der Dauphin ward in der Messe erwartet, und er kam aus einem von den Gärten,

von viel Hofleuten begleitet, die Messe zu hören. Er war sieben Jahr alt. Er hätte ein volles Gesicht, fette Wangen, schwarzes Haar, einen Blick, der einen lebhaften Geist anzeigte. Er sprach sehr hurtig und mit vieler Anmuth. Der Titel Dauphin ist dem ältesten Prinzen des Königs von Frankreich von Philipp von Valois erkauft worden.

Imbert oder Hubert, der letzte Graf von Dauphiné und Vienne, der auch Dauphin von Vienne genannt wurde, hatte das Unglück, seinen einzigen Sohn zu verlieren, weswegen er sich in ein Kloster der Jacobiter-Mönche einschloß, und sich entschloß, seine Herrschaft dem Pabst Johann dem zwey und zwanzigsten für eine geringe Summe Geldes zu verkaufen, welche Herrschaft neulich zu einer Grafschaft erhoben ist, da es vorhero mit zu dem Königreiche Burgund gehörte. Der Adel in dieser Landschaft beredete ihn, seine Grafschaft dem Könige von Frankreich zu verkaufen, und so verkaufte er sie dem Philipp von Valois, mit der Bedingung, daß der älteste Sohn des Königes, so lange der Vater lebe, immer Dauphin heißen solle; und der erste, der diesen Namen hatte, so lange der König Johann, sein Vater, lebte, war Carl der fünfte.

Ich sahe auch den Herzog von Orleans, des Königs zweyten Sohn, der von einem Frauenzimmer in dem Garten auf den Armen getragen wird. Er war ein Jahr und zehn Monathe alt, als ich ihn sahe. Vor ihm her ging ein anderes Frauenzimmer, die einen rothen taftenen Sonnenschirm über ihn trug, ihn vor den Stralen der Sonne zu beschützen. Seitwärts sah ich den jungen Prinzen von Condé, zwanzig Jahr alt; er ist der näheste nach dem Könige.

Von

Von Fontaine - Beleau ritt ich aus den neun und zwanzigsten May um sieben Uhr des Abends und kam um acht Uhr nach einen Dorfe, Chapel de la Royne genannt, sechs englische Meilen. Unterwegens sahe ich nichts merkwürdiges als zwey Hirsche in dem Walde von Fontaine - Beleau. Hier und in Frankreich fand ich so großen Ueberfluß an Roggen, daß ich glaube, man werde kaum den hundertsten Theil so viel in England finden. Auch fand ich viel Hanf in Frankreich, der schon um Pfingsten so groß ist, als er bey uns in England kaum mitten im Sommer ist. Von Chapel de la Royne kam ich nach einer Stadt Montargis genannt, von da nach Braire. Hier sahe ich den Fluß Ligeris auf französisch Loire, welcher ein schifbarer Fluß ist. Dieser fließt bey Orleans, Nevers, Bloys, Ambois, Tours, Samur, Nantes und andern berühmten Städten vorbey; an einigen Orten ist er über eine Meile breit, und hat verschiedene kleine Inseln voll von Bäumen: an einem Orte sahe ich drey kleine Inseln, nahe bey einander; auf einer von denselben war ein kleiner Wald. Auf diesem Flusse kamen zur Zeit des Kaisers Lotharii viele Normänner nach Frankreich, aus einem Theile des cimbrischen Gersones, welcher auch Dänemark heißt, und richteten viele Verwüstungen an, biß Carolus Caluus, König von Frankreich, ihnen eine große Summe Geldes gab, daß sie dieses Land wieder verließen.

An beyden Seiten dieses Flusses sahe ich herrliche Wiesen, sehr schöne Felder und Wälder.

Die Fenster an den mehresten Orten in Frankreich sind sehr von den englischen Fenstern verschieden. In der inwen-

digen Seite des Zimmers haben sie hölzerne Breter, mit kleinen eisernen Riegeln verbunden, wenn man diese öfnet, kommt durch den untern Theil des Fensters, wo kein Glas darin ist, die Luft herein. Der obere Theil, welcher gewöniglich zubleibt, ist von Glas.

Die französischen Postillione haben eine häßliche Gewohnheit. Man kann sie mit Recht teuflisch nennen. Denn wenn ihre Pferde sie ein wenig böse machen, so sagen sie in ihrer Wuth, Allons au diable, das ist, geht zum Teufel. So auch, wenn sie sich mit einem Reisenden unterwegens erzürnen, so sagen sie Le diable t'emporte, das ist, der Teufel hole dich. Dies weiß ich aus eigner Erfahrung. Von Briure fuhr ich nun mit der Post nach einer kleinen Stadt la Charitie genannt, eine kleine hübsche Stadt an der linken Seite der Loire, wo ein prächtiges Schloß ist, welches dem Könige zugehörte.

Von *la Charitie* ritt ich nach *Nevers.*

Meine Bemerkungen über *Nevers*, im lateinischen Niverra genannt.

Nevers liegt höher als die übrigen Städte zwischen Calais. Die Loire fließet durch dieselbe, über welche eine hölzerne Brücke gehet: sie ist eine herzogliche und bischöfliche Stadt. Der bischöfliche Pallast ist nicht weit von der Cathedralkirche, hat einige Thürme und einen Hof mit einer schönen Mauer eingeschlossen: Der Pallast selbst ist nur klein, und noch kleiner als die meisten Häuser unsrer englischen Edelleute und anderer Privatpersonen. Die Cathedralkirche wird St. Sers genannt, und ist weder schön noch schlecht, hat aber viele

hübsche

hübsche Gemälde. Auf einem von diesen Gemälden, auf welchem Christus und Maria abgebildet war, fand ich diese schönen lateinischen Verse aus dem H. Augustinus genommen: O anima Christiana, respice vulnera patientis, sanguinem morientis, pretium redimentis. Haec quanta sint cogitate, et in statera cordis vestri appendite, vt totus vobis figatur in corde, qui pro vobis totus fixus est in cruce. Nam si passio Christi ad memoriam revocetur, nihil est tam durum, quod non aequo animo toleretur.

In dieser Kirche ist ein prächtiges Grabmahl des letztern Herzogs und Herzoginn; die Pfeiler sind von fleischfarbenen Marmor mit weißen Adern. Das Epitaphium ist in goldenen Buchstaben. Auf dem Grabe eines gewissen Bischofs von Nevers war in goldenen Buchstaben geschrieben:

Sapientia amara inexperta.

Hierunter:

Arnaldi Sarbini Nivernensis Episcopi
Stemmata 1592.

Und dann noch dieses:

Magnus sedis honos sedi et praestat esse honori.

Der Hochaltar ist prächtig von schönen Marmorpfeilern. Das Chor ist mit sehr schönen Tapeten behangen.

Hier ist auch ein Jesuiter-Collegium. An dem Thor der Cathedral-Kirche und andern Orten der Stadt waren von diesem Collegio viele gedruckte Zettel in lateinischer Sprache, insbesondere die Siege Carl des Fünften betreffend, aufgehangen.

An keinem Orte habe ich in meinem Leben so viele Zigeuner, sowohl Männer als Weiber, und Kinder angetroffen, als hier. Ihre Haare und ihre Gesichter sind so schwarz, als wenn sie aus der Hölle herausgejagt, und von dem großen Beelzebub in die Welt gesandt wären, die sterblichen Menschen zu erschrecken. Die Männer sind wahre Räuber, haben langes schwarzes gekrauſtes Haar, und ein Schwerdt oder andere Waffen an drr Seite. Denen Weibern hängen die Haare bis um die Schultern. Einige tanzen und singen unanständige Lieder auf den Straßen: wodurch sie manchen Verdienst von den thörigten Einwohnern ziehen. In Nevers bringt man viele hölzerne Schuhe zum Verkauf, welche die Bauern in dieser Gegend tragen. Das Paar kostet gewöhnlich zwey Sous.

So viel von Nevers.

Ich fuhr mit der Post den ersten Junius nach Moulins, zwanzig Meilen von Nevers. Zwischen Nevers und Moulins fand ich einen schön gepflasterten Weg.

Zu Moulins, einer schönen Stadt, bemerkte ich zwey Dinge. Erstlich ein starkes Fort. Dann war es Jahrmarkt, wie ich in die Stadt kam. Hier sahe ich mehr Ochsen und Kühe als ich je auf einem Markte gesehen hatte. Zwey und zwey Ochsen waren mit einem Stricke zusammen gebunden und würden so verkauft.

Von Moulins kam ich nach St, Geron, sechzehn Meilen davon. Einige Meilen hinter St. Geron sahe ich die Alpen, die noch vierzig Meilen entfernt waren.

Von St. Geron kam ich nach St. Sophorine de Lay. Von hier reiste ich ab, und kam nach einer sehr schlechten Stadt Tarare genannt, sieben Meilen von da. Hier bemerkte ich dreyerley zwischen St. Sophorine de Lay und Tarare: erstlich sahe ich unter vielen Heerden Schaafe viele kohlschwarze Schaafe. Zweytens eine große Menge Fichten auf den Bergen, die ich übersteigen mußte: dann hier giebt es so viele Berge, daß man bald auf- bald herunterwärts steigen muß. Drittens waren mancherley schöne Bäume auf den Spitzen dieser Berge.

In Tarare sahe ich eine Frauensperson, die keine Hände, sondern nur Stummel hatte, und mit denselben Flachs spann, und den Faden so künstlich herumzog, als eine Frauensperson thun kann, die beyde Hände hat.

Den dritten Junius ging ich von Tarare in Stiefeln fort, aber nicht weiter als sechs Meilen. Da nahm ich Postpferde, und kam nach Lyon. Ich ging durch drey Thore, ehe ich in die Stadt kam. Das zweyte Thor war ein sehr schönes Thor, auf der einen Seite war das Wapen von Lyon. Als ich zum dritten Thor kam, wollte man mich nicht hereinlassen, ehe mich der Thorhüter examiniret hatte, woher ich käme, und was ich für Geschäfte hätte, und dann gab er mir einen Zettel, ohne welchen ich in keinem Wirthshause in der Stadt kann aufgenommen werden.

Meine Bemerkungen über Lyon.

Lyon ist eine schöne Stadt in Lyonnois gelegen, und ist sehr alt: denn sie wurde von einem würdigen Römer Munatius Plancus, einem Schüler des Cicero, eines für-

treflichen Redners gegründet. Er legte den Grund im neunzehnten Jahre der Regierung des Kaisers Augustus, zu welcher Zeit er Statthalter von Gallia comata war. Zur selben Zeit bauete er auch die schöne Stadt Rauraca, sonst auch Augusta in der Schweitz, nicht weit von Basel, itzo aber so verwüstet, daß nichts als nur noch einige Ruinen übrig sind. Zu Basel sahe ich auf dem Rathhause eine schöne Statue, die dem Munatius Plancus zu Ehren, als dem Erbauer von Rauraca, neulich errichtet war. Die schönste von beyden Städten ist aber doch Lyon, welche auf der einen Seite zwischen hohen Felsen und Bergen liegt, und auf der andern Seite eine große Ebene hat. Sie ist mit einer starken Mauer befestiget, und hat sieben Thore, schöne Straßen, herrliche sowohl öffentliche als Privat-Gebäude. Ist sehr volkreich und wird nebst Paris für die beste Handelsstadt gehalten. Der gegenwärtige Erzbischof mit Namen Bettieure, Sohn des Kanzlers, ist nicht über dreißig Jahr alt. Die Gebäude sind sechs bis sieben Stockwerk hoch und unten Gewölbe oder Keller. An vielen Orten in der Stadt findet man Fenster von weißem Papier, an einigen Häusern unten von weiß Papier und oben von Glas. Alle Häuser sind von weißen Quadersteinen. Die Römer prägten hier ihre silberne und goldene Münzen, und alle ihr Tribut und Einkünfte wurden aus ganz Frankreich hieher gebracht; welches den Römern so viel eintrachte, daß Frankreich allein für die Hauptstütze des römischen Reichs gehalten wurde. Nachdem Lyon von den Römern bewohnt ward, begaben sich viele große Herren und Anführer ihrer Armeen hieher, um hier zu wohnen, und baueten prächtige Palläste in dieser Stadt. Zur Zeit, da Christus

noch auf Erden lebte, war in dieser Stadt ein so fürchterliches Feuer, daß sie fast ganz in Asche verwandelt wurde, dessen Seneca in einem Briefe an seinen Freund Liberalis, einen Lioner, mit diesen Worten erwähnt: Vnius noctis incendium totam ſtrauit vrbem, vt vna ſcilicet nox interfuerit inter vrbem maximam et nullam, tanta fuit incendii vis et celeritas. Nach welcher Zeit sie wieder aufgebauet worden. Nach vierhundert und funfzig Jahren ist sie wieder durch Feuer verwüstet und zerstöret worden; denn Attila, König der Hunnen, zerstörte sie, als er aus Pannonien kam.

Hier sind zwey Flüsse, die neben dieser Stadt vorbey fließen, von welchen der eine auf französisch die Saone, auf lateinisch aber zwey Namen bey den heidnischen Poeten hat, Avar, und Sangona. Dieser letzte Name kommt her von Sanguis: weil das Blut der Märtyrer, das in dem Amphitheater von den tyrannischen Kaisern, wovon ich die Ruinen sahe, vergossen worden, in großer Menge von dem Hügel in eine gewisse Straße herunter floß, und welche Straße auch nach der Zeit Gongilion quaſi goggylion genannt worden, und von hier in den Fluß Arar floß, welchen es auf zwanzig Meilen weißroth färbte.

Zuerst entspringt dieser Fluß in dem Gebiete der Völker, die man ehemals ſeqvani, itzo aber Burgundier nennt. Hier ist eine schöne steinerne Brücke über den Arar, von zehn Bogen unterstützet, welche ein Bischof dieser Stadt auf seine Kosten soll erbauet haben. Der andere Fluß heiß der Rhodanus, wegen seiner Schnelligkeit bey den lateinischen Poeten bekannt.

Dieser Fluß entspringt in den Rhetischen Alpen aus einem hohen Berge, Furca genannt, wo er einen geringen Anfang hat, aber nachher durch eine große Menge kleiner Flüße, die aus den Alpen kommen, vergrößert wird, durch die Landschaft Valesia und so durch den großen See Lemarus fließet, wieder aus demselben bey Genf, und von da bis nach Lyon kommt. Einige leiten das Wohl Rhodanus von dem lateinischen Wort radere her, welches nagen bedeutet, weil er an gewissen Orten beständig sein Ufer benagt und frißt. Suetonius schreibt in dem Leben des Julius Cäsars, daß derselbe bey seiner Rückkehr aus dem afrikanischen Kriege, diesem Flusse zu Ehren eine Statue in Gold habe gießen und öffentlich in seinem dritten Triumpf vor sich her haben tragen lassen. Ueber den Fluß geht eine schöne Brücke, und nahe an der Brücke sind zehn Wassermühlen, sieben auf der einen und drey auf der andern Seite. Nicht weit von der Stadt fließ n die Rone und der Avar zusammen. Nahe an der südlichen Seite der Stadt, nahe bey dem felsigen Hügel findet man ein paar hohe Treppen, welche hundert und vierzehn steinerne Stufen hat, über diese Tr ppe ist ein steiniger Weg, wenigstens eine halbe Meile hoch und sehr steil, der nach den Gipfel des Berges führet, wo viele alte Denkmäler sind. Oben auf der Spitze des Berges ist der Tempel der Venus gewesen, der in ein Mönchskloster verwandelt ist. Auch sieht man noch die Ruinen eines Amphiteaters, worin die treuen Diener Christi freiwillig manche bittere Marter geduldet haben; dies Amphitheater soll funfzehn tausend Personen enthalten haben. Dieser Märtyrer geschiehet oft Meldung bey den alten Geschichtschreibern, insbesondere beym Eusebius, Bischof von Cäsarea, der eine tragische und weitläuftige

läuftige Geschichte von den grausamen Leiden des Attalus, Sanctus Moturus, und der tugendhaften Blandina schreibt, welche an diesem Orte um des Glaubens an ihren Erlöser willen auf eisernen Stühlen in der vierten Verfolgung der ersten Kirche unter dem Kaiser Antoninus verus, sind geröstet und gebraten worden. Wer die bejammernswürdige Geschichte des Märtyrerthums, die ich oft nicht ohne Thränen durchgelesen habe, wissen will, mag den Brief der Brüder aus Lyon und Vienna an die Brüder von Asien und Phrygien in dem fünften Buch und in dem zweyten Briefe der Kirchen-Geschichte des Eusebius lesen. Unter vielen Dingen, welche diese Stadt berühmt gemacht, ist der Tod des Pontius Pilatus des römischen Stadthalters im jüdischen Lande. Ich sage nicht, daß diese Stadt deswegen besser gewesen, daß Pilatus da gestorben, sondern daß sie dadurch berühmter und von derselben mehr gesprochen worden. Pilatus wurde bald nach der Auferstehung Christi auf Befehl des Kaisers Tiberius Caesar nach Rom gerufen, und es wurden ihm so wichtige Dinge vorgeworfen, daß er seines Ansehens beraubet und nach Lyon verwiesen wurde, wo er sich selbst tödtete. Hier tödtete sich auch Magnentius, der zum Kaiser wider den Kaiser Constantius ausgerufen ward, der jüngste von den drey Söhnen des Constantins des Großen, nachdem er kurz vorher in einer blutigen Schlacht bey der Stadt Mursia in Spanien von der Armee des Constantius war geschlagen worden. Hier wurde der gute Kaiser Gratian in dem neun und zwanzigsten Jahre seines Alters von dem Tyrannen Maxentius erschlagen, als er nach Italien seinem Bruder Valentinian zur Hülfe gegen die rebellischen brittischen Legionen kommen wollte. Nahe

bey dieser Stadt wurde Clodius Albius in einer merkwürdigen Schlacht von dem Kaiser Septimius Severus überfallen, mit dem er über das römische Reich stritt, wo ihm Severus in einem Gefechte, wie einige sagen, den Kopf abgehauen. Hier giebt es viele Kirchen. Die Johannes-Cathedral-Kirche, die St. Pauls, die Capuziner, die Carthenser, die St. Georgen, St. Irenäus, die St. Justinus, die Augustiner, die Celestiner, die heiligen Geist, Marien Magdalenen, St. Catharinen, Karmeliter, Jesuiter, Franziscaner, St. Claren, St. Peters, St. Sorlins, St. Claudius-Kirche: der wüste Tempel, wo Nonnen wohnen, St. Vincentius, St. Antonius, die Kirche der Mönche, des heiligen Ludwigs, des St. Marcellus, der Benediktiner, des heiligen Aeneas, des heiligen Jacobs des Großen; eine Kirche forum veneris genannt, des St. Nicesius, St. Cosmas, St. Damianus, St. Clarae, St. Roche, St. Laurenz-Kirche, u. s. w. Ueberhaupt giebt es hier neun und dreißig Kirchen.

Die beyden Kirchen des Irenäus und des Justinus des Märtyrers sollen von ihnen selbst gebauet seyn. Ich glaube aber nicht, daß es wahr ist: denn die Verfolgung war damals so groß unter den heidnischen Kaisern, daß wohl keine Kirchen für die Christen erbauet worden. Irenäus war der erste Bischof von Lyon: er war ein Schüler des Polycarps, Bischofs in Smyrna. Dieser war einer von den dreien Schülern des heiligen Johannes. Eben dieser Irenäus hat viele Bücher von der Ketzerey geschrieben, die noch vorhanden sind. Der andere wurde von dem Heidenthum zum Christenthum

bekehret.

bekehret, und hat viele fürtrefliche Werke in griechischer Sprache geschrieben, die sehr geschätzt werden: als eine Schutzschrift für die Christen. An den Kaiser Adrian und Antoninus Pius wider den Juden Triphonem u. s. w. zuletzt wurden sie beyde Märtyrer. Ich war in dem Jesuiter-Collegio. Ihr Kloster ist sehr schön. Es ist mit den Gemälden der sechs Apostel ausgeschmückt. Einer von den Jesuiten empfing mich recht freundlich, zeigte ihre schöne Bibliothek. Er wies mir unter andern Büchern die spanische Bibel, die Heinrich der Vierte geschenkt hatte. Sie haben Bücher aus allen Wissenschaften, aber hauptsächlich theologische. Sie haben die Gemälde ihrer Wohlthäter, unter welchen viele Cardinäle, als der Cardinal Borromeus, Erzbischof von Meiland, der Cardinal Tourronensis u. s. w. Sie besitzen alle Bücher, die ihre Ordensbrüder geschrieben, und alle Gemälde derer, die den Tod erlitten, weil sie ihre Lehre gepredigt haben. Unter den übrigen Gemälden war das Gemälde von Edmund Campian mit einer Lobschrift in goldenen Buchstaben, welche anzeigen, warum, wie und wo er starb. Es sind nur sechzig Ordensbrüder, aber wohl tausend und fünfhundert, die unter diesen stehen und andere Schulen entfernt von dem Collegio haben, welches dazu dient, die Novizen zu unterrichten.

Ich war auch in dem Benediktiner-Mönchs-Kloster, wo ich zehn Mönche beym Gebete antraf: sie waren in schwarzen Röcken. In einer Kapelle sahe ich einen Tisch, worauf ein Gemälde Christi und der heiligen Jungfrau schön gezeichnet und übergoldet war. Es hatte schon viel von der alten Schönheit

heit verlohren. Man sagt, daß es das schönste Gemälde von Frankreich seyn soll. Nahe bey diesem Kloster ist ein angenehmer Garten des Erzbischofs von Lyon, der schönste, den ich in Frankreich gesehen, außer den Gärten der Tuillerien und Fontaine-Beleau. In demselben sind schöne Spatziergänge, eine Menge Früchte allerley Art, und eine schöne Baumschule.

Viele von des Königs Mauleseln mit Waaren beladen, kamen nach Lyon, wo sie von ihrer Last befreiet wurden, unter ihrem Maule hingen Körbe von Weidensträuchen geflochten, worinnen das Heu lag, welches sie unterwegens fraßen. Auf dem Kopfe hatten sie eine Platte von Kupfer, auf welcher des Königs Waffen eingegraben waren. Von dem Kopfe bis an die Nase hingen Stücken rothes Tuch mit schönen Franzen bis auf die Nase.

Ich sprach auf der Brücke über die Avar mit einem gewissen Pilgrim, der mir erzählte, daß er zu Compostella gewesen. Ich sprach mit ihm lateinisch: Er sprach aber sehr Bettler- und schlecht Latein.

Ich logirte in den dreien Königen, dem besten Wirthshause in der Stadt, wo vornehme Leute einkehren. Kurz vorhero hatte der Graf von Esser hier logiret. Zu der Zeit, als ich hier logirte, kam Monsieur de Brenes hier an, der lange Gesandter in Rom gewesen war. In seinem Gefolge waren zwey Türken, einer ein Mohr, ein sehr lustiger Bursche. Er trug keinen Hut: sein krauses und dickes Haar dienten ihm anstatt des Hutes. Der andere Türke war ein großer Gelehrter in seiner Art, sprach sieben Sprachen und sehr

gut Lateinisch; er war in Constantinopel geboren. Er sprach mit mir von mancherley Dingen. Ich fragte ihn, ob er getauft wäre, und er sagte mir nein, und fügte noch hinzu: er wolle es auch nicht. Hierauf kamen wir auf Christum, den er für einen großen Propheten, aber nicht für den Sohn Gottes erkannte, und den weder er noch einer seiner Landsleute anbeten würden, und nur dessen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erden, göttlich verehrte. Er nannte uns Christen Abgötter, weil wir Bilder anbeteten, welches eigentlich diejenige Art Christen betraf, die die Beschuldigung der Abgötterey verdienen. Endlich kam ich auf einige Beweise zur Vertheidigung Christi, worauf er nicht antworten wollte, sondern davon lief. Er sagte mir, daß der Großsultan Achmet zwey und zwanzig Jahr, daß er sowohl im Frieden als im Kriege zweyhunderttausend Soldaten zur Vertheidigung seiner Länder besolde, welches eine große Last für ihn seyn muß, und daß die alten römischen Kaiser lange nicht so viel unterhalten. Denn sie hatten in allen ihren Provinzen, in Asien, Europa und Afrika nur fünf und zwanzig Legionen, von welchen eine jede aus sechstausend und hundert Fußvölkern, und siebenhundert und zwanzig Reitern bestand, außer den prätorianischen und Stadt-Cohorten in Rom, die den kaiserlichen Pallast bewohnten. Von welcher die erste und vornehmste aus tausend hundert und fünf Mann Infanterie, und hundert und zwey und dreißig Mann Cavallerie bestund: die andern hatten nur jede fünfhundert und funfzehn Fußvölker und sechszehn Reuter, welches dreißigtausend Mann weniger ausmacht als die türkische. Der Türke erzählte mir noch viele andere merkwürdige Dinge, die ich aber nicht aufgeschrieben.

An

An der Hinterseite des großen Hofes eines Wirthshauses war auf französisch angeschrieben: On ne loge ceans à credit: car il est mort, les mauvais paieurs l'ont tué. An der Seite eines andern Hofes war eine sehr närrische Geschichte abgemahlt: ein Bütgenträger hatte eine Tasche voll kleiner Waaren, und war unter Weges eingeschlafen. Zu ihm kamen eine Menge Affen, und nahmen ihm alle Waaren, weil er schlief: einige von den Affen waren abgemahlt mit Säckchen auf ihren Rücken, die sie aus des Krämers Bündel gestolen hatten, kletterten auf die Bäume, einige mit Brillen auf den Nasen, andere mit Rosenkränzen um den Hals, noch andere mit Schnupftobaksdosen und Tintenfässern, mit Karten in ihren Händen, welches sie alles gestohlen hatten; einige von ihnen zogen dem Krämer die Hosen ab, und küßten den nackenden rc. Diese Vorstellung scheinet sich auf eine lustige Materie zu beziehen, aber die Wahrheit zu sagen, weiß ich doch die Moral hievon nicht.

Zu Lyon erhielten wir unsere Gesundheitspässe, denn die Italiäner sind so ängstlich, daß sie keinen in ihre Städte aufnehmen, der nicht einen Gesundheitspaß hat von der letzten Stadt, wo er herkommt. Wer sich recht mit den Alterthümern und merkwürdigen Dingen dieser berühmten Stadt bekannt machen will, der lese den lateinischen Tractat des Symphorianus Campegius, eines Franzosen und gelehrten Mannes, der hier geboren.

So viel von Lyon.

In Lyon blieb ich zwey Tage und kam nach einen Dorf Vorpillere, zehn Meilen von Lyon. Hier bemerkte ich nichts

nichts als einen Ueberfluß von Castanien- und Wallnuß-Bäumen, viele Heerden schwarzer Schweine und schwarzer Schafe. Von hier ritt ich wieder zehn Meilen biß la tour du Pin. Von da kam ich nach Pont de Beauvosin. Hier grenzen Frankreich und Savoyen mit einander. Eine Brücke theilet diese Länder. Wenn ich auf der einen Seite der Brücke war, so war ich in Frankreich, und auf der andern Seite, in Savoyen.

Hier ist das Ende meiner Bemerkungen über Frankreich.

V.

Neckers Bemerkungen über das merkwürdige Dekret der National-Versammlung von Frankreich, die Abschaffung des Adels, der Wappen und Livreien betreffend.

Es hat sich auswärts eine Nachricht verbreitet, daß ich gegen das Dekret der National-Versammlung die Aufhebung des Adels betreffend gestimmt hätte. Ich gestehe, daß diese Nachricht wahr ist, und bekenne noch außerdem, daß ich Seine Majestät, den König zu bereden suchte, der National-Versammlung meine Bemerkungen über das Dekret vorzulegen, ehe sie zur Bestätigung schreite. Ich wünsche, daß so wohl meine Gedanken als meine Handlungen den Augen des Publikum unverholen bleiben sollen; ich mache also von der

Gnade des Königs Gebrauch und übergebe meine Bemerkungen über diesen Gegenstand dem Drucke. Vielleicht irre ich mich; aber der Reinheit meiner Absichten, meiner Liebe für die Konstitution und für das wahre Interesse der Nation bin ich mir sicher bewußt.

Necker.

Inhalt der Bemerkungen.

Es ist in der bürgerlichen Gesellschaft oft nöthig, daß die Rechte einzelner Bürger dem allgemeinen Besten aufgeopfert werden müßen; aber eben dies sollte jederzeit mit so viel Vorsicht geschehen, daß der gewöhnliche Lauf der Gerechtigkeit nicht gehemmt werde.

Wenn dies die Grundsätze sind, nach denen die bürgerlichen Verträge regulirt werden müssen, so dürfen gewiß die Rechte nicht angegriffen werden, deren Verletzung weder dem Ganzen noch einzelnen Gliedern wahren Nutzen bringen kann.

Das Dekret wegen einer gleichmäßigen vertheilten Auflage der Abgaben hatte den allgemeinen Vortheil des Volkes zum Vorwurf. Eine gleiche löbliche Absicht hatte das Dekret, wodurch die Feudal-Rechte, die in einer Art von Sklaverei bestehen, die einem freien Volke nicht geziemt, eingestellet werden sollen. Das Dekret, wodurch alle Bürger ohne Unterschied der verschiednen Aemter des Staates fähig erklärt werden, hob einen verhaßten, unbilligen Unterschied auf, der der einen Klasse des Volkes Vorzüge vor der andern gab. Endlich sind alle Einwohner des Königreiches durch eine gänzliche

liche Aufhebung aller Unterschiede aufgefodert, sich zu National-Versammlungen und Gesetzgebungen zu vereinigen, und an den Rechten Theil zu nehmen, deren sie vormals ungerechter Weise beraubt waren. Mit Grund sind also die erwähnten Gesetze populäre und patriotische genannt worden.

Verhält es sich eben so in Rücksicht auf Titel und Wappen? Wenige Menschen können über Ehren-Distinktionen eifersüchtig sein, weil wenige in der Lage sein können, wo sie erfodert werden; und es ist jedem vollkommen gleichgültig, ob er einem Privat-Manne, oder einer Person die einen Titel führt, dient, und von ihr besoldet wird. Der Zirkel, wo Ehrenzeichen der Gegenstand der Eitelkeit sind, ist klein. Der größte Theil des Volkes hat solche Wünsche nicht.

Der Theil der Gemeinheit also, der sich über eine solche Unterdrückung freuen kann, ist klein. Es sind nur diejenigen, die sich wegen ihres Ueberflusses, Vermögens und ihrer Erziehung denen am meisten nähern, die im Besitze jener auszeichnenden Ehrentitel sind. Ist es nun gerecht, eine achtbare und zahlreiche Klasse der Bürger solcher ehrenvollen Auszeichen zu berauben, die einen Theil ihrer Erbschaft ausmachen, und deren Verlust manchen schmerzlicher sein wird, als der Verlust ihrer Güter? Ist es jetzt Zeit den Geist des Publikums zu beleidigen und aufzufodern?

Es war ein weiser Entschluß, daß in der National- und Municipal-Versammlung keiner Titel Erwähnung geschehen solle; dort ist Gleichheit des Ranges nöthig.

Die wahre Art den Werth der Distinktion des Adels zu schmählern, ist nicht die, daß man ihn aufhebt, sondern daß

 man

man ihn durch sich selbst hinscheiden läßt. Kein Gesetz kann alte Vorurtheile in einem so großen Reiche als Frankreich zerstören; es muß durch allmähliche Einführung freier Grundsätze geschehen; es ist das Werk der Zeit.

Es muß ferner bedacht werden, ob nicht Männer von adelicher Geburt, die sich ihrer Rechte beraubt dünken, ihr Vaterland verlassen, und sich nach andern Gegenden begeben werden, wo sie die Vortheile, die sie so hoch achten, genießen können. Der Wille eines Gesetzgebers kann die Vorrechte, die mit Titeln verbunden sind, vernichten, aber kein Dekret kann die Meinungen der Menschen vertilgen, die solche Würden besitzen.

Die Pflicht, die den Bürgern vorgeschrieben wird, ihre urväterlichen Namen anzunehmen, kann nicht erfüllt werden. In manchen Familien sind sie ganze Generationen lang unbekannt geblieben.

Eben diese Bemerkungen passen auch auf Wappen und Livreien. Es kann noch hinzu gefügt werden, daß die Aufhebung derselben vielen Manufakturen und erfinderischen Künstlern der Hauptstadt nachtheilig werden kann.

Eine allgemeine Bemerkung kann hier nöthig sein. Man muß Sorge tragen, daß das Wort Gleichheit so verstanden werde, daß es nicht ein allgemein gleichmachendes Princip bedeute. In einem so kultivirten Reiche, als Frankreich, giebt es, und muß es eine Menge Unterschiede geben. Der Gegenstand einer weisen Gesetzgebung solte nicht sein, sie aufzuheben, sondern sie so zu lenken, daß sie keiner zum

Nachtheil des andern gebrauchen kann, um so die Einheit des ganzen Systems beizubehalten.

Inhalt des Briefes des Königs.

Das Dekret der National-Versammlung, Titel, Namen und Wappen betreffend, beleidigt eine zahlreiche Klasse Bürger, ohne dem größten Theile des Volkes Vortheile zu verschaffen. Da es ferner in einer Session adoptirt ist, so bin ich durch diese Rücksichten bewogen worden, der National-Versammlung einige Bemerkungen über die Sache vorzulegen. Ich bitte, daß sie reiflich überlegt werden mögen; wenn aber die Versammlung nach einer nochmaligen Ueberlegung in ihrer ersten Meinung beharren sollte, so will ich das Dekret auf Verantwortung der einsichtsvollen Mitglieder derselben, und in der Absicht annehmen, daß dadurch die Eintracht zwischen dieser Versammlung und mir, die ich über alle Rücksichten schätze, erhalten werde.

VI.

Glaubensbekenntniß eines alten Junggesellen.

Aus dem Englischen.

Ich glaube wie folget:

Daß es Recht sei, in allen Dingen meine eigne Konvenienz zu studiren —

In der Welt unabhängig von ihren Sorgen zu leben —

Nichts zu ihrer Existenz, ihrem Wachsthum oder ihrem Vortheil beizutragen —

Einem bösen Spleen nachzuhängen, und auf alles zu lästern, was mir Laster zu nennen beliebt —

Meinem Neide Genüge zu leisten, und über alles zu höhneln, was andre Tugend nennen —

Eingeladen oder nicht, in andrer Leute Häusern zu leben, ihren Bedienten zu befehlen, ihre Kinder zu schelten, ihren Weibern etwas gegen die Männer zu insinuiren —

Was für Einwürfe mir beliebt gegen, und was für Bemerkungen ich für gut finde über ihre Besucher zu machen —

An ihren Tischen zu präsidiren, und, wenn ich übellaunig bin, ihr Haus in Feuer zu setzen und bei dem Scheine des Brandes zu entwischen; und dies ohne einen Seufzer der Dankbarkeit für Gastfreundschaft, oder eine Thräne des Mitleids mit dem Unglück! —

Ich glaube, daß der kleine Schnickschnack kleiner Seelen, wie es ungereimt genannt wird, eine Art der bequemsten Philosophie sei —

Ich glaube, es sei erlaubt, kleine Geschenke zu geben, um wesentliche Vortheile zu erhalten —

Geringe Gaben mit eccentrischen Documenten zu maskiren. Wenn ich einem Dienstmädchen einen Schilling gebe, so halte ich es für nöthig, daß es ein neuer sei — Ist

es ein Band, so muß es in mehrere Papiere gewickelt sein. So, daß wenn das Gegebene zu wenig ist für Dankbarkeit, die Art hinreichend sein wird, ein Andenken einzudrücken. —

Ob ich gleich auf die Sinnlichkeit bei andern schmähe, so halte ich es doch für natürlich, sie mir selbst nachzusehen; und wenn ich von Bescheidenheit zurückgehalten werde, oder entdeckt und gewarnt von relativer Authorität, so halte ich es für politisch, eins von beiden, oder beides zurückzuweisen, durch Versicherungen von Reinigkeit oder Anathemas von Rache. —

In allen meinen Absichten halte ich es für zuläßig, der ganzen Welt Uneigennützigkeit vorzuspiegeln; und, indem ich blos meinen eignen Vortheil suche, Jedermann glauben zu machen, daß es der seinige sei, auf welchen ich denke. —

Meine natürliche Abneigung gegen häusliche Glückseligkeit bemühe ich mich mit Beobachtung ehelicher Zufälligkeiten und der Unbequemlichkeiten einer Kinderstube zu nähren; und ich bemerke, mit verstellten Thränen, das Unglück des häuslichen Mangels. —

Wenn ich im Abend des Lebens weit fortgerückt bin, und finde, daß meine mittäglichen Gänge ausgeforscht sind, und wenn ich mit Verachtung und Armuth umgeben bin, dann schirme ich mich in den Armen und unter den goldbringenden Attributen einiger veralteten und verzweifelten Mädchen, verachtet wie ich selbst; alsdann halte ich es für meine Schuldigkeit, die Maske der Duplicität wegzuwerfen, und durch eine offene und erklärte Verlassung alles dessen, was angenehm, ehrenvoll und menschlich ist, mich zu zeigen als einen — Schurken! — K. R.

VII.

Ueber die Copisten des vierzehnten Jahrhunderts.

Im 14ten Jahrhundert waren die Bücher in allen Ländern von Europa, Italien allein ausgenommen, außerordentlich selten, aber auch in Italien waren sie sehr theuer, und durch die Fehler der Copisten ganz ungemein mangelhaft. Petrarch war darüber höchst mißmuthig, besonders brachte ihn die Unwissenheit und geringe Aufmerksamkeit derjenigen auf, die ohne allen Beruf dieses Handwerk trieben. „Wie können wir, „sagte er an einem Ort in seinen Werken, dem Uebel abhel- „fen, das die Copisten verursachen, die durch ihre Unwissen- „heit und Faulheit uns alles verderben und verunstalten? Die- „ses verhindert viele schöne Genies, ihre unsterblichen Werke „ans Tageslicht zu bringen. Es ist eine Strafe, die dieses „träge Jahrhundert wohl verdient, wo man sich mehr um de- „licate Gerichte als um Bücher bekümmert, und weit mehr „besorgt ist, gute Köche als gute Copisten zu haben. Wer „nur das Pergament bemahlen, und die Feder halten kann, „passirt für einen geschickten Copisten, ob er gleich weder Kennt- „nisse noch Talente hat. Ich rede nicht einmahl von der Or- „thographie, denn diese ist schon lange verlohren. Wolte der „Himmel, die Copisten schrieben nur, obgleich schlecht, was „man ihnen abzuschreiben vorlegt. Man würde ihre Igno- „ranz sehen, allein doch wenigstens die Substanz der Bücher „haben; man würde nicht Abschriften mit Original-Producten ver-

„vermischen, und die Irrthümer würden nicht von Jahrhun„dert zu Jahrhundert fortgepflanzt werden. Wer könnte wohl „glauben, daß, wenn Cicero, Livius, und andre alte „Schriftsteller, besonders Plinius wieder aufstünden, und sich „ihre Schriften vorlesen ließen, sie solche verstehn würden? „Würden sie nicht bei jedem Wort, oder doch bei jeder Seite „verwunderungsvoll ausrufen, und sagen, daß das Gelesene „nicht ihre Werke wären, sondern daß sie von irgend einem „Barbaren seyn müßten? Das Uebel besteht darin, daß die „Copisten weder Regeln noch Gesetze haben, und keiner Prü„fung unterworfen sind. Die Schlösser, die Ackersleute, die „Weber und andre Handarbeiter müssen sich Untersuchungen „und Regeln gefallen lassen; aber für die Copisten sind keine „vorhanden. Dennoch hat man Taxen für diese barbarische „Zerstörer festgesetzt; man muß sie sehr theuer bezahlen, um „alle gute Bücher zu verderben." Eben diese Klage des Petrarchs liest man auch in einem Brief an Bocaccio, worin er sich sehr bekümmert zeigt, daß er niemand finden kann, der sein Buch: Ueber die Einsamkeit, getreu abzuschreiben vermögend sey; wobei er sagt: „Es muß unglaublich scheinen, „daß ein Buch, das man in wenig Monaten verfertigt hat, „nicht in dem Zeitraum von mehrerern Jahren abgeschrieben „werden könne."

L.

VIII.

Brief des Abbe Raynal an die französische National-Versammlung. Vorgelesen am 4ten September 1790.

Herr Präsident.

Darf ich es wagen, Sie zu bitten, daß Sie der National-Versammlung meine Hochachtung und Dankbarkeit bezeigen. Das Dekret derselben endigt mein Unglück, und wird der Trost meiner letzten Tage sein.

Der kühne Freund, der so gut war, Ihnen meinen Kummer vorzutragen, sagte Ihnen, daß sich einige Irrthümer in meine Schriften eingeschlichen hätten.

Diese Achtung, die er der Wahrheit öffentlich bezeigte, stimmt mit den Gefühlen meines Herzens überein, und ich widerrufe aufrichtig alles was ich tadelhaftes geschrieben habe.

Es war meine Absicht, so wie es meine schwachen Einsichten erlauben wollten, die Grundgesetze einer wohlgeordneten bürgerlichen Gesellschaft zu entwerfen. Die Oberherrschaft im gesammten Körper der Nation; gänzliche Unterwerfung unter die gesetzmäßige Autorität die sie anordnete; eine gleiche verhältnißmäßige Eintheilung der Abgaben zur Bestreitung der Staatskosten; eine allgemeine Verpflichtung aller Bürger, dieselben zu erlegen; Mäßigung der Gesetze; Gleichheit der Strafen und Belohnungen; allgemeine Toleranz in Religions-Meinungen — dies sind die Grundsätze, die ich immer behauptete und unterstützte. Nur

Nur getäuschte oder übelgesinnte Menschen konnten die Unordnungen, die das öffentliche Unglück bewürken, und der Kummer meines hohen Alters sind, solchen gesunden Grundsätzen zuschreiben. Diese Verwirrungen sind nur die Folge verderbter Sitten, und ihre Dauer hängt blos von der Unzulänglichkeit der Mittel sie zu unterdrücken ab.

Ich schmeichle mir mit dem Gedanken, daß die Franzosen, was auch ihre Vorurtheile sein mögen, nicht zaudern werden, sich selbst zum wahren Interesse ihres Vaterlandes durchzuarbeiten; zu einer Konstitution, die seit der ersten Zeit der Monarchie vergebens gewünscht wurde. In dieser Epoche wird unser Unglück enden; in dieser Epoche wird unser Glück, unser Ruhm beginnen.

Unterdrückende Systeme werden nicht mehr zu befürchten sein. Die Fortschritte der Kenntnisse, und die tiefe Verwickelung unserer Gesetzgeber, wird auch dem unbezähmtesten Ehrgeitz die Hofnung selbst für ein kurzes Glück benehmen.

Ich bin mit der tiefsten Hochachtung ꝛc.

Raynal.

IX.
Auszüge
aus den Denkwürdigkeiten
des Marschall von Montluc.

Noch ein Beytrag zur Kriegsgeschichte des 16ten Jahrhunderts.

Vorerinnerung des Einsenders.

Die Auszüge aus den Memoiren des Marschall von Vieilleville (S. Litt. u. Völkerk. 1786. October, November, December, und 1787. Febr.) sind sowohl vom Publico, als auch von einsichtsvollen Recensenten mit Beyfall aufgenommen worden; sollte nun eine ähnliche Bearbeitung der Commentaires des Marschall Blaise de Montluc, wohl ein minder günstiges Schicksal zu erwarten haben? — Letztere geben wenigstens den ersteren an Interesse nichts nach, und sind überdem noch von dem Helden selbst geschrieben, da jene nur einen Secretair des Herrn von Vieilleville zum Verfasser hatten. **Heinrich der Vierte**, dieser große Kenner kriegerischer Verdienste, war für dieses Werk so eingenommen, daß er es nur das **Brevier der Soldaten** nannte; und in der That gab es in den damaligen Zeiten wohl schwerlich ein Buch, dessen Lectüre für Militairpersonen von größerm Nutzen hätte seyn können, als diese, welche ihr großer König ihnen so sehr anprieß. Montluc schrieb seine Nachrichten in den letzten Jahren seines Lebens, nehmlich 1575 und 76, denn er

starb 1577. Er spricht in denselben nicht in der dritten, sondern in der ersten Person, ein Umstand, der seinen Erzählungen nur noch mehr Interesse giebt. Indeß hat man ihn doch nicht in nachstehendem Auszuge seines Werks selbst redend eingeführt, als nur bloß bey denjenigen Stellen, wo man es für gut fand, sich seiner eignen Worte zu bedienen. Die Ausgabe, die man diesen Auszügen zu Grunde gelegt hat, erschien noch in dem nehmlichen Jahrhundere, in welchem der Marschall lebte und starb. Hier ist der ganze Titel derselben:

Commentaires de Messire Blaise de Montluc, Maréchal de France, ou sont décrits le combats, rencontres, escarmouches, batailles, siéges, assauts, escalades, prinses, & surprinses de Villes & places fortes, défenses des assaillies & assiégées, avec plusieurs autres faits de Guerre signalés & remarquables, esquels ce grand & renommé guerrier s'est trouvé durant cinquante ou soixante ans qu'il a porté les Armes; ensemble diverses Instructions qui ne doivent être ignorées de ceux qui veulent parvenir par les armes à quelque honneur, & sagement conduire tous exploits de Guerre. Bordeaux, Millange, 1592.

Blaise von Moutluc wurde im Jahr 1500 geboren, und im Hause des Herzogs Anton von Lothringen als Page erzogen. In seinem siebzehnten Jahre erhielt er die Stelle eines Schützen (Archer) in der Compagnie des Herzogs, die von dem braven Ritter Bayard commandirt wurde. Nachdem er unter diesem geschickten Lehrmeister die ersten Anfangsgründe des Dienstes erlernet hatte, kehrte er nach Gascogne in seine

seine Heimath zurück. Hier erhielt er von seinem Vater ungefähr zweyhundert Franken, denn so vie betrug, wie er sagt, sein Erbtheil, und zugleich ein gutes spanisches Pferd, womit er nach Mailand ging. Dort traf er zwey Onkels an, beide Brüder seiner Mutter, die ihn dem Herrn von Lescun, einem Bruder des Marschalls von Lautrec, der nachher selbst Marschall von Frankreich wurde, und sich nach dem Namen seines Hauses, den Marschall de Foix nannte, vorstellten. Dieser Herr sowohl, wie sein Bruder, die zu den vornehmsten in Gascogne gehörten und daher den ganzen Adel dieser Provinz genau kannten, zeigten sich sehr gütig gegen den jungen Montluc und gaben ihm eine Schützenstelle in der Compagnie des Herrn von Lescun: „denn in den damaligen Zeiten," — sagt Montluc — „dienten in den Compagnien selbst die „größten Herin als Schützen." —

Während des Feldzuges von 1521 in Italien, wurden unserm Montluc fünf Pferde unterm Leibe getödtet; ein Verlust, der indeß glücklicherweise durch seinen Vetter, den Herrn von Roquelaure, ihm ersetzt wurde. Im Jahr 1522, da er noch unberitten war, fochte er in einem Treffen *) zu Fuß an der Seite des Herrn von Montmorenci, (nachherigen Connetable) der eben so wie er sein Pferd verloren hatte. In dem folgenden Feldzug, da Montluc bereits eine Fahne unter einer Compagnie zu Fuß erhalten hatte, zeichnete er sich in einem kleinen Scharmützel nahe bey St. Jegu de Luz, sehr zu seinem Vortheil aus. Er bemerkt hier, daß der Haufen, in welchem er diente, nur aus Armbrustschützen bestand; „denn „damals" — sagt er — „hatte man unter unserm Volk

„noch

*) Bey Bicocca.

„noch keine Büchsenschützen.“ — Der Hauptmann Carbon, Befehlshaber der Compagnie, hatte sich in dies Gefecht, worin sich Montluc so brav hielt, sehr zur Unzeit eingelassen. Die Hand voll Franzosen, die es mit einem ihnen weit überlegenen Feinde zu thun hatten, wäre unstreitig verloren gewesen, wenn nicht die guten Anordnungen unsers Helden ihnen wieder Luft gemacht hätten. Er war es der den Rückzug veranstaltete und sich dabey so wohl benahm, daß er dadurch vollkommen das Lob und den Beyfall seiner Generals verdiente. Der Marschall Lautrec, dem er davon Rapport abstattete, war so zufrieden mit ihm, daß er ihn den Abend zum Essen bey sich behielt, ihn ganz wider seine Gewohnheit mit Liebkosungen überhäufte, und ihn versicherte: er würde den Dienst, den er bey dieser Gelegenheit dem König geleistet hätte, nie vergessen.

Zur Belohnung seines Wohlverhaltens erhielt nun Montluc die Compagnie, die er so gut geführt hatte. An der Spitze dieses Haufens wohnte er der Schlacht bey Pavia (1525) bey. Es ist zur Gnüge bekannt, wie viel Frankreich an diesem unglücklichen Tage einbüßte. Montluc verlor dabey seinen großen Gönner, den Marschall de Foix, unter dessen Compagnie er gedient hatte. Dieser Herr wurde tödtlich verwundet nach Pavia in das Haus einer Dame gebracht, wo Montluc ihm das letzte Lebewohl sagte. Die Sieger hatten unserm Helden sowohl, wie vielen andern, von welchen sie kein Lösegeld zu erhalten hoften, erlaubt, nach Frankreich zurückzukehren. Aber diese Unglücklichen waren in der erbärmlichsten Lage von der Welt; ohne Waffen, ohne Lebensmittel, und

sogar fast ohne Kleidung. So überstiegen sie mühsam die Alpen, aßen unterwegens Kräuter, Wurzeln und überhaupt alles was sie nur vorfanden, und langten in diesem jämmerlichen Zustande endlich im Delphinat an. Montluc begab sich sogleich zum Marschall von Lautrec, dem er mit weinenden Augen den Tod seines Bruders umständlich erzählte und ihm zugleich von dem letzten Willen desselben Rechnung ablegte. Lautrec gab bey dieser Gelegenheit unserm Helden erneuerte Versicherungen seiner Achtung und trug ihm im folgenden Jahr 1526, die Errichtung einer Compagnie gascognischer Soldaten auf, die den letzten Zug nach Neapel, den dieser General unternahm, mitmachen sollte. An der Spitze dieses Haufens, der bald zusammengebracht war, marschirte Montluc 1527 abermals nach Italien. Bey der Einnahme von Pavia that er Wunder der Tapferkeit und war einer der ersten die die Stadt erstiegen, wurde aber auch zugleich dabey durch einen Büchsenschuß verwundet. Der Sturm von Ascoli kam ihm aber noch weit theurer zu stehen. Er wurde bey demselben aufs neue und weit gefährlicher verwundet. Die Soldaten von seiner Compagnie, die sein Blut fließen sahen, geriethen darüber in eine solche Wuth, daß sie mehrere Häuser dieser unglücklichen Stadt in Brand steckten und alles was ihnen vom Feinde vorkam niederhieben. Montluc hatte im Augenblick seiner Verwundung der H. Jungfrau von Loretto angelobt, so viel Weiber und Mädchen, als er nur irgend könnte, gegen alle diejenigen zu beschützen, die ihre Ehre antasten würden. Da er aber nicht in der Verfassung war es selbst zu thun, so gab er seinem Lieutenant la Bastide diesen frommen Auftrag, der indeß, aller seiner Mühe ungeachtet, doch nicht mehr als 15

oder

oder 20 dieser Unglücklichen, vor dieser Schande bewahren konnte.

Indeß wurde Montlucs Wunde täglich gefährlicher, und die Wundärzte waren endlich gar der Meinung, daß man ihm den Arm durchaus würde abnehmen müssen. Unser gasconischer Hauptmann gerieth hierüber in Verzweifelung; er behauptete, daß es ganz unnütze Mühe wäre, ihm auf diese Weise das Leben zu erhalten, weil er doch alsdann dem Könige nicht mehr würde dienen können. Der Marschall von Lautrec besuchte ihn in eigner Person und suchte ihn zu trösten. „Er unterließ nicht" — sagt Montluc — „mir zu sagen, daß „ich mir über den Verlust eines Arms keinen Kummer „machen müßte, und daß, wenn auch der König mir nicht „Gutes thun wollte, so hätten doch er und seine Frau mehr „als vierzigtausend Livres Einkünfte, womit sie mich nie wür„den Noth leiden lassen." — Montluc erwiederte hierauf: daß wenn man ihm auch die 40,000 Livres Einkünfte ganz geben wollte, so würde er sich doch nie entschließen können, ohne Arm und außer Dienst seine übrige Lebenszeit zuzubringen. Bey diesem Endschluß blieb er immer standhaft, bis er endlich doch mit der Zeit und nach vieler angewendeten Mühe seine Gesundheit wieder erhielt, und zur Armee, die damals in Neapel stand, abreisen konnte.

Der Marschall von Lautrec, voll Freude ihn wieder zu sehen, beschenkte ihn bey seiner Ankunft mit einem vortreflichen Landgut, welches jährlich wohl an 1200 Ducaten eintrug, wovon er aber selbst nicht von einem Jahr die Einkünfte ziehen konnte. Ungeachtet seiner Schwäche, die natürliche Folge

seiner

seiner Wunden, befand er sich doch bey verschiedenen kleinen Gefechten zugegen und schlug mehr als einmal die Neapolitaner bey ihren Ausfällen zurück. Obgleich diese Gefechte den Franzosen manchen braven Officier raubten, und überhaupt viel Volk kosteten, so würde doch am Ende die Stadt vielleicht in ihre Hände gefallen seyn, wenn sich nicht zum Unglück für sie ansteckende Seuchen in ihrem Lager verbreitet hätten. Der Marschall von Lautrec selbst, eine große Anzahl Officiere und eine unzählige Menge Soldaten waren die Opfer derselben. Montluc wurde ebenfalls krank, und nur mit genauer Noth konnte er sein Vaterland wieder erreichen. Dieser unselige Feldzug kostete ihm nicht nur sein neapolitanisches Landgut, welches er blutwenig hatte nutzen können, sondern auch sein ganzes Feldgeräthe; so wie denn der größte Theil seiner Compagnie in Italien ihr Grab fand. Er selbst befand sich in dem traurigsten Zustande von der Welt und mußte bey seiner Ankunft in Gascogne noch immer den Arm in der Binde tragen. Drey bis vier Jahre verstrichen, ehe er völlig wieder hergestellt wurde, und nun eilte er wieder voll Muth neuem Ruhm so wie neuen Gefahren entgegen.

Im Jahr 1534 befahl Franz I. fünf starke Legionen zu errichten, wovon eine in Languedoc geworben wurde und den Herrn von Faudoas, Seneschal von Toulouse, zum Obristen erhielt. Dieser Herr ernannte unsern Helden zu seinem Lieutenant. Montluc errichtete bey dieser Gelegenheit eine vortrefliche Compagnie, die ganz aus Edelleuten seiner Provinz bestand, und mit welcher er 1536 nach Marseille marschirte, um die dortige Besatzung zu verstärken, weil Kaiser

Carl

Carl V. der mit seiner Armee in Provence eingefallen war, diese Stadt mit einer Belagerung bedrohte. Da das Land ganz verwüstet war, und die Franzosen beständig einer Schlacht auswichen, so fingen die Feinde bald an Mangel zu leiden. Auch war ihnen nur die einzige Mühle von Auriole übrig geblieben, wo sie ihr Brod mahlen konnten. Barbesieux, der zu Marseille commandirte, erhielt Befehl, diese Mühle zu zerstören, weil man wohl einsah, daß sich alsdann der Feind bald würde zurückziehen müssen. Dieser Auftrag war indeß mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, da die Mühle mitten unter den kaiserlichen Quartieren lag und sehr wohl bewacht wurde. Die tapfersten und erfahrensten Offiziere zweifelten daher an einem guten Erfolg, und die meisten, worunter auch Barbesieux war, hielten die Sache für unmöglich. Nur zwey junge Leute erboten sich diesen fährlichen Streich auszuführen, dessen guten Erfolg sie sich mit ihrem Kopf zu verbürgen erboten. Diese beiden Waghälse waren Montluc und der junge Tavannes, der nachher ebenfalls Marschall von Frankreich wurde. Da sie nicht mehr als hundert und zwanzig Mann dazu verlangten, so gab endlich der General seine Einwilligung. In der That gelang ihr nur zu kühnes Unternehmen besser, als man hätte hoffen können. Die Mühle wurde überrumpelt und verbrannt, und das Commando kam, ohne beträchtlichen Verlust, glücklich wieder in die Stadt zurück. „Ich vermuthete" — sagt Montluc — „daß mich der Herr von Barbesieux dem König, „bey seiner Ankunft nach Marseille vorstellen würde; allein „dies geschahe so wenig, daß er sich vielmehr selbst alle Ehre „davon beylegte, sich allein für den Erfinder der ganzen Un-

„ternehmung ausgab, und sagte, daß er uns nur bloß die Aus-„führung desselben übertragen hätte. Ich blieb daher dem „König eben so unbekannt als zuvor." —

Während den Jahren 1537 und 1538 diente Montluc an der Spitze seiner Compagnie in Piemont, Savoyen und in Provence. Bey der Belagerung von Barcellonetta wurde er abermals durch einen Büchsenschuß verwundet. Ganz unerträglich lang wurde ihm die Zeit in den friedlichen Jahren von 1539 bis 1541. Endlich ging der Krieg wieder an, und Montluc befand sich 1542 bey der Belagerung von Perpignan zugegen, die von dem damaligen Dauphin, nachherigen König Heinrich II. unternommen wurde. Der Connetable von Montmorenci commandirte bloß die Observationsarmee, weil man dem Dauphin allein den Ruhm lassen wollte, die Stadt zu erobern, welches ihm indeß doch nicht glückte. Vom Connetable von Montmorenci sagt Montluc, er hätte sich hier, so wie immer als ein großer und kluger Feldherr gezeigt. „Die Wahrheit" — setzt er hinzu — „zwingt „mich, es zu sagen, nicht die Verbindlichkeit, die ich ihm „schuldig bin, denn er hat mich nie geliebt und die Seinigen „auch nicht." —

So schön die französische Armee auch immer war, so willig Offiziere sowohl als Gemeine auch zu Werke gingen, so sahe Montluc doch bald ein, daß Perpignan diesmal wohl uneingenommen bleiben würde, weil man es ganz von der unrechten Seite angriff. Er kannte die Stärke und Schwäche dieser Festung sehr genau; eine Kenntniß die er sich folgender Gestalt erworben hatte. Der Connetable von Montmo-

renci

renci, der sich einige Jahre zuvor mit dem damaligen Präsidenten Poyet, (nachherigen Kanzler) in Languedoc befand, wünschte eine genaue Kenntniß von Perpignan zu erhalten, weil er voraussah, daß man vielleicht bald genug an die Eroberung dieses Orts denken würde. Er trug daher unserm Helden, der nicht weit davon mit seiner Compagnie in Quartier stand, auf, den Platz, so gut als es sich nur thun ließ, auszukundschaften. Da die Spanier sehr mißtrauisch sind, so mußte man durchaus so heimlich als möglich dabey zu Werk gehen. Montluc verkleidete sich daher als Koch des Präsidenten Poyet, der in der umliegenden Gegend eben Geschäfte hatte. So schlich er sich nun, begleitet von einem guten Wegweiser, und unter mancherley Vorwand, den seine Verkleidung ihm an die Hand gab, und wahrscheinlich machte, überall herum, und besah die Festung und all ihre Zugänge sowohl in- als auswendig. Noch war er auf diese Weise beschäftigt, als ihm unvermuthet ein Ueberläufer von seiner Compagnie begegnete. Dieser Soldat sah ihm steif ins Gesicht, und bezeigte laut seine Verwunderung über die Aehnlichkeit dieses französischen Kochs mit seinem ehemaligen Hauptmann. Aber Montluc, der nur zu gut die Folgen einsah, die eine nähere Erkennung nothwendig nach sich ziehen müßte, veränderte geschwind seinen gewöhnlichen gasconischen in einen picardischen Accent, „und ich bediente mir" — sagte er — „solcher Reden, die jedermann Glauben machten, daß ich es „wohl besser verstehen müßte, mit einer Spicknadel als mit dem „Degen umzugehen." —

Nachdem die Belagerung von Perpignan, theils weil diese Festung ganz an der unrechten Stelle angegriffen wurde,

theils auch weil sich die Belagerer dabey auf eine sehr unkluge Weise benahmen, aufgehoben worden war, erhielt Montluc eine durch den Tod des Hauptmanns Boisleve erledigte Compagnie. An der Spitze dieses Haufens lieferte er den Spaniern noch verschiedene kleine Scharmützel, bis sich endlich bey herannähernden Winter die französische Armee gänzlich aus Roussillon zurückzog.

Von da ging unser Held nach Provence und war Augenzeuge von der Ankunft der türkischen Hülfsflotte zu Marseille. Bey dieser Gelegenheit rückt Mantluc in seinem Werke die ganze Rede ein, die sein Bruder, der Bischoff von Valence, damaliger Ambassadeur zu Venedig, vor dem dortigen Senat hielt, und worin er das Bündniß Franz I. mit dem türkischen Kaiser Solimann II. und dem bekannten Barbarossa, König von Algier, zu rechtfertigen sich bemühte. Diese Rede ist ein schätzbares Denkmal der Beredsamkeit des sechszehnten Jahrhunderts und der historischen Kenntnisse des Verfassers. Der Redner sagt in derselben nicht allein viel Böses von Kaiser Karl V. sondern auch sogar vom Pabst solche Dinge, die man von einem Bischoff kaum vermuthen sollte. Doch dieser Prälat zeigte in der Folge deutlich genug, wie wenig er sich aus der katholischen Religion machte, indem er sich am Ende öffentlich zur reformirten Lehre bekannte.

Im Jahr 1543 diente Montluc in Piemont, wo er bey sehr vielen kleinen Vorfällen Gelegenheit fand, sich durch seinen Muth und seine Unverdrossenheit auszuzeichnen, indem er bald diesen Posten wegnahm, bald jenem zur Hülfe eilte. Doch um die nehmliche Zeit begegnete ihm, wie er sich ausdrückt,

drückt, ein großes Mißgeschick, (une grande disgrace) denn er verfehlte den günstigen Augenblick, wo er den Herzog von Savoyen, der nur unter einer Bedeckung von fünf und zwanzig Reutern nach Savillan ging, hätte aufheben können. Die Saumseeligkeit eines Hauptmanns von dem nehmlichen Detaschement, zu welchem Montluc gehörte, war Schuld daran, daß dieser wichtige Streich, der sicher geglückt wäre, fehlschlagen mußte. Dagegen gelang es ihm ein andres feindliches Detaschement zu überrumpeln, welches einen vornehmen Piemonteser, der diesen Nachrichten zufolge, La Trinité hieß, geleitete. Diese Escorte war dreymal stärker als der Haufen, den Montluc commandirte; aber dies hinderte ihn nicht über sie herzufallen und sie aus einander zu sprengen. Um seinen Soldaten Muth einzuflößen, sagte er ihnen, daß eine gewisse innerliche Empfindung, die er hätte, ihm ganz zuverlässig den Sieg verspräche. „Denn ich habe immer" — sagte er — „den Soldaten weiß gemacht, daß ich ein gewisses, inneres Vorgefühl hätte, und daß ich, so oft mir dieses anwandelte, überzeugt wäre, daß ich den Feind überwinden würde. Ich that dieses bloß, um den Soldaten frischen „Muth zu machen, damit sie den Sieg schon so gut als gewonnen hielten, und habe mich jederzeit sehr wohl dabey befunden, denn meine Versicherung erfüllte selbst die Furchtsamsten mit Zuversicht. Die gemeinen Soldaten, sogar die „Klügsten, sind leichte zu betrügen. Und als nun alle einstimmig ausriefen: Laßt uns sie angreifen, (combattons, Capitaine, combattons,) wollte ich hinter die „hintersten vier Pikenirer stellen, die alle diejenigen, die zurückwichen, niederstoßen sollten, womit sie denn auch ganz

„zufrieden waren. Es wurde mir aber äußerst schwer, besagte „Pikenirer, unserem Schluß zu Folge, hinter den übrigen zu „behalten, um so vielmehr, da sich ein jeder beeiferte, der „erste beym Angriffe zu seyn. Wobey zu bemerken ist, daß „Unordnung jederzeit eher hinten als vorne an der Spitze ein„zureißen pflegt." — Die kaiserliche Escorte wurde bey dieser Gelegenheit fast ganz aufgerieben, und nur eine geringe Anzahl konnte sich mit der Flucht nach Fossano retten. Diejenigen, die verwundet auf der Wahlstatt liegen blieben, kamen beynahe alle um, denn niemand dachte daran, diesen Nothleidenden zu helfen, und eben so wenig hielt man es der Mühe werth, die Todten zu entkleiden, weil sich die Sieger bloß mit der Plünderung der Wagen beschäftigten. Bey dieser Gelegenheit wurden ganz gewaltige Hiebe geführt: „denn „unsre Gendarmes" — sagt Montluc — „trugen zur „damaligen Zeit große und breite scharfschneidende Säbel, „(coutelas) um damit die Armschienen von einander zu hauen „und die Pickelhauben zu zertrümmern." Es machte unserm Helden viel Mühe, seine Leute, die auf den Raub erpicht, sich zerstreut hatten, wieder zusammen zu ziehen und in Ordnung zu bringen, aber noch weit mehr Umstände verursachte es, bis er es so weit bringen konnte, daß ein jeder Soldat seinen Antheil an der Beute hergab, damit alles gleich vertheilt werden konnte. Endlich kam man überein, daß jeder, was er hatte, behalten sollte; Montluc aber erhielt für sich zum Geschenk, oder vielmehr zu seinem Antheil, zweyhundert Thaler.

Der Herr von Ossun und der Hauptmann Tilladet geriethen zweymal in feindliche Hände, und beidemal wurden

sie

sie durch unsern braven Capitain wieder befreyt. Auch hatte er Theil an einer wichtigen Unternehmung, die von einem Kaufmann aus der kleinen Stadt Barges, der Granuchin hieß, mit vieler Geschicklichkeit eingeleitet wurde. Es kam dabey auf nichts geringeres an, als sich der Person des Petro d'Aporta, Gouverneurs von Fossano, und aller bey sich habenden Leute zu bemächtigen, indem man, unter dem Vorwand, Barges in ihre Hände zu liefern, sie dahin zu locken suchte. Das Geheime dieses Unternehmens wurde sonst niemand als unserm Helden anvertrauet. Es fehlte aber nicht viel, so wäre die ganze Sache durch einige zur unrechten Zeit gemachten Bewegungen des Herrn von Thermes, der nichts vom Geheimniß wußte, entdeckt worden. Dem allen ohngeachtet gelang es dennoch den Franzosen, diesen Streich, obgleich mit vieler Mühe auszuführen. Don Pedro gerieth in die ihm gelegte Schlinge; seine Leute wurden aus einander gesprengt, und theils niedergehauen, theils gefangen genommen, er selbst aber starb wenige Tage nachher an seinen in diesem Gefecht erhaltenen Wunden.

Gleich nach diesem Vorfall unternahm der Herr von Bouttieres, der damals commandirender General der französischen Truppen in Piemont war, die Belagerung von Fossano. Der Feind gab sich viele Mühe eine Verstärkung hineinzuwerfen; Herr von Thermes, (der nachher Marschall von Frankreich wurde,) und unter ihm Montluc erhielten daher Befehl, es zu verhindern. Beynahe hätte hier Montlucs ungestühme Hitze das französische Detaschement in einen sehr übeln Handel verwickelt, woraus am Ende vielleicht gar ein allgemeines

meines Treffen erfolgt wäre, wenn Thermes sich nicht noch zur rechten Zeit auf eine geschickte Art zurückgezogen hätte, wodurch denn unser Held gezwungen wurde, ihm, so ungerne er es auch that, zu folgen. Montluc sagt bey dieser Gelegenheit von sich selbst: „je voulois parachever ou me perdre & „tout le démourant de ma Compagnie, car on a toujours re- „marqué ce vice en moi, que j'ai été trop opiniâtre à un com- „bat; mais quoi qu'on en die, je m'en suis plutost bien que „mal trouvé. Je suis françois impatient, dit on, & de plus „Gascon, qui surpasse les autres en impatience & colere, & „aussi je pense en hardiesse, pourtant j'ai porté la peine au- „tant qu'autre ne sauroit faire: j'en ai vu plusieurs que j'ai „nourris, lesquels s'endurcissoient au labeur. Croyez, vous „qui commandez aux armes, que si vous êtes tels, vous ren- „drez tels vos soldats à la longue.“ —

In eben diesem Feldzuge wurde Montluc mit fünf oder sechs gasconischen Compagnien commandirt, die Brücke bey Carignan zu zerstören, die von hundert teutschen und eben so viel spanischen Soldaten vertheidiget wurde. Montluc griff sie an, ließ alle über die Klinge springen, ging über die Brücke und stellte seine Leute jenseit derselben dem Feind gegen über in Schlachtordnung. Er ließ hierauf ungesäumt die Brücke abbrechen. Da es aber, während man sich damit beschäftigte, dunkel und endlich gar Nacht wurde, so kostete es unserm Helden nicht wenig Mühe, seine Krieger in Reih und Glied zu erhalten, und zu verhindern, daß sich nicht dieser oder jener, in Hoffnung Beute zu machen, zu weit entfernen möchte. Mit anbrechendem Tage ließ ihm Bouttieres, aus

Furcht,

Furcht, daß Montluc vielleicht gar zu viel wagen würde, sagen: er solle ja seine Leute schonen, widrigenfalls er ihm für allen Schaden würde einstehen müssen. Doch dieses machte Montluc eben nicht viel Kummer; er fuhr in der Zerstörung der Brücke fort, und da diese, da es Tag war, endlich ganz beendiget wurde, setzte er mit den Seinigen glücklich wieder über den Fluß und faßte jenseit demselben Posto.

Weniger glücklich lief die Belagerung von Yvrea ab, die Bouttieres bald nachher unternahm. Es kam dabey hauptsächlich auf die Zerstörung eines Dammes an, ein Unternehmen, welches, wenn es gehörig wäre ausgeführet worden, den Ort sicher zur Uebergabe gezwungen hätte. Denn Yvrea hatte von dieser Seite keine andre Schutzwehr als zurückgehaltenes Gewässer, welches natürlicherweise hätte ablaufen müssen, sobald nur besagter Damm durchstochen worden wäre. Aber Bouttieres war, bey all seiner persönlichen Bravour, ein für allemal nicht dreist genug in seinen Unternehmungen. Er schonte, selbst bey den vortheilhaftesten Gelegenheiten, nur gar zu sehr das Blut seiner Krieger und keiner seiner Offiziere durfte es wagen, sich in eine Unternehmung einzulassen, die nur einigermaßen mißlich und gefährlich war, wenn er sich nicht der strengsten Verantwortung aussetzen wollte. Daß die französischen Truppen unter einem solchen Feldherrn eben keine großen Fortschritte machen konnten, war sehr natürlich. Erfochten ja einzelne Partheyen kleine Vortheile, so geschah dieses doch immer, so zu sagen, wider seinen Willen. Der König, mißvergnügt über das Betragen dieses Generals während der Belagerung von Yvrea und entschlossen, seine Angele-

genheiten im Piemontesischen endlich wieder einmal auf einen festen Fuß zu setzen, und den dortigen Krieg mit mehrerer Thätigkeit führen zu lassen, schickte daher den jungen Grafen von Enguien dahin ab. Dieser Prinz übernahm hierauf sogleich das Commando der Armee, und von diesem Augenblick an erhielten die Sachen eine ganz andre Gestalt.

Um nicht gar zu weitläuftig zu werden, übergehen wir hier verschiedene bald größere bald kleinere Vorfälle, die sich zu Anfang des für die Franzosen so rühmlichen Feldzuges von 1544 zutrugen, und verweilen uns nur bloß etwas umständlich bey der Schlacht von Carisolles, und den Begebenheiten, die sich kurz vor derselben ereigneten und an welchen unser Held keinen geringen Antheil hatte. Sobald der Graf von Enguien nur den Vorsatz gefaßt hatte, dem Feind ein Treffen zu liefern, schickte er sogleich unsern Montluc nach Paris, um dem König einen genauen Bericht von der Lage abzustatten, in welcher sich damals die piemontesischen Angelegenheiten befanden. Der Marquis de Guasto, der die kaiserliche Armee kommandirte, hatte eine ansehnliche Verstärkung von teutschen Truppen erhalten, wodurch er sich nicht allein in Stand gesetzt sah, alle Operationen der Franzosen zu verhindern, sondern auch ihnen, sobald er es nur für rathsam fand, eine Schlacht anbieten konnte. Nun war es die Frage, ob der Graf von Enguien sich im letztern Fall, in ein Treffen einlassen und den durch seine Ankunft bey dem französischen Heere wieder aufs neue belebten Muth benützen, oder lieber das vorsichtige Betragen seines Vorgängers nachahmen und nichts unternehmen sollte, bevor er nicht eines guten Ausgangs ver-

vergewissert wäre? Eine Frage dieser Art konnte nun freylich der König am besten entscheiden und Montluc eilte daher, so schnell, wie er nur konnte, nach Paris.

Montluc wurde gleich nach seiner Ankunft bey Hofe zum diensthuenden Tischjunker (gentilhomme servant) ernannt, und mußte, als solcher noch am nehmlichen Tage dem Könige bey der Mittagstafel aufwarten. Nach Tische erhielt er Befehl in dem versammleten Kriegesrath zu erscheinen. Er fand bey seinem Eintritt im Zimmer bereits den König, der nur allein saß, von seinen vornehmsten Räthen umgeben, und hinter dem Stuhl des Königs stand der Dauphin. Der Monarch redete unsern Helden mit folgenden Worten an: „Montluc, es ist mein Wille, daß Ihr nach Piemont zurück„kehren, und dem Grafen von Enguien meinen Entschluß „und die Meinung meines Conseils, wegen der angesuchten „Erlaubniß eine Schlacht zu liefern überbringen sollt,“ und hierauf kehrte er sich zu dem Grafen von Saint Pol, und befahl ihm seine Meinung zu sagen. Dieser Minister stellte nun umständlich die Gefahr vor, die man laufen müßte, wenn man dem ungewissen Ausgang einer Schlacht das Leben so vieler braven Krieger aussetzen wollte. Die piemontesische Armee, fuhr er fort, bestände aus den besten Truppen, die der König hätte, und wären diese einmal aufgeopfert, so würde man dem Feinde, von dem man Ursache hätte zu fürchten, daß er das Königreich von Seiten der Picardie angreifen würde, weiter nichts als einen Haufen in Eil zusammengeraffter und schlecht disciplinirter Soldaten entgegen stellen können: aus diesen Ursachen müsse er also rathen, sich ganz und gar

nicht

nicht in ein Treffen einzulassen. Der Admiral von Annebaut, und alle übrige Mitglieder des Kriegsraths waren der nehmlichen Meinung. Montluc, der nicht mehr an sich halten konnte, war schon im Begriff einem von den letztern in die Rede zu fallen, aber der Graf von Saint Pol hieß ihn schweigen. Der König konnte sich dabey nicht enthalten, über die Verlegenheit des ehrlichen Gasconiers zu lächeln. Was den Dauphin betraf, so sprach er kein Wort und schien nur bloß zugegen zu seyn, um etwas zu lernen.

Da auf diese Weise der Vorschlag einer Schlacht einstimmig verworfen war, so sagte der König zu Montluc: er möchte nur immer nach Piemont zurückkehren und seinem General den eben angehörten Schluß des Kriegsraths überbringen. Montluc, voll innern Verdruß, seine und seiner Kameraden innigsten Wünsche so plötzlich vereitelt zu sehen, wagte nun noch das äußerste und bat den König, ihm zu erlauben, ebenfalls seine Gedanken, so wie sie ihm ums Herz wären, eröfnen zu dürfen. Der König genehmigte seine Bitte, und unser Held hielt hierauf eine Rede, von welcher er sagt, daß er sich ihrer noch eben so gut erinnere, als ob er solche nur vor drey Tagen gehalten hätte *). Mit kriegerischer Freymüthigkeit,

*) Diese Rede würde in einer Uebersetzung zu viel verlieren; wir liefern daher die Hauptbestandtheile derselben, in Montlucs eignem, eben so naiven, als kraftvollen Vortrage: „Sire, „dis-je, nous sommes cinq à six mille Gascons bien comptés dans „l'armée de Piemont, tous Capitaines & soldats. Je vous réponds sur notre honneur & nous obligerons nos têtes, que „nous combattrons bravement le jour de la bataille, si vous „donnez congé (permission) de combattre. C'est chose, que „nous attendons & désirons il y a long temps, & croyez, Sire, „qu'il n'y a point au monde de soldats plus résolus que ceux-là, „&

keit, schilderte er nun, in seiner fröhlichen gasconischen Mundart, den Muth der Truppen, ihre gute Verfassung, ihre Begierde

„& ne désirent que de mener les mains. Il y a d'ailleurs dans „cette Armée de Piémont treize enseignes de Suisses qui sont autant d'hommes comptés parmi eux que parmi nous. Ils vous „feront pareille promesse que nous, qui sommes vos sujets, & „vous envoyeront les noms de tous, afin que s'il y a quel„qu'un qui ne fasse son devoir, vous l'envoyez à son canton, „il soit dégradé des armes, & que c'est chose à laquelle ils „se veulent soumettre, comme ils me l'ont assuré à mon dé„part. Voila donc, Sire, dix mille hommes & plus dont vous „pouvez faire état, & assuré qu'ils combattront jusqu'au der„nier soupir de leur vie. Quant aux Italiens, Provencaux & „Gruyers, je ne vous en assurerai pas; mais j'espere qu'ils feront „tout aussi bien que nous, sur-tout quand ils nous verront „mener les mains; & en cet endroit (dit Montluc) je levai le „bras comme pour frapper & montrer comme nous frap„perions bien, & le Roi sourioit. Continuant, je dis: Vous „devez avoir aussi 400 hommes d'armes en Piémont, & autant „d'Archers qui sont en même volonté que moi, quatre Capi„taines de Chevaux légers, chacun desquels doit avoir deux „cents chevaux. Je sais ce qu'ils valent & connois leur cou„rage. Le Roi alors éleva la voix, & dit que toutes les Com„pagnies de Gendarmerie ni de Chevau-légers n'étoient com„plettes. Je répondis qu'il étoit impossible, mais que s'il plaisoit „à sa Majesté donner congé (permission) à tous les Gentilshommes „qui le lui demanderoient, de se trouver à la bataille ils sup„pléeroient bien à ce qu'il pourroit manquer aux dites Compa„gnies. Sire, dis-je continuant mon propos, puisque je suis „si heureux que de parler devant un Roi soldat, qui voulez„vous qui tue dix ou douze mille hommes & douze à quinze „cents chevaux, tous résolus de mourir ou de vaincre? Tels „gens ne se défont pas ainsi, ce ne sont pas des apprentis; nous „avons souvent attaqué l'ennemi, & l'avons le plus souvent „battu, & j'oserois dire que si nous avions tous un bras lié, il „ne seroit encore possible aux ennemis de nous tuer en un jour, „sans perte de la plupart de leurs gens & de leurs meilleurs „hommes. Certes, Sire, j'ai appris de sages Capitaines, qu'„une Armée de douze à quinze mille hommes est bastante „pour en affronter une de trente, car ce n'est pas le grand nom„bre qui vainc, c'est le bon coeur. Ainsi, Sire, laissez faire „à nous; si ces M. M. qui parlent de nous, nous avoient „vus en besogne, ils changeroient d'avis, & vous aussi. Nos „soldats ne sont pas pour se reposer dans une garnison; ils de„mandent l'ennemi & veulent montrer leur valeur. Si vous „leur refusez permission de combattre, vous leur ôterez le cou„rage, & serez cause que celui de l'ennemi s'enflera, & peu à „peu

gierde mit dem Feind handgemein zu werden, ihr Vertrauen auf die Talente ihres neuen Generals, und die Schande, die unaus-

„peu votre armée se défera. A ce que j'ai entendu, ces Mes-„sieurs, qui ont opiné devant Votre Majesté, sont émus de „la crainte d'une perte; ils ne disent autre chose, si ce n'est: „Si nous perdons, si nous perdons; & pourquoi ne dit-on pas „aussi: Si nous gagnons, si nous gagnons, quel grand bien „nous adviendra? Pour Dieu, Sire, accordez notre requête, „& que je ne m'en retourne pas avec cette honte, que l'on di-„se que vous avez eu peur de mettre le hasard d'une bataille „entre nos mains, quand nous vous offrons de si bon coeur „notre vie." —

Der Dauphin, der immer hinter dem Stuhl des Königs stand, lächelte während dieser Rede beständig und nickte mit dem Kopf dem Herrn von Montluc zu, um ihn aufzumuntern, in diesem Ton noch ferner fortzufahren. Der König wandte sich hierauf zu dem Herrn von Saint-Pol, und fragte ihn, ob ob er noch etwas gegen Montlucs Antrag einzuwenden hätte, und ob es nicht billig wäre, Leuten, die einen so guten Willen zeigten, sich mit dem Feind herumzuschlagen, ihre Bitte zu gewähren? — Doch wir wollen die Antwort des Grafen und alles was sonst noch ferner bey dieser Gelegenheit gesprochen wurde, unsern Helden selbst erzählen lassen: — „Comment, „Sire, reprit le Prince, voudriez-vous changer d'avis, & sur „la parole d'un jeune écervelé Gascon, mettre votre Royaume „en risque? Alors je lui repondis, ces mots: Monsieur, assu-„rez-vous que je ne suis point un bravache, ni si écervelé que „vous me pensez. Je ne dis point ceci par braverie; mais „qu'il vous souvienne que depuis que nous sommes retournés „de Perpignan en Piemont, à pied ou cheval, ou nous avons „trouvé les ennemis, nous les avons toujours battus. Il n'y a „pas encore trois mois que vous avez entendu les beaux com-„bats que nous avons faits en dix jours contre les Espagnols & „Italiens; & encore quinze jours avant qu'il fût prins, M. d'Ossun „a encore combattu & defaite toute une Compagnie d'Allemands. „Nous sommes en coeur, & eux en peur; vainqueurs, & eux „vaincus; nous les déestimons pendant qu'ils nous craignent; „regardez donc quelle différence il y a d'eux à nous. Quand „sera-ce que le Roi baillera congé de combattre, si non quand „nous sommes coutumiers de battre? Il ne faut autre chose si „non à ne les assaillir dans un fort comme nous fimes à la bi-„coque. Mais M. d'Enguien a de trop bons & sages Conseils „& vieux Capitaines, pour faire telle faute. Ne sera question „que de les trouver en campagne rase, où il n'y ait ni haies, „ni fossés qui nous empêchent d'en venir aux mains, & alors, „Sire, vous recevrez nouvelles d'un de plus furieux combats qui „aient jamais été. Mais je me tiens assuré que vous aurez aussi

„nou-

unausbleiblich ihr Looß seyn würde, wenn sie ein ihnen angebotenes Treffen ausschlagen sollten. Seine Gründe und

„nouvelles de la victoire; alors vous arrêterez l'Empéreur & „le Roi d'Angleterre sur le cul. M. le Dauphin continuoit „plus fort, en riant de me faire signe, ce qui me donnoit plus „grande hardiesse de parler. Tous les autres disoient que le „Roi ne se devoit aucunement arrêter à mes paroles. M. l'Ad-„miral seul ne disoit mot, mais souriois, & crois qu'il s'étoit „apperçu des signes que M. le Dauphin me faisoit. M. de „Saint-Pol rechargeoit encore, au quel le Roi répondit: Foi „de gentilhomme, mon cousin, il m'a dit de si grandes raisons „& m'a répresenté si bien le bon coeur de mes gens, que je ne „sais que faire; lors le Roi dressant parole au sieur Amiral, lui „dit qu'est-ce qu'il lui en sembloit. L'Amiral, souriant, lui „répondit: Sire, dites la vérité, vous avez bien envie de „leur donner congé de combattre; s'ils combattent, je ne vous „assurerai pas du gain ni de la perte, car il n'y a que Dieu qui „puisse le savoir; mais je vous assurerai bien, sur mon hon-„neur, que tous ceux que Montluc vous a nommés combat-„tront en gens de bien, car je sais ce qu'ils valent pour les avoir „commandés. Alors le Roi leva les yeux au Ciel, & jetant „son bonnet sur la table, & joignant les mains, s'écria: Mon „Dieu! je te supplie me donner le conseil de ce que je dois faire „pour la conservation de mon Royaume, & que le tout soit à „ton honneur & à ta gloire; & aprés avoir demeuré quelque „peu (à reflechir), se tourna vers moi, en disant, qu'ils com-„battent, qu'ils combattent. Le Roi se leva, & moi je tressail-„lis d'aise. Sa Majesté se mit à parler à M. l'Amiral pour mes „dépêches & pour le payement de solde dont nous avions fau-„te. Pendant ce temps, M. de Saint-Pol m'accosta & me „dit en riant: Fou enragé, tu seras cause du plus grand bien „qu'il pourra arriver au Roi, ou du plus grand mal; ce que „le dit sieur me disoit, non pour haine qu'il me portoit, car il „m'aimoit autant que Capitaine de France, me connoissant de „longues mains, & dès le temps que j'étois au Marechal de „Foix. Aussi lui repondis-je: Monsieur, je vous supplie, ne „vous mettez en peine ni crainte que nous gagnions la bataille; „assurez vous que les premieres nouvelles que vous en enten-„drez seront que *nous les avons tous fricassés, & en mangerons „si nous voulons.* Le Roi s'approcha, me mit la main sur le „bras, & me dit: *Montluc*, recommande moi à mon cousin „d'Enguien & à tous les Capitaines qui sont par-de là, de „quelque Nation qu'ils soient, & leur dis que la grande con-„fiance que j'ai en eux m'a fait leur donner congé de combat-„tre, les priant qu'à ce coup ils me servent bien. — En sortant „je trouvai sur la porte, Messieurs Dampierre, de Saint-André, „Dacier, & plusieurs autres qui me demanderent si je portois „à

und das Feuer, mit welchem sie vorgetragen wurden, würkten so allgewaltig auf den König, daß er, der anfänglich bloß über Montlucs Begeisterung lächelte, endlich selbst davon angesteckt wurde, und ohne auf den Widerspruch des Grafen von Saint-Pol und seiner übrigen Minister zu achten, in die Worte ausbrach: „So laßt sie denn schlagen, laßt sie schla„gen!" — Montluc reiste nun voll Freuden ab, und mehrere junge Edelleute aus den vornehmsten Häusern, von dem nehmlichen Muth beseelt, eilten ihm in das Feld der Ehre nach.

Unser Held wurde bey seiner Ankunft im Lager von dem Grafen von Enguien mit offnen Armen empfangen. Ohne lange zu säumen wurden nun alle nöthigen Vorbereitungen zur Schlacht getroffen. Montluc erhielt den Auftrag, die feindliche Armee zu recognosciren, die er denn auch nicht weit entfernt und so postirt antraf, daß es eben nicht schwer war, sie anzugreifen. Demohngeachtet zögerte der Herr von Enguien noch eine Weile, weil er von übeln und furchtsamen Rathgebern sich verführen ließ, die aber Montluc nicht nennen will. Er ließ sogar zum erstenmal eine sehr günstige Gelegenheit ungenützt vorbeystreichen, wo er den Marquis del Guasto mit Vortheil hätte angreifen, und wahrscheinlicherweise schlagen können. Die alten Offiziere geriethen hierüber in Verzweiflung, und ersuchten unsern Helden, dem Prinzen deshalb Vorstellungen zu thun. Diese waren ganz in Montlucs Manier und so herzangreifend, daß der General sich endlich

„à M. d'Enguien le congé de combattre; je leur repondis en „Gascon, *hares y harem au pic & pataque* (c'est à dire: nous „allons leur en donner avec les piques et les arquebuses)." —

lich wirklich zur Lieferung einer Schlacht entschloß. Um den gemeinen Mann noch destomehr zum Wohlthun aufzumuntern, ließ der Prinz nach Montlucs Rath öffentlich bekannt machen, daß der den Truppen rückständige Sold bereit läge, aber, weil man sich im Gesicht des Feindes befände, und eben im Begriff wäre, ein Treffen zu liefern, nicht eher als nach erfochtenem Siege ausgezahlt werden könnte. Montluc commandirte mit seiner gewöhnlichen Tapferkeit am Tage der Schlacht seine Gasconier, theils Büchsenschützen, theils Pikenirer, und stellte sie kurz hinter die provenzalische und gruyerische Infanterie *), welches die schlechtesten Truppen des Heers waren und daher dem ersten Angriff des Feindes bloßgestellt wurden. Der Marquis del Guasto hielt diesen vordersten Haufen für Gasconier, und rief daher seinen Soldaten auf spanisch zu: Hermanos, hermanos, à qui estan los Gascones sarrais à ellos. (Kameraden! seht hier die Gasconier, kommt und laßt uns über sie herfallen.) Aber kaum waren sie mit diesen vermeinten Gasconiern handgemein geworden, als die wahren ihnen in die Flanke fielen und so heftig zusetzten, daß sie gezwungen wurden das Feld zu räumen. Auf dem entgegen gesetzten Flügel hingegen wurde die italienische Reuterey, die in französischen Diensten stand, aus einander gesprengt, und der Herr von Thermes, der sich mitten unter ihnen befand, und dem sein Pferd unterm Leibe getödtet war, von den Flüchtigen mit fortgerissen. Der Herr von Enguien selbst wurde von allen Seiten so sehr und so lebhaft angegriffen, daß er wirklich schon die Schlacht verloren zu haben glaubte; er gerieth darüber in Verzweiflung und war schon im Begriff, sich den Degen durch die Brust zu stoßen, als plötz-

*) Das gruyerische Fußvolk, welches an 5000 Mann stark war, erhielt diese Benennung von dem Grafen von Gruyeres, der in französischen Diensten stand, und diese Truppen auf seinen Gütern, die in der Schweiz, halb unter der Herrschaft des Cantons Freyburg und halb unter dem Canton Bern lagen, angeworben hatte. Es war folglich eine Gattung Schweizer, aber in Rücksicht auf die gewöhnliche Tapferkeit ihrer Landsleute sehr ausgeartet. Du Bellay, der sie mit den wahren Schweizern vergleicht, sagt: sie wären Esel gewesen, die man anfänglich für Streitrosse angesehen hätte. —

plötzlich der Feind überall zu weichen anfing, und er endlich Nachricht erhielt, daß der Marquis del Guasko selbst bereits das Feld geräumt hatte. D'Enguien raffte nun die wenigen Truppen, die ihm noch übrig geblieben waren, denn er hatte viel Leute verloren, eiligst zusammen, und wollte durchaus den Feind verfolgen. Nur mit genauer Noth und auf die triftigsten Vorstellungen entschloß er sich dieses Geschäfte andern zu überlassen, und für seine Person auf der erfochtenen Wahlstatt zurück zu bleiben. Der Rest der spanischen Reuterey wurde nun überall in die Flucht geschlagen und sahe sich genöthiget, sich, so gut wie sie konnte, nach Carignan zu retten *).

Montluc wurde nebst vielen andern, auf dem Schlachtfelde von dem Grafen von Enguien zum Ritter geschlagen. Aber die Gnade, um die unser Held bat, dem Könige von dem erhaltenen Siege Nachricht überbringen zu dürfen, wurde ihm abgeschlagen. Ein anderer erhielt diesen Auftrag, und Montluc, der mit Recht mißvergnügt hierüber war, bat um Erlaubniß, sich nach Gascogne begeben zu können. Bekanntermaßen hatte dieser Sieg für Frankreich nicht alle die vortheilhaften Folgen, die man sich davon hätte versprechen können. Vielleicht wäre die Eroberung von Mailand die Hauptfrucht desselben gewesen, wenn nicht der auf einer andern Seite seiner Staaten bedrohte König 12000 Mann von d'Enguiens besten Truppen zu seiner Vertheidigung hätte zurückrufen müssen. Endlich schloß der Kaiser zu Crespy einen Separatfrieden

*) Dieser kurze Bericht von der Schlacht bey Cerisolles weicht eben nicht sehr von demjenigen ab, der in den Auszügen aus den Memoiren des Marschalls von Vieilleville enthalten ist. Nur erwähnt Letzterer mit keinem Wort der Verzweiflung des Prinzen, die den glänzenden Ruf, den sich dieser junge Held durch den Sieg bey Cerisolles erwarb, in der That ein wenig verdunkelt. Dagegen sagt Montluc seinerseits nicht das geringste von dem guten Rath, welchen Vieilleville dem Prinzen gegeben haben soll, und der, wie sein Geschichtschreiber vorgiebt, Ursache war, daß die Schlacht gewonnen wurde. Montluc sowohl als Vieilleville waren übrigens unstreitig Augenzeugen von allem was an diesem Tage merkwürdiges geschah, und doch erwähnt keiner von beiden den Namen des Andern. Vielleicht herrschte eine Art von Jalousie zwischen ihnen, welches auch um so wahrscheinlicher ist, da diese nicht die einzige Stelle ist, wo man in beiden Werken dieses Stillschweigen von einander bemerkt.

den mit Frankreich und die französischen Truppen verließen hierauf Piemont und kehrten wieder in ihr Vaterland zurück.

Der Krieg gegen England wurde indeß eifrig fortgesetzt, und im folgenden Feldzuge von 1545 gab sich der Dauphin alle ersinnliche Mühe, um die im verwichenen Jahr von den Engländern eroberte Stadt Boulogne wieder einzunehmen. Der Herr von Tais war mit drey und zwanzig Fähnlein, von welchen er Obrister war, im französischen Lager angekommen. Montluc wurde bey diesen Truppen zum Mestre de Camp ernannt. Der erste Auftrag, den die Herrn von Tais und Montluc erhielten, war, Boulogne zu recognosciren. Sie wurden bey dieser Gelegenheit gewahr, daß die Unterstadt schlecht mit Besatzung versehen war, und, daß es eben nicht schwer seyn würde, sich ihrer zu bemächtigen und von da aus auch mit eben so gutem Erfolg die Oberstadt anzugreifen. Diesem Rapport zu folge wurde sogleich der Plan zu einem Ueberfall entworfen und auf der Stelle ausgeführt. In der Dunkelheit der Nacht näherte sich Montluc den englischen Vorposten, und antwortete auf das Werda der beiden ersten Schildwachen in englischer Sprache. Die Engländer durch den Schein betrogen, hielten ihn für einen von ihren Leuten, und ließen ihn ohne weitere Untersuchung so nahe kommen, daß er sich ihrer ohne viel Mühe bemächtigen konnte. Einige italiänische Offiziere eilten nun auf sein Rufen herbey, die Schildwachen wurden niedergestoßen, und unser Held und seine Begleiter drungen glücklich in die Unterstadt ein. De Tais und das ganze übrige Commando folgten ihnen auf dem Fuß. Aber unglücklicherweise überließen sich die französischen Soldaten, von diesem ersten Glück berauscht, dem Plündern. In dieser Unordnung wurden sie von einem großen Haufen, die aus der Oberstadt auf sie einstürzten, überrascht, und ungeachtet ihrer weit stärkern Anzahl zurückgeschlagen und zur Flucht genöthiget. De Tais wurde bey dieser Gelegenheit mit einem Pfeil durch den Leib geschossen und nur mit genauer Noth gerettet. Unser Held, der sich im Gemenge sehr hervorthat, war der Letzte, der die Unterstadt verließ, und behauptet sogar, daß er eine ganze Stunde länger, als alle übrigen, da geblieben sey. Er

bekam in diesem Gefechte vier Pfeile in seine Waffen, „und „diese“ — sagte er — „brachte ich als meinen Antheil von „der Beute mit nach Hause.“

Dieser mißgelungene Versuch schlug indeß den Muth der Franzosen doch nicht nieder. Ehe man indeß weitere Angriffe auf die Stadt selbst machte, hielt man es für rathsam, vorher ein Fort, welches die Festung bedeckte, wegzunehmen. Man brachte zu diesem Endzweck grobes Geschütz herbey, aber Montluc, der diese Anstalten für sehr überflüssig hielt, bat um Erlaubniß, bloß mit seinen Leuten das Fort stürmen zu dürfen. Sein Gesuch wurde genehmiget. Montluc stellte hierauf alle seine Subalternen vor der Fronte. „Kameraden!“ — sagte er zu ihnen — „ihr wißt, was ich zu „thun fähig bin. Seht ihr die feindliche Fahne, die dort „oben auf jenem Walle wehet? Diese ist es, die wir holen „müssen. Weicht einer von euch im Anlauf zurück, so haue „ich ihm die Kniekehlen ab; und ihr Soldaten,“ — fügte er hinzu — „ihr sollt mir die meinigen zerhauen, wenn ich euch „das Beyspiel dazu gebe.“ — Kaum waren diese Worte gesprochen, als auch das Fort schon angegriffen, und, ungeachtet der tapfern Gegenwehr der Besatzung, in kurzer Zeit erstiegen und eingenommen wurde.

Doch all der kleinen Vortheile ungeachtet, welche die französischen Truppen in diesem Feldzuge erfochten, blieb Boulogne dennoch unerobert. Montluc blieb den Winter bey Hofe, wo er die gewöhnlichen Dienstverrichtungen als Tischjunker ausübte. Er fand Franz I. bereits kränklich und verließ ihn nicht eher, als bis zum Tod dieses Monarchen, welcher den 31sten März 1547 erfolgte. Sein Nachfolger, Heinrich II. schickte hierauf unsern Helden zu dem Marschall Johann Caraccioli, Prinzen von Melphi, der in Piemont commandirte, und ihn zum Gouverneur der kleinen Stadt Montcalier ernannte. Montluc blieb dort ganze achtzehn Monate lang, ohne auch nur ein einzigesmal Gelegenheit zu haben, sich durch neue kriegerische Thaten auszuzeichnen.

F.

Die Fortsetzung folgt nächstens.

Neue Litteratur und Völkerkunde,

Für das Jahr 1791.

No. III.

M ä r z.

Leipzig, bey G. J. Göschen.

Bey Georg Joachim Göschen in Leipzig sind erschienen:

Briefe über die Kaiserwahl während derselben aus Frankfurth geschrieben. 1791. 8. 16 gr.

Ein Mann, dessen Verhältnisse die genaue Beobachtung aller Umstände des größten deutschen Nationalfestes ungemein erleichterten, indem er im Gefolge eines der Wahlbothschafter war, giebt seinem Freunde im vertraulichen Briefton Nachricht von allem, was Merkwürdiges, Großes und Schönes sich in jenen feierlichen Tagen in der Stadt Frankfurth ereignet hat. Er schränkt sich aber nicht blos darauf ein, sondern nimmt überall Rücksicht auf Geschichte und ehemalige Krönungen, und giebt nicht blose Beschreibung, sondern sucht mit Wärme und Patriotismus den Geist und den Sinn einer jeden Feierlichkeit darzustellen, und auf diese Weise alles für den Geist und das Herz seines Lesers anziehend zu machen. Inhalt. 1r Br. Beschreibung Frankfurths und seiner Plätze in Rücksicht der Wahl. 2r Br. Einquartirung und Gesandschaftspersonale. 3r Br. Beschreibung der ersten Auffarth. 4r. Br. Ueber die Wahlbothschafter und die Gesandten fremder Mächte. 5r. Br. Anwesende deutsche Fürstenhäuser. Anwesende Franzosen und Lütticher. 6r Br. Ueber die anwesenden deutschen Schriftsteller. 7r Br. Policey auf dem Wahlkonvent. Streitigkeiten zwischen dem Erbmarschall und dem Magistrat. 8r Br. Vergnügungen. 9r Br. Einzug der Churfürsten und Securitätseid. Ueber den Cha-

racte-

racter und die Person der drey geistlichen Churfürsten. 10r Br. Wahltag. Beschaffenheit der Wahl. Zug in die Kirche. Feierlichkeiten in derselben. Rückzug nach dem Römer und so weiter. Aufführung und Wirkung des Stücks von Herrn Ifland: Friedrich von Oestreich. Bal paré des Bischofs von Olmütz und so weiter. 11r Br. Wahlkapitulation. Von ihren äusern und innern Vorzügen. 12r Br. Kaiserlicher Einzug. Versammlung zum Riedhof. Zug in die Kirche. Beschwörung der Wahlkapitulation. 13r Br. Der Kaiser. Seine Regierung in Toskana. Seine Gemahlin. Die Erzherzoge. Königin von Neapel. 14r Br. Krönungstag. Feierlichkeiten in der Kirche, auf dem Römerberg und in der Stadt. 15r Br. Vergleichung der deutschen Kaiserkrönung mit den Krönungsgebräuchen anderer Nationen. 16r Br. Aufenthalt des Kaisers in Frankfurth und seine Abreise. Tabelle zur Vergleichung der jetzigen Krönung mit der vorigen von Leopold.

Neue Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1791. No. III.

M ä r z.

I n h a l t.

I. Pabst Alexanders Bulle an Ferdinand von Spanien S. 197

II. Schreiben über die Wünsche. Ueber den Werth der Freundschaft und der Liebe. Ueber die wohlthätigen Absichten der Götter. Von Hrn. Meltzer . 204

III. Ode dem Kayser gesungen. Von Hrn. Haschka . 212

IV. Nachrichten von dem Leben des französischen Schauspieldichters Dancourt. Von Herrn Regierungsrath Schmid in Gießen 226

V. Ueber eine Stelle in Hrn. Burke's Betrachtungen über die Revolution in Frankreich . . . 237

VI. Auszüge aus den Denkwürdigkeiten des Marschall von Montluc. (Fortsetzung.) . . . 246

VII. Der Jungfernraub. Von Hrn. Wilhelm Richter 284

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1791. No. III.
März.

I.

Pabst Alexanders Bulle an Ferdinand von Spanien.

Nootka Sound hat wegen des neulichen Streites der Engländer und Spanier allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Vielleicht ist eine Uebersetzung der päbstlichen Bulle, auf die die Spanier ihre Ansprüche so wie auf ganz Südamerika gründen nicht uninteressant. Die Uebersetzung ist nach einer Ausgabe der Bulle gemacht, die Carl Graf von Derby im Jahre 1671 besorgte.

Alexander Bischof, Diener der Diener Gottes, unserm theuren geliebten Sohne in Christo, dem Könige Ferdinand, unserer theuren geliebten Tochter in Christo, Isabella der Königin von Kastilien, Leon, Aragonien, Sicilien und Granada, den erhabnen Monarchen unsern Gruß und apostolischen Segen.

Unter andern Angelegenheiten, die der göttlichen Majestät angenehm, und unsern herzlichen Wünschen angemes-

sen sind, ist diese gewiß die vornehmste, daß der katholische Glaube und die christliche Religion, besonders in diesen unsern Tagen, an allen Orten erhöhet, erweitert und verbreitet werde, damit das Heil der Seelen erspriesse, und die barbarischen Völker bezwungen und unter den Glauben gebracht werden mögen. Da wir durch Gottes Gnade (obgleich nicht durch unser eignes Verdienst) auf Petrus heiligen Stuhl berufen sind, und wir wohl wissen, daß Ihr treue katholische Fürsten seyd, wie wir Euch immer dafür gehalten, und Eure edlen und würdigen Thaten der ganzen Welt bewiesen haben, maßen Ihr mit allem Eifer, Fleiß und Streben keine Arbeit, Mühe oder Gefahren gesparet, ja selbst Euer eignes Blut für Euren frommen Eifer gewaget habet, so wie auch Euer ruhmvoller Feldzug zur Eroberung des Königreiches Granada aus den tyrannischen Händen der Saracenen, in diesen unsern Tagen Eure Thaten zur Verherrlichung des göttlichen Namen zeiget: so können wir also in Rücksicht Eurer Verdienste nicht umhin, aus freyem Willen Euch mit allen den Dingen günstigst zu begaben, an denen Ihr täglich mit heissrem Eifer zur Ehre Gottes und zur Ausbreitung des christlichen Reiches Euren frommen und lobenswerthen Vorsatz, der dem ewigen Gotte angenehm ist, ausüben könnt. Es ist uns für wahr berichtet, daß, da Ihr kürzlich entschlossen ward, gewisse Inseln und festes Land, das weit entfernt und unbekant und von keinem bisher gefunden ist, aufzusuchen, in der Absicht die Einwohner besagter Länder dahin zu vermögen, daß sie unsern Erlöser verehren und den katholischen Glauben annehmen, Ihr bisher zu sehr

mit

mit der Eroberung und Wiedererwerbung des Königreiches Granada beschäftigt waret, als daß Ihr Euren lobenswerthen Vorsatz zur gewünschten Ausführung bringen konntet. Indessen, da es dem allmächtigen Gott gefallen hat, daß ihr vorbesagtes Königreich erobern soltet, so hättet Ihr, um Euren Vorsatz auszuführen, nicht ohne große Mühe, Arbeit und Gefahr, unsern geliebten Sohn Christoph Columbus, als männiglich empfohlen zu dem Unternehmen am geschicktesten und würdigsten zu seyn, angewiesen, und mit Mannschaft, Schiffen und anderm nöthigen Geräth versehen, daß er zur See, wo bisher noch keiner segelte, dies feste Land und die fernen Inseln, bisher noch ungekannt, aufsuchen möchte; er aber mit Gottes Hülfe den Ocean durchsuchend, habe gewisse ferne Inseln und festes Land gefunden, das noch Niemand vor ihm fand, wo, wie man sagt, viele Völker wohnen, die friedlich leben, nackt gehen und kein Fleisch essen; und so viel Eure Abgesandten rathen konnten, solten die Einwohner besagter Länder und Inseln glauben, daß ein Gott, der Schöpfer in dem Himmel, sei, und fähig scheinen zur Annahme des katholischen Glauben gebracht und zu guten Sitten bewogen werden zu können; aus welchen Gründen wir also hoffen können, daß sie leicht dahin gebracht werden möchten, den Namen unseres Erlösers Jesus Christus anzunehmen. Man hat uns ferner benachrichtigt, daß vorbenannter Christoph auf einer der vornehmsten obbemeldeten Inseln eine Festung erbaut und angelegt, sie mit guter Munition und mit einer Garnison, bestehend aus einigen der christlichen Männer, die mit ihm giengen, versehen hat; in der Absicht die In-

sel zu vertheidigen, als auch andre Inseln und festes noch unbekanntes Land aufzusuchen. Wir hören ferner, daß es in diesen Ländern und Inseln einen großen Ueberfluß an Gold und Spezereyen sammt andern mannichfaltigen kostbaren Dingen, von verschiedner Gattung und Werth, giebt. Ihr hättet also, nach reiflicher Ueberlegung aller Umstände, besonders aber nach Erwägung der Erweiterung und Verbreitung des katholischen Glauben, wie es katholischen Fürsten gebühret, eingedenk, des Beyspiels Eurer edlen Vorfahren glorreichen Nachruhms, Euch entschlossen, mit der Gnade des allmächtigen Gottes, vorbesagte Länder und Inseln, sammt ihren Bewohnern zu unterwerfen, und sie zum katholischen Glauben zu bringen.

Da wir nun diesen Euren göttlichen und lobenswerthen Vorsatz in Gott höchlich billigen, und wünschen daß er zum Ziel geführet und der Name unseres Erlösers in diesen Gegenden bekannt werden möge: so ermahnen wir Euch in Gott und bei der heiligen Taufe, durch die Ihr dem apostolischen Gehorsam verpflichtet seyd, und fodern Euch ernstlich bey dem Kelche der Gnade unseres Herrn Jesus Christus auf, daß Ihr, wenn Ihr Willens seyd, aus Eifer für den katholischen Glauben, besagte Absicht, die Völker jener Länder und Inseln der christlichen Religion zu unterwerfen, zu erzielen keine Mühe noch Zeit zu ersparen, noch Euch durch Gefahren sollet abschrecken lassen, in der festen Hofnung, daß der allmächtige Gott Eurem göttlichen Unternehmen einen guten Erfolg gewähren werde; und daß Ihr, durch das Privilegium der apostoli-

schen

schen Gnade autorisirt, desto freyer und kühner die Unternehmung eines so großen Werkes anfangen könnet; Wir aber, von uns selbst, weder durch Euer noch irgend eines Andern Gesuch bewogen, nur aus eigner Freygebigkeit und untrüglichen Wissen, und im Gebrauch unserer vollen apostolischen Macht, geben, gewähren und aßigniren, Euch und Euren Erben und Nachkommen, all das feste Land und die Inseln, was gegen Westen und Süden jenseits einer Linie, die wir vom Polus Arcticus zum Antarcticus, das ist vom Nordpol zum Südpol ziehen, gefunden ist, oder noch gefunden wird, entdeckt ist, oder noch entdeckt wird; wir begreifen in dieser Schenkung alles feste Land und alle Inseln, das gefunden ist oder noch gefunden wird nach Indien oder nach irgend einer andern Gegend zu, die von oder ausserhalb besagter Linie liegt, die ich in einer Entfernung von hundert Seemeilen nach Westen und Süden zu, von einer der Inseln, die gewöhnlich de Loz Azores und Capo Verd genannt werden, gezogen habe: Alle Inseln also und alles feste Land, das gefunden ist oder noch gefunden wird, entdeckt ist oder noch entdeckt wird, von besagter Linie nach Westen und Süden, das also vorher noch von keinem andern christlichen König oder Fürsten in Besitz genommen ist, bis auf den kürzlich verflossenen Tag der Geburth unseres Herrn Jesus Christus, von dem dies neue Jahr, das 1493 Jahr unseres Herren beginnt, wann es nur immer von Euren Abgesandten und Kapitänen gefunden werden mag: Wir also, vermöge der Gewalt des allmächtigen Gottes, die uns durch St. Petrus verliehen, und vermöge der Stellvertretung Jesus Christus, die wir

auf Erden bekleiden, geben, gewähren und aßigniren an Euch und Eure Erben und Nachfolger (die Könige von Castilien und Legion) alle diese Länder und Inseln mit ihren Gebieten, Territorien, Städten, Festungen, Burgen, Flecken und Dörfern, samt allen den Rechten und Jurisdictionen die dazu gehören; indem wir Euch und Eure Erben und Nachfolger als Herren derselben constituiren, aßigniren und deputiren, mit voller und freier Gewalt, Autorität und Jurisdiction; erklären aber nichts destoweniger, als daß durch diese unsre Schenkung, Gabe und Aßignation irgend einem christlichen Fürsten, der wirklich vorbesagte Länder und Inseln bis an den obbemeldeten Tag der Geburt unseres Herren besessen hat, sein erhaltenes Recht hierdurch benommen, oder irgend genommen werden solle. Fördersamst befehlen wir Euch auf die Tugend des geheiligten Gehorsams (wie Ihr versprochen habt, und, wie wir nicht zweifeln, daß Ihr es aus bloßer Frömmigkeit und fürstlicher Großmuth thun werdet) daß ihr nach besagten Ländern und Inseln ehrliche, tugendhafte und gelehrte Männer schicken sollet, die Gott fürchten, und im Stande sind die Einwohner im katholischen Glauben und guten Sitten zu unterrichten, und die allen möglichen Fleiß in diesem Geschäfte anwenden werden. Wir verbieten aber hinfort auf das strengste Personen von allen Klassen, wes Standes und Ranges, wenn auch selbst von kayserlicher Würde, sie sein mögen, bey Strafe der Excommunication, daß sie es in keinem Falle wagen, ohne Eure oder Eurer Erben und Nachfolger Erlaubniß, des Handels oder anderer Absichten wegen nach besagten Ländern oder Inseln zu reisen,

die gefunden sind oder noch gefunden werden, entdeckt sind oder noch entdeckt werden, gegen Westen und Süden von der Linie die wir von Nordpol zum Südpol zogen, die gefundnen oder noch zu findenden festen Länder und Inseln mögen nun liegen nach Indien oder nach einer andern Gegend zu, vom der gezognen Linie entfernt, die hundert Seemeilen westlich von einer der Inseln die gewöhnlich de Loz Azores und Capo Verd genannt sind, gezogen ist; ungeachtet aller Constitutionen, Decrete und apostolischer Ordinanzen, wie sie auch lauten mögen zum Gegentheil gegen ihn, von dem Reiche und Herrschaften und alle guten Dinge kommen; in der Ueberzeugung, daß, da der allmächtige Gott Euer Unternehmen lenket, Eure Arbeit und Mühe, wenn Ihr anders Euer göttliches und lobenswerthes Vorhaben verfolget, in kurzer Zeit ein ersprießliches Ende, zum Glück und Ruhm aller christlichen Völker gewinnen werde. Da es nun eine schwierige Sache seyn möchte, daß diese Bulle an alle Orte, wo es nöthig ist versendet werde, so wollen Wir aus gleichen Gründen und Kentnissen beschließen, daß, wohin die Abschrift dieser Bulle nur versendet werden, oder wo sie auch ankommen möge, mit der Unterschrift eines öffentlichen hierzu erfoderlichen Notarius, mit dem Siegel einer Person die eine kirchliche Würde bekleidet, oder solcher die durch den kirchlichen Hof autorisirt sind, versehen, ihr derselbe Glaube im Gewicht oder wo es sonst sey, eben so wie gegenwärtigem Original gegeben werden soll.

Laßt also Niemand, wer er auch sey, diese unsre Bulle der Empfehlung, Ermahnung, des Ansuchens, der

Schenkung, Gewährung, Assignation, Constitution, Deputation, des Dekrets, Gebotes, Verbotes und der Begränzung, einschränken oder es wagen, ihr zu widersprechen; und wenn jemand so verwegen seyn solte, dies zu wagen, so laßt ihn wissen, daß er sich dadurch den Zorn des allmächtigen Gottes und seiner heiligen Apostel Petrus und Paulus zuziehe.

Gegeben zu Rome im Jahre der Menschwerdung unseres Herren 1493 am vierten Tage nach den Nonis des May, im ersten Jahre unseres Pabstthumes.

II.

Schreiben über die Wünsche.

Sie haben vollkommen Recht zu sagen, daß mehr Geschmack in der Bezeigung der Wünsche und bei den gewöhnlichen Gelegenheitsgedichten herrschen müsse. Ich rechne es mit unter die lästigen Stunden eines vornehmen Herrn, wenn er oft und viel solches Zeug annehmen, und gar lesen muß. Denn bin ich z. B. bey einem Familienfeste, so durchschauern mich auch schon von fern die ausgetheilten und ankommenden gedruckten Wünsche. Und ich sehe sogar meinen Nachbarn gleichen Unmuth an, als ich in mir selbst fühle. Nur mit verstellter Freude nehmen Sie es an; und wenn Sie nicht der Grobheit könnten beschuldigt

digt werden, so würde auch das Blatt niemand einmahl umschlagen. Und warum solte man auch dieses? Man weiß schon im voraus, was in den einem, was in allen stehen werde. Gereimt und gereimt, gewünscht und gewünscht, das ist die ganze Erwartung dabey. Ich weiß wohl, die meisten Gedichte sind nur bestellte Arbeit, und was soll ein Miethling sagen können? — Wohl ein schlechter Gelehrte, der das Neue und Angenehme erschöpft glaubt! Und ehe er uns mit seinem Einerley in verschiedenen Reimen plagt, so suche er uns doch lieber aus einem schon bekannten und allgemein bekannten Werk ein Stück z. B. aus Geßners Idyllen heraus; Er lasse es drucken, und setze vor: Zu Ehren dieses oder jenes herausgesucht. Und gewiß verdient er von Allen eher einen Dank dafür, als für seine eigene Wasserproducte.

Ich habe nur in meinem Leben, und dies erst vor kurzen, zwey Gelegenheitsgedichte gemacht. Ich theile daher die Fragen, die ich mir vor der Verfertigung derselben machte, getreulich zum Muster mit. Aber die beyden Stücken selbst, nur als einen Anfang und Versuch in der Abweichung von der gewöhnlichen und langweiligen Art.

1.) Wie muß dein Wunsch wohl eingerichtet seyn, daß er die Idee und das Verlangen erwecke es lesen zu wollen? — Nicht anders, als die Aufschrift reize schon durch seinen guten Geschmack und durch eine gefällige Ankündigung von dem Inhalte des Stückes selbst.

2.) Aber wie der Inhalt? Muß er nicht allgemein vergnügend seyn? Neu in seiner Materie, anmuthig in seinem Vortrage? — Und dies allerdings, wenn man nicht nur aus Erbarmen will gelesen seyn.

3.) Welches ist der Endzweck bey einem solchen Gedichte? — Dem Held des Gedichtes meine guten Gesinnungen, meine Aufmerksamkeit und den Grad meiner Hochachtung zu bezeigen.

4.) Und warum lasse ich es drucken? — Damit die andern dieses wissen und Antheil nehmen sollen. Können nun bloß unverschämte und schwülstige Lobeserhebungen, sowohl dem Helden, wenn er dichtenswürdig ist, als auch den Andern gefallen? Und ist es nicht schon selbst eine Beleidigung, wenn ich alle die Verdienste meines Helden da erst als etwas neues und übertrieben bekannt machen will? Ferner, warum soll ich und zwar soviel in einer Reihe fort wünschen, als nur der große und kleine holländische Bogen fassen kann? Denn kommt es nur bloß aufs Wünschen an, so habe ich einen Wunsch, der bey jeder Gelegenheit paßt, und in seinem Umfange, in seiner Stärke wohl von keinem Dichter auf Gottes weiten Erdboden übertroffen werden kann, und der heißt: — Ich wünsche Ihnen alles Gute! Wie viel Platz bleibt also noch zu etwas andern!

Also nicht unmäßig zu loben, noch unaufhörlich zu wünschen, kann der wahre noch angenehme Endzweck solcher Gedichte seyn. Jenes ist niedrig und das andere

dere unnöthig. Der wahre Endzweck ist also, dem Helden und dessen Freunden eine angenehme und unerwartete Empfindung zu machen. Und dies geschieht, wenn ich etwas neues, unerwartetes, angenehmes und in Verbindung eines feinen Lobes auf den Helden sage. Uebrigens sey es nun eine Fabel, Ode, Idylle oder Erzählung. Hier ist davon ein Versuch.

Meltzer.

Ueber den Werth der Freundschaft und der Liebe.

Als in der letzten Götterversammlung Mercur der Götterbothe, so viele Berichte von der Erde brachte, wie sehr die Menschen in jeder Art des Genusses so unmäßig wären, daß bald die einen siech, arm und elend von den Opfern der Liebe, und bald wieder andere blaß und kränklich von Minervens schweren Geistesarbeiten auf der so herrlich geschmückten Unterwelt herumschlichen; und die Götter in dieser merkwürdigen Versammlung entschieden hatten, daß der Mensch weder für die Wollüste des Geistes, noch auch für die Wollüste des Körpers ganz allein geschaffen sey, sondern um glücklich zu leben, man aller Götter Gaben genießen müsse: So entstand auf einmahl die Frage über den Werth der Freundschaft und der Liebe, und welche man wohl vorzuziehen habe? Lange Zeit wolte keiner von den Göttern seine Meynung eröfnen, und jeder heftete nur seine Augen forschend auf seine Lieblingsgöttin. Bis endlich die scharfsichtige Minerva mit genug höhnischer Art das Stillschwei-

gen unterbrach. Wahrscheinlich hätten die meisten Götter wohl nicht die Erlaubniß von ihren Liebgen, über diese Sache von Herzen und aufrichtig zu sprechen. Da kam denn alles hierüber, nur mehr oder weniger verblümt, zum Vortrage. Die Schmeichler der Venus waren zwar gleich unverschämt genug, ohne sich zu bedenken, der Liebe gerade zu den Vorzug einzuräumen. Sie beschrieben da mit allen möglichen reizenden Farben die süße Wonne und den seligen Taumel der Liebe, und daß selbst die ängstlichsten Seufzer noch eigne Wollust und Vergnügen enthielten, und daß man wohl der Liebe wegen alle Freunde und alle Schätze aufopferte, und dieses Beweis genug wäre des entschiedenen Vorzugs über die Freundschaft. Dies könne auch wohl eher Thorheit als Verdienst anzeigen, erwiederte ernsthaft die Göttin der Weisheit. Aber hier trat nun Apollo auf, der unterdessen auf eine gutgesetzte Rede gedacht hatte, und zeigte mit einer anmuthsvollen Gründlichkeit, daß, wenn Liebe nicht von der Freundschaft begleitet wäre, sie nur für den Menschen als Thier nothwendig und vergnügend sey, — wenn aber Liebe und Freundschaft zusammen wären, es am vollkommensten sey, — dürfe man aber nur eins von ihnen beiden wählen, dann verdiene wohl unstreitig die Freundschaft den Vorzug. Sie wäre göttlich, denn durch sie hätten sogar Menschen Verbindung und Gemeinschaft mit den erhabenen Göttern, — die Liebe bloß hingegen wäre nur irdisch, und die Götter, wenn sie selbige genießen wollten, müßten sich erst erniedrigen und irdisch werden. Göttlich ist die Freundschaft, endigte er, die Liebe nur irdisch. Stumm und nachdenkend brach das Götterchor auf. —

„Beste Freundin! Sie mögen gern wissen, was immer im Olymp zur Menschenwohlfahrt beschlossen wird. Wie freut es uns, mit allen Glückswünschen für den heutigen Tag, auch an demselben diesen letzten Rathschluß, so wie von dem uns beschützenden Merkur erfahren haben, mitzutheilen. Wir sind ja so glücklich, Sie ebenfalls Freundin nennen zu dürfen, wie kostbar diese Freundschaft! Sie ist ja überirdisch und göttlich, — sie begleite auch unsere Seelen die Ewigkeit hindurch!

Ueber die wohlthätigen Absichten der Götter.

Seitdem Ovid als verrätherischer Dichter der Göttergeschichten Olymps Uneinigkeiten, so meistentheils der Liebe wegen herrührten, so genau seinen Mitmenschen erzählte, seitdem halten die auf den Ruhm einer daurenden Einigkeit aufmerksam gewordenen Götter so fest auf den Frieden, daß aller Beobachtung und sogar der Verläumdung der Menschen nicht mehr möglich ist, ein trauriges Beyspiel von Verfolgung von daher anzuführen. Sogar war seitdem schon vielfältigemahl in ihren für die Menschheit so wohlthätigen Rathsversammlungen die Frage, wie dieser ewige Friede und mit ihm ein Theil der goldnen Zeit auch unter den Menschen könne eingeführet werden? Minerva machte nun jetzt diese Angelegenheit der göttlichen Versammlung noch wichtiger dadurch, daß sie genau darthat, daß die meiste Verfolgung und Zwietracht unter den Menschen nur aus Liebe zu den erhabenen

Göt-

Göttern herrühre. Je mehr der Mensch von dem Gefühle durchdrungen wäre, sagte sie, seine Ergebenheit an die Gottheit durch äusserliche Handlungen an den Tag zu legen, so hielt Jedweder seine Art, Gott zu lieben und zu ehren immer auch für die reinste und zweckmäßigste, und wolte seines Bruders Art nicht so gültig erkennen und ihn lieber noch vermögen, die seinige anzunehmen, weil nur in dieser die angenehmste Behaglichkeit des Herzens zu finden sey. Nur dieser Eifer der Ergebenheit triebe sie dann zu allerley Gewaltthätigkeit und Unterdrückung an. Die guten Geschöpfe, erwiederte der Vater der Götter, lehrt ihnen nicht schon ein geringes Nachdenken, daß, wenn ein Sterblicher nur unsre Gottheit erkennet mit Ehrfurcht, ob er uns nun im stillen Hayn oder im vollen Tempel opfert, wenn nur sein Opfer nicht Menschenglückseligkeit kostet, es uns schon Beweiß genug sey, daß er die Pflichten fühle, uns zu ehren und zu fürchten? — Man schlage uns Mittel vor, daß der Name der Götter auf Erden nicht mehr Thränen von Verfolgung erheische. Minerva schlug hierauf als das weiseste Mittel vor, unter jeder Nation Männer von Verdiensten zu erwecken, woran man deutlich sehen könne, die Liebe und der Schutz der Götter erstrecke sich über alle Völker, wenn sie nur die guten Sitten ehrten. Wir müssen diese Männer, fuhr sie fort, auszeichnend mit unsern Gaben und Tugenden beschenken. Ein solcher Vermittler zu billiger Menschenduldung muß ein Herz haben, das ganz von Thätigkeit Gutes zu thun glühet; Seine Tugenden müssen leuchten, ohne zu blenden; Seine edlen Handlungen müssen aus reinem Gefühle und nicht aus bloßer Begierde nach Ruhm entstehen, damit

nicht

nicht schlauer Neid noch hämische Verläumdung Blößen entdecke. Er muß sich bey den Mächtigen der Erde angenehm, und bey den Niedern beliebt zu machen wissen. Könnt ihr, freundliche Mitgötter! diese auch noch mit irdischen Schätzen belasten, so thut es, es fließen ja nur Wohlthaten für Arme von ihnen aus, wie reines Quellwasser für durstige Wanderer.

Du Tochter meines Haupts, weise Minerva, rief Jupiter, eile mit reichlichen Gaben von allen wohlthätigen Göttern auf die Erde, wähle solche Männer, beschenke und erleuchte sie, um durch sie die in Denkungsart entfernten Völker aneinander immer mehr und mehr zu verbinden, und das Menschengeschlecht durch allgemeine Liebe dem verlohrnen goldnen Weltalter wieder zu nähern. Und entdecke ihnen dabey zur Ermunterung, daß Apoll mit untrüglichem Blick in dem Buche des unveränderlichen Schicksals gelesen habe: „Die Thaten dieser Männer erzeugen unendliche Früchte, wenn auch selbst ihr Name durch Länge der Zeit undeutlich geworden sey!“

III.

Ode dem Kayser, als er den 20. Nov. 1790 von der Krönungsstadt zurück kam, und seinen feyerlichen Einzug in die Residenz hielt, gesungen von Lorenz Leopold Haschka.

Princeps ingenii et doctrinae Plato, tum denique fore beatas respublicas putauit, si aut docti et sapientes homines eas regere coepissent, aut qui regerent, omne suum studium in doctrina ac sapientia collocassent. Hanc coniunctionem, videlicet potestatis et sapientiae, saluti censuit civitatibus esse.

Cic. Ep. ad Q. Fr. 1.

Des Krönungstages nimmer gesehne Pracht,
Des neu gekrönten Hauptes Vortreflichkeit,
Des Reiches Stolz, der Völker Jubel
Und den Triumph des Erzherzogthumes,

Der Mutter siebzehn Kayser, (in Leopold
Dem Zweyten führt es heute den achtzehnten
Durch Ehrenpforten, Freudenfeuer
Und der gewafneten Bürger Reihen

In seiner Väter Wohnsitz;) mag Sined, mag
Der Sänger Doolin's feyern: denn Mastalier's 1)

Ge-

1) Dieser, als Dichter und als Mensch, so verehrungswürdige Mann hatte das Unglück, im October, 89. vom Schlage ge-

Gelähmte Rechte rührt Horazen's
Goldenes Barbitos nun nicht wieder.

Ich, viel zu schwach, die Schrecken der Majestät
Zu tragen, nicht vermögend, den Flötenton
Des Hofs zu halten, des Alcäus
Und des Archilochus rauher Schüler,

Ich will am Thor des Tempels, 2) den Rudolph einst
Mnemosyne's neun Töchtern 3) errichtet, stehn,
Und wenn des Zuges Pomp vorbey rauscht,
Tapfer, was Phöbus mich heißt, verkünden. —

Ha! welch ein Sturm durchtobet mein Inneres? —
Der Kayser! sieh, der Kayser! — Ich singe ja,
Wie du gebeutst; laß ab, o Smintheus! 4)
Schone, du furchtbarer Bogenschütze! —

Als

getroffen zu werden, wodurch ihm die ganze rechte Seite gelähmt wurde. Er lehret hier die schönen Wissenschaften schon in die 25 Jahre mit allgemeinem Beyfalle, dignus iam rude donari!

2) Der Universität. Die Stifter der hiesigen Universität sind eigentlich die Herzoge Rudolph der Vierte und Albrecht der Dritte; denn obgleich schon K. Friedrich der Zweyte 1237 hier eine Schule gestiftet hat, so ist doch erst 1365 von Pabst Urban dem Fünften auf Anhalten des Herz. Rudolph ein Privilegium zu Errichtung einer Universität ertheilt worden: P. Urban der Sechste bestätigte dasselbe auf Verlangen Herzog Albrechts 1384, und vermehrte die Universität mit der theol. Facultät.

3) Den Musen, Töchtern Jupiter's und der Gedächtnißgöttin Mnemosyne, oder Memoria.

4) Smintheus, ein Beynahme des Apollo. Talibus intonsum compellat Sminthea dictis. Ov. Met. XII. v. 585.

Als einst Neptunus mit der Minerva stritt, 5)
Wer wohl von ihnen beyden den Sterblichen
Das nützlichste Geschenk ertheilte,
Und sie den Oelbaum, und er das Pferd schuf;

Sprach der gerechte Sternenrath Jupiter's 6)
Der Wette Preis der göttlichen Jungfrau zu:
Ihr Baum wuchs, und in seinem Schatten
Küßten sich Weisheit und Schönheit freundlich.

In

Man weiß nicht recht, woher? ob von einer Stadt Smintha oder Sminthas? oder ob von σμίνθος oder σμίνθα, welches eine Maus bedeutet? Zu Amaritus wurde ihm ein Tempel errichtet, in dem er so abgebildet war, daß er eine Maus unter den Füßen hatte. s. Hederich's Mythol. Lexicon. Uebrigens ist diese Strophe eine Nachahmung der 2ten aus der 19ten Ode des 2ten B. des Horatius.

5) Neptunus und Minerva, beyde wolten der Hauptstadt in der Landschaft Attica ihren Namen geben. Der Rath der zwölf Götter entschied, die Stadt solte nach derjenigen Gottheit heißen, welche den Menschen das nützlichste Geschenk machen würde. Neptunus stieß seinen Dreyzack in die Erde, und hervor sprang das kriegerische Roß: Minerva, oder Athene, warf ihre Lanze, und empor grünete der Oelbaum. Der Rath der Götter sprach den Preis der Wette Athenen zu, daher die Stadt Athen, s. Virg. Georg. L. I. V. 12.

6) Stellis inserere et concilio Iovis: sagt Horaz 3. B. 25. Ode 6. V. Die zwölf Sternbilder, welche, wie wir aus dem Manilius wissen, von den zwölf großen Göttern beherrscht werden, und die nach der Mythologie der Aegypter die Rathsversammlung Jupiter's heißen. Der alte Scholiast des Appollonius Rhod. sagt: duodecim signa Jovi fuisse a consiliis, quae ideo βουλαίους Egypti appellaverunt, vt errantes stellas ῥαβδοφόρους, seu lictores. Sieh auch Virg. Georg. I, a. v. 24—40.

In seinem Schatten klang des Mäonides 7)
Trompete; quoll Demosthenen's Redekunst;
Verwischte Solon Draco's blut'ge 8)
Tafeln; erhob sich die Gottheit Platon's:

In seinem Schatten stieg aus dem Farbenschaum
Apellen's Phryne-Anadyomene; 9)
Bewegte Zeus von Elfenbeine
Himmel und Erde mit seinem Winken; 10).

Da

7) Homerus. Mäonien der alte Name von Jonien. Plin. H. N. V. 29. Nach einiger Meynung soll Homerus aus Colophon, das in Jonien liegt, gebürtig seyn.

8) Theseus war der erste Gesetzgeber der Athener. In der 39. Olymp. Draco, dessen Gesetze so strenge waren, daß Demades sagte, sie wären mit Blute geschrieben. Im 3ten Jahr der 46 Olymp. wurden sie durch Solon widerrufen. s. Plutarchs Leben des Solon. Aelian. V. H. L. 8. c. 10. A. Gel. L. XI. c. 18.

9) Αναδυομενη, emergentem, Venerem scilicet, wie sie aus dem Meere aufsteigt, aus dessen Schaume sie entstand, das berühmte Meisterstück des Apelles aus Kos. S. Plin. H. N. L. XXX. c. 10. Plinius sagt, Apelles habe zum Muster dieser Venus die Kampaspe, Athäneus aber, er habe die Phryne gewählet. Athen. Deipnos. L. XIII. Phryne frequentissimo illo conventu, qui apud Eleusin fiebat et per Neptuni ferias, depositis vestibus, capilloque passo mare ingrediebatur, adeo praestanti specie, ut ad eius exemplum emergentem Apelles e mari Venerem pinxerit.

10) Das Weltwunder des Phidias der olympische Jupiter. Macrobius erzählt Saturn. L. V. c. 13. Phidias, cum Io-

Da zählt' und maß Euclides; da weinete
Thucydides am Pult des Herodotus; 11)
Da hallte Sophoclen's Cothurn; da
Schwenkte Menander Thalia's Zepter: 12)

Da

vem Olympium fingeret, interrogatus de quo exemplo divinam mutuaretur effigiem, respondit, Archetypum Jovis in his se tribus Homeri versibus invenisse 'H, καὶ – ἐλέλιξεν ὄλυμπον. Ἰλιαδ. A. v. 528, welchen letzten Vers Virgilius also übersetzt: Aeneid. X. v. 115. Annuit et totum nutu tremefecit Olympum, und Ovidius: Metam. I. v. 179. Terrificam capitis concussit terque quaterque Caesariem, cum qua terram, mare, sidera movit. s. auch Val. Max. L. III. c. 7.

11) Daß Cäsar zu Gades in dem Tempel des Hercules bey der Bildsäule des Alexander soll geweinet haben, (Suetonius sagt zwar nur: ingemuit) ist bekannt; aber weniger bekannt ist der viel rühmlichere Ehreifer des Thucydides, welcher, als ein Jüngling von 15 Jahren laut aufweinete, als er zu Olympia bey den Spielen, nach andern in den Panathenäis zu Athen, den Herodotus seine Geschichte vorlesen hörte. Herodotus wünschte dem Olorus zu einem solchen Sohne Glück, und prophezeyhte den großen Schriftsteller, der Thucydides auch in der That wurde. Diese Anecdote führen zwar Ladvokat in seinem Handwörterbuche und Hofmannus in seinem Lex. univers. an, aber keiner citirt einen Gewährsmann. Diese sind Marcellinus de Thucyd. vita. Photius, Suidas, Lucianus, Voßius de Hist. Gr. und Fabricius in Biblioth. Gr. L. II. c. 25.

12) Thalia, die Vorsteherin der Komödie, hält eine lachende Maske und einen Jocusstab, einen Zepter, oben mit einem Kopfe, der eine Kappe mit langen Ohren trägt, an welchen Schellen hangen.

Da wand den ersten Blumenkranz Glycera; 13)
Da sog aus deinen Lippen, Aspasia! 14)
Der Suada-Honig Socrates, und
Pericles pflanzte des Reiches Säulen.

Nun trat, geschürzt gleich einer Spartanerin, 15)
Die Stärke mit pyrrhichischem Schritt' heran, 16)
Und

13) Pamphilus, Lehrer des Apelles: sagt Plinius H. N. L. XXXV. liebte in seiner Jugend eine seiner Mitbürgerinnen die Glycera, die Erfinderin der Kränze. Er wetteiferte mit ihr, ahmte ihre Kränze in der Mahlerey nach, und brachte es in der Kunst so weit, daß er die unendliche Verschiedenheit der Blumen ausdrücken konnte; zuletzt mahlte er die Glycera selbst, sitzend mit einem Kranze. Dieses Gemählde ist eines seiner berühmtesten, und wird στεφανηπλόκος, (Kranzflechterin) von andern auch στεφανόπωλις (Kranzhändlerin) genannt, weil sich Glycera durch ihren Kranzhandel in ihrer Armuth ernähret hatte.

14) Aspasia aus Miletus, nachher des Pericles Gemahlin, eines der berühmtesten Weiber Griechenlandes. Sie war die Lehrerin des Socrates in der Beredsamkeit. s. Cic. de Inuenr. reth. I. 131. und Athenäus deipnos. L. V. sagt: Socratem, quem Aspasia, sapiens fæmina, et ejus in eloquentiæ studiis magistra.

15) Qui Græcie formam rerumpubl. dederunt, voluerunt, nihil horum simile esse apud Lacænas virgines, quibus magis palaestra, Eurotas, sol, puluis, militia in studio est, quam fertilitas Barbara. Cic. Quaest. Tusc. L. II.

16) Eine der vorzüglichsten Arten der kriegerischen Saltation war die pyrrhichische (πυῤῥίχη); welche Benennung bisweilen in weitläuftigerem Verstande von allen Gattungen der Kriegestänze gebraucht wird. Es ist nicht entschieden, ob diese Benennung vom Pyrrhus, des Achilles Sohne, oder vom Pyrrhichus, einem Lacedemonier, als dem Erfinder dieser Tanzart, herkommt; oder ob man bey Ableitung dieses Nahmens auf πῦρ, πυρὰ Rücksicht genommen habe, weil er feurig und lebhaft war. Auch junge Weibs-

Und wurzelte, der Schönheit und der
Weisheit zum Schild', in des Oehlbaums Schatten.

So blüht' Athen, und Hellas zum Himmel auf;
So bildet' ihre Stoa 17) die Wölfin Rom
Zu Rom dem Adler; Att'sche Feinheit
Strahlt, als ein Spiegel, der Welt noch heute.

Dreymahl beglückt die Staaten, um deren Thron
Sich die Camönen 18) freudig im Tanze drehn:
Doch

personen zeigten sich als Pyrrhichisten. S. Apulej. Milef. X. Meurf. in orchestra. Potter's gr. Archäol. von der Orchestik nach Rambachs vortreflichen Uebers. Th. 3. S. 639.

17) Stoa, (Στοά) Halle, Säulengang, Gallerie zu Athen, hieß anfangs πεισιανάκτειος, hernach aber von den bunten Gemählden des Polygnotus ποικίλη (Poecile, die bunte). Hier schlug Zeno der Cittier seinen Lehrstuhl auf; daher seine Zuhörer Stoiker genannt wurden. Ich weiß gar wohl, daß noch andre philosophische Secten in Rom geblühet haben, als die Stoische, selbst Cicero war kein Stoiker: gleichwohl habe ich hier die Stoa vorzüglich genannt, weil die ältesten und größten Römer Stoiker waren. Panätius der Stoiker, war der Lehrer und Freund des Scipio Africanus, des Lälius, des Q. Tubero, des Q. Mutius Scävola, des Rutilius, Fannius u. a., die durch ihr Ansehen und ihren Einfluß das meiste zur Bildung Rom's beygetragen haben. Auch Q. Lucilius Balbus, Cato von Utica u. M. Brutus waren dieser Schule zugethan. Wie viel überhaupt Rom Griechenlande zu danken hatte, und besonders der Stadt Athen, bekennt Cicero freymüthig und dankbar in seiner Rede pro Flacc. c. 26. Adsunt Athenienses, unde humanitas, doctrina, religio, fruges, iura, leges ortae, atque in omnes terras distributae putantur.

18) Camönen, oder Camenen, ein Beynahme der Musen, welchen sie entweder von cano, ich singe, oder von castus und

Doch wehe, wehe dem Tyrannen,
Welcher die keuschen mißbrauchen wolte!

Pyreneus wolt's. 19) Der Frevler erbot sein Schloß
Den triefenden zum Obdach, verriegelte
Das Thor und zwang sie; doch die heil'gen 20)
Mädchen entflogen, er brach den Nacken.

Ja, Mädchen sind die Musen: durch Schmeicheln nur;
Durch Bitten und Geschenke gewinnt man sie;
Sie sind auch eiferig 21), und rächen
Ihrer Geweihten Beleidigungen.

Da-

und mens, weil sie keuschen Gemüthes sind, erhalten haben. S. Festus L. III.

19) Als die Musen auf dem Wege nach dem Parnassus begriffen waren, und sie ein Regen überfiel, lud sie der König in Phocis, Pyreneus in sein Schloß. Nachdem der Regen vorüber war, und sich die Musen hinweg begeben wolten, ließ der Tyrann das Haus verriegeln, und wolte sie zu seinem Willen zwingen. Die keuschen Göttinnen schufen sich augenblicklich Flügel an, und flogen vom Söller hinunter. Pyreneus sprang nach und brach sich den Hals. So erzählt eine Muse dieses Abentheuer der Pallas. Ouid. Metam. L. V. a. v. 274—294.

20) Heilig, wird hier für unverletzlich, von Beleidigungen, Beschädigungen, Mißbräuchen gesichert, gebraucht. S. Adel. Wörterb.

21) Eifern, seinen Unwillen über das Böse an den Tag legen, jemandes Vorrechte mit ernstlichen Unwillen über ihre Kränkung vertheidigen, seinen Zorn thätig erweisen. Eifer, heftiger, thätiger Unwillen über gekränkte Gerechtsame, besonders der Ehre; eiferig, oder zusammengez. eifrig zornig in diesem Verstande. S. Adel. Wört. Ich habe bisher gezeigt, daß die blühendsten Staaten, Griechenland und

 Rom,

Davon zeugt Frankreich. 22) Frankreich der Diamant
Der neuen Monarchien, so lange noch
Mäcenas Colbert die Pier'schen 23)
Priester mit Ehr' und mit Gold' an Ludwig's

Glorreichen Zepter weltklug gefesselt hielt!
Doch als die spätern Wächter der Lilie
Die

Rom, glücklich wurden dadurch, daß die Regierungskunst sich der Wissenschaften und Künste, als wesentlicher Mittel ihren großen edlen Zweck zu erreichen, bedienten. Ich zeige jetzt aus Beyspielen der neuern Zeit, daß die Staaten so lange glücklich waren und sind, als man die mercuriales viros in das Staatsinteresse zog, und wie man diese vernachläßigte, die Staaten verfielen, wie Frankreich.

22) Frankreich stand unter der Regierung Ludwig des vierzehnten in seinem höchsten Flor; bekanntlich war aber auch das Zeitalter Ludwig des vierzehnten das goldene Jahrhundert der französ. Litteratur. Der weise Colbert suchte nicht allein die einheimischen Gelehrten, sondern auch alle gelehrte Ausländer seinem Staate zu gewinnen, und dadurch wurde Frankreich, wie einst Attica, die Gesetzgeberin der Welt. Rußland beobachtet heut zu Tage die nämliche Maxime: und was ist Rußland, und in welcher kurzen Zeit ist Rußland das geworden! aber wir Deutsche — privilegiren die Nachdrucker, vermuthlich um unsere Schriftsteller recht patriotisch zu stimmen!

23) Die Pierischen Priester, die Priester der Musen, oder die Gelehrten; denn die Musen werden Pierinnen genennt, entweder weil sie auf dem Berge Pierius oder Pieria gebohren wurden, oder da mit Vergnügen wohnten: oder von des Pierus und der Evippe Töchtern, die sie im Singen überwanden, oder von dem Macedonier Pierus, welcher zuerst in Thespien verordnete, daß ihrer neun Musen solten verehret werden.

Die Völker durch Spione, Schweizer,
Haftbriefe, Kerker, und Blutgerüste 24)

Zu unterjochen meinten, und selbst genug
Der Pierinnen Priester verachteten;
Erreizten sie die Männer, diese
Zürnten und schrieben — Wo ist nun Frankreich?

Zwar zügelt Mavors 25) endlich die frechste Wuth.
Doch was sind seine Siege? Zerstörungen!
Wohin sein Fuß tritt, stürzen Städte,
Fallen Geschlechter, wer nachkommt, fluchet!

Unwiderstehlich, aber zur Wohlfahrt, tönt
Cyllene's Leyer unter des Meisters Hand: 26)
Sie

24) Dies sind die nobeln Künste, deren sich Frankreich in den letztern Zeiten bedienet hat, ihre Unterthanen zu regieren. Die Spione, die Horcher, Storcher, Winkelgaffer, Zischler, Fuchsschwänzer, Zuschwätzer und Angeber nennen die Franzosen mit einem excellenten Namen Mouches (Schmeißfliegen). Delatores, genus hominum publico exitio repertum, et poenis nunquam satis coercitum: sagt Tacit. Annal. IV. 30.

25) Eine gemeine Benennung des Kriegsgottes Mars, welches nur die Zusammenziehung von Mavors seyn soll. Einige leiten dieses Wort von magna und verto her, weil der Krieg alles Große umkehrt; andre von Mas und voro, weil er sonderlich dem Mannsvolk verderblich ist. Wahrscheinlich kommt er von Mamers, tis, welcher nach dem Varro bey den Sabinern, und nach dem Festus bey den Osciern der eigne Name des Mars war, und aus dem Griechischen Μαμερτός abgeleitet wird.

26) Die Erfindung der Leyer wird also erzählt. Mercurius fand in der Nachbarschaft des Berges Cyllene eine Schildkrö-

Sie kirret' einst des Orcus Hüter,
Löste von Ades selbst einen Todten 27)

Schritt' Orpheus-Bürger 28) singend das Feld hinan,
Wo jetzt Alecto schnaubet, wird schmölzen nicht,
Der Starrsinn Belgiums dem Liede,
Welchem einst Wälder und Felsen horchten?

Doch

kröte, welche er ausnahm, und den Deckel mit den Nerven eines geschlachteten Rindes bespannte. Dieses neue Instrument schenkte er nachmahls seinem Bruder Apollo, welcher es verbesserte. Daher wird Mercurius auch Cyllenius, und die Leyer die Cyllenische genannt. Horatius nennt ihn curuae lyrae parentem L. 1. Od. 10. v. 6.

27) Des Orcus Hüter ist der Höllenhund Cerberus, welchen Orpheus durch sein Saitenspiel geschweiget hat. Ades oder Hades ist ein Beynahme des Pluto, welcher ihm, als dem Könige der Todten, gegeben wird. Hier wird auf die Befreyung der Eurydice die Orpheus dem Pluto abgewann, angespielt. S. Virg. Georg. IV. 2. v. 453 — 527. Unter diesen Fabeln wird die Kraft und die Macht der Sch. W. und besonders der Dichtkunst, vorgestellt.

28) Orpheus-Bürger — Wer darf sich einen Deutschen nennen, der Gottfried August Bürger's Gedichte nicht kennet? und gleichwohl scheint es, daß ihn die rechten Deutschen noch nicht kennen. Ich meine diejenigen, die ihm den Beyfall und den Dank seiner ganzen Nation in der That bezahlen könnten. Ich kenne unter den alten und neuen keinen Dichter, der so allgemein, wie Bürger, jedes Alter, jedes Geschlecht, jeden Stand gerühret, und entzücket hätte. Dennoch wäre ihm Samuel Butler's Schicksal schon lange zu Theil geworden, wenn nicht der brave Mann, Johann Christian Dieterich, Buchhändler zu Göttingen, großmüthiger, als alle deutsche Fürsten, für ihn gesorgt hätte. Doch nur kennen soll unser edel gesinnte Kaiser die Verdienste dieses Mannes, und — ich sage es mit einem kühnen Vertrauen — und unser Orpheus wird

kai-

Doch meine Welt verlachet die Künste nur,
Wodurch die Vorwelt alle die Wunder that:
Die rechten Wunderthäter meiner
Welt sind die Krieges- und Henkersknechte.

O ihr, der Völker Hirten! o woltet ihr
Die Heerden nicht bloß scheren, sie weiden auch;
Ihr hättet nicht Bellona's Zögling
Ueber den Jünger Apoll's erhoben.

Nicht also der, den heute mein ganzes Herz
Als deutschen Kayser grüßet, nicht also der,
Den

kaiserlich belohnt werden! darum fordere ich hier alle Hofmeister, Vorleser, Zeitverkürzer der Prinzen an unserm Hofe auf, ihnen Bürger's Gedichte vorzulesen! Bey einer so ehrwürdigen patriarchalischen Verfassung, wie die an unserm Hofe ist, wird der kayserliche Vater bald wissen, was seine Kinder erfreut, an ihrer Freude Theil nehmen und ihre Freude dem, der sie ihnen machte, kayserlich vergelten! — In Bürger's Gedichten ist auch kein Spürchen Gift, das die zarten Herzen unsrer Prinzen versehren könnte. Die edelsten menschenwürdigsten Gefühle in der lebendigsten, kraftvollsten Darstellung! Von Bürgern gilt, was Horatius L. III. Od. 11. singt:

Tu potes tigres comitesque silvas
Ducere, & rivos celeres morari;
Cessit immanis tibi blandienti
Janitor aulae &c.

Darum führe ich ihn hier, als Orpheus, oder, wenn man Geschichte will, als Terpander, der einst in Lacedämon durch seinen Gesang wirklich einen Aufruhr stillte, an. — Kaum waren Bürgers unsterbliche Gedichte von der Presse gekommen, so wurden sie schon hier, hier in Wien, und zwar auf Pränumeration nachgedruckt! Vetabo sub iisdem sit trabibus, fragilemque mecum solvat phaselum der Herr Nachdrucker sowohl, als seine Pränumeranten!

Den lange schon Europa unter
Seinen Beherrschern den Weisen nennet;

Der seiner Siege vorwärts gehobnen Fuß
Mit eines Gottes Sanftmuth zu stehn befahl,
Und für ein Reis der Palme Laudon's
Mühsam errungene Kränze hingab; 29)

Nicht also unser Antonin-Leopold!
Er liebt sein Volk, er ehret sein Vaterland,
Er wird die Schmach der deutschen Fürsten,
Ihre Versäumniß der Aoniden,

Von ihnen nehmen; wird den Orakelspruch 30)
Des Sioniten mehr als erfüllen, und
Die Redekünste mit der Staatskunst,
Wie mit der Ulme die Rebe, paaren!

Ha,

29) Palme, ein Zweig des Palmbaumes, welcher ein altes Sinnbild des Friedens ist. Claudius singt als Asmus:

Gut seyn, gut seyn ist viel gethan,
Erobern ist nur wenig;
Der König sey der beste Mann
Sonst sey der beßre König.

30) Klopstock, unser Homerus, sagte 1769. in der Zueignungsschrift seiner Schlacht Herrmanns: „Der Kayser" (Joseph der Zweyte) „liebt sein Vaterland, und das will er auch durch Unterstützung der Wissenschaften, zeigen. Nur das darf ich sagen." Gleichwohl bleibt Leopolden auch diese Prophezeyhung wenigstens ganz zu erfüllen übrig. Ich schmeichle mir aber, Leopold wird sie mehr, als erfüllen.

Ha, Kayser! voll der herrlichsten Trauben hängt
Des deutschen Geistes Rebe! wo gleichet ihr
Ein fremd Gewächs? Und dennoch, dennoch
Hat sie kein König erwärmt, getränket! 31)

Du wilst mit Thau und Sonne sie pflegen. — Wachs,
Gedeih, vermehr dich, Rebe des deutschen Geists,
Und reife Leopold den Nectar,
Der ihn, doch spät, zum Olymp entzücke!

31) Wenn ich sage: kein König, kein Fürst! so verstehe ich die Unterstützung der Wissenschaften im Ganzen. Denn daß Einer oder der Andre eine neue Schulordnung einführen, einen neuen Catheder errichten ließ, oder auch dem oder jenem Gelehrten einen Titel, eine Pension ertheilte: das heißt noch nicht die Wissenschaften unterstützen!

IV.

Nachrichten von dem Leben des französischen Schauspieldichters Dancourt.

Florenz Carton Dancourt ward im Jahr 1661 zu Fontainebleau gebohren. Der Pater de la Rüe, ein Jesuit, unter dessen Anführung er seine Studien machte, wolte seinem Orden einen jungen Menschen heranziehn, dessen Lebhaftigkeit des Temperaments, und dessen Geistesfähigkeiten sehr viel versprachen; aber die heftige Abneigung seines Schülers gegen das Klosterleben vereitelte alle Bemühungen des Lehrers. Dancourt zog die Rechtsgelehrsamkeit vor, die er aber gar bald mit dem Theater vertauschte. Auf der Bühne glänzte er nicht allein als Schauspieler, vornehmlich in den Rollen der Eifersüchtigen, der Finanzpachter, der Heuchler und der Misantropen, sondern auch als Schriftsteller. Was Regnard, sagt ein berühmter französischer Kunstrichter, in der Molierischen Comödie war, das war Dancourt im Possenspiel. Viele seiner Stücke werden noch heutzutage in Frankreich mit großem Beyfall vorgestellt. Sie empfehlen sich vornehmlich durch einen leichten, lebhaften, und hinreissenden Dialog, der voller Laune und glücklicher Einfälle ist. Die Leichtigkeit und Ungezwungenheit, die man an seinen Werken bewundert, war ihm auch im Umgange eigen, daher alle gute Gesellschafter, und darunter die angesehensten Männer, seinen Umgang suchten.

suchten. Seine Schauspiele haben folgende Ueberschriften: 1) Der höfliche Notar, oder, die verlohrnen Fonds (le Notaire obligeant ou les fonds perdus) ein Lustspiel in drey Aufzügen, auf dem französischen Theater zum erstenmahl vorgestellt 1685; der zweyte Titel kam bey der neuen Umarbeitung des Stücks im folgenden Jahre hinzu. 2) Das Landhauß, (la Maison de Campagne) ein Lustspiel in einem Act in Prosa, zuerst aufgeführt 1688. 3) Der Sommer der Koketten, (l'Eté des Coquettes) ein prosaisches Nachspiel in einem Aufzug vom Jahr 1690. 4) Die Pariserin, (la Parisienne) in einem Act in Prosa, erschien 1691. 5) Die intriguante Frau, (la femme d'intrigue) ein sehr ausgearbeitetes Stück in fünf Aufzügen in Prosa, ward 1692 zuerst gegeben. 6) Die Bürgerinnen nach der Mode, (les Bourgeoises à la mode) in fünf Aufzügen in Prosa von demselben Jahr, ward mit vorzüglichem Beyfall aufgenommen; die Grundlage ruhete eigentlich von Saint-Yon (einem dramatischen Schriftsteller, der 1723 starb) her, aber der Ausführung des Dancourt hatte dies Stück den Beyfall zu danken, den es fand. 7) Die holländische Zeitung, (la Gazette d'Hollande) in einem Act in Prosa, erschien 1692; mehrere comische Characters wenden sich darinnen an einen Buchhändler, der mit dem holländischen Zeitungsschreiber in Briefwechsel steht, und wolten, durch ihn ihre Thorheiten in die Zeitung befördert haben. 8) Die Dorfoper, (l'Opera de Village) ein Act in Prosa mit einem Divertissement, erschien 1692; der Verfasser nahm durch dieses Stück Rache an den damahligen Entrepreneur der Oper, der einen wiederhohlten Befehl ausge-

wirkt hatte, daß die Komödianten keine Sänger und Tänzer unterhalten solten. 9) Das Inpromtu der Garnison, (l' Inpromtu de Garnison) ein Act in Prosa, auch noch in dem, von Seiten des Dichters so fruchtbaren Jahre 1692, eigentlich ein umgearbeitetes Manuscript, das dem französischen Theater aus Namur war zugeschickt worden. 10) Die Weinlese (les Vendanges) ein Act in Prosa nebst Divertissement, erschien im Jahr 1694, eines der unterhaltendsten Stücke dieses Verfassers. 11) Der Vormund, (le Tuteur) ein Act in Prosa vom Jahr 1695. 12) Der Jahrmarkt zu Bezons (la Foire de Bezons) ein Act in Prosa mit Divertissement, ward 1695 zuerst gegeben; einige lustige Abentheuer, die sich auf dem Jahrmarkte zu Bezons, einem Dorfe unweit Paris, ereignet hatten, gaben dem Dichter die Idee zu diesem Stücke. 13) Die Weinlese zu Suresne (les Vendanges de Suresne) ein Act in Prosa mit Divertissement, auch noch von 1695, eine Nachahmung eines ähnlichen Lustspiels von Düryer. 14) Die Messe zu Saint-Germain (la Foire de Saint-Germain) ein Act in Prosa mit Divertissement, erschien 1696. Da ein Stück unter denselben Titel von Regnard und Difforsay das Jahr vorher auf dem Theatre italien viel gethan hatte, so wolte der Verfasser dem französischen Theater gern etwas ähnliches geben, aber sein Stück verlohr in Vergleichung mit jenen. 15) Die Mühle zu Javelle (le Moulin de Iavelle) ein Act in Prosa mit Divertissement, 1696 aufgeführt. Der Plan des Stückes rührte eigentlich von Michault her, und Dancourt arbeitete ihn nur um. Verschiedne Abentheuer, die in der, auf dem Titel, benannten Mühle, die damals

ein

ein Ort der gesellschaftlichen Vergnügungen war, vorgefallen waren, gaben den Stoff zu diesem Stück. 16) Der Gesundbrunnen zu Bourbon (les Eaux de Bourbon) ein Act in Prosa mit Divertissement vom Jahr 1696. 17) Die Ferien (les Vacances) ein Act in Prosa mit Divertissement von demselben Jahr. 18) Ronaldo und Armide, ein Act in Prosa, auch noch ein Product des Jahres 1696. 19) Die Lotterie (la Loterie) ein Act in Prosa, erschien 1697, veranlaßt durch die Betrügereyen eines Mannes, der eine Lotterie hielt, in welcher lauter Treffer waren. 20) Larifari (Charivari) ein Act in Prosa mit Divertissement vom Jahr 1697. 21) Die Rückkehr der Offiziers (le Retour des Officiers) ein Act in Prosa mit Divertissement von demselben Jahr. 22) Die Neugierigen zu Compiegne (les Curieux de Compiegne) ein Act in Prosa mit Divertissement, erschien 1698. Ein Lustlager, das damals zu Compiegne gehalten ward, gab die Veranlassung zu diesem Stück. 23) Der wiedergefundne Ehemann (le Mari retrouvè) ein Act in Prosa mit Divertissement von 1698, eines der Stücke des Verfassers, das noch immer gern gesehen wird. Ein damaliger Prozeß, da eine Frau beschuldigt ward, ihren Mann umgebracht zu haben, und die Richter, als dieser Mann wieder zum Vorschein kam, ihn für einen Betrüger gehalten wissen wolten, war die Gelegenheit zu diesem Stück. 24) Die Feen (les Feés) drey Aufzüge in Prosa mit Zwischenspielen und Prolog, ward 1699 auf Befehl des Hofs verfertigt, und daher zuerst zu Fontainebleau vorgestellt. 25) Die Kinder zu Paris, oder die Familie nach der Mode (les Infans de Paris, ou, la Famille

mille a la mode) 1699, ein ausgearbeitetes Stück in fünf Aufzügen und in Prosa; der zweyte Titel kam bey der neuen Umarbeitung 1704 hinzu. 26) Das Dorffest, oder, die Bürgerinnen von Stande (la Fete de Village, ou, les Bourgeoises de Qualité) drey Aufzüge in Prosa mit Divertissement, erschien 1700; der zweyte Titel kam 1724 hinzu; eines von den vorzüglichern Stücken des Verfassers, das noch zuweilen gespielt wird. 27) Die drey Muhmen (les trois Cousines) drey Aufzüge in Prosa mit Prolog und Zwischenspielen, auch vom Jahr 1700, eine gute Satire auf die Weiberklätschereyen. Der Plan rührte von einem gewissen Borreau her, und der Verfasser verbesserte ihn nur. 28) Die Blindekuh (le Colin-Maillard) ein Act in Prosa mit Divertissement, erschien 1701. Dieses unterhaltende Nachspiel, in welchem der Liebhaber die Blindekuh benutzt, um sich einzuschleichen, ist eigentlich eine Umarbeitung eines Stücks von Chapuseau, das schon 1662 herauskam. Im Jahr 1778 erschien davon eine deutsche Uebersetzung zu Dresden, die den sel. Romanus zum Verfasser hatte. 29) Der Operateur Barry (l'Operateur Barry) ein Act in Prosa mit Prolog und Divertissement 1702, eine Satire auf einem damals berühmten Marktschreyer. 30) Der galante Gärtner (le Iardinier galant) ein Act in Prosa 1704. 31) Das Impromtu von Livry (l' Inpromtu de Livry) ein Aufzug in Versen mit eingemischten Tänzen 1705. 32) Das Divertissement von Sceaux (le divertissement de Sceaux) ein Aufzug in Versen mit Tänzen 1705. 33) Der lahme Teufel (le Diable boiteux) ein Act in Prosa mit Divertissement 1707. Der Roman von le Sage unter diesem

Titel,

Titel, der damals viel Aufsehn machte, veranlaßte den Dichter zu diesem Stück; in welchem er das meiste aus der Wittwe nach der Mode von Visé entlehnte, das aber wenig Beyfall fand. 34) Des lahmen Teufels zweyter Theil (le Diable boiteux seconde Comedie) in zwey Aufzügen in Prosa von demselben Jahr, ein Stück, das viel Anstößiges gegen die guten Sitten enthält. 35) Die bestrafte Verrätherey (la trahison punie) ein gutes Lustspiel in fünf Aufzügen und in Versen, auch von 1707. 36) Frau Artus (Madame Artus) in fünf Aufzügen und in Versen erschien 1708; viele Stellen in diesem Lustspiel, das mehrere bekannte Personen der damaligen Zeit in Karikatur aufstellt, sind aus dem Tartüf des Moliere, aber nicht glücklich, nachgeahmt. 37) Die Agioteurs (les Agioteurs) drey Aufzüge in Prosa, erschien 1710, und fand wenig Beyfall. 38) Die Comödie der Comödianten, oder, Amor ein Charlatan (la Comedie des Comediens, ou, l'Amour Charlatan) drey Aufzüge in Prosa mit eingemischten Gesängen, 1710. Es ward erst unter dem letzten Titel in einem, nachher unter dem ersten Titel in drey Aufzügen gegeben. Die Absicht des Stücks war, das Publicum, das bisher das Theatre de la Foire um des Gesangs willen vorgezogen hatte, wieder in das Theatre françois zu locken. 39) Cephalus und Prokris (Cephalus & Procris) drey Acte in Versen mit Divertissement und Prolog 1711. 40) Sancho Pansa als Statthalter (Sancho Pança Gouverneur) fünf Aufzüge in Versen mit Divertissement 1712, eine glückliche Modernisirung eines Stücks von Guerin de Boscal, das 1644 erschienen war. 41) Das Inpromtu von Suresne (l'Inprom-

promtu de Suresne) ein Act in Prosa mit Prolog, Divertissement und Tanz 1713, ward ursprünglich wirklich zu Suresne bey einem Festin gespielt, das der Churfürst von Baiern gab. 42) Die nächtlichen Lustbarkeiten von Cours, (les festins nocturnes de Cours) ein Aufzug in Prosa mit Prolog, Gesängen und Divertissement 1714. Das Stück bezieht sich auf die häufigen, nächtlichen Lustbarkeiten, die der damahlige schöne Sommer in den Promenaden von Cours veranlaßte. 43) Der hitzige Liebhaber, le Vert-galant) ein Act in Prosa mit Divertissement von demselben Jahr, bezieht sich auf eine Anecdote jener Zeiten, nach welcher der Liebhaber einer Färbersfrau vom Mann erwischt und in ein Faß gesteckt wird, worinnen grüne Farbe war. 44) Der Preis der Flinte (le Prix d'Arquebuse) ein Act in Prosa mit Divertissement, 1717. 45) Die Seelenwandrung der Liebesgötter, oder, die Göttercomödianten, (la Metemphicose ou les dieux Comediens) drey Aufzüge in Versen mit Zwischenspielen 1717, ein Stück, das vorzüglichen Beyfall fand. 46) Die Niederlage des Pharao, (la Deroute de Pharaon) ein Act in Prosa mit Divertissement, 1717. Bey der ersten Erscheinung im Jahr 1687 hieß das Stück die Verzweiflung der Spielerinnen, (la Desolation des Joveuses) und ward durch das Verbot des Lansquenet veranlaßt.

Folgende Stücke von Dancourt wurden zwar gespielt, aber nicht gedruckt: 1) Die Dame nach der Mode, (la Dame à la Mode) fünf Aufzüge in Prosa, 1689. 2) Merlin ein Deserteur, (Merlin Deserteur) in einem

Act, 1690. 3) Das Carneval von Venedig, (le Carneval de Venise) in fünf Aufzügen, 1690. 4) Der Arzt von Chaudray, (le Medecin de Chaudray) in einem Act 1698, eine Satyre auf einen Bauer, der damahls in die Medizin pfuschte. 5) Die Stiefmutter, (la Belle-mere) fünf Aufzüge in Versen, 1729. 6) Die Sonnenfinsterniß, l'Eclipse) ein Act in Prosa, 1724.

Aus diesem langen Verzeichnisse von 52 Stücken, die Dancourt in 39 Jahren von 1685—1724 geliefert, sieht man die Fruchtbarkeit dieses Dichters. Schade, daß seine Geschwindigkeit im Arbeiten ihn gehindert, seinen Werken eine größere Vollkommenheit zu geben. Viele von jenen Stücken sind nur kleine Nachspiele, viele nur zur Unterhaltung der Zuschauer, und besonders der damahligen, bestimmt, viele, wie es auch der Titel sagt, wahre Inpromtus, viele durch individuelle Veranlassungen der damahligen Zeitumstände entstanden.

Einige Stücke hat man oft dem Dancourt beygelegt, die entweder wirklich von andern Verfassern herrühren, oder deren Urheber doch ungewiß ist. Dergleichen sind: 1) Der Chevalier nach der Mode, (le Chevalier à la Mode) in drey Acten 1687, ein Stück, das Saint-Yon geschrieben. 2) Die thörigte Auction, (la folle enchere) ein Act 1690, das eine Madem. Ulric zur Verfasserin hat. 3) Die Zeitungsschreiber, (les Nouvellistes) ein Stück, das einige dem Hauteroche zuschreiben. 4) Angelica und Medor, (Angelique & Medor) 1685, eine Art von Parodie auf

Quinault's Oper Roland. 5) Der Tod des Hercules, (la Mort d'Alcide) ein Trauerspiel 1705.

Das Theatre von Dancourt ward 1760 in zwölf Bänden herausgegeben. Zwar erschien schon 1760 zu Breslau eine deutsche Uebersetzung unter dem Titel: Theatralische Werke von Dancourt, aber ausserdem, daß sie bey weiten nicht alle Stücke desselben enthält, ist sie auch platt und ohne Leben. Für die ehmahlige Kochische Bühne nationalisirte ein gewisser Magister Steinel mit glücklichem Erfolge einige Dancourtische Stücke, aber seine Arbeiten sind noch ungedruckt. Dancourt hat in seinen Schauspielen nur eine kleine Sphäre, in der er sich immer herumdreht. Fast beständig müssen Finanzpachter, Advokaten und Landleute den Stof zu seinen Comödien hergeben. Die Scene ist öfter auf dem Dorfe, als in der Stadt, und eben so oft in einer Mühle, als im Dorfe. Das besondre Talent, das er hatte, Bauern natürlich reden zu lassen, veranlaßt ihn, dergleichen Rollen oft anzubringen. Er schildert sie jederzeit sehr angenehm und wahr, und die Sprache, die er ihnen in den Mund legt, ist sehr täuschend. Kein Schriftsteller vor ihm hatte es gewagt, ganze Bauernstücke zu machen. Dancourt machte mehrere, alle wurden gut aufgenommen, und die meisten haben sich auf dem Theater erhalten. Dies war also eine neue Gattung von Schauspielen, die ihm die französische Bühne zu danken hatte. Auf kleine Gemählde eingeschränkt, unternahm er selten grössere Schilderungen, und wenn er sich darinnen versuchen wolte, so war er meistens unglücklich in der Wahl des

Stoffes. Eine seiner Hauptbeschäftigungen war, die Anecdoten und Volkslieder, die von Zeit zu Zeit herum giengen, auf das Theater zu bringen. Eine Avantüre, eine Mode, ein Sprüchwort, der geringste Vorfall gab ihm Idee zu einer Comödie, und oft hat sein Stück die Umstände überlebt, die es veranlaßten. Mehr als eine Ursache schränkte diesen Dichter auf dergleichen Arbeiten ein. Ausser daß er seiner Truppe auf alle Art nützlich zu seyn wünschte, hatte er sehr wenig Belesenheit in neuern sowohl als alten Schriftstellern, und mußte also seinen Stof mehr aus dem gemeinen Leben, als aus Büchern entlehnen. Er hat es selbst bekannt, daß er keine andre Kenntniß vom Theater besessen, als die sich durch einen natürlich guten Verstand, und durch Uebung erlangen läßt. Freylich war dies nicht hinlänglich, um einen Moliere oder Regnard zu erreichen, und in sofern betrat Dancourt eine minder mühsame Bahn. Indessen ist doch der Mangel gelehrter Kenntnisse den Planen seiner Schauspiele nicht nachtheilig gewesen. Sie sind meistens regelmäßig und gut angelegt, er weiß eine comische Situation einzuleiten und zu benutzen. Niemahls setzt ihn die Exposition in Verlegenheit, und die Kunst der Entwicklung hat er ganz in seiner Gewalt. Eine vorzügliche Geschicklichkeit hat er, Intriguenmacher und Bediente handeln zu lassen. Sein Dialog ist lebhaft, natürlich, sinnreich und präcis. Seine Prosa kann man als ein Muster des Angenehmen und Ungezwungnen betrachten. Seine Verse aber sind weit davon entfernt, sind kalt zusammengesetzte Prosa, mühsam gereimt, und eben dadurch ohne alles Leben. Indessen ist nicht zu leugnen,

daß seine Vaudevilles nicht übel sind, und daß ihm die Divertissements meistens gelingen. Diejenigen Divertissements, die er seinen Comödien angehängt hat, sind künstlich mit dem Inhalt verbunden, und machen oft einen Theil davon aus. Aus dem allen erhellt, daß Dancourt einer von den Schriftstellern ist, denen das französische Theater ungemein viel zu danken hat, in Rücksicht der Menge der Stücke, die er geliefert, und der großen Anzahl derer, die sich darauf erhalten haben. Man weiß sie auswendig, das ist Ursache, warum man sie weniger beklatscht, aber man sieht sie immer mit Vergnügen.

Das Ansehn, das Dancourt zu seiner Zeit als Schriftsteller und Schauspieler hatte, veranlaßte, daß viele junge Leute, welche Versuche für das Theater machten, sich an ihn wendeten, daß er ihre Stücke zur Vorstellung empfehlen solte. Er ließ sich alsdann insgemein ihre Manuscripte geben, schrieb sie ab, gab sie nach acht Tagen zurück, und versicherte, daß sie nicht zu brauchen wären. Oft ein Jahr oder etwas nachher brachte er dasselbe Stück unter seinem Namen auf das Theater, doch so, daß er den Plan soviel als möglich, unkenntlich gemacht, und das Detail ganz umgearbeitet hatte.

Dancourt war von mittlerer Größe und hatte einen ganz guten Wuchs, ehe er mit zunehmenden Jahren corpulenter wurde. Er hatte dunkle Haare und Augenbraunen, schöne Augen, eine angenehme Gesichtsbildung und eine edle und geistvolle Physiognomie. Sein vornehmstes

stes Fach waren die Stellen des höhern Comischen, sowohl die Mantelrollen, als die raisonnirenden. Im Tragischen war er kalt und einförmig, auch spielte er in diesem Fache so wenig, als nur möglich. Er laß ganz vortreflich nicht allein seine eigne Werke, sondern auch die Schriften der Autoren, die ihm ihre Arbeiten anvertrauten, und zwar ohne sich darauf vorzubereiten. Man pflegte von ihm zu sagen, er spiele edel in der Comödie, und niedrig im Trauerspiel. Ludwig XIV. beehrte ihn mit einem vorzüglichen Wohlwollen, und er mußte oft dem König im Cabinet etwas von seinen Arbeiten vorlesen.

Dancourt starb 1725 im vier und sechzigsten Jahre seines Alters.

V.

Ueber eine Stelle in Herrn Burke's Betrachtungen über die Revolution in Frankreich.

Herr Burke spricht von der Staatsveränderung in Frankreich mit der unanständigsten Bitterkeit. Um dies zu thun hätte er sie wenigstens ganz kennen und verstehen sollen; und ich hoffe zu beweisen, daß er schlechterdings unbekannt mit der neuen Eintheilung Frankreichs in Departements ist. Demohngeachtet ist der Plan zur Bildung einer ge-

setzge-

setzgebenden Gewalt der sinnreichste in der Theorie und der einfachste in der Ausführung, wie ihn die Geschichte nur aufweisen kann.

Die großen Reiche des Alterthums stellen kein Beyspiel von gehöriger Stellvertretung ihrer Bewohner auf; ein allgemeiner Despotismus vereinigte die einzelnen Theile der Staaten. Kamen neue Besitzungen hinzu, so dachte man nicht daran, die Regierungsform umzumodeln, und auch diese in die Einheit des Grundstaats mit aufzunehmen. Frankreich war kürzlich in einer eben so getrennten und unterdrückten Lage. Die Provinzen, die nach und nach damit verbunden waren, behielten ihre eigenen Constitutionen, ohne vom Hauptstaat genau umfaßt zu werden; daraus entstanden Zwistigkeiten, Erschwerung der Abgaben, Eifersucht, Unkosten, Zögerungen, Schwäche und üble Verwaltung des Ganzen. Frankreich war dem Namen nach nur Eins, fremd und getheilt in seinen Gliedern, wovon die freysten nur minder Sclaven als die übrigen waren. Die neuerliche Revolution in diesem Staat hat alles Unregelmäßige bis auf die Wurzel erschüttert. In diesen Zeiten, die Kraft und Muth foderten, traten Menschen auf, die keine Autorität anerkennen wolten, die nicht in einigem Sinn die ihrige wäre. Die Nationalversammlung ergrif diese Crisis, eine neue Ordnung der Dinge einzuführen, denen Zeit und Umstände den Weg gebahnt hatten. Sie beschloß, Einheit in Stellvertretung der Unterthanen, in Gesetzen, und in Verwaltung des Staats zu erschaffen. Sie hob die alte unregelmäßige Administration auf, betrachtete

Frank-

Frankreich als Ein und als ein neues Volke, und bildete ein System, das sie für gerecht und wohlthätig hielt. Muth und Weisheit erleichterte ihr erstaunendes Unternehmen.

Sie theilte das Königreich in 83 gleichförmige Theile, Departements genannt, wovon jedes wieder drei bis neun Districte in sich faßt. Die Unterabtheilung dieser Districte in Cantons von ohngefehr 12 Quadratmeilen ist den angrenzenden Kirchspielen überlassen, doch mit Vorbehalt einer künftigen Revision der Nazionalversammlung.

In diesen Cantons werden Versammlungen gehalten, woran alle Personen männlichen Geschlechts, die ein Jahr in dem Canton sich aufgehalten haben, 25 Jahr alt, gebohrne oder naturalisirte Franzosen sind, und eine Abgabe von dem Localwerth dreier Tage Arbeit bezahlen, Theil nehmen, (Bankeroutteurs und Bedienten ausgenommen) und unter dem Namen activer Bürger votiren.

Diese Versammlungen, deren Mitglieder aus einer Zahl von 600 bestehen müssen, stimmen für einen gewissen Ausschuß, so daß 100 immer einen erwählen, der ein Wahlfähiger ist. Diese Wahlfähigen erwählen nun wieder die Deputirten, die an die Nationalversammlung gesandt werden sollen. Die Wahlfähigen müssen active Bürger im Canton seyn, und den Localwerth von zehn Tage Arbeit entrichten; die Deputirten aber müssen active Bürger im Departement seyn, und eine Mark Silber bezahlen.

Hier-

Hierauf folgt die merkwürdige Einrichtung, wie die Nation in der Nationalversammlung repräsendirt werden soll. Ich will mich bemühen, das System dieser Stellvertretung in kurzem aus einander zu setzen. Die Wahlfähigen also, die von den activen Bürgern jedes Departements erkohren sind, versammeln sich in den Hauptstädten der Districte nach der Reihe, und erwählen hier drey Deputirte, die das Departement in Absicht des Grund und Bodens repräsentiren sollen. Die Anzahl dieser Deputirten ist festgesetzt auf drey und jedes Departement muß wenigstens so viel haben. In Rücksicht auf andere Umstände aber können die Deputirten der Departements vermehrt werden. Findet sich nemlich, daß in einem Departement mehr Bevölkerung ist, als in einem andern, so haben die Einwohner das Recht, in Verhältniß mit dieser größern Bevölkerung mehr Deputirte zu wählen. Eben so verhält es sich mit den Abgaben. Je mehr Abgaben nemlich ein Departement entrichten kann, um so viel mehr Deputirte kann es sich auch von dieser Seite verhältnißmäßig wählen. Größere Bevölkerung also und größere Summen der Abgaben vermehren die Deputirten der Departements. Und dies ist billig und nothwendig. Ein Departement, wo mehr Bevölkerung ist, muß natürlich mehr Stimmen haben, als ein minder bevölkertes; sonst nimmt es keinen verhältnißmäßigen Antheil an der Regierung. Es ist dem Staate wichtiger, persönliche Rechte müssen daselbst mehr geschützt werden, und man muß sich selbst etwas nach den Vorurtheilen der Einwohner desselben richten. Deshalb ist eine zweyte Ordnung von Deputirten mit der Bevölkerung verbunden. Die dritte Ordnung derselben entsteht aus dem größern Betrag der Abga-

gaben. Wo nemlich mehr Abgaben zu entrichten sind, da kann leichter Unterdrückung, Ungerechtigkeit und Uebertreibung derselben entstehen; es waren also diesem Unwesen zu steuern neue Deputirte nöthig.

Das ganze System scheint sich nun dahin zu reduciren, daß jedes Departement eins ins andere gerechnet neun Deputirte haben soll, woraus die Totalsumme von 747 Stellvertretern der ganzen Nation entsteht.

Dies System hat mancherley Nutzen, wovon ich einige Puncte anführen will.

1) Andere bestimmte Systeme von Stellvertretungen passen nicht auf alle Zeiten, indem Ordnung der Dinge und Umstände sich verändern; dies System hingegen richtet sich nach den Umständen, ändert die Anzahl der Stellenvertreter nach Bevölkerung und nach Abgaben, und ist nur in Absicht des Territoriums unveränderlich, als welches selbst unveränderlich ist.

2) Die Stellvertreter sind auf keine Classe von Menschen eingeschränkt, weder auf den Adel, noch auf Geistliche, noch auf Rechtsgelehrte; weder auf Landbegüterte, noch auf handelnde Personen; und eben so wenig auf gewisse Gesellschaften.

3) Die Erwählung der Repräsentanten geschieht von großen und gleichförmigen Theilen des Königreichs; und Stadt

und

und Land nehmen Theil daran; dadurch wird persönlicher Einfluß und Localinteresse um so leichter vermieden.

4) Die Stellvertreter der Nation entstehen aus einer doppelten Wahl; ein verhältnißmäßiger Theil des Volks nemlich erwählt sich in seiner Nachbarschaft gleichsam einen Anwald, dem es Vollmacht giebt, bey der Wahl der Repräsentanten zu stimmen. Dadurch säubert man den Körper der Wahlfähigen von dem gemeinen Haufen, den Unwissenheit und Irthum leiten kann, und hebt eine kleine Anzahl von Stimmenden heraus, die wahrscheinlich gebildete und einsichtsvolle Menschen sind.

Jetzt will ich noch einige Eigenheiten bey diesen Wahlen berühren. Man erwählt nemlich immer eine überzählige Person bey den Deputirten, damit diese, wenn jemand sterben oder abdanken solte, die ledige Stelle einnehmen kann. Die zweyte Eigenheit ist, daß auf einmal nur ein Deputirter gewählt werden soll, und zwar durch eine absolute Majorität der Stimmen *). Findet sich diese Majorität nicht, so soll zu einer zweiten Wahl geschritten werden. Bleibt auch dann die Majorität nur relativ, so soll bey einer dritten Untersuchung die Ueberlegenheit des Alters entscheiden. Dadurch bewirkt man, daß wenige Stimmen nicht für das Ganze entscheiden können, daß ferner das Votum mit Wirkung ge-

ge-

*) d. h. daß er mehr Stimmen für sich hat, als alle übrigen Competenten zusammengenommen. Relativ ist die Majorität, wenn jemand mehr Stimmen hat, als irgend ein anderer von den Concurrirenden.

geben wird, und daß endlich auf diese Art nur der am meisten begünstigte Candidat erwählt werden kann.

Dies sind die Hauptzüge von der jetzigen gesetzgebenden Einrichtung in Frankreich. Herr Burke aber hat dies System so entstellt, daß man schwerlich etwas ähnliches in politischen und litterarischen Annalen finden möchte. Ich will jetzt einige von seinen hauptsächlichsten Mißdarstellungen berühren.

1) Herr Burke bezieht sich in seiner Schrift ausdrücklich auf die Journale der Nationalversammlung vom 29. Sept. 1789, als wenn diese genau die Form der Einrichtungen enthielten, die er crittisiren will. — Darin irrt er aber sehr; denn der Bericht in den Journalen differirt gänzlich von den letzten Entschlüssen der Nationalversammlung, die nachher vom Könige sanctionirt werden; und selbst den Bericht hat er mißverstanden, denn er verwechselt Provincialadministration mit der allgemeinen gesetzgebenden Macht.

2) Herr Burke sagt, daß die Nationalversammlung den Grund und Boden Frankreichs in 81 regelmäßige Quadrate, gleich einem Pflaster geworfen habe, und unter einem Ausfluß von andern Witzeleyen behauptet er, daß nichts als ein accurater Landmesser mit Kette und Meßtisch zu dieser Theilung nöthig sey. — Aber auch hierin irrt er gewaltig, und die neuen Karten von Frankreich widersprechen ihm beym ersten Anblick. Die jetzigen Theilungen dieses Staats, gleichen den Theilungen anderer Länder, haben sehr unregelmäßige

sige Gestalten, und sind selbst im Wesentlichen verschieden. Auch giebt es nicht 81 Departements, wie in den Journalen steht, sondern 83. Da überdies um Paris ein Kreiß gezogen ist, so müßte Herr Burke die Quadratur des Zirkels gefunden haben, wenn er auch dies Departement zu den Quadraten rechnen wolte.

3) Nächstdem behauptet unser Autor, daß 200 Votirende nöthig sind, um einen Wahlfähigen zu erwählen; er nennt ferner die Districte Gemeinheiten, und nimmt an, daß sie bey der Wahl der gesetzgebenden Macht concurriren. — Was das erste betrift, so ist schon oben erwähnt, daß die activen Bürger von hunderten repräsentirt werden; und im zweyten Fall muß Herr Burke wissen, daß die Districte, weil ihre Deputirten veränderlich sind, blos an der Provincialadministration Theil nehmen, und daß die gesetzgebende Macht allein von den drey festgesetzten Deputirten, die das Departement in Absicht des Territoriums repräsentiren, erwählt werde.

4) Er behauptet ferner, daß drey stufenweise Wahlen nöthig sind, um ein Mitglied zur Gesetzgebung zu deputiren. — Es springt aber aus dem vorigen in die Augen, daß die Wahlfähigen nach den Cantonsversammlungen die Deputirten unmittelbar wählen.

5) Herr Burke fügt hinzu, daß die gesetzgebenden Deputirten dem Volke nicht verantwortlich wären, weil sie von ihm nicht gewählt würden. — Man begreift nicht, wie

Herr

Herr Burke dies tadeln kann, da er kurz vorher sagt: diese Wahl unmittelbar in die Hände des Volks bringen, hieße das ganze Wohl des Staates bey denen riskiren, die die wenigste Kenntniß und das wenigste Interesse dabey haben. Auch wolte die Nationalversammlung die Deputirten nicht den activen Bürgern verantwortlich machen, sondern vielmehr den Gesetzen. Ueberdies kann das Volk bey einer neuen Wahl die Deputirten, die sich seines Vertrauens unwürdig gemacht haben, verwerfen, und dies ist wahrhaftig nichts Geringes.

6) Herr Burke behauptet an einem andern Orte, daß die neue Eintheilung des Königreichs jeden Repräsentanten verhindere, der Repräsentant des Ganzen von Frankreich zu seyn. — Einer braucht nicht der Repräsentant des Ganzen zu seyn, aber die Deputirten aus allen Departements sind die Stellvertreter der ganzen Nation.

VI.

Auszüge aus den Denkwürdigkeiten des Marschall von Montluc.

Noch ein Beytrag zur Kriegsgeschichte des 16ten Jahrhunderts.

Fortsetzung.

Im Jahr 1550 erhielt endlich Brissac, einer der bravsten Generale damahliger Zeit, das Hauptcommando in Piemont, und bald nachher auch den durch den Tod des Prinzen von Melphi erledigten Marschallstab von Frankreich. Montluc, dessen kriegerische Verdienste dem neuen Befehlshaber nicht unbekannt waren, wurde nun wieder aus seiner Unthätigkeit erlößt und wohnte noch im nehmlichen Jahr der Einnahme von S. Damien und Quiers, so wie im folgenden der Unternehmung auf Lance bey. Bey dieser Gelegenheit hält Montluc dem Marschall von Brissac eine große aber wohlverdiente Lobrede. „Er war — sagt er — seines Ehrenpostens vollkommen würdig: immer in Bewegung, nie müßig, glaube ich, daß sogar im Schlaf sein Geist unabläßig gearbeitet, und stets Mittel zur Ausführung neuer Unternehmungen aufgesucht habe.“ —

Da im folgenden Jahr die französische Armee sehr geschwächt war, so zweifelte Brissac, daß die Stadt Casal,

sal, wegen ihrer Größe und schlechter Befestigung erhalten werden könnte; aber Montluc antwortete hierauf, daß wenn man ihm die Vertheidigung dieses Orts übertragen wolte, er für die Erhaltung desselben einstünde. Der Marschall war eine Zeitlang unschlüßig, ob er diesen Vorschlag annehmen solte, endlich faßte er aber doch Zutrauen zu den Versprechungen unsers Helden, „denn er nahm gerne Vorstellungen an, und pflegte nicht immer, so wie es der Herr von Lautrec ehmals that, seinen Kopf zu folgen."— Der Marschall und Montluc besichtigten hierauf Casal und nahmen alle nöthigen Maaßregeln zur Befestigung dieser Stadt, woran alsdenn auch unser Held sogleich unterstützt von dem Herrn von Guye und dem Baron Chepy, mit unglaublicher Thätigkeit arbeiten ließ. Der eine dieser Officiere führte die Aufsicht über die Arbeiter bey dem einen Thor, so wie der andre bey dem andern, und beyde verließen nicht eher ihre Posten, als bis die Stadt mit Wällen umgeben, und die Graben rund herum fertig waren. „Da lernte ich — sagt Montluc — daß kein Unternehmen zu schwer ist, um es auszuführen, wenn nur alle dabey zur Erlangung des Endzwecks einmüthig zu Werk gehen wolten, und zugleich auch, wie viel ein Haufen Leute vermag, die in allem was sie unternehmen gleich begierig sind, Ehre und Ruhm zu erwerben. Alle Officiere und Gendarmen schonten sich eben so wenig als der geringste unsrer Soldaten. Auch hatte ich in dem Ort so gute Veranstaltungen getroffen, daß kein Stück Brod gegessen und kein Glas Wein getrunken werden durfte, als ordentlich und mit Vernunft."—

Durch die guten Maaßregeln unsers Helden wurde sowohl ein Versuch, den der Feind gegen Albe unternahm, als auch die Einnahme von St. Damien vereitelt. Montluc commandirte zu gleicher Zeit in Casal, Albe und Moncalier; auch mußte er oft die Geschäfte eines Mestre de Camp verrichten, weil Biron, der diesen Posten hatte, vom Marschall öfters nach Hofe geschickt wurde. Montluc hatte also freylich Arbeit genug, aber er that alles freudig und willig; „denn man kann sich glücklich schätzen — sagt er — wenn man seinem König Dienste leisten kann, unter einem General, der nie die Ehre derjenigen schmählert, die sich hervorthun. Herr von Brissac entzog nie einem andern seine Ehre, um sich damit zu bereichen, sondern machte vielmehr dem Könige die Tapferkeit eines jeden bekannt und ihn auf die Verdienste aller seiner Untergebenen, vom größten bis zum kleinsten aufmerksam. Nichts ist schmerzhafter für denjenigen, der sein Leben aus Diensteifer in die Schanze schlägt, als wenn man seinen Namen seinem Fürsten verhehlt, und kein Raub übertrift denjenigen, der auf Kosten der Ehre eines andern verübt wird; indeß giebt es doch Generale genug in der Armee, die sich kein Gewissen daraus machen.“ —

Unter Montlucs Verrichtungen während diesem Feldzuge befand sich auch die Vertheidigung des kleinen Städtchens und Schlosses Bene. Der Graf und die Gräfin, welchen dieser Ort gehörte, waren gut französisch gesinnt, hatten dagegen aber auch alles von dem spanischen General Gonzaga zu fürchten. Das Städtchen war nicht al-

lein

lein schlecht befestiget, sondern litt auch großen Mangel an Lebensmitteln. Aber unsers Helden unablässig thätiger Geist ersetzte alle diese Mängel, und zwang die Spanier alle Hofnung sich diesen Ort zu unterwerfen aufzugeben.

Kurz darauf mußte Montluc, auf Befehl des Marschalls, das Schloß von Courteville recognosciren. Es kam allen Ingenieurs und Artilleristen unbezwinglich vor, weil sie in dem Wahn standen, daß man kein grobes Geschütz würde dahin führen können. Aber Montluc und der Hauptmann Richelieu entdeckten eine Furt durch den vorbeyströhmenden Fluß, durch die das Geschütz und die Truppen durchkommen konnten. Der Marschall wolte anfänglich den ihm deshalb abgestatteten Rapport zwar keinen Glauben beymessen, aber unser Held bestand darauf, daß er sich mit eignen Augen überzeugen und sich daher mit ihm an besagten Ort hinverfügen solte. Der Marschall that es und lief dabey nicht geringe Gefahr, denn die Feinde, die ihn gewahr wurden, machten ein sehr lebhaftes Feuer, woran sich doch die beyden Helden wenig zu kehren schienen, sondern vielmehr darüber miteinander lachten und ihren Spaß trieben. Sobald Brissac indeß von der Gewißheit der Sache unterrichtet war, wurden sogleich alle nöthigen Anstalten vorgekehrt, und in kurzer Zeit war das Schloß in französischen Händen. Montluc hält hier dem Herrn von Brissac nochmahls eine Lobrede und stellt ihn allen übrigen Generalen zum Muster vor. „Lieutenant du Roi - s'écrie-t-il - vous n'avez pas ces grandes charges pour demeurer en votre cabinet; voyez comme

M. de Brissac fit; il ne le falloit pas presser d'aller reconnoître par lui même, mais bien plutot le prier de s'arrêter. Il étoit tout plein de cœur, & non pas de ces bravaches qui font les Rolands, & se rendent au premier coup de matines."

Das letzte Unternehmen in dem Feldzug von 1552 war die Einnahme von Ceva durch den Marschall von Brissac. Montluc that bey derselben Dienste als Maréchal de Camp. Während dieser Zeit wurde er auch vom Könige zum wirklichen Kammerjunker ernannt. Er reiste sogleich von der Armee ab, um Sr. Majestät für diesen Titel, der damahls in weit größerm Ansehen stand, als heut zu Tage, seinen Dank abzustatten. Von da gieng er nach Gascogne, wo er bald nach seiner Ankunft den schönsten und wichtigsten militairischen Auftrag erhielt, der alle andre übertraf, die er während seiner ganzen Lebenszeit bekommen hatte. Dieser bestand in nichts geringerem, als in der Vertheidigung von Siena in Toscana, einer Stadt, die damahls noch eine ganz republicanische Verfassung hatte und von Frankreich gegen die Unterdrückungen des Hauses Medicis in Schutz genommen war. Der Florentiner Peter Strozzi, nachheriger Marschall von Frankreich, commandirte den Rest der französischen Truppen in Italien, und war damahls mit dem Marquis von Marignano, einen der größten spanischen Generale dieses kriegerischen Zeitraums, der die florentinische Armee befehligte, im offenen Kriege begriffen. Zu schwach um zu gleicher Zeit seinem Gegner im freyen Felde Widerstand zu leisten und auch Siena zu beschützen,

schützen, schrieb Strozzi an den König und bat sowohl um eine Verstärkung an Truppen, als auch um brave und geschickte Officiere, die die Vertheidigung besagter Stadt, im Fall sie belagert werden solte, über sich nehmen könnten. Heinrich II. zog sein Conseil darüber zu Rath. Was die Verstärkung an Truppen anbetraf, so konnte man dem General Strozzi nichts mehr als ein deutsches Regiment, dessen Obrister ein Rheingraf war, und zehn französische Compagnien überlassen. In Betracht des Officiers aber, dem das Hauptcommando in Siena anvertraut werden solte, zog der König vorher die Meinung dreyer Personen ein, auf die er das meiste Vertrauen setzte. Diese waren der Herr von Guise, der Marschall von Saint André und der Connetable. Jeder nannte einen Officier, da aber der König Montlucs Namen gar nicht erwehnen hörte, bezeigte er seine Verwunderung darüber. Guise und Saint André gestanden, daß sie sich seiner nicht erinnert hätten, daß aber der Monarch keinen bessern als ihn zur Besetzung der erwähnten Commandantenstelle wählen könnte. „Nun nahm der Connetable das Wort und versetzte: ich taugte nichts zu diesen Posten, weil ich viel zu eigensinnig, verdrüßlich und jähzornig wäre. Der König erwiederte hierauf: er hätte nie weder Jähzorn noch Eigensinn bey mir bemerkt, als bloß nur bey Gelegenheiten, wo ich aus Eifer für die Erhaltung seines Dienstes mich dazu hätte verleiten lassen. Man stritt sich lange herum, und da die Herrn von Guise und St. André sagten, daß Montluc sich in Pirmont sehr gut betragen hätte, und daß ich gesonnen sey, auf das schleunigste mich wieder dahin zu begeben, so wurde der End-

schluß gefaßt, einen Courier an den Marschall von Brissac zu senden, um seine Meynung von mir zu erfahren. —" Brissac antwortete: „Montluc wäre freylich für ihn ein sehr brauchbarer Mann gewesen, weil er seine Fähigkeiten gekannt, und sich derselben auf die rechte Weise zu bedienen gewußt hätte. Indeß müßte er doch gestehen, daß dieser Officier oft äusserst hitzig und überhaupt von einer Gemüthsart wäre, die ihn, seiner Meynung nach, unfähig mache, über ein republicanisch gesinntes Volk, wie die Sieneser wären, zu regieren; „dies — setzte er hinzu — „würde so gut seyn, als wenn man Feuer mit Feuer löschen wolte, und am Ende sicher den Untergang und das Verderben dieses Staats nach sich ziehen, den man nur durch Sanftmuth zu erhalten suchen müßte. —" Der Connetable triumphirte über diese Antwort und folgerte daraus, daß Brissac selbst unsern Helden zuwider sey. Aber der König sah wohl ein, daß alles was der Marschall von Montluc gesagt hatte, bloß in der Absicht geschehen war, um diesen Officier, den er liebte und schätzte, bey seiner Armee zu behalten. Heinrich blieb also fest dabey ihn zum Befehlshaber in Siena zu machen und ertheilte dem Herrn von Montluc einen neuen, eigenhändig unterzeichneten Befehl sich nach Marseille zu begeben, und daselbst einzuschiffen; doch gab er ihm zugleich den Rath, seine gasconische Hitze ein wenig zu mäßigen, weil er sich alsdenn desto besser mit der Denkungsart eines Volks würde vertragen, dessen Regierung er übernehmen solte.

Montluc, der krank geworden und zu Toulouse beynahe gestorben war, machte sich nach der Ankunft des zweyten Königlichen Curiers, der ihn zu Montpellier antraf, ohngeachtet seiner Schwachheit auf den Weg nach Marseille, wo er sich mit den nach Toscana bestimmten Truppen auf den Galeren des Baron de la Garde Paulin einschiffte. Montluc und die seinigen wurden bey ihrer Ankunft im französischen Lager bey Bon=Convento mit offenen Armen empfangen. Unser Held verfügte sich hierauf unverzüglich nach Siena, wo ihn sogleich der Senat und die Bürgerschaft als Gouverneur der Stadt anerkannte. Wenige Tage nachher wohnte er bereits einem blutigen Scharmützel bey, in welchem er sich sehr hervorthat und den Feind zur Flucht nöthigte. Cornelius Bentivoglio, Generalobrister der sienesischen Infanterie war bey diesem Vorfall gleichfalls zugegen, die Sieneser konnten daher von diesem Augenblick an leicht urtheilen, was für einen Mann man ihnen zum Beschützer gegeben hatte. Dem feindlichen General blieb diese Neuigkeit ebenfalls nicht länger unbekannt. Er hatte einen Mann zu Pferde bemerkt, der überall herumjagte, und bald den Franzosen, bald den französischteutschen Truppen, bald auch den Sienesern Befehle ertheilte. Auf seine Frage, wer dieser Mann sey, erhielt er zur Antwort: es wäre Montluc, der neue französische Gouverneur zu Siena. Dieser Name erinnerte ihn zur Genüge, mit welchen Feind er es zu thun hatte. Der Ruf von Unerschrockenheit und hartnäckiger Beharrsamkeit, den Montluc in allen seinen Unternehmungen sich erworben hatte, war dem Marquis von Marignano eben so wenig wie dem Kayser, seinem Herrn, unbekannt geblieben, und

beyde sahen nun wohl ein, daß Siena nicht so leicht zu erobern seyn würde, als man sich es vielleicht vorgestellt hatte.

Strozzi, der jetzt wieder neuen Muth geschöpft hatte, faßte nun den festen Vorsatz, dem Feind eine Schlacht zu liefern. Dies kam ihn um so viel leichter vor, da das feindliche Lager nur hundert Schritte von dem seinigen entfernt war und beyde Heere bloß durch eine kleine Ebene von einander getrennt wurden. Indeß fanden sich doch mehr Schwierigkeiten dabey, als man sich anfänglich vorstellte. Der Marquis von Marignano hatte verschiedene kleine Anhöhen, die sich auf seinem rechten Flügel befanden mit groben Geschütz bepflanzen lassen, wodurch denn sein ganzes Lager so gut bestrichen wurde, daß jeder Angriff, wo nicht vergeblich, doch wenigstens äusserst gefährlich werden mußte. Strozzi erfuhr dieses zur Genüge, da er den feindlichen linken Flügel angreifen ließ, sich aber mit Verlust zurückziehen mußte. Seine Lage wurde indeß bald noch weit übler. Die feindlichen Batterien, die längst den Anhöhen immer näher rückten, tödteten mit jedem Augenblick eine Menge Menschen und Pferde im Lager der Franzosen. Strozzi sah nun wohl ein, daß es das Beste seyn würde, je eher je lieber an einen Rückzug zu denken. Montluc, den er deshalb befragte, war der nehmlichen Meynung, nur hielt er es für das rathsamste es bey Nachtzeit zu thun; dahingegen Strozzi von üblen Rathgebern verführt, durchaus darauf bestand, sich bey Tage und im Gesicht des Feindes zurückzuziehen. Montluc erhielt nun den Auftrag, dem Senat zu Siena diesen Entschluß mitzutheilen und den Sienesern zugleich bekannt zu machen,

daß

daß der französische General gesonnen wäre zu schlagen, im Fall der Feind, wie es sehr wahrscheinlich wäre, Miene machen solte, ihn auf seinem Rückzuge zu beunruhigen. Unser Held entledigte sich dieses Auftrages, so sehr ihn auch Strozzi's eigensinnige Beharrlichkeit schmerzte. Indeß konnte er doch nicht umhin, dem Senat in seiner Rede zu erkennen zu geben, daß er Ursache hätte zu besorgen, daß Strozzi die Schlacht verlieren würde, und man daher auf das schleunigste alle nöthigen Anstalten zur Gegenwehr in Siena veranstalten müßte. Man befolgte unverzüglich seinen Rath, und erwartete nun begierig den Ausgang. Dieser war ganz genau so, wie ihn Montluc vorhergesagt hatte. Das Treffen wurde den 3ten Aug. 1555 geliefert und die französische Armee total geschlagen. Strozzi, der in der Schlacht selbst gefährlich verwundet wurde, floh nun mit dem Ueberrest seines Heers nach Montalcino; zum Glück für ihn wurde er nicht verfolgt. Der Sieger hingegen näherte sich Siena, um diese Stadt zu belagern.

Montluc wurde mitten in seinen Vertheidigungsanstalten aufs neue von einer gefährlichen Krankheit überrascht. Unfähig zu allen fernern Geschäften gab er sogleich dem General Strozzi Nachricht davon, der auch unverzüglich nach Siena eilte, weil er es für nothwendig hielt in eigner Person sich von dem dortigen Zustand zu unterrichten und die angefangenen Veranstaltungen fortsetzen zu lassen. Der Bischof von Siena, dem ein gleicher Eifer zur Rückkehr anspornte, begleitete ihn. Aber nur mit genauer Noth gelang es ihnen in die Stadt zu kommen. Die kleine Bedeckung, die sie bey sich hatten,

wurde vom Feinde angegriffen und auseinander gesprengt; doch hatten der General und der Bischof, beyde gleichsam durch eine Art von Wunder das Glück, ihren Händen zu entkommen und die Thore von Siena zu erreichen.

Strozzi hielt sich einen ganzen halben Monat in dieser Stadt auf. Durch sein Zureden wurde der sehr gesunkene Muth der Einwohner wieder aufs neue belebt; auch hatte er das Vergnügen noch vor seiner Abreise unsern Helden ausser Gefahr zu sehen. Er ließ ihn in einem Zustand zurück, der freylich noch einige Schonung erforderte, ihn aber doch nicht mehr hinderte, aus seinem Zimmer und von seinem Bette die nöthigen Befehle zu ertheilen, und sich selbst mit den Senatoren über die besten Mittel zur Erhaltung der Stadt zu berathschlagen. Eine der ersten Veranstaltungen, die er traf, war, daß man mit den vorräthigen Lebensmitteln so haushälterisch, als nur irgend möglich, umzugehen anfieng. Er setzte deshalb, mit Zuziehung des Raths der Stadt, ein Reglement auf, welches aber doch nicht eher in Vollziehung gebracht wurde, als bis Strozzi mit gleicher Gefahr und gleichem Glück, als er gekommen war, sich wieder nach Montalcino zurückbegeben hatte. Diesem Reglement zufolge wurde die tägliche Ration Brod, die jeder Soldat empfieng, auf ein Drittheil herabgesetzt. Die deutschen Truppen von der Besatzung, die an gute und hinlängliche Kost mehr gewöhnt waren, als die Franzosen und Italiäner, zeigten das größte Mißvergnügen über diese Einrichtung. Montluc sahe sich daher genöthiget, ihnen durch einen Dolmetscher sagen zu lassen, daß er denjenigen, die den Nutzen ihres Bauchs,

dem

dem Nutzen ihrer Ehre vorzögen, erlauben wolte, die Stadt zu verlassen. Dieses entschlossene Betragen brachte in der That die Murrenden zum Schweigen, besonders da unser Held ihnen versprach, nach Frankreich zu schreiben, dem Könige die in Siena herrschende Noth vorzustellen, und demselben um schleunigen Beystand und Hülfe anzuflehen.

Der Marquis von Marignano eilte eben nicht sehr mit einem förmlichen Angriff auf die Stadt, sondern begnügte sich bloß ihr alle Zufuhr an Lebensmitteln abzuschneiden. An diesem Betragen war vielleicht der damalige Gesundheitszustand des Generals Schuld, denn er litt sehr an den heftigsten Schmerzen einer podagraischen Krankheit. Indeß fielen doch täglich verschiedene kleine Scharmützel zwischen den Belagerten und Belagerern vor: In einem dieser Gefechte gerieth der Marquis in große Lebensgefahr. Er hatte sich, ohngeachtet seines noch immer fortdaurenden Uebels, auf einem Sessel, nach einem verfallenen, unweit der Stadt gelegenem Hause bringen lassen, von wo er dem Gefechte zusehen konnte, Da die Belagerten unaufhörlich mit ihrem groben Geschütz nach dieser Seite hinfeuerten, so wurde die alte Mauer des Hauses bald niedergeschossen. Es fehlte nicht viel, daß der Marquis unter ihrem Einsturz nicht mit begraben worden wäre. Von diesem unverhoften Ereigniß erschreckt, vergaß er alle Schmerzen, und floh von dieser gefährlichen Stelle so schnell als möglich. Die Folge hievon war, daß er von Stund an, von seinem Podagra befreyt wurde. Diese wunderbare Art, wodurch er seine Gesundheit wieder erhielt, versetzte ihn in eine so gute Laune, daß

er

er es für seine Schuldigkeit erachtete, unserm Helden dafür danken zu lassen. Er schickte daher einen Trompeter nach Siena ab, mit dem Auftrag, dem französischen Oberbefehlshaber sein Abentheuer umständlich zu erzählen, und demselben, in seinem Namen verschiedene mit vortreflichen Wein angefüllte Körbe, eine junge Ziege, und einiges Wildpret zu überreichen, mit dem hinzugefügten Anerbieten, daß wenn Montluc Aerzte zur Wiederherstellung seiner Gesundheit von nöthen hätte, der Marquis solche, sie möchten aus Florenz, Rom, oder auch selbst aus Frankreich kommen, gerne und ungehindert passiren lassen würde. Unser Held ließ dem Marquis für seine Höflichkeit Dank sagen und ihm zu seiner Wiedergenesung Glück wünschen; was aber die Aerzte beträfe, setzte er hinzu, so bedürfe er keine, weil er schon von selbst wieder besser geworden sey. Der Trompeter wurde hierauf an den Marquis mit einigen Gegengeschenken, die aber nicht, wie die überbrachten, aus Lebensmitteln, mit welchen man in der Stadt sehr haushälterisch umgehen mußte, bestanden, wieder zurückgeschickt.

Montluc zweifelte nicht im geringsten, daß alle diese Höflichkeitsbezeugungen nur erkünstelt wären, um neue Entwürfe von Angriff und Ueberfall desto besser darunter zu verbergen, und daß er sich in dieser Meynung nicht betrog, zeigte der Erfolg nur gar zu deutlich. Mit nicht weniger Grund besorgte er, daß ein gewisser Hauptmann Saint-Aubai der äusserst nachläßig war und gerne bis an den hellen Morgen schlief, durch seine Faullenzerey Ursache zu einem neuen der Stadt betreffenden Unfall werden könnte. In der Th-

erei,

ereignete es sich, daß am Weyhnachtsmorgen, da dieser Hauptmann im Fort Camolia die Wache hatte, und seinen Dienst nach gewöhnlicher Art äusserst nachläßig verrichtete, der Feind das Fort sowohl als die Citadelle der Stadt mit stürmender Hand angriff. Die Eroberung des Forts wurde um so viel leichter, da alle darin befindlichen wachhabenden Soldaten, nach dem Beyspiel ihres Hauptmanns sich dem Schlaf überlassen hatten. Zwar kamen nur wenige vom Feinde hinein, weil die Leitern theils zu kurz waren, theils auch unter der Last der Heranklettenden zerbrachen; aber diese kleine Anzahl war doch hinreichend, um die überraschte, noch schlaftrunkene Besatzung so in Furcht zu setzen, daß sich alle über Hals über Kopf aus dem Fort zu retten suchten. Die in der Stadt, welche das Lerm gehört hatten, ergriffen schnell die Waffen und eilten dem Fort zu, wo sie in dem nehmlichen Augenblick, da die Garnison es verließ, ankamen. Dieser Umstand vermehrte nur noch das Gedränge und die Verwirrung. Montluc, der Hauptmann Charry, sein Lieutenant, und Bentivoglio, eilten gleichfalls herbey. Die Dunkelheit — denn noch war der Tag nicht angebrochen — verursachte, daß man sich im Fort mit einander herumraufte, ohne zu wissen, mit wem man es zu thun hatte. In der Citadelle, wo ebenfalls einige feindliche Soldaten, deren Stärke und Anzahl man aber nicht wissen konnte, eingedrungen waren, war es der nehmliche Fall. Montluc hatte einige angezündete Fackeln herbeybringen lassen, die zwar alles rund herum erhellten, aber die Thore waren doch viel zu eng und zu sehr mit Menschen angefüllt, als daß man schleunig genug mit dem Feind handgemein werden konnte. Mit-

ten in dieser Verwirrung wurde Montluc den Hauptmann Saint-Auban gewahr. Dieser Mann befand sich in der äussersten Unruhe und voll Verzweiflung, daß er sich im Bette hatte überfallen lassen, denn ungeachtet seiner Faullenzerey war er doch äusserst brav, und voll Gefühl für die Ehre. „Hauptmann" — rief ihm Montluc mit einem derben Fluch zu — „Du bist es, der beynahe das Verderben und den Verlust der Stadt bewirkt hat; dir gebührt es nun auch, wieder der erste zu seyn, der das Fort betritt." — Mit diesen Worten stieß er ihn gegen das Thor zu. Saint-Auban ließ es sich nicht zweymal sagen; mit dem Degen in der Faust drang er von seinen Soldaten begleitet ins Fort, ließ beym Licht einiger angezündeten Fackeln, alle feindliche Krieger die er gewahr wurde, niederhauen, und behauptete sich um sowohl in seinem Posten, daß alle erneuerten Versuche des Feindes gänzlich vereitelt wurden. Das nehmliche that Montluc, ohngeachtet er von seinem ausgestandenen Krankenlager noch äusserst schwach war, in der Citadelle. Alles was man vom Feinde vorfand, mußte über die Klinge springen, und durch ein eben so lebhaftes als wohl dirigirtes Feuer aus dem groben Geschütz wurden alle, die von aussen noch hineinzukommen suchten, ebenfalls zurückgetrieben. Der Marquis sahe sich also eben so geschwind als er gekommen war wieder zum Rückzug genöthiget. Die Belagerer verlohren bey diesem Vorfall fünf bis sechshundert Mann, dahingegen die Belagerten nicht über funfzig Mann an Todten und Verwundeten einbüßten.

Dem Marquis von Marignano vergieng nun alle Lust ferner ähnliche Versuche zu wagen. Dagegen faßte er

einen Entschluß, der ihm die Unterjochung von Siena weit sichrer versprach, indem er diese Stadt von nun an bloß durch Hunger zur Uebergabe zwingen wolte. Mit dem innigsten Kummer mußte Montluc zusehen, daß der Feind dieses Mittel wirklich anwendete; ein Uebel gegen welches er mit all seiner Tapferkeit nichts ausrichten konnte. Dem allen aber ohngeachtet fühlte er nur zu sehr, wie nöthig es sey, in dieser mißlichen Lage gleichgesinnt zu bleiben, und nicht den Muth zu verlieren. Die Stadt war mit Menschen angefüllt, die Elend und ein langes gezwungenes Fasten ganz ausgemergelt und entstellt hatten. Der Gouverneur war nicht weniger entkräftet als sie, aber diese Schwäche war eigentlich nur die Folge seiner eben ausgestandenen heftigen Krankheit, der vielen Arzneymittel, die er hatte nehmen müssen, und einer langsamen Genesung. Um nun den Sienesern wieder aufs neue Muth einzuflößen, gerieth er auf den Einfall, sich weit frischer, gesunder, muntrer und stärker anzustellen, als er es in der That war; und dieser Schein solte sich sogar bis auf seinen Anzug erstrecken. Doch es ist besser, wenn wir ihn alles, was er hievon sagt, selbst erzählen lassen.

„Ich ließ mir Beinkleider von karmosinrothen Sammet reichen, die ich zu Albe getragen hatte, und die mit goldnen Passementen besetzt, stark ausgeschnitten waren, und gut aussahen; denn zur Zeit, als ich mir sie machen ließ, war ich verliebt. Wir lebten damals in unsrer Garnison müßig und hatten nichts zu thun, als unsre Tage den Damen zu weihen. Ich nahm hiezu ein Brusttuch von eben der Beschaffenheit, und ein offnes Hemde von Karmosinseide, mit

Goldfäden reich durchzogen. (Zur damaligen Zeit trug man die Hemden am Halse etwas umgeschlagen.) Ferner nahm ich ein Collet von Büffelsleder und ließ mir meinen Waffenkragen, der stark vergoldet war, anlegen. Meine Leibfarben waren grau und weiß, die ich aus Liebe für eine Dame trug, deren Aufwärter ich in jener Mußezeit war; auch hatte ich noch einen grauseidnen Hut, nach deutscher Sitte aufgestutzt, mit einem starken silbernen Hutschnur, (Cordons) und mit silberfarbigten Reiherfedern. Die Hüte der damaligen Zeit waren nicht so groß als heutzutage. Alsdenn zog ich einen Rock an, von grauen Sammet, besetzt mit zwey Finger breit von einander stehenden schmalen silbernen Tressen und gefüttert mit silberstückenem Zeug, welches zwischen den Tressen ausgeschnitten war. Diesen Rock pflegte ich in Piemont über meine Rüstung zu tragen. Auch hatte ich noch zwey kleine mit griechischen Wein angefüllte Fläschgen, ein Geschenk des Cardinal von Armagnac, womit ich mir die Hände rieb, und das Gesicht so lange wusch, bis es über und über roth wurde. — Als ich mich nun im Spiegel besah, so schwöre ich's euch zu, daß ich mich selbst nicht kannte und daß es mir vorkam, ich wäre noch in Piemont, und eben so verliebt wie damals. Ich konnte mir hiebey des Lachens nicht enthalten, denn mir kam es vor, als ob Gott der Herr mir mit einemmal ein ganz andres Gesicht gegeben hätte."

„Die, so mich zuerst in diesem Aufzug erblickten, fiengen laut zu lachen an. Ich gieng stolz in dem Saal herum, und that dabey patziger, als vierzehn andre hätten thun

kön

können; und doch war ich noch so schwach von meiner Krankheit, daß es nicht in meiner Gewalt stand, ein einziges Huhn umzubringen. Der Rheingraf, der mit seinen Hauptleuten dazu kam, wurde mich kaum gewahr, als er so stark zu lachen anfieng, daß ihn die Thränen in die Augen traten; aber ich ergrif ihn beym Arm und sagte: Was, Herr Oberster, denken Sie ich bin der Montluc, der täglich, wie ein Sterbender durch die Straßen schleicht? Nein, nein, der ist wirklich todt, und ich bin ein andrer Montluc. Nachdem ich ihn aber durch einen Dollmetscher alles eben erwähnte hatte erklären lassen, äusserten er sowohl als seine Hauptleute darüber ganz ausserordentliche Bestürzung."

Indeß wurde man bey Montlucs Eintritt in dem versammleten Senat bald gewahr, wohin diese Comödie abzwecken solte. Man erkannte ihn anfänglich nicht; aber er kehrte sich an nichts, gieng gerade auf den ihn bestimmten Sitz zu, setzte sich nieder, und redete die Senatoren in italiänischer Sprache an. Gleich anfänglich sagte er ihnen, er wüßte recht gut, daß einige von ihnen an Uebergabe gedächten, weil die Ungemächlichkeiten der Belagerung ihnen allen Muth geraubt hätten. Sie gründeten sich darauf, daß er, der doch ihr Anführer und Vertheidiger seyn solte, selbst so krank und entkräftet wäre, daß er eben so wenig für sich seine Pflichten thun, als andre zur Ausübung der ihrigen würde ermuntern können; Er wolte also um sie vom Gegentheil zu überführen, sich ihnen persönlich zeigen, und ihnen augenscheinlich beweisen, daß der Eifer für ihren

Dienst ihm neue Kräfte verliehen hätte, und daß noch Mittel genug vorhanden wären, ihre Freyheit lange Zeit zu vertheidigen. Nun erinnerte er sie an den letzten Sturm, und wie wenig er bey demselben seine Person geschont hätte, ohngeachtet seines damahls noch sehr kränkelnden Körpers. „Ich will — setzte er hinzu — weiter nichts erwehnen, als was sie mit Augen gesehen haben; ich bin kein spanischer Prahlhans, sondern ein Franzose, und was noch mehr ist, ein Gasconier, das heißt: aus einer Provinz Frankreichs, welche die freymüthigsten und freyesten Leute hervorbringt" — Er schloß mit der Ermahnung, daß jeder feyerlich seine Hand gen Himmel emporheben und schwören solte, die Stadt bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Sie thaten es, und ihrem Beyspiel folgten einmüthig alle sienesische, französische und deutsche Soldaten; „und so gieng denn alles einige Tage lang gut." —

Um das gemeine Volk zu beschäftigen, ließ Montluc nun an Ausbesserung der Festungswerke arbeiten, und alles, was nur die Hände rühren konnte, sogar die Weiber nahmen eifrigen Antheil daran. Auch hatte er in jedem Quartier der Stadt Wachen ausgesetzt, die sich im Nothfall sogleich einander unterstützen konnten, so daß alle wehrhafte Leute in wenig Augenblicken unter Waffen waren. Selbst von draussen bediente er sich verschiedener Spione, die sich ins feindliche Lager schlichen, und ihn von allem was da vorgieng unverzüglich Nachricht ertheilten. Bey allen diesen vortreflichen Anstalten wurden indeß die Lebensmittel mit jedem Tage knapper zugeschnitten und die Erhaltung

der-

derselben immer mehr und mehr erschwert. Der feindliche General blieb seinem Plan getreu, indem er keinen Angrif mit offenbarer Gewalt mehr unternahm, sondern sich bloß begnügte, der Stadt alle Zufuhr abzuschneiden, und sie so eng einzuschließen, daß nichts weder herein noch herauskommen konnte. Bey sogestalten Umständen sah sich also der Gouverneur gezwungen, zur Abstellung des äussersten Mangels ganz ausserordentliche Maaßregeln zu nehmen. Die in der Stadt befindlichen deutschen Truppen, waren noch immer diejenigen, die über den Mangel an Nahrungsmitteln, die meisten Klagen führten. Um nun einen Aufruhr zuvor zu kommen, der, wie er wohl merkte, nicht weit mehr entfernt seyn konnte, hielt er es fürs Beste, sich von ihnen aufs baldigste loszumachen. Zwar hatte er schon zu verschiedenenmahlen bekannt machen lassen, daß allen Soldaten, die nicht länger Hunger und die mit einer Belagerung verknüpften Mühseligkeiten ertragen wolten, es frey stehen solte, die Stadt zu verlassen. Aber kein einzelner Soldat wolte es wagen, weil man wohl wußte, daß man sie im feindlichen Lager nicht als Ueberläufer aufnehmen würde. Es blieb also unserm Helden nichts weiter übrig, als sich des ganzen Haufens auf einmahl, so gut wie es nur angehen möchte, zu entledigen, und diesen Plan führte er folgendergestalt aus.

Er gab dem General Strozzi, der noch immer mit dem Ueberrest seines Heeres bey Montalcino stand, von seinem Zustande und dem gefaßten Vorhaben Nachricht. Zugleich ersuchte er ihn, an den Rheingrafen, den Obersten

des in Siena stehenden deutschen Regiments zu schreiben, und ihn Befehl zu ertheilen, mit seinen unterhabenden Truppen sobald als möglich, zu ihm zu stoßen, weil er solche zu einer bevorstehenden Unternehmung von Wichtigkeit, höchst nöthig brauchte. Strozzi gab diesem Vorschlag Beyfall, schrieb auf die vorgeschriebene Weise, und die des Hungerlebens längst müden Deutschen waren vollkommen damit zufrieden. Um ihnen nun Gelegenheit zu verschaffen, ohne sehr beträchtlichen Verlust und zu großer Gefahr aus der Stadt fortzukommen, that Montluc mit dem größten Theil der Garnison einen Ausfall auf eins der feindlichen Quartiere. Die Verwirrung und Unordnung in demselben war um soviel größer, da man sich keines Angriffes vermuthend war. Während dem nun die übrigen feindlichen Truppen dem angegriffenen Quartier zur Hülfe eilten, drang das deutsche Regiment ungehindert durch die auf einen Augenblick unbesetzt gebliebenen Posten, ließ bald die Linien des feindlichen Lagers hinter sich zurück und kam auf diese Weise wohlbehalten im Lager zu Montalcino an. Montluc aber auf erhaltene Nachricht davon zog sich ungesäumt wieder mit den Seinigen nach der Stadt zurück.

Doch die Erleichterung, die dieser Abzug den Sienesern brachte, war von keiner langen Dauer. Montluc wurde bald gewahr, daß ungeachtet der verminderten Besatzung, doch noch nur gar zu viel Mäuler für den wenigen vorhandenen Mundvorrath in der Stadt wären. Er faßte daher den in der That grausamen Endschluß, den nur bloß die äusserste Noth einigermaßen rechtfertigen konnte,

alle zur Gegenwehr untüchtigen Leute mit Gewalt aus der Stadt zu jagen. Man wird leicht einsehen, daß in einer großen republicanischgesinnten und regierten Stadt es eben so schwer werden mußte, diesen Plan annehmlich zu machen, als ihn auszuführen. Demohngeachtet that Montluc dem Senat diesen Vorschlag, so hart er ihm auch selbst, nach seinem eignen Geständniß vorkam. Mit Schauer und Abscheu hörte die ganze Versammlung einen Vortrag an, dem zufolge man von ihnen verlangte, daß sie sich entschließen sollten, ihre Eltern, Weiber und Kinder aus der Stadt zu schicken und allerWahrscheinlichkeit nach sie dem unausbleiblichem Verderben zu überliefern. Auf ihre Einwendungen dagegen, antwortete Montluc bloß die schauderhaften Worte: „Seyd ihr nicht alle entschlossen, euch unter den Trümmern eurer Vaterstadt begraben zu lassen? Wohlan denn! kommen diese Unglücklichen nicht ohne euch um, so kommen sie doch mit euch um; laßt ihr sie aber allein umkommen, so bleibt für euch noch Rettung übrig." — Traurig senkten sich die Blicke der Senatoren zur Erde. Eine düstre Stille herrschte durch den ganzen Saal. Endlich brach man das Stillschweigen und bat dem Gouverneur es dem Rath zu erlauben, daß er einige Stunden lang frey und ungehindert sich über einen so wichtigen Vortrag berathschlagen dürfte. Dies dauerte lange und endigte endlich damit, daß Montluc auf einen ganzen Monat lang zum unumschränkten Dictator der Stadt einstimmig gewählt wurde; ein Beweiß, bis zu welchen Grad bereits die Verzweiflung und die Schwäche der Sieneser gestiegen war. Vier Rathsherren verfügten sich sogleich zu ihm, um ihn

seine Erhebung zu dieser neuen Würde bekannt zu machen. Montluc weigerte sich keinen Augenblick den ihm zugedachten Ehrenposten anzunehmen, bezeigte aber doch auch zu gleicher Zeit den Deputirten, wie leid es ihm um diejenigen thäte, die er nun zu verbannen gezwungen wäre. Sogleich wurde allen Bürgern in Siena das ihnen bevorstehende Unglück bekannt gemacht. Der Pöbel gerieth anfänglich darüber in die äusserste Wuth, und jeder schien entschlossen zu seyn, die Seinigen bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Aber die durch die ganze Stadt in allen Strassen vertheilten unter Gewehr stehenden Soldaten machten bald daß ihr Muth sank. Ein jeder überließ sich nun dem lebhaftesten Schmerz. Eine Menge Greise, Weiber und Kinder, durch gemeinschaftliches Unglück miteinander vereiniget, eilten nach dem Rathhause, um ihre Obern, mit welchen sie zum Theil durch die genauesten Bande des Bluts und der Anverwandschaft verknüpft waren, um Hülfe anzuflehen. Aber alles war da wüste und leer; denn die Magistratspersonen hatten sich nach Hause verfügt und sich versteckt, um nur nicht Zeugen von Klagen zu seyn, denen sie doch nicht mehr abhelfen konnten. Haufenweise stürzten sie sich nach den Häusern der Senatoren und schrieen mit lauter Stimme um Schutz und Barmherzigkeit. Aber niemand gab ihnen Antwort, kein einziger ließ sich sehen, der ihnen Trost zusprach. Ihr Schmerz verdoppelte sich. Verlassen von allen, von welchen sie Beystand und Hülfe erwartet hätten, umarmte seufzend einer den andern. Einige warfen sich auf die Erde, mit allen Merkmalen der heftigsten Verzweifelung. So kam endlich der ganze Zug

vor

vor dem Hause des Gouverneurs an, der sich eben damit beschäftigte, eine Liste von allen denjenigen zu verfertigen, die aus der Stadt herausgeschaft werden solten, und deren Anzahl sich bereits auf mehr als viertausend, vierhundert Personen belief.

So sehr Montluc auch sein Herz gegen alle Empfindungen des Mitleids zu verhärten gesucht hatte, so überlief ihn doch ein kalter Schauer bey dem Anblick dieser zahllosen Menge unglücklicher Menschen, die er der allgemeinen Noth aufzuopfern sich gezwungen sahe. In dem nehmlichen Augenblick, da er aus dem Hause trat, streckten ihm alle diese Elenden ihre Hände entgegen und flehten ihn um Erbarmen an. Viele warfen sich sogar mit dem Gesicht auf dem Steinpflaster, ihn in den Weg. Die Weiber zeigten ihm ihre Kinder; junge Leute, die für sich selbst nichts zu fürchten hatten, suchten sein Mitleid gegen ihre Eltern rege zu machen. Mitten unter allen diesen rührenden Gruppen stand Montluc eine geraume Zeitlang in seinem Innersten erschüttert und unbeweglich. Lange konnte er sich nicht entschließen die fatale Liste hervorzuziehen und ablesen zu lassen. Die Senatoren der Stadt, die er ersucht hatte, dieses traurige Geschäfte über sich zu nehmen, weigerten sich einmüthig. Keiner wolte etwas damit zu schaffen haben, und alle ertheilten zur Antwort: Einzig und allein dem Krieger gebühre die Ausübung der Kriegsgesetze. Montluc behielt einen Haufen der bravsten und ihm am meisten ergebensten Soldaten bey sich; die übrigen schickte er alle auf die Wälle, mit dem Verbot, daß

keiner

keiner von ihnen bey Lebensstrafe sich unterstehen solte, irgend einen Bürger, er möchte seyn wer er wolte, zu erlauben, daß er sich den Mauern oder den Thoren der Stadt näherte. Hierauf ließ er die Liste ablesen.

Einem jeden Namen folgte, sobald er ausgesprochen wurde, ein lautes Wehklagen nach. Verschiedene dieser Unglücklichen flüchteten sich in die Häuser, in die Keller, ja sogar in die heimlichen Gemächer der Stadt. Aber überall wurden sie von den Soldaten aufgespürt und zu ihren Unglücksgefährten zurückgebracht. Endlich erschien der zu ihrer Fortschaffung bestimmte Augenblick. Montluc befahl nun alle Thüren und Fenster der Häuser zu verschliessen, und verbot den zurückbleibenden Einwohnern auf das strengste sie zu öfnen. Er wolte dadurch einen Theil ihrer Leiden mildern; aber die Klagen und das Geschrey ihrer Lieben durchdrang die Mauern. Verschiedene Bürger stiegen, des Verbots ungeachtet, auf die Dächer ihrer Häuser, und riefen den ihnen Vorbeyziehenden ein trauriges Lebewohl nach. Diese armen Leute, von Thränen beynahe erstickt, giengen mit zur Erde gesenkten Häuptern, und beobachteten meistentheils ein düstres Stillschweigen. Aber bey ihrer Ankunft am Stadthor, flossen ihre Thränen wieder aufs neue, und ihre Klagen erschallten lauter als jemahls. Alle warfen sich auf die Erde nieder, um, wie sie sagten, noch zum letztenmal den väterlichen Staub aufzuküssen. Endlich trieben die hartherzigen Soldaten sie zum Stadtthor heraus, welches gleich hinter ihnen wieder verschlossen wurde. Der ganze Haufen verbreitete sich jetzt über das

Feld;

Feld; jeder suchte begierig einen vom Feinde unbesetzten Winkel auf, um sich dadurch zu retten. Aber der von ihrer Ausstossung unterrichtete Marquis von Marignano hatte seine ganze Armee unter Gewehr treten lassen, und ihnen überall den Weg verlegt. Bey ihrer Annäherung ließ er sogleich auf sie Feuer geben, und so wurden diese unglücklichen Schlachtopfer wieder bis unter die Wälle der Stadt zurückgetrieben.

Diese grausame Behandlung hatte bloß zur Absicht, dadurch einen allgemeinen Aufruhr in der Stadt zu erregen. Aber aller Zugang zu den Wällen war den Bürgern untersagt; alle Gefahren und all der Ungemach, welchen ihre Angehörigen vor der Stadt ausgesetzt waren, blieben ihnen daher zum Theil unbekannt. Diese brachten ganze acht Tage lang draussen auf dem Glacis zu, wo sie sich von Graß und Kräutern kümmerlich ernährten. Einigen wenigen von den Mannspersonen, die noch am wenigsten entkräftet waren, glückte es endlich, sich durch die feindliche Postirungen durchzuschleichen und zu entkommen. Junge Weiber und Mädchen die einigermaßen schön waren, reizten die Begierde der feindlichen Soldaten, überließen sich ihren Wünschen und wurden auf diese Weise dem Hungertode entrissen, welchen alle diejenigen, die ihre Ehre dem Leben vorzogen, sterben mußten. Eben dieses jämmerliche Schicksal traf auch die Kinder und alle alten, abgelebten und kraftlosen Leute. Der Gestank, den diese Menge todter Körper verursachte, verpestete rings umher die Luft, und war die Urquelle tödtlicher Krankheiten, sowohl in der Stadt, wie im

Lager.

Lager. Das auffallenste bey dieser ganzen schrecklichen Begebenheit ist, daß Montluc, nachdem er dem Senat von seinem Verfahren Bericht abgestattet hatte, noch einigermaßen gelobt zu werden verlangte. Er endigt die Erzählung dieser gräßlichen Scenen mit der barbarischen Maxime: „In unserm Handwerk muß man oft grausam seyn, wenn man gegen den Feind seinen Zweck erreichen will." —

Montluc glaubte freylich nicht, daß das Verderben dieser Unglücklichen allein die Stadt retten würde; aber wenigstens gewann er doch dadurch Zeit und verlängerte den Vorrath an Lebensmitteln. Weit mehr rechnete er auf das bald eintreffende schlimme Wetter und die damit verknüpften Beschwerlichkeiten. Der Monat März näherte sich; dies ist die Jahrszeit, wo in Toscana viel Regen und Schnee zu fallen pflegt. Hielt nun das üble Wetter nur acht bis zehn Tage an, so war er überzeugt, daß der Feind, der den ganzen Winter über in der umliegenden Gegend von Siena gelagert gestanden hatte, in eine sehr mißliche Lage gerathen müßte. Ihr Lager würde alsdenn sicher überschwemmt und sie zum Abzuge genöthiget worden seyn. Doch alle diese Hofnungen, womit sich unser Gouverneur schmeichelte, blieben unerfüllt. Der ganze Monat März verstrich, ohne daß der Feind gezwungen wurde sein Lager aufzuheben. Während dieser Zeit war der Marquis von Marignano bemüht, sich in der Stadt Anhänger zu erwerben, Mißtrauen gegen einander unter dem Adel zu erregen, und den ganzen Adel dem gemeinen Volk verdächtig zu machen. Montluc behauptet, er habe alle diese geheime

ne Anschläge und Verbindungen entdeckt und aufgeklärt, und verschiedene Schuldige arretiren lassen, die ihr ganzes Vorhaben aussagen mußten, die er aber, um sich beym Volk nicht völlig verhaßt zu machen, am Ende doch alle wieder laufen ließ.

Die Hungersnoth hatte indeß so überhand genommen, daß die dadurch aufs äusserste gebrachten Sieneser nichts sehnlicher wünschten, als mit dem Feind recht bald eine Capitulation auf die bestmöglichsten Bedingungen zu treffen. Montluc ließ sie machen was sie wolten, er behielt es sich bloß vor ihnen mit seinem Rath beyzustehen; doch vermied er sorgfältig den Schein, als ob er im geringsten Antheil daran hätte. Der Marquis, der die Folgen der schlimmen Jahreszeit fürchtete, ließ sich bey Bestimmung der Capitulationspuncte ziemlich billig finden. Montluc erfuhr endlich, daß alles abgeschlossen war, und der Marquis ersuchte ihn einen Officier ins Lager zu schicken, dem man alles, was die Garnison beträfe, mittheilen könnte. Unser Held ernannte also zu seinen Abgeordneten den Obristen Bentivoglio und den Hauptmann Charry. Der feindliche General erklärte ihnen, man wäre zum voraus übereingekommen, daß alle italiänische und französische Truppen, die bisher in der Stadt gestanden hätten, unangetastet, mit klingendem Spiel, fliegender Fahne und mit all ihrem Gewehr, Rüstung und Bagage abmarschiren solten. Es wäre aber nöthig, setzte er hinzu, daß die Besatzung selbst in diesen Punct willigte, und ihre Anführer die getroffene Capitulation unterschreiben möchten. Charry, der von unserm

seinem Helden auf jeden Fall Verhaltungsbefehle erhalten hatte, antwortete hierauf: Daß der in Siena befindliche Oberbefehlshaber der französischen Truppen, noch nie seinen Namen unter irgend eine Art von Capitulation gesetzt habe; daß übrigens, wenn die Sieneser ihre Stadt übergeben solten, er solche mit seinen Truppen zwar verlassen, aber doch auf keinen Fall unterzeichnen würde, weil er dadurch den König, seinem Herrn, am besten überzeugen könnte, daß der Ort nicht durch seine Schuld übergegangen sey. Der Marquis schien über diese Widersetzlichkeit äusserst erstaunt zu seyn; doch bestand er steif und fest darauf und sagte: Er selbst habe in seinem Leben mehr als eine Stadt, nach möglichst standhafter Gegenwehr, übergeben müssen, und daß ihm der Kayser, sein Herr, niemahls darüber Vorwürfe gemacht hätte. Dem aber ohngeachtet blieb Montluc unveränderlich bey seinem Endschluß und nach mehrern vergeblichen Versuchen hörte man endlich gänzlich auf, ferner wegen der Unterzeichnung in ihn zu dringen.

Auch noch auf einen andern Artikel der Capitulation bemühte sich unser Held die Sieneser äusserst aufmerksam zu machen. Dem zufolge solte es jedem Sieneser, von welchem Stand und Gewerbe er auch seyn möchte, sowohl Männern, Weibern, als Kindern völlig freystehen, die Stadt zu verlassen, oder auch in derselben zu verbleiben; doch solten alle Verbannten und alle Rebellen gegen den Kayser und den Großherzog von Florenz hievon ausgenommen seyn. — „Ihr lauft Gefahr — sagte Montluc — entweder euer

Leben

Leben zu verlieren, oder doch wenigstens eurer Freyheit der unbedingten Gnade des Ueberwinders zu überlassen. Ihr habt alle ohne Unterschied und einmüthig die Franzosen zu eurem Beystand herbey gerufen, und eure Thore vor den Truppen des Kaysers und des Großherzogs verschlossen; geht ihr nun diesen Artikel ein, so wird man euch zuverläßig alle miteinander als Strafwürdige und ihrer Schuld überwiesene Verbrecher behandeln, und unter euch, ohne den geringsten Unterschied die Schlachtopfer aufsuchen, die man der Rachsucht zu opfern willens seyn wird." — Die Sieneser fühlten die ganze Stärke dieser aus der Natur der Sache entlehnten Folgerungen. Sie schickten daher unverzüglich die Capitulation an den feindlichen General zurück, und ließen ihm sagen, daß sie solche nicht unterzeichnen würden, woferne er nicht zuvor auf die Erfüllung besagten Artikels Verzicht gethan hätte. Der hierüber sehr aufgebrachte Marquis, machte Miene, die Feindseligkeiten wieder von neuem anzufangen; aber Montluc, der es sogleich erfuhr, ließ augenblicklich die Stadtthore wieder schließen, und aller Orten, wo es nothwendig war, das grobe Geschütz wieder aufführen. Dieser Anblick besänftigte den Zorn des Marquis, und er willigte endlich ein, die Capitulation mit Auslassung des obigen Artikels zu unterzeichnen und unterzeichnen zu lassen *).

Von

*) Die Capitulation ward im Namen des Kaisers aufgesetzt, und der verband sich die Republik Siena in den Schutz des Reichs zu nehmen. Er versprach ferner, die Stadt bey allen

Von diesem Augenblick an war es völlig gewiß, daß die Stadt von allen fremden Truppen geräumt werden mußte, welches denn auch den 21sten April 1555 geschah, nachdem sie eine Belagerung von neun Monaten und sechsundzwanzig Tagen ausgehalten hatten. Eine große Anzahl Bürger zogen mit ihren Weibern und Kindern mit der französischen Besatzung zugleich fort. Der Marquis von Marignano hielt ganz genau sein gegebenes Wort, dem zufolge niemand weder geplündert noch auf irgend eine Weise beleidiget werden sollte. Sie wurden vielmehr von seinen Soldaten auf das höflichste behandelt, die sie unterwegens mit Lebensmitteln versorgten, womit sie vollkommen bis Montalcino oder doch wenigstens bis an die ersten Postirungen der kleinen Armee des Herrn von Strozzi auskommen konnten. Montluc speiste zu Mittage bey dem Marquis von Marignano, doch nahm er nur wenig zu sich, aus Furcht seinen äusserst geschwächten

Ma-

len ihren alten Freyheiten zu erhalten, dem Magistrat eine völlige Ausübung seiner ehemaligen Gewalt zu erlauben, und den Bürgern einen ungestörten Besitz ihrer Vorrechte, und ihres Eigenthums zu versichern. Auch bewilligte er die weitläuftigste und uneingeschränkteste Verzeihung für alle, die die Waffen gegen ihn getragen hatten. Sich selbst behielt er das Recht vor, eine Besatzung in die Stadt zu legen, doch verband er sich, die Citadelle ohne Einwilligung der Bürgerschaft nicht wieder befestigen zu lassen. *Montluc* und die Seinigen erhielten, (wie bereits oben erwähnt worden) die Erlaubniß mit allen kriegrischen Ehrenzeichen abzuziehen. S. *Robertsons* Geschichte Kayser Carls des Fünften. T. III.

Magen zu sehr zu überladen. Beyde Generale unterhielten sich auf eine sehr freundschaftliche Weise und begegneten sich wie brave Officiere, die einander gleich hochschäzten. Sie erinnerten sich bey dieser Gelegenheit an alle Umstände und Vorfälle, der eben geendigten Belagerung. Montluc nahm sich mitten unter diesen freundschaftlichen Gesprächen, die Freyheit, dem Herrn von Marignano einen Fehler, den er begangen hatte, vorzurücken, und dieser antwortete ganz bescheiden: E vero Signore, ma un altra volta, saro più savio. Bald darauf erinnerte der Marquis den französischen General gleichfalls an einige von ihm begangene Versehen, und unser Held gab ihn die nehmliche Antwort in französischer Sprache zurück: „Sie haben recht, mein Herr, ein andermal werde ich es zu verbessern suchen." —

Endlich kam Montluc glücklich mit den Seinigen bey dem Herrn von Strozzi an. Beyde hielten einander lange in ihren Armen, und keiner vermochte ein Wort hervorzubringen. Dieser General ließ unverzüglich die Garnison sowohl als alle sienesische Emigranten *) mit allen Nothwendigkei-

T 2 ten

*) Die ausserordentliche Willfährigkeit, womit sie so günstige Bedingungen bey der Uebergabe erhalten hatten, erregte bey diesen guten Leuten den Verdacht, daß Cosmus ihnen nicht Wort halten würde, und dies war Ursache, daß sie ihren Geburtsort verließen. — Sie legten in Montalcino eben die Regierungsform an, die sie in Siena gewohnt gewesen waren, und trösteten sich mit diesem Schatten ihrer ehemaligen Freyheit.

Die Folge zeigte auch bald, daß ihr Argwohn nicht ungegründet gewesen war. Kaum waren die Kayserlichen Völker

ten zu ihrem Lebensunterhalt versehen; unserm Helden aber streckte er aus seiner eignen Tasche fünfhundert Thaler zu einer Zurückreise nach Frankreich vor. Montluc versprach richtige Wiederbezahlung; auch war er bereit solches mehrere male

ker in Siena eingerückt, so setzte der Großherzog Cosmus, ohne die geringste Rücksicht auf die Artikel der Capitulation, die Obrigkeiten von ihren Aemtern ab, ernannte neue, die seinem Interesse ergeben waren, und befahl allen Bürgern ihre Waffen an Personen, die er dazu bestimmt hatte, abzuliefern. Dem ersten Punkt unterwarfen sie sich aus Nothwendigkeit, aber doch mit all dem Unwillen und Schmerz, die der Freyheit gewohnte Menschen fühlen, wenn sie den ersten Befehl eines Despoten gehorchen müssen. Aber bey dem letzten Punkt bewiesen sie nicht ähnlichen gelassenen Gehorsam. Verschiedene Personen vom Range flohn zu ihren Landsleuten nach Montalcino, und wolten lieber dort alle Widerwärtigkeiten ausstehen, und sich allen Gefahren, die ihnen in diesem neuen Sitz ihrer Republik drohten, blos stellen, als sich durch Ablieferung ihrer Waffen aus dem Range freyer Bürger herabsetzen, und als Sclaven behandeln lassen. — Ausser Montalcino waren auch noch verschiedene nach Porto Ercole, und andern kleinen Oertern in dem Gebiet der damaligen Republik geflüchtet. —

Doch auch hier mußte sie Marignano auf Befehl des Großherzogs aufsuchen. Porto Ercole wurde eingeschlossen, und da die Vestungswerke dieses Orts nicht sonderlich stark und noch dazu nicht ganz vollendet waren, so sahen sich die Belagerten in kurzer Zeit gezwungen, die Thore zu öfnen. Ein unerwarteter Befehl, den der Marquis vom Kayser erhielt, den größten Theil seiner Truppen ins Piemontesische vorrücken zu lassen, unterbrach fernere Unternehmungen, und

male zu thun, aber Strozzi, der bald nachher Marschall von Frankreich wurde, wolte durchaus diese Summe nicht wieder nehmen. Während dem man in dem Hafen von Civita-Vecchia eine maltesische Galeere ausrüstete, welche Montluc nach Marseille überführen solte, begab sich dieser nach Rom, wo er sich aber nur einige Tage lang aufhielt. Er wurde von den französischgesinnten Cardinälen und selbst von dem Pabst mit allen ersinnlichen Ehrenbezeugungen und mit all der Auszeichnung empfangen, die ein Mann verdiente, der sich durch Vertheidigung eines so schlecht befestigten Orts, als es Siena in der That war, so wohl verhalten hatte. Der Pabst, so schwach und krank er auch war, wolte ihn doch durchaus persönlich kennen lernen, ließ ihn zu sich kommen, und sagte ihm die schmeichelhaftesten Dinge vor. Montluc sah wohl ein, daß dieser Pabst es nicht lange mehr machen würde, und er betrog sich nicht, denn der Kranke starb noch in der nehmlichen Nacht. Er hieß Marcellus der Zweyte, und hatte nur wenige Monate lang das Glück genossen, der

und erlaubte den verbannten Sienesern eine Zeitlang ungestört in Montalcino zu wohnen. Aber ihre unglücklichen in Siena zurückgebliebenen Landsleute fanden sich noch nicht am Ende ihrer Leiden. Der Kayser belehnte seinen Sohn **Philipp** mit dieser Stadt und ihrem ganzen Gebiet, und so mußten sie sich dann unter das spanische Joch beugen, ohne daß man die geringste Achtung gegen ihre Vorrechte oder ihre ehemalige Regierungsform zeigte. — Im Jahr 1557 wurde aber Siena wieder an den Großherzog **Cosmus** durch einen Tractat überlassen. **Roberts. am angef. Ort.**

sichtbare Stadthalter Christi auf Erden gewesen zu seyn. Montluc, der von der Neugierde, ein Conclave zu sehen, sich nicht zurückhalten ließ, reisete schon am morgenden Tage ab, kam zu Civita Vecchia an, und bestieg den Tag darauf das für ihn bestimmte Schiff. Nahe bey Corsica gerieth die Galeere in der Dunkelheit der Nacht unter die Kayserliche Flotte, die vom Andreas Doria commandirt wurde, und zwey und funfzig Seegel stark war. Montluc war über diesen Zufall nicht wenig betroffen, aber der Befehlshaber der Galeere, ein junger Malteser-Ritter sprach ihm Muth zu; auch gelang es ihnen bey Anbruch des Tages mit Beysetzung aller Segel, glücklich durch die feindliche Flotte zu kommen, und bald nachher den Hafen von Marseille zu erreichen.

Montluc fand daselbst den Grafen von Tende, Gouverneur von Provence, die Gräfin, seine Gemahlin und den Baron de la Garde, General der französischen Galeeren, die miteinander in einem hübschen dem Marquis von Saint-Blancard gehörigen Garten zu Abend speiseten. In dem nehmlichen Augenblick, da unser Held ankam, sprach man von ihm, und glaubte, daß er bereits längst umgekommen wäre und unter den Trümmern von Siena sein Grab gefunden haben müßte. Seine unvermuthete Erscheinung setzte alle in Erstaunen und man empfieng ihn mit ofnen Armen. Nun mußte er umständlich alle Begebenheiten jener merkwürdigen Belagerung erzählen und sobald er geendiget hatte, überhäufte man ihn mit unzähligen Lobsprüchen über seine Tapferkeit und Geschicklichkeit. Doch diese Freunde behielten ihn nicht lange bey sich, schon mit dem anbrechenden

Mor-

Morgen machte er sich wieder reisefertig, um nach Hofe zu eilen. Unterwegens erfuhr er, der König sey mißvergnügt mit ihm, und habe sich geäussert, Montluc hätte sich nur gar zu lange gehalten und unnöthigerweise zu viel Leute aufgeopfert. Diese übeln Gesinnungen des Monarchen waren indeß nicht vermögend einen Mann zu erschrecken, der es sich völlig bewußt war, seine Pflicht treu und redlich erfüllt zu haben; auch verscheuchte seine Gegenwart bald alle diese trüben Wolken. Der damahls so mächtige Herzog von Guise nahm seine Parthey und redete ihn öffentlich das Wort. Die Herzogin von Valentinois, Maitresse des Königs that das nehmliche und verschafte ihn eine sehr günstige Audienz bey ihrem königlichen Liebhaber. Heinrich der Zweyte ließ sich von ihm alles was bey der Belagerung von Siena vorgefallen war, bis auf die geringfügigsten Umstände erzählen und hörte ihn mit vieler Neugierde und Aufmerksamkeit zu. Montluc rechtfertigte nicht nur sich selbst gegen alle ihn gemachten Beschuldigungen, sondern verwendete sich auch auch auf das Beste für seinen Freund, den General Strozzi, dem man Schuld gab, daß er Siena nicht so wie er es wohl hätte thun können, zur Hülfe gekommen wäre. „Glauben Sie, meinen Schwüren, allergnädigster Herr — sagte Montluc — Herr von Strozzi hat alles gethan, was nur irgend in seinen Kräften stand, aber das Glück war ihm immer zuwider.“ —

Am meisten verwunderte sich Heinrich der Zweyte über die vollkommene Einigkeit, die während der ganzen Belagerung unter der aus Franzosen, Deutschen, Schweizern

und Italiänern bestehenden Besatzung zu Siena geherrscht hatte. Er verlangte daher von unserm Helden zu wissen, durch welchen Kunstgriff er so verschiedene und einander so sehr hassende Nationen, wie diese, habe vereinigen können. „Ich war an einem Sonnabend — sagte Montluc, mit einem Sack unterm Arm auf dem Markt gegangen, hatte in Gegenwart aller Leute einen kleinen Strick, um den Sack zuzubinden, und einen Büschel Holz gekauft, und dieses alles, vor jedermann auf meinen Schultern nach Hause getragen. Als ich in meinem Zimmer angekommen war, verlangte ich Feuer, um den Büschel Holz anzuzünden. Hierauf nahm ich den Sack, und that hinein, meine Ehrsucht, meinen Geldgeitz, meinen Privathaß, meine Unzucht, meine Schwelgerey, meine Faulheit, meine Partheylichkeit, alle meine Privatumstände und mein ganzes gasconisches Temperament; kurz alles, was mich, meiner Meynung nach, an Beobachtung dessen, was der Dienst von mir forderte, hätte hindern können. Ich band hierauf den Sack sehr fest mit dem Strick zu, damit nichts wieder heraus kommen konnte, und warf ihn ins Feuer. Hierdurch wurde ich nun von allem rein, was mich nur im geringsten von Ausübung der Pflichten, die ich Eurer Majestät Dienst schuldig war hätte abhalten können." —

Zur Belohnung dieses so rühmlichen Diensteifers wurde der brave Vertheidiger von Siena vom Könige zum Ritter seines Ordens geschlagen, eine Ehre, die in der damaligen Zeit eben so selten als schätzbar war. Auch erhielt er ein Gehalt von dreytausend Franken, die ihm auf den königlichen

Schatz

Schatz und eine gleiche Summe, die ihm auf die gasconischen Domainen angewiesen wurden; unglücklicherweise aber fand es sich, daß diese bereits an andre vergeben waren. Endlich erhielt er auch noch zwey Rathsstellen im Parlament von Toulouse zur Ausstattung seiner Tochter, die den Franz de la Roche, Herrn von Fontenelles, heyrathete. Montluc war äusserst vergnügt hierüber, und sagt bey dieser Gelegenheit sehr viel zum Lobe des Königs, seines Herrn. —

(Der Beschluß folgt nächstens.)

VII.

Der Jungfernraub.

Ihr Schönen! lest wohl immerhin
Die neuesten Romane,
Und steht dabey, so wahr ich bin,
Im ganz verkehrten Wahne,
Daß das Entführen wohl noch neu,
Und heut zu Tag' erfunden sey.

Die Alten sahn, so gut wie wir,
Mit fünf gesunden Sinnen,
Man könne unterm Monde schier
Nichts ohne Weib beginnen;
Drum wußten sie auch in der That
Zur Zeit der Noth gar guten Rath.

Die Stadt, wo Se. Heiligkeit
Zu herrschen jetzt belieben,
Wär' wohl, wie zur Erbauungszeit,
Ein Räubernest geblieben;
Wär' nicht den zehnten Theil so groß,
Wär sie geblieben weiberlos.

Denn als man endlich fertig war
Mit putzen und mit säubern,
Da fehlt' es noch dem Städtlein gar
An den so nöth'gen Weibern.

Da möcht' es — bild' ich mir nur ein —
Wohl keinem recht ums Herzchen seyn.

Drum machte bald ein kleines Corps
Bedrängter Junggesellen
Sich auf, dem königlichen Ohr
Dies Drangsal vorzustellen.
Wie rührend! als ein junger Mann
Vor Sr. Majestät begann:

„Gestrenger Herr! Ihr mögt verzeihn!
Ihr seyd wohl zehnmahl weiser
Als wir; doch fiel mir's immer ein:
Was helfen leere Häuser?
Bedenkt, wo bleiben Weib und Kind,
Die für den Staat so nöthig sind!"

„Drum seht ihr uns auf Euren Thron
Mit froher Hofnung blicken,
Ihr werdet mit Provision
An Mädchen uns erquicken;
Denn seht, wir andern können, traun!
Die Weiber nicht wie Häuser baun." —

Der König sprach: „um was ihr fleht,
Mögt ihr mit Recht verlangen,
Nur fragt sich's — wie ihr selbst gesteht —
Wie dies wohl anzufangen;
Auch zog ich dieser Tage schon
Es in Consideration.

„Hört

„Hört an demnach! ich habe Lust
Ein Kampfspiel anzustellen;
Und da ist euch ja wohl bewußt,
Wie viel in solchen Fällen
Von Alters her bey Jung und Alt
Ein solch Spectaculum schon galt.“

„So macht denn durch das ganze Land
Den nachbarlichen Staaten,
Mit wicht'ger Miene fein bekannt,
Es würden große Thaten
Bey obbenanntem Spiel geschehn,
Dergleichen man noch nie gesehn.“

„Da kommt gewiß Mann, Weib und Kind,
An Mädchen wird's nicht fehlen;
Und jeder kann, wenn's Spiel beginnt,
Was ihm behagt, sich wählen.
Nur stört zur Unzeit nicht die Ruh!
Ein Stoß ins Horn — dann greift ihr zu!“

Gesagt, geschehn! der Tag bricht an,
Und jedes Nachbarstädtchen
Schickt, wie sich's Rom nur wünschen kann,
Getreulich seine Mädchen.
Man strömt zum Kampfplatz klein und groß,
Und — schon geht's in den Schranken los.

Nun mochte manches Brieschen da
Sich wohl insinuiren,

Auch — ohne Wissen der Mama —
Ein dito repaßiren;
Vielleicht auch prallte mancher Blick
Nicht ungefühlt und matt zurück.

Als endlich man die Zeit ersah,
Zum Kampfspiel mit den Schönen,
Da hörte man von fern und nah
Das Horn zum Angrif tönen;
Und husch! gieng's in die Mädchen-Reihn;
Da hieß es: Liebchen, du bist mein!

Das Schönste hatten freylich sich
Die Honoratioren
(So geht's dem Volk gemeiniglich)
Zum Eigenthum erkohren;
Indessen, man begnügte sich
Mit seinem Weibchen männiglich.

Den Eltern war's ein garst'ger Streich;
Sie konnten's nicht verschmerzen;
Nach Hause eilten sie sogleich
Mit racherfüllten Herzen.
Doch ob's den Töchtern auch so war, —
Horcht auf! dies lehrt der Ausgang klar.

„Entjungfert sind sie allzumahl,
Das ist nicht mehr zu hindern.
Zur Rache bleibt uns nur die Wahl,
Um unsern Schmerz zu lindern.

Auf, Freunde! Nachbarn! auf, herbey!
Folgt unserm blut'gen Kriegsgeschrey!"

So ließen Väter, ließen sich
Gekränkte Mütter hören,
Und alles drohte fürchterlich,
Das Städtlein zu zerstöhren.
Zusammen kam ein mächt'ges Heer,
Und Rom — zog aus zur Gegenwehr.

Man war bereits in Streifereyn
Gar lang' herumgesprungen;
Doch eines Siegs sich zu erfreun,
War keinem noch gelungen,
Als endlich beyde Heere sich
Zu metzeln drohten fürchterlich.

Den Dichtern sonst beliebte es,
Beym Krieg- und Schlachtbesingen,
Wenn's ernsthaft ward, was Göttliches
In's Démélé zu bringen:
Da endigte die Schlacht sich oft
Gar wunderlich und unverhoft.

Mit Göttern spiel' ich's freylich nicht;
Doch sollen hier Göttinnen,
Zum größten Schmuck für mein Gedicht,
Den Aufzug gleich beginnen.
Kann dies das Ganze nicht erhöhn,
So schließt sich doch mein Liedchen schön.

Die

Die Heere waren schon gestellt,
Gar schrecklich anzuschauen,
Als plötzlich — denkt in aller Welt! —
Die schönen, jungen Frauen
Sich stürzen zwischen beyde Reihn,
Und „Schonung! — Fried'! — Erbarmen!“ schreyn.

Wohl trugen sie allsämtlich schon,
In ihren Arm geschlossen,
Ein Söhnchen, keuscher Liebe Sohn,
Aus Römerblut entsprossen.
Der hochgewölbte Busen war
Umflattert vom zerstreuten Haar.

„Wie, Väter!“ riefen sie zugleich,
„Ihr woltet die uns morden,
Die uns bis jetzt — wir schwören euch —
So lieb, als ihr, geworden?
So seyd ihr also denen feind,
Mit denen Liebe uns vereint?“

„Nein, eh ihr uns zu Wittwen macht,
Durchbohrt uns, eure Töchter!
Und dann verfolgt in Feld und Schlacht
Die edelsten Geschlechter!
Durchbohrt dann auch mit Mordbegier
Die armen lieben Würmchen hier! —“

„Ha!“ rief das tapfre Kriegesheer,
„Das ist nicht auszuhalten!“

Und

Und manche Thräne zentnerschwer
Rollt über'n Bart der Alten.
Sie warfen, mit erweichtem Sinn,
Allsämtlich Pfeil und Bogen hin.

Es glaubt mir's niemand, wie allda
Sich Alt' und Junge freuten:
„Herr Schwiegersohn! und Herr Papa!"
Ertönt's auf allen Seiten,
Und Großpapa schaut nun mit Lust
Den Enkel an der Tochter Brust.

Nur eins mein Leser! fehlte da,
Die Scene zu vollenden:
Des holden Bübchens Großmama,
Um mit geschloßnen Händen
Zu declariren frank und frey,
Daß dies des Vaters Nase sey.

Leipzig.

Wilhelm Richter.

dall

Neue Litteratur und Völkerkunde,

Für das Jahr 1791.

No. IV.

April.

Leipzig, bey G. J. Göschen.

In der leipziger Jubilatemesse 1791

werden folgende neue Bücher zu haben seyn

bey Georg Joachim Göschen in Leipzig.

Alxingers Bliomberris. Ein episches Gedicht. gr 8.

Auszüge aus den besten französischen Schriftstellern für die Jugend in Schulen und Erziehungsanstalten, unter Aufsicht des Herrn Abt Resewitz. Herausgegeben von C. H. Schmidt. 2ter Band. 8.

Briefe über die Kaiserwahl. Aus Frankfurth während derselben geschrieben. 8.

Cuhns Sammlung von Reisen in das Innre von Afrika. 3r Theil; enthält die Fortsetzung und den Beschluß von Brùce Reisen. gr. 8. mit einer Charte.

Eduard, eine Geschichte. 2r Theil.

Howard, von den vorzüglichsten Krankenhäusern in Europa, nebst Beobachtungen über die Pestkrankheit. 2 Theile. Mit Kupfern.

Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich. 2 Theile, auf holländisch Papier. Mit Kupfern.

Wielands, geheime Geschichte des Peregrine Proteus. Ein Dialog in Elysium. 2 Theile.

— — Neue Göttergespräche. 8.

Fortsetzungen.

Neues deutsches Museum 1791. 1s — 6s.

Archenholtz Litteratur und Völkerkunde 1791. 1s — 6s.

Schillers Thalia. 12s Heft.

Herab,

Herabgesetzter Bücherpreiß.

Seit der Leipziger Michaelmesse ist die mit so ausserordentlichen Beyfall aufgenommene

Statistische Uebersicht der sämmtlichen Europäischen Staaten in Ansehung der Grösse, Bevölkerung, ihres Finanz- und Kriegszustandes &c.

wegen eines davon angekündigten Nachdrucks statt des bisherigen Preißes von 1 Rthl. 18 Gr. für 1 Rthl. in allen Buchhandlungen zu haben. Die ersten Staatsmänner und Geographen Deutschlands, Graf v. Herzberg, v. Dohm, Büsching, Schlözer, Ebeling, Crome, Fabri und andere, haben den Werth dieses Werks öffentlich anerkannt, und es bedarf also keiner weitern Empfehlung.

Neue Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1791. No. IV.

April.

Inhalt.

I. Characterzeichnung der Königin Anna von England, des Prinzen von Wallis, und des Lord Bolingbroke. Aus den hinterlassenen Papieren des berühmten Generals Grafen v. Schulenburg . . . S. 291

II. Auszug aus Thomas Coriats Tagebuch und Reisebeschreibung von Indien (Fortsetzung) . . 298

III. Anweisung Romane mit Wirkung zu schreiben . 313

IV. Auszüge aus den Denkwürdigkeiten des Marschall von Montluc. (Beschluß) . . . 321

V. Nachricht von einigen Engländern, die im Jahre 1569 auf einer Reise nach Ost-Indien verschlagen wurden, und an einer unbewohnten Insel Schifbruch litten 361

VI. Anecdote von Dr. Patence. Aus dem Englischen 369

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1791. No. IV.

April.

I.

Characterzeichnung der Königin Anna von England, des Prinzen von Wallis, und des Lord Bolingbroke. Aus den hinterlassenen Papieren des berühmten Generals Grafen von Schulemburg.

Einer meiner Freunde in Berlin ist im Besitz des in französischer Sprache geschriebenen Originalmanuscripts, das die Characters aller damals lebenden brittischen Großen enthält. Der Graf entwarf sie auf seiner Reise nach England. Uebrigens ist es bekannt, daß Schulemburg ein großer Staatsmann war, so wie er zu den größten Feldherrn dieses Jahrhunderts gehöre. v. A.

Der Character der Königin Anna.

Die Königin Anna ist eine Dame, der es nicht am Verstande fehlet; sie scheint aber eigensinnig zu seyn und auf ihrer Meinung zu bestehen, wenn man nur das Geheimniß weiß, ihr

ihr etwas in den Kopf zu setzen. Sie besitzt eine grosse Kenntniß von auswärtigen Geschäften. Sie liest oft selbst die Nachrichten ihrer Gesandten an fremden Höfen. Dahero sie auch oft, wann sie unterrichtet ist, sehr gesund urtheilet. Da sie aber äusserst schwach ist, und ein blindes Zutrauen zu ihren Lieblinge und Minister hat, so thut sie doch ohngeachtet ihres Eigensinns alles, was diese ihr eingeben, und wünschen, was sie thun soll. Sie versteht die Verstellungskunst so gut, daß auch der scharfsinnigste Mühe hat nicht hintergangen zu werden. Uebrigens ist sie nicht wankend in ihrer Achtung und Zuneigung gegen ihre Lieblinge und Minister. Sie hat ein mitleidiges gutes Herz. Es kostet ihr viele Ueberwindung ein Todes-Urtheil zu unterschreiben. Die Herzogin von Marlborough hatte viele Gewalt über sie. Diese Prinzeßin behandelte sie viele Jahre mit Stolz und Härte, wobey sie von dem vorhergehenden Ministerium unterstützet ward, welche sich überredeten, daß die Königin ihr nicht entgehen könnte, und es würde auch gewiß noch so fortgedauret haben, wenn nicht der Grosschatzmeister das Geheimniß gefunden hätte, sie mit Madam Hill, gegenwärtig Myladi Masham, zu verbinden, welche der Königin zu verstehen gab, daß es ihrer unwürdig wäre, sich sowohl von der Herzogin als auch einigen Ministern als einer kleinen Dame begegnen zu lassen. Der Grosschatzmeister hat es auch bey der Königin dahin gebracht, daß sie sich gegen keinen in wichtigen Dingen als gegen ihn eröfnet, und alles mit ihm ganz allein verabredet.

Sie ist sehr religiös, sogar devot, welches sie natürlicher Weise von der Zuneigung, die sie zu dem Prätendenten

haben könnte, abwendig machen mußte; so daß die Nachfolge bloß von dem Betragen des hannöverschen Hofes abhängt. Man sagt aber doch, daß ein gewisser Bischof ihr viele Zweifel in Ansehung des Betragens ihrer Schwester, Maria, gegen ihren Vater und ihren Bruder in den Kopf gesetzt habe.

Character des Prätendenten oder des Prinzen von Wallis.

Der sogenannte Prinz von Wallis hat ein lebhaftes ziemlich großes doch fast graues Auge, eine erhobene und Adlernase, kleinen Mund und schöne weiße Zähne, ein langes, hageres und von Blattern etwas markiertes Gesicht, von einer mehr als mittelmäßigen Länge, welche von ihren allenthalben wohl proportionirten Theilen etwas angenehmes hat. Er ist von guter Gesundheit, zu welcher seine beständig reguläre Lebensart viel beyzutragen scheinet. Er genießet wenig Wein, sondern Cider, oder Birnmost, der ihm aus England geschickt wird. Sein Verstand ist hell und durchdringend. Er affectiret eine gewisse Offenherzigkeit, und tadelt alle Verstellung an allen. Seine Leidenschaften sind ziemlich eingeschränkt, und wie ich mich bey dessen Hofstadt genau erkundiget, so kann man nie große Anmuthungen an ihm bemerken; daher er von allen besonders hochgeschätzt und ihm von den Seinigen mit Ehrerbietung und Liebe begegnet ward. Er ist mehr zu einer nachdenklichen Stille, als zu einer scheinbaren Lustigkeit geneigt; seine Unterhaltungen sonderlich mit Damens sind geistreich, angenehm und galant, so daß ihm

ausser bey der Tafel wenig Zeit übrig bleibt mit dem Herzoge von Lothringen oder andern Cavaliers sich zu unterreden. Mit einem Worte seinen Character zu schildern, kann man sagen: qu'il est gay sans empartement, serieus sans chagrin, libre sans indiscretion, complaisant sans bassaise, bienfaisant, tout que ses disgraces le permettent, d'un air galant et aisé? Er ist sehr sparsam, welches man an seiner Equipage, Tafel und Kleidern bemerkt. Seine Kleider sind sehr simpel, in weiser Wäsche aber ist er über alle maaßen proper. Man urtheilet von ihm, daß er große Neigung zum Kriege habe, aber mehr den Seekrieg als Landkrieg liebe. Er scheint nicht besonders ehrgeizig zu seyn, auch nicht eigensinnig, sondern ist leicht zu lenken. In der catholischen Religion ist er sehr eifrig, und giebt ein Beyspiel der Andacht, leidet keinen protestantischen Geistlichen um sich.

Sein Hofstaat bestehet ohngefehr aus zehn Edelleuten, welche mehrentheils Milords sind, und belauft sich in allen auf einige zwanzig Personen, welche alle Engeländer und alle catholischer Religion sind. Sein Günstling scheinet sein Oberhofmeister zu seyn; ein Mann von großer Erfahrung, Fähigkeit und vielen Verdiensten zwischen funfzig und sechzig Jahren. Man muthmaßet, daß er in einem geheimen Verständnisse mit einigen Herren der jetzigen Regierung in Engeland und Schottland stehe.

Bey jetzigen Conjuncturen hält er sich ohngefehr neun Monathe in dem Herzogthum, in der Residenz auf, wo der Herzog seine Wohnzimmer vor seiner Ankunft hat meubliren las-

lassen, führet da ein stilles Leben, um sich beliebt zu machen, und vielleicht auch besser die Zeit hinzubringen; läßt er auch Bürgerliche zu seiner Tafel einladen, um sich mit ihnen durch kleine Spiele aus Mangel des Adels zu belustigen. Bey seinen Besuchen, so er dem Herzog von Lothringen macht, logiret er in der Residenz zu Leunville, wird so prächtig als möglich bewirthet, und mit Comedien, Bällen, Concerten, Spielen und Jagen unterhalten. Wenn er mit dem Herzoge und Herzogin Tete à téte umgehet, wird er mit dem Titul Seiner Majestät angeredet. Bey Hofe wird er sowohl von Damen als Cavalieren so genannt. Die Begegnung der Herzogin ist gegen diesen Prinzen, so wie es einem Könige zukommt. Man meynt, daß er mit der Königin in Engeland in Ansehung seiner Eigenschaften und seines Betragens viele Aehnlichkeit habe, ausser im Gesichte nicht. Ob er ihrem Rath folge ist ungewiß, doch muthmaßet man, daß ihm unter der Hand von der Königin zu seiner aus Frankreich habenden Pension, ein Merkliches zugeleget werde. Es ist auch wahrscheinlich, daß er sich in einigen Stücken nach dieser Regentin richte.

Von den Hofleuten des Königs aus Frankreich ist niemand beständig um ihm: allein dessen Envoye zu Nancy, wie auch der Gouverneur von Mez, der Herr Graf von Salian sind oft um ihn, und pflegt er sich oftmalen zu Commercy bey dem Prinzen von Vaudemont zu divertiren. Bey den Cavaliers an seinem Hofe gebraucht man nicht das Wort Minister, sondern allein Cavalier des Königs von Engeland, dessen Oberhofmeister aber wird allein hervorgezogen. Er

hat keinen Secretair unter dem Namen Staatssecretair, sondern einen Engeländer, der sehr geschickt und von vornehmer Geburt ist. Wie denn dieser Prinz keine andere Garde als des Herzogs hat, welche von 8 zu 10 Tagen abgelöset wird. Wenn er von Barr nach Lüneville gehet, wird er von der Garnison von Nancy dahin begleitet. Weil aber der Herzog alsdann mit seinem Gefolge ihm auf einige Stunden entgegen gehet, so ziehet die Eskorte bey ihrer ersten Zusamenkunft ab, und wird sodann von der herzoglichen Garde an Ort und Stelle begleitet.

Character des Vicomte von Bullenbrock.

Dieser berühmte Schriftsteller war von guter Familie; sein Vater war bis zum Verbrennen ein Wigg. Er hatte Vermögen, viel Lebhaftigkeit und Verstand, aber seine Urtheile waren nicht immer richtig. Er war heftig und unternehmend im höchsten Grade, aber mit allem dem hatte er nicht Muth genug, noch Standhaftigkeit seine übereilten Vorhaben auszuführen. Er war nicht unkundig in den fremden sowohl als Nationalaffairen. Er war lange Zeit im Parlament auch Kriegssecretair, und endlich einer der ersten Staatssecretaire. Er war sehr dem Wein und dem Frauenzimmer ergeben. Dem ohngeachtet nahm er sich so gut bey den öffentlichen Geschäften, daß er gewiß einer der besten Minister seiner Zeit gewesen wäre, wenn die Ausschweifungen und Zerstreuungen nicht seine Seele und seinen Leib zerstöret hätten, wenn er rechtschaffner und nicht so gefährlich gewesen wäre.

wäre. Sein großes Genie übersah sogleich und er schrieb sowohl in seiner Muttersprache als in der französischen Sprache sehr gut.

Die englischen Gesandten an auswärtigen Höfen sagen von ihm, daß sie seit langer Zeit keinen Staatsminister gehabt, der sie besser unterrichtet habe, als dieser. Er ist ohngeachtet seiner Ausschweifungen sehr arbeitsam, und sehr hurtig und beredt, ein guter Freund derer, die ihm blindlings folgen. Gegen den Herzog von Marlborough ist er sehr undankbar gewesen.

Man muthmaßet, daß Frankreich bey seiner letzten Reise dahin viel über ihm gewonnen, und daß er sich genau mit dem Pretendenten verbunden hat. Wenn er wider jemanden aufgebracht ist, so darf man ihn nur auf diesen Gegenstand bringen, so redet er davon ohne Schonung in der größten Gesellschaft, saget beleidigende Dinge, die auch ein Mann, der nicht Minister wäre, verschweigen würde.

Seit dem Frieden ist dieser Minister nachläßig geworden, und hat sich in den Kopf gesetzt, den Milord von Oxford zu beleidigen und alle übrige gleichgültig zu behandeln. Es gelang ihm auch endlich, aber sein Sieg dauerte nicht lange. Da die Königin todt war, ward dieser Lord so eitel, so stolz und unerträglich, so daß sein Fall nur von denen bloß beklaget wurde, die ihm zugethan waren. Er war auch über den Tod der Königin untröstlich, und man glaubte gewiß, daß er seinen Verstand verlieren würde. Er war der erste von allen, der seiner Aempter durch den König George

entsetzet wurde; ohngeachtet er nun großen Aufwand gemacht hatte, so behielt er noch so viel übrig seinem Stande gemäß zu leben.

II.

Auszug aus Thomas Coriats Tagebuch und Reisebeschreibung von Indien.

Fortsetzung.

Thomas Coriat, dessen Wanderungen durch Frankreich ich dem Publicum als eine Probe der Reisebeschreibungen des vorigen Jahrhunderts vorgeleget habe, konnte, nachdem er einen großen Theil von Europa durchwandert war, und seine Bemerkungen seinen Landsleuten zum besten gegeben, noch nicht ruhen, sondern machte sich von einer unüberwindlichen Begierde zu reisen getrieben, abermahls auf den Weg, gieng zu Schiffe von London 1612 nach Constantinopel und weiter nach Indien. Der Tod überfiel ihn aber auf dem Wege nach Surat 1617, wo er auch begraben lieget. Es ist Schade, saget ein englischer Schriftsteller, der ein Werk unter dem Titel: die Pilgrimme 1625 in fünf Bänden in Folio herausgab, und Purchas heißt; es ist großer Schade, sagt er, da er von Coriat spricht, daß die ausführlichen Bemerkungen seiner Wanderschaft, die sehr lange gedauret, entweder verlohren gegangen, oder daß sie nicht in eine bescheidene Hand gerathen, welche ohne Zweifel gute Nachrichten fürs

Publicum als süßes, frisches Wasser aus dem ungeheuren Salzmeere distillirt hätte. Eben dieser Schriftsteller hat nebst einigen andern einige seiner Briefe gesammlet, die er in seinem Werke hat abdrucken lassen, wovon hier die Uebersetzung soll geliefert werden.

Ein Brief an seine Mutter aus Agra der Hauptstadt des großen Mogols in Ostindien, den letzten October 1616.

Theureste und geliebteste Mutter!

Ob ich gleich meinen Brief von Asmere, dem Hofe der großen Mogols unterschrieben habe; so schreibe ich doch eigentlich diesen Brief zu Agra, die vornehmste Stadt der ganzen Herrschaft des vorgenannten Königes und zehn Tagereisen von Asmere entfernt. Von Asmere reiste ich den 12ten September 1616 ab, nachdem ich mich da zwölf Monathe und sechszehn Tage aufgehalten hatte. Ich muß bekennen, daß ich mich ein wenig lange an diesem Orte aufgehalten habe. Ich mußte aber nothwendig hier eine geraume Zeit bleiben, um die Sprachen der Länder zu erlernen, die ich durchreisen wolte, nämlich persisch, türkisch und arabisch, welche ich auch so ziemlich an dem Hofe dieses Königs erlernet habe, welches mir lieber ist, als Geld in der Börse, und womit ich leicht fortkomme, wenn es mir armen Pilgrim in diesen mohammedanischen und heidnischen Ländern an Gelde fehlet. Dann kann ich mir auch durch Hülfe des Persischen einen Zutritt zum Könige verschaffen, und mich mit ihm über die Gegenstände, wovon ich Gele-

genheit haben werde zu sprechen, zu unterhalten. Dies bewog mich, mich so lange an diesem Hofe zu verweilen. Ich wohne hier in dem Hause eines englischen Kaufmanns, meines lieben Landmannes, und brauche nicht einen Pfennig für Essen und Trinken, Logis, Wäsche und andere Dinge auszugeben. Die persische Sprache habe ich so fleißig studieret, daß ich in wenig Monathen im Stande war, vor dem Könige und dem Adel in dieser Sprache eine Rede zu halten und nachher mit seiner Majestät in dieser Sprache fertig zu sprechen. Ich schreibe der Neuheit wegen eine Copie von dieser Rede in dieser Sprache, ob sie gleich den Engeländern sehr fremde seyn wird, da sie keine Verwandschaft mit einer unsrer christlichen Sprachen hat. Doch füge ich hier eine englische Uebersetzung bey, die Sie einigen meiner gelehrten Freunde unter den Geistlichen, und den Freunden in Evill und an andern Orten, die ein Vergnügen finden werden, eine so seltene und ungewöhnigliche Sprache zu lesen, mittheilen werden. Das Persische lautet folgendermaßen:

Eine Copie, der in persischer Sprache vor dem großen Mogul und seinem Adel gehaltenen Rede.

Hazaret Aallum pennah salamet, fookes. Daruces ve teharangeshta hastam kemia emadam az wellagets door, ganne az Mulk Inglizan: Kekessanaion petheen mushacas cardendke wellagets, mazcoor der akers magrub bood, ke mader kamma nezzarets dunmast. Sabedde amadane marimiabosti char checz ast auval be dedane mobarreck deedars. Hazaret ke see-

be caramat ba humma Trua kestan reeseedast ooba tamam mulk Musulmanan der sheenedan awsaffe. Hazaret daveeda amadam be deedane astawne akdas musharaf gethtam duumbray deedane feelhay Hazaret, kin chuum janvoar der heech mulk ne dedam seu in bray deedane namwer Jarqu shumma gauga, keserdare kamma daryaha dumiest. Chaharum een ast, keyee fermawne alishajon amayet fermoyand, Kebetwanam der Wellayetts Usteckraftan ba share san arcond, brayzeerat cordon. Cabbre mobarreehe saheb crawncab awsaffe tang oo Mosa chere oo der tamam aalum meshoor ast belk der Wellagette Vz bee een cader Mesthoor neest chunam che der Mulk Inglisan ast digr, bishare eshteeac daram be deedanc mobarrec mesare saheb crawnca bray een sabeb che awnesaman che focheer de shabe Stambol boodam, ye araebcohuan amarat deedam der mean yecush bawg nasdecshat mascoor coia che padshaw Eezawiawn che namesh Manuel bood che saheb crawn Sultan Baiasetra de Zenicerateliaio bestand, oo der Cafes nahadondeen car chees meera as mulche manium baneed tamia, as mulc Room oo Arrac peeda geshta, as door dereenen mulc reseedon, che char hasarpharsang, rawdorad, beshare derd oo mohuet casheedan che heech ches dereen dunnia een cadermohuet ne casheedast bray deedune moborree dedane Haseret et awn roos chebe tacte shaughne shaughee mushavaf fermoodand.

Auf deutsch heißt es so:

Herr *) Beschützer der Welt, alles Heyl dir! Ich bin ein armer Reisender und Weltbeseher; ich bin aus einem entfernten Lande gekommen, welches Engeland heißt, und von welchem die alten Geschichtschreiber geglaubet haben, daß es an den äussersten Enden nach Westen zu liege, und welches die Königinn aller Inseln in der Welt ist. Es sind vier Ursachen, warum ich hieher gekommen bin. Erstlich das gesegnete Angesicht Ihro Majestät zu sehen, dessen großer Ruhm über ganz Europa und über alle mahommedanische Länder erschollen ist. Als ich von dem großen Ruhm Euer Majestät hörte, so eilte ich hieher, und reiste sehr vergnügt ihren so preißwürdigen Hof zu sehen. Zweytens, um Ihro Majestät Elephanten zu sehen, welche Art von Thieren ich noch in keinem Lande gesehen habe. Drittens, euren berühmten Fluß Ganges zu sehen, welcher der Vornehmste aller Flüße in der Welt ist. Die vierte Ursache ist diese, daß ich Ihro Majestät antreten und ansehen will, mir gnädigst einen Paß zu bewilligen, daß ich in der Tartarey bis zur Stadt Samarcand reisen kann, um das gesegnete Grab des Herrn der Enden der Welt zu sehen, (dieser Titel wird Tamerlan in dieser Gegend in persischer Sprache gegeben; wodurch sie verstehen, daß er der höchste und größte Monarch der Welt sey) dessen Ruhm in der ganzen Welt verkündiget ist, denn er ist vielleicht nicht so berühmt in seinem eigenen Lande in der Tartarey als in England. Dahero habe ich ein großes Verlangen sein gesegne-

*) Dies ist der gewöhnliche Titel, der ihm von allen Fremden gegeben wird.

segnetes Grabmahl zu sehen. Als ich zu Constantinopel war, sahe ich ein merkwürdiges Gebäude in einem angenehmen Garten nahe bey der Stadt, wo der christliche Kayser mit Nahmen Emanuel dem Herrn der Enden der Welt ein prächtiges Banket gab, da er den Sultan Bajazet in einer blutigen Schlacht nahe bey der Stadt Brusia gefangen genommen, in goldene Ketten geleget, und in einen eisernen Kefigt eingeschlossen. Diese vier Ursachen haben mich bewogen, so weit her aus meinem Vaterlande zu kommen. Ich bin zu Fuß durch die Türkey und Persien gereist. So weit bin ich bis hieher gewandert, daß ich bey meiner Pilgrimschaft dreytausend Meilen gegangen, wobey ich viele Mühe und Noth ausgestanden, dergleichen kein Sterblicher in dieser Welt ausgestanden hat, seit der Zeit daß Euer Majestät einen ruhmwürdigen Thron bestiegen, um das gesegnete Antlitz Euer Majestät zu sehen.

Nachdem ich meine Rede geendiget hatte, so hatte ich noch einige kurze Unterredungen mit ihm in persischer Sprache. Er sagte mir aber unter andern, daß er mir in Ansehung der Reise nach Samarcand keinen Vortheil stiften könne, weil zwischen ihm und den tartarschen Prinzen keine Freundschaft wäre, so daß seine Empfehlungschreiben mir mehr schaden als nützen würden. Er fügte noch hinzu, daß die Tartarn alle Christen haßten, daß sie sie gewiß tödten würden, wenn sie in ihr Land kämen, so daß er mir ernstlich von der Reise abrieth, wenn ich anders mein Leben und meine Wohlfahrt lieb hätte; endlich beschloß er seine Rede damit, daß er mir eine Summe Geldes aus einem Fenster,

aus

aus welchem er sahe, in eine ausgebreitete Schürze warf, und welches hundert Stück Silber, jedes zwey Schilling Sterling werth betrug, in allen aber zehn Pfund nach unserm englischen Gelde ausmachte. Dies hielt ich so geheim für dem englischen Gesandten, bis ich mein Vorhaben ausgeführet hatte: denn ich wußte wohl, daß unser Gesandter mein Vorhaben würde gehindert haben, wenn er es vorhero gewust hätte. Auch sagte er mir, nachdem ich schon mein Project ausgeführet hatte, daß er es gewiß würde hintertrieben haben, weil es zur Unehre unserer Nation gereiche, daß ein Landsmann sich in einer so bettelhaften und armseligen Gestalt dem Könige präsentire, um ihm Geld abzuzwacken. Aber ich antwortete unserm Gesandten auf eine entschlossene Art, daß ich zu keiner Zeit mehr des Geldes benöthigt gewesen, als jetzo. Denn ich hatte in der That nur zwanzig Schilling Sterling in meiner Börse: weil mich ein Türke in der Stadt Emret in Mosopetamien fast alles meines Geldes beraubet hatte. Nachdem ich nun beym Könige gewesen war, gieng ich zu einem edlen und großmüthigen armenischen Christen, zwey Tagereisen von des Moguls Hofe, dem ich, weil ich persisch verstand, so willkommen war, daß er mich sehr gut unterhielt, und mich bey meiner Abreise mit zwanzig Stücken solches Geldes, als der König mir gegeben, beschenkte, welches vierzig Schilling Sterling betrug. Nach zehn Tagen reiste ich von Asmera ab, fieng meine Pilgrimschaft wieder an, kam nach Persien, zu welcher Zeit unser Gesandter mir ein Stück Gold von des Königs Gepräge, vier und zwanzig Schilling werth, gab, welches ich,

wenn

wenn es möglich, bis ich nach Engeland komme, aufbewahren will, so daß ich jetzo beynahe zwanzig Mark Sterling besitze; und noch auf den Grenzen Persiens, ehe ich in das Land kam, drey und dreyßig Schilling, vier Panzer in persischer Münze von Myladi Scherley erhielt. Jetzo habe ich also in Agra, wo ich diesen Brief schreibe, zwölf Pfund Sterling, welches nach meiner Art zu leben, da ich nicht mehr als zwey Pfenge Sterling täglich brauche, mich drey Jahre mit Essen, Trinken und Kleidung auf meiner Reise unterhalten kann: denn alle eßbare Sachen sind in Asien sehr wohlfeil; das Trinken kostet mir gar nichts, weil ich selten auf meiner Wanderschaft etwas anders als reines Wasser trinke. In Agra habe ich mich sechs Wochen länger aufgehalten, um eine gute Gelegenheit abzuwarten, nach dem berühmten Ganges zu reisen, der fünf Tagereisen von hier ist, und um die merkwürdige Zusammenkunft des Volks dieser Gegend zu sehen, welche man Banians nennet, und von welchen über vierhundert tausend hieher kommen, um sich in den Fluß zu baden, und eine Menge Goldes dem Fluß theils in geprägter Münze, theils in großen maßiven Stangen zu opfern, indem sie dasselbe in den Fluß werfen, und andere besonders merkwürdige Ceremonien beobachten. Dies ist ein so merkwürdiges Schauspiel, daß man es weder in Großasien noch in Kleinasien, welches man jetzo Natolien nennet, gesehen hat. Dies geschiehet alle Jahre einmahl, daß von tausend Meilen her viele Menschen kommen und ihren Fluß als ihren Gott, Schöpfer und Retter verehren. Wenn ich dieses Schauspiel gesehen, will ich nach der Stadt Lahor

Lahor zurückreisen, und so weiter nach Persien mit Gottes Hülfe.

Ihr

Sie zärtlich liebender und gehorsamer Sohn,

jetzo verlassener Pilgrim

Thomas Coriat.

Einige Bemerkungen und Anekdoten von Thomas Coriat.

Jesuitische Verehrung der Mutter Maria.

Die Bettler bitten die Christen in dieser Gegend um Almosen im Namen der Bibi Maria und nicht das Hazamel Eesa: daher können wir schließen, daß die Jesuiten mehr die Mutter Maria als Jesus geprediget haben.

Merkwürdiges Beyspiel eines Atheisten.

Ein großer Raja ein Heide, bekannter Atheist und Verächter der Gottheit, rühmte sich, daß er keinen andern Gott als den König kenne und fürchte. Da er eines Tages bey seinen Weibern saß, pflückte ihm eine derselben ein Haar aus der Brust, daß es blutete. Diese kleine Wunde ward krebsartig, und unheilbar, daß er in wenig Tagen an seinem Leben verzweifelte, und da ihm alle seine Freunde und Hofleute besuchten und bey ihm waren, sagte er zu ihnen: „Wer von euch hätte wohl nicht geglaubet, daß ich als ein Krieger durchs Schwerdt, Spies oder Bogen hätte sterben müssen? Nun aber muß ich die Macht des großen Gottes

be-

bekennen, den ich bishero verachtet habe, daß er keine Lanze, kein Schwerdt, sondern nur ein kleines Haar bedarf, einen so gotteslästerlichen Verächter seiner Majestät als ich gewesen bin, zu tödten.

Ecbars Gauckelpossen.

Ecbars Schach hatte alle Arten der Taschenspielerkünste gelernt. Da er einmal guter Laune war, wolte er seinem Adel ein solches Schauspiel geben, ließ also seine liebste Königin herführen, und hieb ihr mit einem Schwerdtstreich den Kopf ab, und da er sahe, daß alle Anwesende darüber betrübt waren, so setzte er ihr den Kopf wieder auf, so daß kein Hieb mehr zu sehen war.

Weibliche Treue.

Sultan Cursaroo hatte nur eine Frau, die eine so große Zärtlichkeit für ihren Mann hatte, daß sie sich mit demselben einmauren ließ. Der König, dessen Gefangener er war, wolte auf vier Monathe eine Jagd anstellen, und fürchtete, daß sein Gefangener in seiner Abwesenheit entfliehen würde, entschloß sich also einen Thurm zu bauen, und ihn mit einigen Bedienten auf die Zeit einzumauren. Nachdem nun der Thurm fertig war, kam seine Frau und fiel dem König zu Füßen, wolte nicht eher weggehen, als bis sie die Erlaubniß erhielt, sich mit ihm einzuschließen. Der König wolte sie überreden ihre Freyheit zu genießen, sie verlangte aber nichts mehr als die Gefährtin in dem Gefängnisse ihres Mannes zu seyn.

Ecbars kindliche Liebe.

Schach Ebar war sehr glücklich, und liebte seine Mutter mit der größten Zärtlichkeit, wovon folgendes ein Beweiß ist, daß als seine Mutter von Lahor nach Agra in einem Tragesessel oder Palachin getragen wurde, er denselben auf die Schulter nahm, und seinem vornehmsten Adel befahl, ein gleiches zu thun, und so trug er sie über den Fluß von einer Seite zur andern. Nie hatte er ihr etwas abgeschlagen ausser dieses einzige. Sie verlangte nehmlich, daß die Bibel einem Esel über den Hals solte gehangen, und so durch Agra gepeitscht werden: weil die Portugiesen auf einem Schiffe, das sie ihr weggenommen, einen Coran bey den Mohren gefunden, denselben einem Hunde an Hals gehangen und so durch die Stadt durchgepeitscht hätten. Er war so billig, daß er diese Art der Rache nicht bewilligen wolte, sondern antwortete seiner Mutter mit der größten Ehrerbietung: Es ist schlecht, daß die Portugiesen dies gethan haben, aber es würde sehr ungerecht seyn, wenn ein König Böses mit Bösem vergelten, und sich an einem unschuldigen Buche rächen wolte.

Merkwürdige Rede eines Sohnes zu seinem Vater.

Nachdem Schach Freed nach einem Aufruhr, wovon sein Sohn Cursaroa der Urheber war, die Schlacht bey Lahor gewonnen, und viele Anführer gefangen hatte, ließ er sie alle an den Fleischerbuden aufhangen. Sein Sohn Cursaroa war gleichsfalls gefangen, und mußte barfuß auf einem Elephanten durch Lahor reiten und seine tapfern Soldaten hängen sehen. Sein Vater fragte ihn, wie ihm dieses Schauspiel

spiel gefiele. Er antwortete aber, daß es ihm sehr leid thäte, daß er sähe, daß er so grausam und so ungerecht gegen diejenigen verführe, die doch ihre Pflicht gethan hätten, weil sie in seinem Dienst gewesen: er würde aber recht gethan haben, wenn er sie erhalten, und ihn als ihren Herrn und Urheber der Rebellion gestraft hätte.

Des großen Mogols Wohlthätigkeit.

Wenn der König des Nachts aufwachte und die Grossen seines Hofes, ausser seine Leibwache sich weabegeben hatten, ließ er gewisse arme alte Leute kommen, ließ sie sich niedersetzen, und that allerley Fragen an sie und unterredete sich mit ihnen auf eine vertraute Art; wenn sie wieder fortgiengen, ließ er sie kleiden, gab ihnen Almosen, und zählte ihnen das Geld selbst zu, was sie verlangten.

Auch kann ich den merkwürdigen Zug seiner Wohlthätigkeit nicht vergessen, wovon ich Zeuge gewesen bin. Als er zu Asmera zu Fuß nach dem Grabe des Propheten Hod gieng, zündete er selbst ein Feuer an, ließ für fünftausend Arme kochen, nahm die erste Schüssel mit seiner eigenen Hand, reichte sie einem dar, dann folgte Normahol und so seine Frauen. Knack mir diese Nuß und die Großsprecherey aller papistischen Liebesdienste.

Der König liebt keine Abtrünnigen in der Religion.

Ein Armenianer wolte ein Mahomedaner werden, bat einen Edelmann ihn zum Könige zu führen. Der König fragte ihn, weswegen er ein Mahomedaner werden wolle;

ob er glaube, dadurch eine Beförderung oder Ehrenstelle zu erlangen? Er antwortete, nein. Einige Monathe darauf verlangte er etwas von dem Könige. Es ward ihm aber abgeschlagen; und der König fügte hinzu, daß er ihm die größte Gnade erwiesen, daß er seine Seele errettet, für seinen Körper möchte er so gut sorgen als er könne.

Der König liebt diejenigen nicht, die ihre Religion verändern. Er hat seine eigenen Ueberzeugungen und Grundsätze, dahero duldet er auch alle Religion in seinem Reiche: Dieses will ich durch ein merkwürdiges Beyspiel beweisen. Der König hatte einen, der ein Armenianer war, mit Namen Scander. Diesen fragte er bey einem Gespräch über die Religion, ob er glaube, daß er oder seine Patres wohl einen Mohren bekehret hätten, der um des Gewissens willen und nicht um des Geldes willen ein Christ geworden wäre? Dieser antwortete mit vieler Zuversicht, daß er einen Diener hätte, der ein vollkommener Christ wäre, und der um keines weltlichen Vortheils willen seine Religion ändern würde. Der König ließ ihn sogleich holen, und befahl seinem Herrn wegzugehen. Er fragte ihn nun, warum er ein Christ geworden? Dieser führte schwache, jesuitische Gründe an, fügte aber hinzu, daß er nie eine andere Religion bekennen würde. Der König versuchte ihn durch Versprechungen zur Wiederannehmung der mahomedanischen Religion zu bewegen, bot ihm eine Pension, das Commando über die Pferde an, und sagte, daß er doch nur jetzo monatlich vier Rupien Lohn hätte, daß das eine armselige Belohnung für die Verläugnung seines Glaubens wäre; wenn er aber wiederruffen wolle, so

wol-

wolle er ihn mit Würden und Ehre überhäufen. Dieser Mensch antwortete, daß er nicht um dieses kleinen Gewinstes willen ein Christ geworden wäre, denn er habe Glieder, und könne so viel verdienen als ein Mahomedaner; er wäre von Herzen ein Christ, und würde nie seine Religion ändern. Da dieses nicht half, zog der König andre Seiten auf, und drohete mit Schlägen und Tortur. Der Proselit entschloß sich männlich, alles zu erdulden, und antwortete, er wolle alles ertragen. Jedermann erwartete nun eine harte und scharfe Züchtigung. Allein auf einmahl änderte der König seine Sprache, rühmte seine Standhaftigkeit und Ehrlichkeit, befahl ihn wieder zu seinem Herrn zurückzukehren, und ihm ehrlich und treu zu dienen, und ließ ihm täglich eine Rupi Pension für seine Rechtschaffenheit geben.

Zwey Monate nachher gieng der König auf die wilde Schweinsjagd, ein Thier was den Mohren sehr verhaßt ist. Er pflegte also diese Art Wild unter den Christen zu vertheilen, und sandte auch zu dem Herrn dieses bekehrten Cathechumenen, daß er von dieser Beute sich auch etwas holen möchte. Der Armenianer war nicht zu Hause, und da sein erster Bediente den Willen des Königs hörte, befahl er diesem Neubekehrten hinzugehen und ein Schwein für seinen Herrn zu holen. Er that es auch, und da er aus der Thüre des Hofes herausgieng, ward er von den Mahomedanern so verspottet, daß er aus Verdruß das Geschenk in einen Graben warf, nach Hause gieng, und seinem Herrn nicht sagte, was er gethan hatte. Nach vier Tegen kam der Armenianer auf die Wache, und der König fragte ihn, ob das Schwein das er hätte

holen lassen, gut geschmecket oder nicht? er antwortete nun: er habe weder von einem Schwein gehöret, noch eins gesehen. Der König erinnerte sich sogleich wem das Schwein überliefert sey und ließ diesen Diener des Armenianers sogleich holen, untersuchte die Sache, und er bekannte, daß er es nicht nach Hause gebracht: der König wolte die Ursache hiervon wissen, und der arme Kerl antwortete, wie man ihn verspottet habe, und da ein Schwein denen Mohren so verhaßt wäre, habe er es aus Aerger weggeworfen. Hierauf antwortete der König: nach deinem Gesetze ist kein Unterschied der Speisen, und schämst du dich für deine Gesetze? oder verabsäumest du sie, um dem Mahomedaner zu gefallen? Nun sehe ich, daß du weder ein guter Christ noch ein guter Mahomedaner bist, sondern ein Heuchler gegen beyde. Da ich fand, daß du aufrichtig warst, gab ich dir eine Pension, welche ich nun wieder zurücknehme; und nun befehle ich, daß du für deine Verstellung hundert Streiche bekommst, die er auch sogleich anstatt des Geldes bekam, und der König ermahnete alle, sich an dem Beyspiel zu spiegeln. Ihr sehet, daß ich allen Religionsfreyheit verstatte, aber ich will auch, daß sie derselben, die sie wählen und bekennen, anhängen.

III.

Anweisung Romane mit Wirkung zu schreiben.

Aus dem Englischen.

Die Sucht nach Romanen ist seit kurzem zu einem so hohen Grade gestiegen, daß ein sehr verdienter und thätiger Buchhändler ein Waarenlager im Großen zu diesem Behuf eröfnet hat. Es ist also vielleicht nicht am unrechten Orte, den Krämern und Kundleuten, die in diesem ausgebreiteten inländischen Handlungszweige verwickelt sind, einige Fingerzeige hierüber zu geben. Sie haben vorzüglich folgendes dabey zu merken. Fielding, Richardson, Rousseau und andere sind aus der Mode; ein kraftvollerer und minder pedantischer Styl hat allmählig das Publicum hingerissen. Damen der großen Welt und tugendhafte Matronen nehmlich haben ihre Kräfte zu diesem Fach der allgemeinen Ergötzung und Belehrung vereinigt; unterdeß auf der andern Seite die schönen Theilnehmerinnen an der **blauen Strumpf-Societät** (Blue-Stocking Society) in einem unaufhörlichen Zustande litterarischer Schwangerschaft sich befinden, und täglich Julien, Ethelinden, Carolinen und Louisen das Licht der Welt erblicken, die von der glücklichen Fruchtbarkeit ihrer Mütter zeugen. In dieser Absicht wünschte ich meinen dienstfreundlichen Rath anzubieten, und mit dem Finger gleichsam auf die neueren Producte, als die einzig würdigen Muster der Nachahmung, hinzuweisen.

Haltung des Characters ist Schimäre; es ist also abgeschmackt, sie in einem Roman beobachten zu wollen. Wo ist der Mann oder das Weib, die in einer langen Periode sich gleich sind? Wer nur irgend das Leben ein wenig aufmerksam beobachtet hat, dem muß es in die Augen springen, daß einige Monathe oft eine Totalveränderung selbst in kleinen Zirkeln hervorbringen. Wer kurz zuvor ein Weiser hieß, ist jetzt anerkannt ein Narr; wer heute für einen Eisenfresser galt, ist morgen oft ein kläglich gedemüthigter Pinsel, und die tugendsame Spröde zeigt, ach oft nach Kurzem, so viel Menschlichkeit als andere. Laßt also die Creaturen, die ihr erschaft, ihren Phantasien folgen, gebt ihnen in jedem Capitel einen andern Character! Alles ist gut, wenn euer Held nur unaufhörlich lasterhaft, und eure Heldin bis zum Wahnsinn verliebt ist.

Es ist ferner durchaus nothwendig, die weiblichen Namen mit Delicatesse auszuwählen, damit sie um so anziehender werden z. B. Harriet, Mariane, Lina, Therese, Minna u. s. w. Zunahmen aber müssen ohngefehr so klingen, als: Neville, Greville, Beville, Seville, Howard, Gedolphin, Marbray und Montgomerie; vorzüglich aber sieh darauf, daß alles Wohlgebl., Hochwohlgebl., Durchlauchtig, Hochgebl. oder Reichsfreyherrlich sey, denn dies hält die Würde der Geschichte aufrecht. Von wem könnte man ums Himmels willen ohne Erröthen sagen, daß er in eine Hamm Grimes, in eine Marthe Dickins oder in eine Margarethe Sims verliebt sey? Unter den Männern müssen blos Lords, Ritter, Capitäne, Obersten oder Grafen

seyn,

seyn, und der Regel nach solten sie durchgängig einen Phaeton mit Vieren, oder wenigstens ein niedlich kleines Kabriolet halten; sie müssen ferner unzähligemal sich geschlagen haben, und sehr hoch spielen. Giebt es vollends durch Uebermaaß der Empfindsamkeit etwa Gelegenheit zu ein Paar Ehescheidungen, so erhebt dies unendlich das Interesse des Ganzen.

Diese so liebenswürdigen Standespersonen müssen sich nun auch an Oertern aufhalten, die ihren Verdiensten gemäß sind. Sie müssen schlechterdings nicht in Brentfard, in Birmingham, in Exeter, in Chancerylane, in Vinories und Cheapside erscheinen; nein, sie müssen sich blos in Daffodillharm, in Rose Grenn, in Nightingale Grove, in Grosvenor Square, in St. James's Street, oder in Portland Place sehen lassen.

Diese vorgeschriebenen Regeln nun enthalten die wesentlichen Stücke, wodurch allein ein moderner Roman, wie ich schon oben gesagt habe, wundersam anziehend, oder (um mich vielleicht noch besser auszudrücken) unaussprechlich hinreißend wird. Ob ich aber gleich nur von weiblichen Autoren gesprochen habe, so will ich mich doch keinesweges bey diesem Aufbrausen des Genies nur auf das schöne Geschlecht einschränken; denn ich habe selbst das Glück, verschiedene Männer von ausnehmendem Ruf und übertriebener Gelehrsamkeit zu kennen, die auf diesem neugebahnten Wege der Litteratur hochberühmt geworden sind. Um mich aber nicht in eine trockene Wüste von Unterricht zu verliehren, so will ich dem Publicum ein Beyspiel von Vollkommenheit nach

den oben angeführten Regeln und vorzüglich nach der unterstrichenen Stelle mittheilen, und ich habe die freudige Hofnung, daß es Sensation und Nacheiferung erregen werde.

Miß Harriet Herzkrank Hochwohlgebl.
an die gnädige Lucie Liebetraut.

O meine theure, ewig theure Lady Lucie!

In welch einer unbeschreiblichen Beängstigung ist das Herz ihrer armen Harriet! Wie tief zerrissen von tausend sich entgegen strebenden Empfindungen! Ha, und die kämpfende Vernunft ist zu schwach, jene himmlische Ruhe, die der Balsam des Lebens ist, über dasselbe auszugießen. Gütiger Himmel! Wie soll ich meinen zerrütteten Lebensgeistern die ursprüngliche Sanftheit der Empfindungen wiedergeben, die allein dem menschlichen Glück die wahre Würze verleiht? Sehr wahr, wie der Dichter sagt: „Das verwundete Reh mag hingehen und wimmern.“ Das fühle ich nur zu tief, und der Sturm in meiner Seele ist, fürchte ich, durch keine Kunst mehr zu besänftigen. Es giebt keine Arzeney für die Liebe. — O wehe, wehe! — Sie werden mich vielleicht für eine Verirrte halten und über mich lachen; ich sehe Sie mit Ihrer liebenswürdigen Lebhaftigkeit, wodurch jene unzähligen Reize, die Sie vor den übrigen Ihres Geschlechts in so hohem Grade auszeichnen, unbeschreiblich erhöht werden.

O Lucie, Sie sind ein Muster, und hätte ich nur die Hälfte Ihrer Vollkommenheiten, die Herzen zu fesseln, warlich,

lich, so ertrüg' ichs nicht, daß mein lustiger Oberster meine Empfindungen so quälte, und auf die Folter spannte, als er gethan hat. — Nein, ich würde dann meinen Tyrannen zähmen, und seinen schönen wilden Blick in das bezauberndste Schmachten verwandeln — ach, ich würde ihn zu meinen Füßen sehen, ihn, der so viele besiegt hat; denn Sie müssen wissen, mein theuerstes Mädchen, er ist die Tapferkeit selbst, und hat drey Cavalieren in verschiedenen Duells das Lebenslicht rein ausgeblasen, und einer von ihnen war ein fremder Graf. Dieser hatte eine Frau von ungemeiner Schönheit, wie man sagt, und mein Heinrich (wundern Sie sich nicht, daß ich meinen theuren Oberst so nenne) war ein wenig zu galant auf dem Carneval zu Prag gegen sie gewesen. Apropos! — Das bezaubernde Geschöpf war gestern hier, und machte eine herrliche Figur in seinem Phaeton mit Vieren bespannt, den er mit so viel Grazie zu lenken weiß. — O Lucie, wie soll ich die Gefühle beschreiben, die in diesen hinreissenden Augenblicken in meinem Busen aufwallten! — Im Vorbeygehen, man sagt, er habe von Lord Crabbs bey Brookes's den großen Phaeton und die schönen kurzgeschwänzten Grauschimmel gekauft. Kurz, mit allen seinen Fehlern — und wer, meine Lucie, ist ohne Fehler in dieser Welt? — würde ich die niedrigste Hütte in einem Thale in seiner Gesellschaft allem nichtigen Glanz und aller Herrlichkeit ohne ihn vorziehen. Aber warum mag er sich dem hohen Spiel so sehr ergeben? — Es ist in der That eine Schwachheit, aber ich verzeyhe ihm — kann man wohl immer recht thun? — Ach Lucie! nein sagt meine

laut-

lautwallende Brust, nein sagt sie mit ihren sanftesten Seufzern. Aber ich will nicht weitläuftig werden, obgleich die Materie, ich leugne es nicht, einen unbeschreiblichen Sturm in mir erregt; denn die lodernde Fackel treuer Liebe giebt der Seele einen gewaltigen Schwung, und ach! unter den duftendsten Blumen, die die Sinne bezaubern, mischt sie nur zu oft den stechenden Dorn:

„ Allein mein Herz soll jede Furcht verscheuchen,
„ Und vor der Liebe Rosensträuchen
„ Reiß es die Dornen weg!

Nach dem Mittagsessen — und wir hatten das verhaßte Geschöpf, den Simson, zu unserer Belustigung bey uns — nach dem Essen also, meine geliebte, theure Luzie! gieng der Ober — darf ich es sagen? — Ja! gieng der Oberster und ich so weit als der See — denn Papa liegt am Podagra danieder, und Mama ist, wie Sie wissen, so übernatürlich fett, daß sie sich nie in Bewegung setzt. — Was aber meinen Bruder George betrift, so war er nach Primrose Park gegangen — ich habe so ein Vögelchen singen hören, daß er bis über die Ohren in Lindamira Hänfling verliebt sey. Können Sie sich's vorstellen? — Indessen wenn sie ihm gefällt, so mögen sie sich immer heyrathen; mit ein wenig Klugheit und Oeconomie können sie ganz erträglich leben. — Aber was wolte ich denn eigentlich sagen? — Ach ja; mein Heinrich also (ich will ihn so nennen) und ich, wir machten uns auf, zu lustwandeln. Wir waren noch nicht weit gegangen, als er mit unbe-

schreib-

schreiblicher Grazie sich meines Arms bemächtigte, und ihn, trotz meines schwachen Widerstandes, mit den seinigen umschlang. — So wandelten wir schweigend fort; mein Busen stand lichterloh in Flammen, und meine Wangen, ich konnte es deutlich fühlen, glühten vom höchsten Carmin. Als wir an das Ende der moosigten Grotte gekommen waren, (Sie müssen den Ort kennen) ruheten wir, um unsere Gefühle beym Anschaun der unaussprechlichen Schönheiten, die rings um uns verbreitet lagen, ausströhmen zu lassen. Erlauben Sie mir, meine Lucie, daß ich sie Ihnen zu beschreiben versuche, obgleich Worte ewig zu schwach für diese Scene seyn werden.

Zur Rechten war ein Obstgarten, voll von Aepfeln, Birnen und Granatbäumen, die wunderschön mit den balsamreichsten Blumen abwechselten, wodurch üppige Kränze von Maaßlieb, Jesmin, Rosen, Veilchen, wilden Nelken, Geißblatt und Hyacinthen sich bildeten. Zur Linken prangte eine noch mahlerischere Scene von lieblichen Auen zur Weide mit Aeckern untermischt: da träufte die Buche und die Pappel heilige Schatten auf nickende Binsen und trunkene Kornähren herab; da weideten Schafe, Kälber, Kühe, Gänse, Esel, (Jackasses) und Küchlein, und hüpften mit muntern Sprüngen auf den Fluren umher. Vor uns lag ein alternder Hain von majestätischen Eichen, Großbrittanniens Flotte in Embryo, wie mein theurer Oberster ihn nannte; und über einen nahen Hügel stahl sich mit sanftem Gelispel ein mäandrischer Bach, der das Ohr entzückte, und den lautwallenden Busen Ihrer fast ausathmenden Harriet

riet mit einem Meer von Seligkeit überströmte. In diesem Augenblick schloß Heinrich mich in seine Arme, und drückte mit einer unverzeihlichen Kühnheit, das muß ich gestehen, seine glühenden Lippen auf die meinigen; dann nannte er mit einem verliebten Fluche mich seinen Engel, und schwur, daß ich ihm noch theurer sey, als sein Degen. Ich lauschte eine Weile seinen Ergießungen, und sein Entzücken glich fast dem meinigen. — Ach Lucie! —

„Ist's Lust, ein Herz durch Liebe zu verwunden,
„So ist es Wonne, wenn man heilt;
„Und haben wir darinn der Liebe Glut gefunden,
„Wie himmlisch ist's, wenn man die Regung theilt!

Aber ich kann es nicht länger aushalten, mich über diesen Gegenstand zu verbreiten, denn mein Herz leidet zu viel dabey — die Feder sinkt mir aus der Hand. Leben Sie wohl; schreiben Sie bald an Ihre zärtliche, treue, halbverzweifelnde

Heinriette Heartstick.

P. S. Der Oberst sagt, er wolte in vierzehn Tagen wieder hier seyn, aber jetzt müsse er einer Boxpartie in Surrey zwischen dem Herrn Bigben und einem andern Gentleman beywohnen. O Heinrich! eile auf den Flügeln einer ewigtreuen Liebe zu deiner Heinriette!

Dieser Brief, der vielleicht in Absicht des weitschweifigen Stils, des Zusammenhanges der Gedanken, und der Feinheit der Empfindungen, noch etwas zu wünschen übrig läßt,

läßt, kann dennoch der aufschießenden Generation der Romanschreiber zum Muster dienen. Ich habe ihnen jetzt weiter nichts zum Besten zu geben, als nur noch den Rath, ihren Werken recht lüsternmachende Titel zu geben, als da sind: Die blutende Sommerlaube; das tiefbeugende Mißgeschick; der Eremit am Berge; die Folge der Empfindsamkeit; die interessante Unerschrockenheit; der zärtliche Unstern; die allerliebsten Erwartungen; die liebenswürdige Hinfälligkeit. Bey Beobachtung dieser Regeln kann es ihnen nicht an Erfolg fehlen, und so empfehle ich mich ihnen.

IV.

Auszüge aus den Denkwürdigkeiten des Marschall von Montluc.

Noch ein Beytrag zur Kriegsgeschichte des 16. Jahrhunderts.

Beschluß.

Montluc wurde das müßige Leben bald überdrüßig; auch war er ein viel zu brauchbarer Officier, als daß man ihn noch lange in Unthätigkeit hätte lassen sollen. Er erhielt also Befehl sich zur Armee nach Piemont und zum Marschall von Brissac zu verfügen, den er zu Turin krank antraf. Von da begab er sich zu dem Herrn von Aumale, der eben im Begrif war, Vulpian zu belagern und dem Mont-

Montluc bey dieser Gelegenheit große Dienste leistete; denn ohne ihn wäre dieser Ort, wie er behauptet, nie erobert worden. Einen gleichen Antheil hatte er auch an der bald darauf erfolgten Einnahme von Montcalvo. Während dieser Zeit rißen bey der Armee mancherley Unordnungen ein, woran auch Montluc Antheil zu haben, obgleich mit Unrecht, beschuldiget wurde. Der von seinen Feinden gegen ihn eingenommene Monarch rief ihn deshalb an seinen Hof zurück, wo es ihm denn bey seiner Ankunft nicht schwer wurde, sich vollkommen zu rechtfertigen und die gegen ihn ausgesprengten üblen Gerüchte zu widerlegen. Kurz nachher mußte er wieder zum zweytenmal nach Italien gehen und den nach Montalvino geflüchteten Sienesern auf ihr inständiges Begehren zur Hülfe eilen. Zwar befand sich noch immer Strozzi in Italien, aber er machte bereits alle Veranstaltungen zur Reise nach Frankreich, wo der Marschallstab ihn erwartete. Montluc schifte sich also zu Marseille auf den Galeeren des Baron de la Garde ein, und mit ihm sieben Fähnlein (Bataillons) Fußvolk, wovon eins sein ältester Sohn Marc Anton, und ein andres sein Lieutenant der Hauptmann Charri commandirten. Sie landeten bey Civita-Vecchia, von wo Montluc mit seinen Truppen sogleich nach Rom aufbrach. Der Herzog von Alba bedrohte damahls an der Spitze des kaiserlichen Heers diese ehmalige Hauptstadt der Welt, und die Nachkommenschaft jener berühmten Legionen, die einst den Erdkreiß unterjochten, zitterte und bebte bey seiner Annäherung. Doch würden sie durch Montlucs und seiner mitgebrachten Soldaten Ankunft in etwas wieder beruhiget. Der Herr von

Lan-

Lansac, französischer Gesandter zu Rom bewog ihn das römische Volk öffentlich zu haranguiren, theils um demselben wieder frischen Muth einzuflößen, theils auch das durch ihn herbeygeführte kleine Hülfscorps in ihren Augen geltender zu machen, als es der Anzahl nach wirklich zu seyn schien. Unser Held, der sich eben so wenig scheuete zu reden, als zu schlagen, bestieg also die nehmliche Rednerbühne, auf welcher einst Cicero und so viele andre berühmte Redner der Vorzeit sich in ihrem ganzen Glanz gezeigt hatten. Er behauptet diese Rede nicht allein ohne alle Vorbereitung auf der Stelle erfunden und gehalten, sondern sich auch dabey der besten und reinsten Ausdrücke der italiänischen Sprache bedient zu haben; in seinen Memoiren liefert er indeß nur eine französische Uebersetzung derselben. Dieses Denkmal seiner rednerischen Talente ist in der That merkwürdig. Es enthält verschiedene starke und äusserst lebhafte Züge und zeigt von vieler natürlicher Beredsamkeit, es verstößt sich aber zu gleicher Zeit auch gegen alle wissenschaftlichen Regeln und wimmelt von historischen Irrthümern. Indeß erreichte er doch dadurch vollkommen seinen Endzweck. Der Pabst und das ganze heilige Collegium überhäuften ihn mit Dank und Lobsprüchen, und der Herzog von Alba, der nun wohl merkte, daß er Rom nicht mehr ganz unvorbereitet würde überraschen können, zog sich bis nach Tivoli zurück. Montluc entwarf mit dem Baron de la Garde verschiedene Plane, um ihn von dort zu vertreiben. Er erhielt auch wirklich einige Vortheile über den Feind, hatte aber auch zugleich das Unglück seinen ältesten Sohn Marc Anton zu verlieren, der bey der Belagerung von Ostia blieb.

Der entseelte Körper des Jünglings wurde nach Rom gebracht und mit großem Pomp unter Begleitung vieler Cardinäle und des französischen Gesandten beerdiget.

Sobald die Spanier gänzlich aus der Gegend um Rom entfernt waren; hielt Montluc seine Gegenwart nicht länger für nothwendig, und brach daher ungesäumt nach Montalcino auf. Der Cardinal von Burgos, spanischer Gouverneur zu Siena, gab sich alle ersinnliche Mühe auch noch den kleinen geflüchteten Ueberrest dieser unglücklichen Republik zu unterjochen. Montluc entdeckte und vernichtete eine Art von Verschwörung, und bestrafte die Urheber derselben. Auch fielen oft kleine Gefechte zwischen den Seinigen und den Spaniern vor. Der Vortheil war meistentheils auf französischer Seite, nur bey einer einzigen Gelegenheit, wo seine Truppen sich unbedachtsam dem von den Spaniern besetzten kleinen Städtchen Pianza zu sehr näherten, wurden einige Franzosen gefangen gemacht, in die Stadt hineingeschlept und mit vieler Härte behandelt. Montluc erfuhr bald, daß sich dieser Ort nicht eben in dem besten Vertheidigungszustand befand. Die Festungswerke waren kaum angefangen, die Mauern und Wälle erst halb fertig, und die Hauptschutzwehr bestand bloß darin, daß das Städtchen von einer sehr morastigen, sumpfigten Gegend umgeben war. Bey sogestallten Umständen entwarf Montluc unverzüglich den Plan zu einer Ueberrumpelung. Alle Anstalten dazu wurden aufs Beste getroffen, und verschiedene kleine Haufen solten zu gleicher Zeit den Angrif thun. Aber unglücklicherweise waren die ersten, die die Mauer er-

stiegen,

stiegen, junge, unbesonnene Leute, die ohne auf die übrigen, die ganz still heranrückten, zu warten, sich mit lautem Siegesgeschrey in die Stadt stürzten. Dieser Lerm ermunterte die sorglose Besatzung, und in wenig Augenblicken waren die Wälle überall mit spanischen Soldaten besetzt. Doch Montluc sprach den Seinigen wieder Muth zu. „Ich bin fest entschlossen — sagte er — diesen Ort zu erobern, oder unter seinen Mauern mein Leben zu lassen. Keiner von euch wage es einen Fuß rückwärts zu setzen, wenn er nicht von meiner Hand sterben will. Vorwärts, meine Freunde, folgt eurem Befehlshaber; dort oben, auf jenem Bastion, erwartet uns der Sieg. Alle folgten nun dem Beyspiel ihres tapfern Generals, und die Stadt wurde von neuem so muthig gestürmt, daß sie in kurzer Zeit in ihren Händen war.

Mit nicht weniger Glück bemeisterte sich Montluc bald darauf zwey kleiner befestigter Oerter, die Conzi und Altena hießen. Ein spanisches Detaschement, welches den erstgenannten Posten wieder einzunehmen versuchte, wurde zurückgeschlagen, und bis vor die Thore von Siena verfolgt. Doch hiemit endigten sich auch die Thaten unsers Helden in diesen Gegenden. Die unglückliche Schlacht bey St. Quintin nöthigte den König, den größten Theil seiner Truppen aus Italien zurück zu rufen; und der Herzog von Guise, der sich eben in Rom befand und den Vorsatz hatte, eine neue Unternehmung gegen Neapel auszuführen, erhielt sogleich bestimmten Befehl, wieder nach Frankreich zu gehen. Montluc, der wohl einsahe, daß er sich jetzt in seinem Va-

terlande weit mehr Ehre und Ruhm, als in einem kleinen Winkel von Italien würde erwerben können, bat den Herzog ihn mit sich zu nehmen. Der Prinz that es, und schilderte dem Könige bey seiner Zurückkunft Montlucs Aufführung mit so vortheilhaften Farben, daß er diesmahl nicht weniger wohl empfangen wurde, als damahls, wie er zum erstenmahl von Siena zurückkehrte.

Montluc, der dem Herzog von Guise mehrere Proben seiner Anhänglichkeit gegeben hatte, war von nun an unzertrennlich von diesem Prinzen, der das Vertrauen des Königs im höchsten Grad besaß und bald nachher zum General en Chef der französischen Armee ernannt wurde. Der Connetable und der Admiral von Coligni waren gefangen, und Andelot, der in Abwesenheit seines Bruders, des Admirals, die Dienstverrichtungen eines Generalobristen der Infanterie bisher verrichtet hatte, verlohr gleichfalls seine Freyheit. Der König war gesonnen, diesen Ehrenposten unsern Helden zu ertheilen, der ihn denn nach vielem Weigern auf Zureden des Königs und des Cardinals von Lothringen endlich annahm, und in dieser neuen Würde der Belagerung von Thionville im Jahr 1558 beywohnte. Hier fand er seinen alten Freund, den Marschall von Strozzi, der ihn mit tausend Liebkosungen überhäufte.

Thionville liegt am linken Ufer der Mosel; die Brücke über diesen Fluß wird durch ein Fort vertheidiget. Auf dieser Seite war es, wo der Herzog von Guise sich lagerte und seine Operationen anfieng. Aber die guten Veranstaltungen und das heftige Feuer der Belagerten, die ihre Verthei-

theidigung ganz nach dem Angrifsplan der Franzosen einrichteten, zwangen ihn bald diese Stellung zu verlassen und andre Maaßregeln zu ergreiffen. Montluc erhielt den Auftrag, die Festungswerke von der Landseite zu recognosciren. Bey dieser Untersuchung gerieth er und seine Bedeckung mit dem Feind ins Handgemenge. Strozzi, der es von weitem zusah, sagte zum Herzog von Guise: „Ich habe es Ihnen wohl gesagt, daß Montluc sich in die ersten Thätlichkeiten mit dem Feind einlassen würde; nur mit dem Degen in der Faust pflegt er seine Entdeckungen zu machen, und dies ist auch die rechte Art.“ — Dieser Vorfall kostete einigen französischen Officieren das Leben; aber Montluc glaubte, daß die Befriedigung einer Neugierde, von welcher der gute Erfolg der Belagerung abhieng, durch ihren Tod nicht zu theuer erkauft wäre. Bald darauf thaten die Feinde einen sehr lebhaften Ausfall, bey welcher Gelegenheit Strozzi blieb, dessen Verlust unser Held schmerzlich bedauerte.

Voll Begierde, entweder zu sterben, oder den Tod seines Freundes zu rächen, führte Montluc seine Leute zum Sturm und näherte sich muthig, mitten unter dem schrecklichsten Kugelregen einem der Stadthürme. Verschiedene Officiere und eine Menge gemeiner Soldaten fanden hier ihr Grab. Der Herzog von Guise gab Befehl zum Rückzug, aber unser Held wolte durchaus seine Rachsucht befriedigen. Umsonst bemühte man sich, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. „Laßt mich — sagte er — denn was Gott heute aus mir machen will, werde ich doch nicht entgehen können.

nen. Umsonst würde ich fliehen, wenn ich an dieser Stelle mein Grab finden solte." — Diese Standhaftigkeit ermunterte die übrigen, alle wurden von dem nehmlichen Muth beseelt und der Thurm wurde mit erneuerten Kräften angegriffen und erstiegen. Guise eilte herbey, umarmte unsern Helden und sagte zu ihm: „Sie sind es, dem ich meinen ganzen Ruhm zu verdanken habe, so wie Frankreich Ihnen Thionville verdanken wird." Den Tag darauf gieng diese Festung wirklich mit Capitulation über. Der Herzog hielt triumphirend seinen Einzug, und theilte alle Ehre, die ihm wiederfuhr mit Montluc und seinen braven Gefährten.

Während dieser Belagerung mußte Montluc die Verwundeten nach Metz bringen, wo sie von den gewöhnlichen Krankenhospitalgeldern verpflegt wurden. Bey dieser Gelegenheit kam Montluc auf die Idee, dem Könige die Errichtung eines Invalidenhospitals vorzuschlagen. Er legte auch dem Monarchen wirklich seinen Plan vor, und unterstützte ihn mit all seiner gewöhnlichen kriegerischen Beredsamkeit. „Von all den erhabenen Sorgen Sire, die Ihnen anvertraut sind — sagte er — würde sicher die wichtigste in Stiftung von Hospitälern bestehen, wo arme, bleßirte und alte Soldaten, die für Sie ihr Blut vergossen haben, einst einen sichern Zufluchtsort und die Pflege finden können, die man selbst den unnützesten und nichtswürdigsten Menschen nicht zu versagen pflegt. Können Sie wohl weniger für diejenigen thun, die Ihnen mit ihrem Leben ein Geschenk gemacht haben? Die Hofnung, dereinst eine sichre

Frey-

Freystatt zu finden, würde machen, daß sie mit weit mehr Vertrauen, als bisher, zur Schlacht gehen würden. Sie werden einst dafür, Sire, dem obersten Richter der Menschen Rechenschaft geben müssen, denn Sie haben in diesem Stück nichts für ihren Unterthanen voraus, und die Last, die Ihnen aufgelegt ist, und für die Sie Rechnung ablegen müssen, ist weit schwerer als die unsrige. Wir treten zwar oft der Menschheit zu nahe, aber das geschieht bloß Ihnen zu gefallen. Wenn Gott nicht Mitleid mit den Officieren und gemeinen Soldaten haben solte, was würde denn wohl Ihr Schicksal seyn? Sire, ich beschwöre Sie im Namen des Gottes, der Ihnen den Scepter in die Hände gegeben hat, werfen Sie doch einen Blick voll Mitleid auf die armen Soldaten, die in Ihrem Dienst Arm und Bein verloren haben. Gott hat ihnen diese Glieder gegeben, nicht Sie; können Sie ihnen also wohl das bischen Brod versagen? Denken Sie denn daß Gott taub bleiben wird, bey den Verwünschungen, die ein Mensch gegen Sie ausstößt, der sein Blut für Sie versprützt, und der vor den Thüren Ihres Palastes für Hunger umkommt. Sire, Sie sind ja der Allerchristlichste der Könige, und selbst der türkische Kayser hat Hospitäler für seine Soldaten." — Diese ungekünstelte aber aus den wärmsten Herzen gesprochne Rede that indeß nicht die gewünschte Wirkung; es blieb einem spätern Zeitalter und einem andern Monarchen (Ludwig XIV) vorbehalten, das zu thun, wodurch sich schon Heinrich II. einen unsterblichen Namen hätte machen können.

Nach der Eroberung von Thionville wurde Arton überrumpelt und zum Scheiterhaufen gemacht. Aber bald nachher sah sich der Herzog von Guise gezwungen wieder zurück zu gehen, um den vom Feinde bedrohten Städten Corbie und Amiens zur Hülfe zu eilen.

Gegen das Ende des Feldzuges von 1558 fieng man an vom Frieden zu sprechen, der denn auch im folgenden Jahr 1559 zu Chateau Cambresis geschlossen wurde. Dies war auch das Todesjahr Heinrich II., der, wie bekannt, in einem Turnier ein Auge und zugleich das Leben einbüßte. Der Connetable war beym Friedensschluß wieder an den Hof gekommen, und der Credit der Guisen in etwas gesunken, worüber sich Montluc sehr betrübte, denn er war jederzeit ein eifriger Anhänger dieses Hauses, so wie ein Feind all derjenigen gewesen, die den Namen Montmorenci führten. Auch rühmt er sich, den Kindern des Herzogs von Guise den ersten Unterricht in den Waffen gegeben zu haben, besonders den berühmten Franz von Guise, der bey Blois meuchelmörderisch ermordet wurde, nachdem er eine eben so große als gefährliche Rolle in Frankreich gespielt hatte.

Montluc spricht von den allgemeinen Begebenheiten Frankreichs unter der kurzen Regierung Franz II. eben so wenig, als von seinen eigenen Verrichtungen während derselben. Er durchlebte diesen ganzen Zeitraum in Guienne, wahrscheinlich ohne irgend einen wichtigen Auftrag vom Hofe erhalten zu haben. Vermuthlich war er bey den damals in Frankreich herrschenden Partheyen gleich verdächtig: nehmlich Anfangs den Catholiken, wegen des zuvorkommenden

Betra-

Betragens, welches der König und die Königin von Navarra gegen ihn beobachteten, und nachher noch weit mehr den Protestanten, die ihm gerade zu auf dem Kopf Schuld gaben, er hätte sich in ein Complot eingelassen, um Guienne den Spaniern in die Hände zu spielen. Er vertheidigt sich gegen diesen Vorwurf, der denn auch, wie man in der That Ursache zu glauben hat, ungegründet war. Seit Heinrich II. Tod war sein ganzes übriges Leben, wie er versichert, eine an einander hängende Kette von Unglücksfällen, die er sehen mußte. Man kann hinzusetzen, daß er durch sein Betragen von diesem Zeitpunct an, auch kein günstigeres Schicksal verdiente. Durch die allergehäßigsten Mittel unterstützte er die Sache des Hofes. Mit blindem Diensteifer lieh er seinen Arm den Guisen und der grausamen Catharina von Medicis, und diente ihnen nicht sowohl als General, sondern vielmehr wie ein Scharfrichter. Wenn gleich Tapferkeit und Unerschrockenheit einen Theil seines Characters ausmachten, so waren doch Grausamkeit und Raubsucht ihm nicht weniger eigen. Montluc giebt uns in seiner Person das traurige und betrübte Beyspiel für die Menschheit: daß kriegerische bis auf den höchsten glänzendsten Grad getriebene Tugenden nicht zugleich Güte des Herzens bey dem Helden voraussetzen; und doch bilden die Vereinigung dieser Tugenden nur einzig und allein den verehrungswürdigen Mann, der in jeder Lage, worin er sich auch befinden mag, seinem Landesherrn sowohl wie seinem Vaterlande immer gleich theuer seyn wird.

Wir können uns beym Auszuge des zweiten Theils von Montlucs Denkwürdigkeiten um so kürzer fassen, da

die greuelvollen Scenen jenes unseligen Bürgerkrieges unter der Regierung Carl IX. bekannt genug sind. Mit innerm Abscheu sieht man Frankreichs Helden des sechszehnten Jahrhunderts ihre Lorbeern im Blut ihrer Mitbürger tränken und sich sogar oft bis zu den schwärzesten Verrätherereyen erniedrigen. Was unsern Helden insbesondre anbetrift, so kann man ihn wenigstens keinen Heuchler nennen. Bey allen, was er auch Böses that, gieng er doch immer ganz treuherzig zu Werk. Dieser unerschrockne Krieger war freylich ein enthusiastischer Catholik und eben so eifriger Rojalist. Man hat sogar Ursache ihn einen Barbaren, einen Raubsüchtigen, mit einem Wort, einen sehr bösen Mann zu nennen; und doch glaubte er bey allen seinen Unmenschlichkeiten nicht unrecht zu handeln. Mißverstandner Dienst- und Religionseifer leiteten fast immer alle seine Schritte, und zwangen ihn oft zu Unthaten, die sein eignes Gefühl nicht selten verabscheuen mußte.

Montluc befand sich zu Orleans, wo die Stände des französischen Reichs wegen des Absterbens Franz II. und der Thronbesteigung Carl IX. zusammen gerufen waren. Er merkte nur zu gut, daß es nicht lange mehr ruhig bleiben würde und erbat sich daher bey der Königin Mutter eine Audienz. „Madame — sagte er zu ihr — ich gehe nach Gascogne, mit dem Endschluß Ihnen mein ganzes Leben durch als ein treuer Knecht zu dienen. Solte nun irgend etwas von Belang sich ereignen, wo Sie Ihre Knechte brauchen könnten, so bitte ich ganz unterthänigst, Ew. Majest. zu glauben, daß ich es nie mit einer andern Parthey, als mit der Ihrigen, halten und immer, so bald Sie es

nur

nur befehlen, bereit seyn werde, aufzusitzen." Die Königin dankte unserm Helden und die Frauen von Crussol und von Chabannes-Courton, die dabey zugegen waren, versicherten, daß Sr. Majestät vollkommenes Zutrauen in ihn setzen könnten; auch sagten sie beyde viel zu seinem Lobe, und begleiteten ihn bis in die Mitte des Zimmers.

Montluc fand bey seiner Ankunft in Guienne die ganze Provinz in großer Bewegung. Die Catholiken sowohl wie die Protestanten glaubten gleiches Recht zu haben, ihre Religion als die herrschende anzusehen; erstere, weil sie sich mit dem König und seiner Mutter zu einer und der nehmlichen Lehre bekannten, und den seit den ältesten Zeiten im Königreich eingeführten Gottesdienst für den einzig wahren hielten und befolgten und letztere, weil der König und die Königin von Navarra, die Herren eines beträchtlichen Theils von Guienne waren, und diese Provinz überhaupt ganz beherrschten, so wie sie der reformirten Lehre anhiengen. Der größte Theil der Magistratspersonen hatte daher auch die neue Religion angenommen, und die Catholiken, bey weitem der schwächere Theil der Einwohner, konnten es nicht anders als mit Lebensgefahr wagen, die sogenannten Hugenotten zu beunruhigen.

Unser Held gesteht, daß er den Ursprung des Worts Hugenotte, des damahls gewöhnlichen Schimpfnamens aller französischen Protestanten, nicht wisse, erzählt aber dagegen, er habe erfahren, daß in verschiedenen Oertern die Dorfpfarrer nicht mehr wagen wolten Messe zu lesen, die protestantischen Prediger hingegen öffentlich und ohne Scheu

ihre

ihre Lehre dem Volk vorgetragen hätten und dabey von ihren Helfers-Helfern, die sie Diaconi und Surveillans zu nennen pflegten, kräftig unterstützt würden. Diese Leute liefen überall auf dem Felde mit Ochsenziemern in den Händen herum und prügelten die Bauern in die Predigten hinein. Diese Ochsenziemer nannte man Hänschen, oder auf französisch: Jeannots, und dies sey denn alles, was er davon wisse. . . . Doch, genug von dieser abgeschmackten Volkssage, deren nähere Untersuchung uns unsre Leser vermuthlich gerne schenken werden. —

Der Graf von Bury commandirte in der Provinz Guienne als Generallieutenant oder Gouverneur, und hielt sich zu Bordeaux auf. Von Natur ängstlich und mißtrauisch fürchtete er Fehler zu begehen, wenn er ernstliche Maaßregeln ergreifen solte, um den Unordnungen, die sich häufig ereigneten, zu steuern. Beyde Höfe, sowohl der von Frankreich, als der von Navarra, waren gleich mißvergnügt über sein Betragen. Es kam auch in der That endlich so weit, daß beyde es für nöthig fanden, einem andern Officier seinen Posten zu geben. Die Hugenotten fielen zu Marmande über die Catholiken her, verbrannten ein Franciscanerkloster und hieben die Mönche zusammen; dahingegen die Catholiken unter den Protestanten zu Cahors und Grenade, nahe bey Toulouse, ein großes Blutbad anrichteten. Der Herr von Fumel, ein eifriger Catholik, wurde ebenfalls von seinen Bauern, die sämtlich Protestanten waren, ermordet. Diese Ausschweifungen brachten endlich den König und die Königin von Navarra auf den Endschluß, einen herzhaften und entschlossenen Officier auszusuchen, der fähig wäre, die un-

unruhigen Köpfe von beyden Partheyen in Schranken zu halten. Zufällig warfen sie ihr Auge auf unsern Helden, und beschieden ihn zu sich nach Nerac, wo sie ihn zu ihrem Oberbefehlshaber in der Provinz ernannten, ihn die Bestallung hierüber ausfertigen ließen und in derselben die Erlaubniß ertheilten, aller Orten, wo er es nur für nöthig hielte, Soldaten zu Fuß und zu Pferde anzuwerben, um mit ihnen diejenigen von beyden Partheyen, die zuerst die Waffen gegen einander ergreifen würden, zu Paaren zu treiben. Montluc weigerte sich durchaus diese Ehre anzunehmen, um so viel mehr, da er immer noch unter dem Befehl des Herrn von Bury stünde und der Autorität desselben nicht, ohne seine Pflicht zu verletzen, zu nahe treten könnte. Indeß reiste er doch unverzüglich nach Paris, um die Genehmigung der Königin Mutter einzuziehen. Er erhielt sie, und unterließ bey dieser Gelegenheit, wie man leicht denken kann, nicht, seine alte Versicherungen zu wiederholen, daß er jederzeit unveränderlich Catharinens Interesse vorzüglich ergeben bleiben würde. Der König und die Königin von Navarra dachten anfänglich gewiß nicht, daß Montluc so entschieden für den Vortheil der catholischen Parthey gestimmt wäre, sie glaubten blos einen entschlossenen Mann zum Oberbefehlshaber gewählt zu haben und fanden zu ihrer nicht geringen Bestürzung in ihn den fürchterlichsten Feind ihrer Glaubensgenossen, wie es die Folge denn nur zu deutlich zeigte.

Sobald Montluc wieder zurückgekommen war, besuchten ihn verschiedene hugenottische Edelleute und Geistliche, die sich nicht allein alle nur ersinnliche Mühe gaben, ihn auf

ihre Seite zu ziehen, sondern sogar auch durch Versprechung beträchtlicher Geldsummen ihn in Versuchung führen wolten. Aber alle ihre Anerbietungen wurden mit Verachtung verworfen. Montluc machte ihnen zugleich bey dieser Gelegenheit so heftige Vorwürfe wegen ihrer Empörung, daß sie endlich zur Genüge einsahen, wie wenig sie auf ihn rechnen könnten. Unser Held behauptet, daß sie im Zorn über ihn sogar beschlossen hätten, ihn meuchelmörderischerweise aus der Welt zu schaffen. Dem sey indeß wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß er der unversöhnlichste Feind der protestantischen Parthey wurde. Er verfolgte auf das strengste alle diejenigen, von welchen er glaubte, daß sie entweder an der Ermordung des Herrn von Fumel oder auch an Entstehung der übrigen Unruhen Antheil haben konnten. Ueberall folgten ihm zwey Commissarien, die man ihn aus Paris zugeschickt hatte, und die, wie er selbst gesteht, in richterlichen Handlungen eben nicht die gewissenhaftesten Leute waren. So wurden denn eine Menge Unglücklicher auf das grausamsamste zum Tode verurtheilt, und gleich auf der Stelle durch zwey Schafrichter, die sich in seinem Gefolge befanden, und die man daher nur seine Lakayen zu nennen pflegte, hingerichtet. Drey protestantische Prediger und ein Diaconus, die man an den Wochentagen nicht hatte habhaft werden können, wurden am Sonntage, da sie eben im Begrif waren den Predigtstuhl zu besteigen, ergriffen, und auf einen Kirchhof geführt, wo sie auf Montlucs Befehl und in seiner Gegenwart, ohne daß er sich im geringsten durch ihr Bitten rühren ließ, am Fuß eines steinernen Crucifixes ihr Leben lassen mußten. Man wird es uns verzeihen, wenn wir

hier

hier nicht noch mehr ähnliche Greuel erzählen, die häufig genug auf Montlucs Befehl ausgeübt wurden, der dabey dreist behauptet, diese schreckliche Mittel wären die einzigen gewesen, die man gegen die aufrührerischgesinnten Hugenotten hätte anwenden können; eine in der That sehr schaale Rechtfertigung, die bey weitem nicht hinreichend ist, bey der billigdenkenden Nachwelt ihn wegen seines wirklich barbarischen Betragens zu entschuldigen.

Alle diese Gewaltthätigkeiten brachten endlich die Gegenparthey so weit, daß sie Repressalien auszuüben anfieng. Die Protestanten zu Cahors ließen einen catholischen Geistlichen in Verhaft nehmen, der Viole hieß, von gutem Herkommen und mit den besten Familien des Landes anverwandt war, sich aber dabey jederzeit als ein sehr eifriger Feind der neuen Lehre gezeigt hatte. Auf der Stelle wurde ihm der Prozeß gemacht, den sogar die Commissarien unsers Helden genehmigten. Der erste von diesen, der Compain hieß und Mitglied des großen Raths war, legte den beyden Befehlshabern, Bury und Montluc, mit welchen er nach Cahors kam, diese Rechtssache vor, und drang auf die Bestätigung des Urtheils. Montluc gerieth aber über dieses Verfahren in eine solche Wuth, daß er mit dem Dolch in der Hand auf Compain loßstürzte, der auch nur mit genauer Noth sein Leben durch schleunige Flucht retten konnte. Unser Held erklärte hierauf den Archidiaconus Viola für völlig unschuldig und Bury, der es nicht wagte zu widersprechen, stimmte mit ein. Montluc schrieb nun gleich nach diesem Machtspruch an den Hof und bat sich neue

Com-

Commissarien aus. Die ersten beiden wurden also zurück gerufen und an ihrer Stelle zwey Parlamentsräthe von Bordeaux ernannt, von welchen der erste hier d'Alesme, der Vater, genannt wird; ein eifriger fanatischer Catholik, der ohne Mitleid soviel Todesurtheile aussprach, als Montluc nur immer vollstrecken lassen konnte. Der andre war ein gelehrter, ehrlicher und friedfertiger Mann, dessen ganze Familie aus Protestanten bestand; aber dem ohngeachtet unterstand er sich nie den Urtheilssprüchen seines Collegen und des Befehlshabers zu widersprechen. Folgender Zug mag zum Beweise dienen, wie man bey Handhabung der Gerechtigkeit damahls zu Werke gieng. Verschiedene Personen, die in kleinen obrigkeitlichen Bedienungen standen, und Protestanten waren, wurden beschuldiget, daß sie das Feuer der Zwietracht, anstatt es zu dämpfen vielmehr zu unterhalten sich Mühe gegeben hätten. Montluc, der es bald erfuhr und sie bestrafen wolte, trug also dem Parlamentsrath d'Alesme auf, die Sache zu untersuchen, und im Fall die Beschuldigung erwiesen würde, ihnen nach aller Strenge ihr Urtheil zu fällen. Aber dieser Ehrenmann rieth nun seinen Helden, daß er, um alle Weitläuftigkeiten, die mit einem Prozeß verknüpft wären, zu vermeiden, die Schuldigen sogleich festnehmen lassen, ihr Urtheil alsdenn selbst, ohne vorhergehende Untersuchung fällen, und sie in die Hände der Henker überliefern solte. Montluc fand diesen Rath viel zu sehr nach seinem Geschmack, als daß er ihn nicht pünctlich hätte befolgen sollen. Die armen Schlachtopfer wurden unverzüglich von seinen Soldaten ergriffen

griffen und ohne Gnade und Recht auf der Stelle vor den Fenstern des Rathhauses der Stadt aufgehangen.

Um die nehmliche Zeit vernahm man, daß der Prinz von Condé Orleans überfallen hätte, und der König sich mit Gewalt rüstete, um diese Stadt wieder zu erobern. Bald darauf erhielt auch Montluc durch einen Courier Ordre, mit zwey Compagnien Gensd'armes, und sechs Compagnien Infanterie zur königlichen Armee zu stoßen. Aber der catholische Adel des Landes wolte diesen braven Vertheidiger schlechterdings nicht fahren lassen, und Montluc sah sich daher gezwungen, dem Hofe vorzustellen, daß seine Gegenwart in dieser Provinz durchaus nothwendig sey, und zwar um so vielmehr, da Montauban sich öffentlich für die Hugenottische Parthey erklärt hätte. Die Königin Mutter billigte vollkommen diese Gründe, und in dem nehmlichen Augenblick verhinderte Montluc wirklich das Unternehmen der Hugenotten gegen die Stadt Toulouse. Zufälligerweise hatte er ihr Vorhaben entdeckt und es dem ersten Präsidenten mitgetheilt; aber dieser hatte nicht sogleich, wie es seine Pflicht gewesen wäre, die Parlamentsglieder zusammen kommen lassen, sondern es bis auf den andern Tag verschoben. Während dieser Zeit hatten sich schon wirklich einige feindliche Truppen in der Stadt eingefunden, und man erwartete stündlich noch mehrere, als glücklicherweise Montluc und sein treuer Lieutenant, der Hauptmann Charri, mit den ihrigen erschien. Die Hugenotten zogen sich nun eiligst zurück, und die königlichen Völker wurden rund um die Stadt in die Dörfer verlegt. Montluc hielt hierauf zu Toulouse

über die dortigen Hugenottischen Bürger ein so fürchterliches Gericht, daß, wie er selbst gesteht, „er noch nie so viel Köpfe fliegen sahe, als damahls."

Bald nachher brach er mit seinen Truppen auf und marschirte gerade auf Montauban loß; weil er aber erfuhr, daß sich dort mehr als zweytausend Mann fremde Soldaten und tausend wohlbewafnete Bürger befanden, so wagte er nicht diese Stadt förmlich zu belagern. Er marschirte also immer längst der Garonne und da es ihm eben so wenig mit Nerac glückte, so wandte er sich nach Bordeaux, in Hofnung, daß Schloß Trompette überrumpeln zu können. Die Weichlichkeit des Grafen von Bury war Schuld, daß diese Unternehmung fehl schlug. Kurz darauf gerieth dieser General in Bordeaux selbst in so große Verlegenheit, daß er unsern Helden um Hülfe ersuchen mußte, der denn auch unverzüglich zu seiner Rettung herbey eilte. Unterwegens stieß er auf die hugenottische Armee, und es kam zu einem Treffen, in welchem Montluc den Platz behauptete und viele Gefangene machte, die er gegen ein bestimmtes Lösegeld wieder entließ. Er entschuldiget dieses Verfahren mit der Nothwendigkeit in welcher er sich befunden, seinen catholischen Soldaten den ihnen schon längst rückständigen Sold bezahlen zu müssen, die ohne diesen Schritt noch lange Zeit unbefriedigt geblieben wären. Endlich kam er glücklich zu Bordeaux an, wo er das sehr gesunkene Ansehen des Herrn von Bury wieder aufs neue befestigte und alle Versuche der Hugenotten zu vereiteln wußte.

Mont-

Montluc erhielt damahls Briefe von der Königin von Navarra, die ihn mit Vorwürfen überhäufte. In den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken antwortete er ihr: daß alle seine Unternehmungen sich bloß auf das Interesse des Königs, seines Herrn, gründeten, wobey er doch unmöglich glauben könnte, daß die Königin von Navarra wirklich gesonnen seyn solte, dem Könige seine Provinzen und sonderlich die Stadt Bordeaux wegnehmen zu wollen. Ungeachtet all dieser Höflichkeit wurde aber doch der Krieg mit nicht geringerer Hitze als bisher fortgesetzt. Die Hugenotten belagerten Reole und Montluc machte sich auf den Weg, um sie zu zwingen, die Belagerung wieder aufzuheben, welches ihn indeß doch nicht eher gelang als nach einem blutigen und regelmäßigen Treffen, in welchem er alle seine militairische Kenntnisse entwickelte. Er ergreift zugleich diese Gelegenheit um jungen Kriegern über die Kunst, Schlachten zu liefern, seinen Unterricht mitzutheilen. Sein zweyter Sohn, den man den Hauptmann Perrot von Montluc nannte, zeichnete sich hier unter den Augen seines Vaters auf eine sehr vortheilhafte Art aus. Beyden wurden ihre Pferde unterm Leibe getödtet, aber keiner von beyden verwundet; auch verlohren sie nur wenig Leute, dahingegen die Feinde einen sehr großen Verlust erlitten und gänzlich auseinander gesprengt wurden. Erst nachdem die Schlacht bereits gewonnen war, kam Herr von Bury an, der unsern Helden noch auf der Wahlstatt Glück zu dem eben erfochtenen Siege wünschte. Beyde faßten hierauf den Endschluß nach Montsegur zu marschiren und sich dieses Postens zu bemeistern, weil man sich hiedurch auf die beste Art die

freye Zufuhr der Lebensmittel von Bordeaux aussichern konnte.

Auf diesem Marsch erfuhr Montluc, als er durch Gironde kam, daß sich ein Haufe von sechszig bis achtzig Hugenotten dahin geflüchtet hatten. Auf seinem Befehl wurden sie nun sämmtlich aufgesucht, ergriffen und siebenzig von ihnen an den Pfeilern der großen Burghalle aufgehangen. Montsegur that zwar einigen Widerstand, wurde aber doch bald mit Gewalt eingenommen, und alle darin befindliche Leute, die man mit den Waffen in der Hand antraf, niedergehauen. Hauptmann Heraud, Commendant des Orts, war der einzige, den man gefangen nahm, es geschah aber bloß in der Absicht, um ihn nachher hängen zu lassen. Montluc sagt, die Ursache, warum er diesen hugenottischen Hauptmann so hart behandelte, sey die gewesen, weil er ihn als einen sehr braven Mann und guten Officier kannte, denn er hatte mit ihm schon im piemontesischen Kriege zusammen gedient. „Er dachte immer — sagt er — ich würde ihm das Leben retten, weil ich wohl wußte, daß er tapfer war; aber dies war eben eine Ursache mehr für mich, ihn tödten zu lassen; denn ich war fest überzeugt, daß er nie auf unsre Seite treten würde, weil er äusserst hartnäckig und viel zu erpicht auf diese (die reformirte) Religion war. Hätte ich ihn also laufen lassen, so würde er uns gewiß bey jedem Dorfe die Spitze geboten und uns noch in manche Verlegenheit gesetzt haben."

Bury und Montluc belagerten hierauf die Stadt und das Schloß Duras; beydes gieng sehr bald mit Capitulation

über.

über. Man fand in diesem Ort eine Menge Waffen und Gewehre, die sogleich unter die catholischen Soldaten ausgetheilt wurden. Da Bordeaux gänzlich nun für den Feind gesichert war, so wandte sich Montluc nach der Seite von Agen. Alles floh bey seiner Annäherung, und Agen selbst wurde verlassen. Hier stießen drey Comgagnien spanische Soldaten zu Montlucs kleinen Heer. Diese gehörten zu den zwölf oder funfzehn Compagnien, die Philipp II. der Königin Catharina zur Vertheidigung des catholischen Glaubens in Guienne zugeschickt hatte. Die übrigen Compagnien vereinigten sich bald nachher gleichfalls mit ihnen, und Montluc, auf diese Weise ansehnlich verstärkt, belagerte nun das feste Schloß Pene, welches zwischen Agen und Guercy gelegen war. Die Eroberung dieser kleinen Festung machte ihm viel Mühe. Die Besatzung wehrte sich sehr tapfer und vereitelte mehr als einen Angriff der Belagerer. Charry legte hier große Proben seiner Unerschrockenheit ab. Er ließ Feuer an das Thor legen, und stürzte sich, sobald es lichterloh brannte, muthig in die Flammen. Eine Menge kühner Soldaten folgte ihm und so wurde das Schloß endlich aller Gegenwehr ungeachtet glücklich eingenommen.

Montlucs Absicht war nun gerade nach Cahors zu marschiren, weil er von dem Vorhaben der Hugenotten, die sich dieser Stadt bemächtigen wolten, sichere Nachricht erhalten hatte. Zwar weigerte sich Bury lange unserm Helden in seinem raschen Verfahren zu stützen. Dieser General, dem man zwar persönliche Bravour nicht ganz absprechen kann, besaß doch überhaupt keinen festen Character, und äusserte

bey allen Unternehmungen jederzeit viel Bedenklichkeit; ja man machte ihn sogar den Vorwurf, daß er vielleicht seine Ursachen hatte, warum er die Protestanten schonen wolte. Montluc aber der ganz entgegengesetzter Meynung war, hörte gar nicht auf alle seine Erinnerungen. Er brach ungesäumt auf, hatte mit der Gegenparthey verschiedene kleine Scharmützel, befreyte Cahors und belagerte sogar Montauban. Doch diese große Stadt, war nicht so leicht einzunehmen, sie kam also diesmal noch mit einer kleinen Beängstigung davon, und die catholische Armee marschirte hierauf nach Gascogne.

Nachdem man sich in dieser Provinz verschiedener Posten bemeistert hatte, wurde Leiloure belagert. Diese Stadt vertheidigte sich mit vieler Tapferkeit, wobey denn eine Menge braver Leute von beyden Theilen ihren Tod fanden. Endlich aber gieng sie doch mit der Bedingung über, daß die Besatzung freyen Abzug erhalten und ungehindert nach Montauban sich begeben solte. Die spanischen Truppen wolten nun die französische Armee verlassen und nach Hause zurückkehren; endlich aber glückte es doch unsern Helden sie zum Bleiben zu überreden. Um ihren Beystand nun desto besser zu nützen entschloß sich Montluc, aller Widersprüche seines Mitfeldherrn ungeachtet den Protestanten eine entscheidende Schlacht zu liefern. Kurz vor dem Treffen hielt er eine Rede an die Spanier in spanischer Sprache, so wie er denn auch seine Gasconier in der ihrigen zur Tapferkeit aufmunterte. Eigentlich war wohl diese letztere, als seine Muttersprache, für ihn die geläufigste von allen; aber während seinen Feldzügen und bey

dem

dem öftern Umgang mit so verschiedenen Nationen gegen welche er fochte, hatte er doch wenigstens so viel teutsch, englisch, spanisch und italiänisch gelernt, daß er mündlich in allen diesen Sprachen sich ziemlich verständlich auszudrücken wußte, ob er gleich freylich keine andere, als bloß die französische lesen oder schreiben konnte.

Der Sieg des Montluc bey Ver in Gascogne über die Protestanten erfocht gehört zu den glänzendsten Thaten seines Lebens. Neunzehn Fahnen und fünf Standarten wurden erobert und eine große Anzahl Gefangene gemacht. Ein beträchtlicher Theil von denjenigen, die der Gefangenschaft und dem Tode auf dem Schlachtfelde entronnen waren fielen auf ihrer Flucht in die Hände der catholischen Bauern und wurden in den Dörfern haufenweise erschlagen. Nur sehr wenigen glückte es über die Garonne zu kommen und sich nach Saintonge zu retten, und selbst dieses mußte nur einzeln geschehen, ohne daß es ihnen je wieder möglich war, sich wieder mit einander vereinigen zu können. Da auf diese Weise Guienne nun gänzlich von Hugenottischen Truppen gesäubert war, marschirten Bury und Montluc mit den Spaniern nach Languedoc, wo sie zu dem Grafen von Montpensier, stießen, und dieser Prinz der wirklicher Generallissimus aller königlichen und catholischen Truppen jenseit der Loire war, suchte die Besten davon aus, um mit ihnen dem Könige im Innern des Königreichs zur Hülfe zu eilen.

Die hiedurch geschwächte Macht der Catholiken in diesen Gegenden, machte den Protestanten wieder neuen Muth;

aber Montlucs Thätigkeit vereitelte alle ihre Anschläge. Unermüdet eilte er bald von Toulouse nach Bordeaux, bald wieder von Bordeaux nach Toulouse. Er behauptet, daß bey dieser Gelegenheit er nie sich der Strenge bedient habe, als bloß dann nur, wenn es die äusserste Noth erfordert hätte; obgleich, wie er selbst sagt, es ihm weit natürlicher war, seine Hände in Bewegung zu setzen, (à remuer les mains) als auf eine gütliche Weise Sachen beyzulegen; „denn ich mochte lieber zuschlagen und mich herum balgen, als reden." — Um diese Zeit starb auch schleunig der Herr von Noailles, damaliger Gouverneur zu Bordeaux. Dieser ganz unvermuthete Todesfall erregte den Verdacht, daß er von den Hugenotten vergiftet seyn müßte. Jedermann glaubte und wünschte, wie Montluc behauptet, daß er diesen erledigten Ehrenposten nun erhalten würde, sogar der Hof war dazu geneigt ihn denselben zu ertheilen, nur er selbst war es allein, der sich durchaus weigerte ihn anzunehmen.

Endlich wurde den 19ten März 1563 zwischen Karl IX. oder vielmehr seiner grausamen Mutter und den unglücklichen französischen Protestanten ein Friedensvertrag geschlossen und unser Held, der so gerne die Hände rühren mochte, dadurch abermals in Unthätigkeit versetzt. Sein Sohn Peter Montluc, gemeiniglich nur der Hauptmann Parrot genannt, scheuete ein ruhiges Leben nicht weniger als sein Vater, er faßte daher den Entschluß Gelegenheiten zu Ruhm und Krieg selbst bis in Africa und Ostindien aufzusuchen. Diesem Vorsatz gemäß rüstete er drey große Schiffe nebst verschiedenen kleinen Fahrzeugen aus, mit welchen er nach der

Küste

Küste von Mozambik unter Segel gieng. Zu ihrem Unglück sahen sie sich aus Mangel an Erfrischungen, genöthiget an der Insel Madera zu ankern, wo ihre unvermuthete Erscheinung den Verdacht und die Eifersucht der Portugiesen in einen so hohen Grad erregte, daß der junge Montluc hinterlistiger Weise überfallen und erschlagen wurde. Dies war nun schon der zweyte Sohn, den ein frühzeitiger Tod unsern Helden entriß. Dieser unglückliche junge Mann war mit einem Fräulein aus dem Hause von Caupenne verheyrathet gewesen, von welcher er einen Sohn hatte, der im Kriege umkam, und nur eine einzige Tochter hinterließ, die in der Folge mit Anton von Lauziere, Marquis von Themines vermählt wurde.

Im Jahr 1564 durchreisete Karl IX. in Gesellschaft der Königin, seiner Mutter, die Provinzen seines Reichs. Montluc, der nicht unterlassen wolte, ihnen bey dieser Gelegenheit den Hof zu machen, begab sich daher anfänglich nach Toulouse, und folgte nachher dem Hofe durch Guienne bis Mont de Marsan. Hier war es, wo er die Versicherung seines Diensteifers der Königin Mutter abermals erneuerte, und ihr von allen Vorfällen schleunige Nachricht zu geben versprach. Die Ruhe dauerte auch wirklich nicht lange und Montluc sahe sich bald genug gezwungen, ihr von neuen Bewegungen der Protestanten Nachricht zu ertheilen. Unter andern faßten Letztere auch den Entschluß sich der Stadt Leiloure zu bemeistern; aber Montluc vereitelte ihren ganzen Plan, indem er sich selbst in diese Stadt warf und den Herrn von Fontrailles, der ein Protestant und Gou-

verneur des Schlosses war, mit Gewalt königliche Besatzung einzunehmen nöthigte. Auch entdeckte und hintertrieb er noch verschiedene andre Entwürfe, von welchen einige sogar gegen ihn selbst gerichtet waren, um die er sich aber, wie er behauptet, am allerwenigsten bekümmert. Doch bald genug kam es zu weit ernstlichern Auftritten. Der Hof erhielt von allen Seiten die fürchterlichsten Nachrichten von gewaltigen Zurüstungen und äusserst bedenklichen Bewegungen der Protestanten. Der König und die Königin schrieben sogleich an unsern Helden und geboten ihm ein wachsames Auge auf die Aufrechterhaltung der Ruhe in Guienne zu haben. Montluc erwartete nach einem solchen Auftrage nichts gewisseres, als daß er zum Generallieutenant dieser Provinz ernannt werden würde; aber auch diesesmal täuschte ihn seine Hofnung. Nicht er, sondern ein gewisser Herr von Candale erhielt die Anwartschaft zu diesem Posten. Montluc merkte nun wohl daß er heimliche Feinde beym Hofe haben müßte, die ihn sehr üble Dienste geleistet hätten; ein Umstand, worüber er in seinen Commentarien große Klagen führt.

Indeß scheint es doch, als ob der Hof bald wieder günstigere Gesinnungen gegen ihn geäussert haben muß, weil er den Auftrag erhielt, zu Bordeaux den Frieden von 1562, den man wegen seiner kurzen Dauer nur den kleinen Frieden nannte, bekannt zu machen. Auch setzte er seine Berichte, welche die Schritte und Entwürfe der Hugenotten betrafen, noch immer fort, und fügte denselben jederzeit guten Rath bey, wie man dem Uebel am besten vorbeugen und abhelfen könnte. So erhielt denn der Hof durch ihn

sogleich

sogleich Nachricht, daß die Königin von Navarra aus dem Innersten von Bearn sich nach Neyrac begeben hatte. Er konnte von allem was in dieser Stadt vorgieng, um soviel genauere Nachricht erhalten, da sich die Frau von Montluc selbst dort unter dem Vorwand aufhielt, daß sie der Königin und dem jungen Prinzen Heinrich, ihren Sohn ihre Aufwartung zu machen wünschte. Alle diese Nachrichten als auch ein genauer Aufsatz über die damahlige Verfassung der Protestanten wurden ungesäumt von ihm eingeschickt, so daß der Hof vollkommen seine Maaßregeln darnach ergreifen konnte. Indeß fielen in Guienne noch keine Feindseligkeiten vor, weil die Hofparthey wenigstens den Anschein haben wolte, als ob sie die Protestanten bis auf das äusserste mit aller nur ersinnlichen Schonung behandelte. Diese Zögerungen waren freylich nicht nach Montlucs Geschmack, aber er mußte doch wider seinen Willen so lange ruhig bleiben, bis endlich der Herr von Piles ein hugenottischer Officier, so offenbare Feindseligkeiten zu begehen anfieng, daß Montluc dadurch gezwungen wurde gegen ihn ins Feld zu rücken. Er schlug ihn in drey hinter einander folgenden Treffen bey Tonnins, bey Sainte Foi, und bey Bergerac, und zwang ihn endlich gar Guienne zu verlassen. Die Ringmauern von Bergerac wurden hierauf niedergerissen und alle Festungswerke der Erde gleich gemacht.

Während dem der Herzog von Anjou, der nachher als Heinrich III. den französischen Thron bestieg, die Schlacht bey Jarnac gewann, machte Montluc ebenfalls verschiedene kleine Eroberungen und entriß der protestantischen

Par-

Parthey die festen Plätze Levignac und la Roche-Chalais. Der Gouverneur dieses zuletzt genannten Schlosses war ein sehr berufener und unter den Namen Brusquin, bekannter Straßenräuber. Er wolte sich auf Discretion ergeben, aber seine eignen Religionsgenossen waren so erbittert gegen ihn, daß sie unsern Helden selbst ersuchten, diesen Bösewicht kein Quartier zu geben. Das Todtschlagen war eine Sache, um die Montluc sich nicht lange bitten ließ. Brusquin, der unter seinen Streichen fiel, brachte ihm noch sterbend eine Wunde in einem Schenkel bey. Man fand, wie Montluc versichert, in der Tasche dieses Straßenräubers eine Liste von hundert und siebzehn Personen, die er einzig und allein deshalb ermordet hatte, weil sie catholische Priester oder Mönche gewesen waren. So suchten in jenen unseligen Zeiten, beyde Religionspartheyen, vom rasendsten Fanatismus entflammt, miteinander zu weteifern, welche von ihnen die mehresten Greuel und Grausamkeiten würden begehen können.

Um die nehmliche Zeit ertheilte der Hof dem Marschall, Montmorenci von Anville, den zweyten Sohn des verstorbnen Connetable in den mittäglichen Provinzen das Obercommando und mit demselben zugleich die nehmliche Gewalt, die ehemahls der Herzog von Montpensier besessen hatte; Montluc mußte daher ebenfals seinen Befehlen gehorchen. Sie sprachen sich beyde einander zu Toulouse und entwarfen einstimmig den Plan, die Protestanten sowohl aus Guienne als aus Languedoc zu vertreiben.

Der Graf von Montgomery (der nehmliche den ein trauriger Zufall, wider seinen Willen zu Heinrich II. Mörder machte, und der wegen der grausamen Verfolgungen der blutdürstigen Catharina sich nun öffentlich für die Gegenparthey des Hofes erklärt hatte) näherte sich an der Spitze einer ansehnlichen Menge protestantischer Truppen der Provinz Guienne. Montluc gab davon dem Herrn von Terride, der mit verschiedenen königlichen Völkern auf der Gränze von Bearn stand, und den Feind das weitere Vordringen verwehren konnte, ungesäumt Nachricht. Aber dieser wagte es nicht ihn anzugreifen und selbst der Marschall von Anville hielt es nicht für rathsam, dem Grafen den Uebergang über die Garonne zu verwehren, aus Furcht, daß das Land sonst zu sehr ausgesogen und verheert werden möchte. Unser Held sahe nur zu gut ein, daß Terride durch seinen saumseligen Aufenthalt zu Ortez keinen geringen Fehler begangen hätte, und der Erfolg zeigte nur zu sehr, daß Montluc Recht hatte; denn er wurde wirklich von einem hugenottischen Detaschement, welches Montgomery zu diesem Behuf ausdrücklich zurückgelassen hatte, überfallen und geschlagen, worauf sich denn dieses Detaschement wieder mit den übrigen Truppen des Grafen vereinigte.

Montluc mußte indeß den Verhaltungsbefehlen des Marschalls von Anville gemäß, zu Agen bleiben und sich bloß begnügen, verschiedene mit Mannschaft besetzte Posten zu decken, weil von hieraus ein Angrif auf den Feind, sobald solcher zur Hälfte die Garonne paßirt, und durch diesen Fluß von den übrigen abgeschnitten seyn würde, sehr

er-

erleichtert werden konnte. Dem Marschall, dem Truppen genug zu Befehl standen, wäre es freylich eben nicht schwer gewesen, den Feind anzugreifen; aber er wolte nicht, und Montluc, der gerne gewollt hätte, gebrach es an Macht, auch durfte er es nicht wagen, etwas gegen die Befehle seines Vorgesetzten zu unternehmen. Er schränkte sich daher bloß auf die Bitte ein, ihm zu erlauben, Mont de Marsan zu belagern, sobald Montgomery nur diesen Ort paßirt seyn würde. Der Marschall wolte anfänglich durchaus nicht seine Einwilligung dazu geben, denn er hatte Leute um sich, die unsern Helden heimlich beneideten, und nichts so sehnlich wünschten, als ihm alle Gelegenheit abzuschneiden, wo er seinen Ruhm vergrössern konnte. Montluc besiegte zwar endlich alle diese Hindernisse, aber während der Zeit, die diese Negociation wegnahm, hatten die Hugenotten bereits den Ort mit Mannschaft hinlänglich versehen und unter andern auch den Hauptmann Favas, einen Officier, der in großen Ruf stand, dahin abgeschickt. Dem allen ohngeachtet führte Montluc doch sein Vorhaben aus, und schloß den Ort, nachdem er ihn zuvor recognoscirt hatte, mit seiner ganzen Macht ein. Nach einer sehr muthigen Gegenwehr, welche von beyden Seiten viele Leute kostete, wurde das Städtchen endlich in dem nehmlichen Augenblick, da man in denselben bereits von Uebergabe zu sprechen anfieng, mit Sturm eingenommen. Der Marschall verfügte sich dahin, um selbst in eigner Person diese neue Eroberung in Besitz zu nehmen. Montluc erhielt bey dieser Gelegenheit sehr harte Vorwürfe wegen der Grausamkeiten, die bey der Ersteigung des Orts verübt worden waren, und

die

die er, wenn er menschlicher gedacht, wohl hätte verhindern können. Lob, aber keinesweges Tadel, hatte Montluc erwartet; seine Wuth über die ungerechten Vorwürfe des Marschalls, wie er sie nannte, kannte daher keine Gränzen. In der ersten Wuth bat er den König um seinen Abschied und Entlassung von allen seinen bisherigen Dienstverrichtungen und Befehlshaberspflichten in Guienne. Der Marschall hingegen schrieb ebenfalls nach Hofe und schilderte unsern Helden als einen halsstarrigen, bösen Mann und einen Officier der des Dienstes überdrüßig wäre. Montluc erhielt also Antwort vom Hofe, in welcher ihm angedeutet wurde, daß er bleiben und seine Befehlshaberstellen noch ferner behalten solte; doch war dieser Befehl in sehr gemäßigten Ausdrücken abgefaßt, so daß es wohl schien, als ob der Rapport des Marschalls eben keinen großen Eindruck gemacht haben müßte. Von diesem Augenblick an, ließ ihm der Herr von Anville nur zu sehr fühlen, daß er sein Vorgesetzter sey, dahingegen Montluc sich jederzeit standhaft bewieß und alle Befehle oder Verweise, die er erhielt, immer mit dem Stolz aufnahm, der den gasconischen Edelleuten besonders damahls, so eigen zu seyn pflegte. Endlich wurde der Marschall wirklich so weit gebracht, daß er ihm seine Befehlshaberstellen nehmen und solche andern auftragen wolte; aber Montluc erklärte sich, daß er sie, weil es der König nun einmahl befohlen hätte, behalten würde. Diese Zwistigkeiten, die täglich immer größer wurden, würden vielleicht noch sehr verdrüßliche Folgen gehabt haben, wenn nicht nahe und gemeinschaftliche Gefahr die erzürnten

Gemüther, wenigstens für den gegenwärtigen Augenblick, wieder miteinander vereiniget hätte.

Während die angesehnsten des gasconischen Adels den Marschall von Anville unaufhörlich baten, ihnen nicht einen Befehlshaber zu rauben, der weit fähiger, als jeder andre wäre, sie zu beschützen, vernahm man, daß der Admiral von Coligni, bey dessen Armee sich auch die in dem furchtbarsten Ruf stehende deutsche Reuterey befand, sich mit dem Corps des Grafen von Montgomery vereiniget hätte und nun mit starken Märschen, um in Guienne einzufallen, sich der Garonne näherte. Montluc war an und für sich viel zu schwach, als daß er den Feind hätte verhindern können, Montauban in Besitz zu nehmen, er mußte sich daher begnügen Agen zu erhalten und den catholischen Adel um sich her zu versammlen, wobey aber doch einen Augenblick so wie den andern zu vermuthen war, daß dieser kleine Haufen von der Uebermacht ihrer Gegner zu Boden gedrückt werden würde. Zum Glück stieß hier noch der Herr Montferrand zu ihnen und mit ihm tausend Büchsenschützen und sechs Saladen, d. h. sechszig kleine Compagnien Fußvolk. Zwar konnte unser Held, ungeachtet dieser ansehnlichen Verstärkung, den Feind nicht hindern, der Stadt Aiguillon sich zu bemächtigen, aber er ward doch dadurch in Stand gesetzt, seine beyden jüngsten Söhne zu detaschiren, von welchen der erstere, der Malteserritter war und nachher Bischof von Candom wurde, sich in Villeneuve hineinwarf, und der andre, den man nur den Hauptmann Fabian*) nann,

*) Er wurde im Jahr 1575 bey Nogarol in Guienne getödtet, indem er eben im Begrif war, einen Schlagbaum zu forciren.

nannte, sich bey Port Sainte Marie postirte, wo der Admiral eine Brücke schlagen ließ. Der Marschall von Anville machte nun ungesäumt Veranstaltungen diese Brücke zu zerstören, welches ihm auch endlich, obgleich nicht ohne viele Schwierigkeiten glückte. Dem aber allen ohngeachtet konnte man doch am Ende den Hugenotten eben so wenig den Einfall in Guienne verwehren, als man ihre deutschen Reuter hindern konnte, daß sie nicht durch Plündern sich wegen des rückständigen Solds, den der Admiral ihnen schuldig war, hätten schadlos halten sollen.

Montluc, der am Hofe noch immer viel Feinde aber keinen Freund hatte, der von dem wahren Zustand der Sachen unterrichtet, ihm hätte das Wort reden können, wurde bey dieser Gelegenheit beschuldiget, daß er das hätte geschehen lassen, was er doch wirklich nicht hatte verhindern können. Die protestantische Armee war indeß, nachdem sie Guienne verheert hatte, nach Languedoc marschirt, und auch aus dieser Provinz brach sie bald wieder auf, um immer weiter vorzudringen. In dieser mißlichen Lage gab Montluc den Rath, den Krieg nach Bearn zu spielen, und der wieder mit ihm einigermaßen ausgesöhnte Marschall von Anville genehmigte diesen Plan, zu dessen Ausführung nun unverzüglich geschritten wurde. Die catholische Armee fand in den von Truppen sehr entblößten Staaten des Königs von Navarra anfänglich keinen großen Widerstand und Montluc entschloß sich Rabasteins, einen sehr kleinen aber stark befestigten Ort mit einem Schloß in der Grafschaft Bigorre zu belagern. Dieses Unternehmen war mit nicht ge-

geringen Schwierigkeiten verbunden, die aber Montlucs unbezwinglicher Muth am Ende doch alle zu überwinden wußte. Mehr als einmahl wurden seine Soldaten zurück getrieben und muthloß gemacht, aber sein Zureden ermunterte sie immer wieder zu ihrer Schuldigkeit. So wurde denn endlich das Städtchen erstiegen und zum Schutthaufen gemacht, worauf man sogleich zum Angrif gegen das Schloß schritte. Lange währte es, ehe man eine Oefnung in die Mauer machen konnte, um Sturm zu laufen. Noch ehe dieses geschah, wurde Fabian von Montluc schwer verwundet und auch sein Vater sahe sich oft der größten Lebensgefahr ausgesetzt.

Noch ehe es zum Sturm kam, versammlete Montluc seine Officiere um sich, trank und scherzte mit ihnen und sagte: „Laßt uns trinken, Cameraden, bald wird man sehen, wer von uns gute Milch getrunken hat. Gott gebe, daß wir einst wieder miteinander trinken können. Solte dies aber der letzte von unsern Tagen seyn, so bedenkt, daß es nicht von uns abhängt, unser Schicksal zu verhindern... Wir sind bereit zum schlagen; nehmen wir diese Veste weg, so ist Bearn unser, und Niemand wird es mehr wagen, uns Troß zu bieten.“ — Nun gab er das Zeichen zum Sturmlaufen und alle Trommeln schlugen Lerm. Er selbst gieng voran, voll von einer gewissen traurigen Ahndung, daß er hier getödtet oder doch wenigstens verwundet werden würde. Seine Ahndung betrog ihn nicht; nur zu bald sah er sie auf die schrecklichste Art erfüllt. In dem nehmlichen Augenblick, da er Befehl ertheilte, die Sturmlei-

leitern an die Mauer zu legen, wurde er im Gesicht von einem Büchsenschuß getroffen, so daß die Kugel ihn durch beyde Backen fuhr. Ungeachtet seines starken Blutverlustes wolte er sich doch nicht fortbegeben, sondern befahl, daß der Sturm unter Anführung seines Neffen Balagni,*) mit dem nehmlichen Eifer fortgesetzt werden solte. So wurde denn das Schloß mit erneuerten Kräften angegriffen und erstiegen und die ganze Besatzung ohne Barmherzigkeit niedergehauen.

Montluc befand sich nicht mehr in dem Zustande, daß er an den übrigen Unternehmungen während dem Rest dieses Feldzuges hätte Theil nehmen können. Nur mit genauer Noth wurde sein Leben gerettet. Von diesem Augenblick an blieb sein Gesicht so schrecklich entstellt, daß er sich, so lange er lebte, nie anders als mit einer Larve öffentlich zeigen konnte.

*) Johann von Montluc, Herr von Balagni, war ein unehlicher Sohn des Bischofs von Valence, und einer der berühmtesten Abentheurer seiner Zeit. Im Jahr 1594 wurde er Marschall von Frankreich und kurz darauf gar Fürst von Cambrai. Wie er sein Fürstenthum und mit demselben zugleich seine Gemahlin, eine Schwester des berühmten Büßi d'Amboise, verlor, ist den Lesern dieser Zeitschrift bereits aus einem Aufsatz, den man im Julius-stück des vorigen Jahres finden kann, bekannt. Im Jahr 1599 unternahm er abermahls einen Versuch, um sich der Stadt Cambrai wieder zu bemächtigen, der aber ohne Erfolg war. Er starb endlich im Jahr 1603.

Da er nun, wenigstens auf eine geraume Zeitlang, ganz ausser Stand gesetzt war, seine bisherigen Dienstpflichten zu erfüllen, so erhielt der Marquis von Villars an seiner Stelle das Obercommando in der Provinz Guienne. Er selbst scheint mit dieser Verfügung des Hofes ganz zufrieden gewesen zu seyn; denn der Marquis zeigte gegen ihn jederseits alle nur ersinnliche Aufmerksamkeit und Achtung.

Nach langen weitschweifigen Betrachtungen und einen Rückblick über sein ganzes Leben, bey welcher Gelegenheit denn Montluc nicht sparsam mit seinem Selbstlob umgeht; nach umständlicher Herzählung aller seiner im Kriege erhaltenen Wunden, worunter allein sieben waren, die durch Büchsenkugeln verursacht wurden; nach beygefügter Versicherung, daß an seinem ganzen Leibe kein Glied, ausbenommen nur der rechte Arm, unverwundet geblieben wäre; nach der Erklärung, daß sein Character gut und billig und daß er jederzeit ein abgesagter Feind jedes Lasters und aller schändlichen Streiche, vorzüglich aber der Verrätherey und Treulosigkeit gewesen sey; nach dem freymüthigen Bekenntniß, daß er sich zwar unglücklicherweise nicht selten von seinem Jähzorn hätte hinreißen lassen, und in der ersten Hitze oft die gehässigsten und grausamsten Handlungen ausgeübt habe; und endlich nach vielen Klagen über das Geschick seiner vier Söhne, von welchen drey im Kriege ihren Tod fanden, und der einzige, der ihm noch übrig blieb, wider seinen Willen, den Soldatenstand mit dem geistlichen verwechselte, schließt Montluc seine Memoiren ungefehr mit dem Jahr 1571. Indeß hat er doch noch, ehe er starb, denselben einen kleinen Anhang bey-

beygefügt, der verschiedene ihm betreffende Vorfälle enthält, und sich bis auf das Jahr 1575 erstreckt. Er erwähnt hier, obgleich nur mit wenig Worten, jener schrecklichen Bartholomäusnacht, die so vielen unschuldigen Menschen das Leben kostete, welche auf die abscheulichste Weise der rasendsten Rachsucht und dem wüthendsten Fanatismus geopfert wurden; wobey er denn versichert, für seine Person nicht den geringsten Antheil an diesen Greueln gehabt zu haben. Eine Versicherung, der man um so viel mehr Glauben beymessen kann, weil er damals wirklich nichts mehr in Guienne zu befehlen hatte. Uebrigens scheint er vollkommen überzeugt gewesen zu seyn, daß der Admiral von Coligni die gefährlichsten Anschläge gegen den König, die Königin und die Catholiken überhaupt im verborgenen geschmiedet und daher sein trauriges Schicksal nur zu sehr verdient hätte; doch mißbilliget er dabey sehr die unwürdigen Kunstgriffe, deren man sich bedient hätte, um ihn ins Netz zu locken.

Im Jahr 1573 faßte der Herzog von Anjou den Entschluß Rochelle zu belagern. Dieser Prinz war fest überzeugt, daß unser Held ihm bey einem solchen Unternehmen die nützlichsten Dienste würde leisten können; er bat ihn daher zu sich ins Lager und fragte ihn bey allen Vorfällen um seine Meinung. Montluc behauptet, daß diese Stadt, woferne man seinen Rath pünktlich befolgt hätte, gewiß erobert worden wäre, weil es aber nicht geschah, so blieb Rochelle auch uneingenommen. Die Belagerung wurde endlich aufgehoben und Montluc kehrte auf seine Güter zurück.

Im folgenden Jahr starb Carl IX. und sein Bruder, der während dieser Zeit König von Polen geworden, wurde nun eiligst nach Frankreich zurück gerufen, um den erledigten Thron zu besteigen. Die Königin Mutter reisete dem neuen Monarchen bis Lyon entgegen, wohin auch unser Held beschieden wurde. Hier erhielt er aus den Händen des Königs, zur Belohnung der vielen dem königlichen Hause geleisteten treuen Dienste den Marschallstab, welcher ihn indeß in seiner traurigen Verfassung zu weiter nichts dienen konnte, als höchstens sein Grab zu schmücken. Er selbst sahe seine Unfähigkeit zu allen fernern Kriegsdiensten nur zu wohl ein, da er nach seiner Zurückkunft Gensac in Guienne belagern wolte. Zwar wurde dieser Ort nach vieler Mühe endlich eingenommen; aber Montluc konnte doch nicht mehr zu Pferde steigen, und seine Krieger, wie er es sonst immer zu thun pflegte, zum Angrif führen. Hiemit endigte sich denn auch seine kriegerische Laufbahn, denn von diesem Augenblick an brachte er den kurzen Ueberrest seines Lebens auf seinem Schlosse Estillac in Agenois zu, wo er endlich im Monat Julius 1577 starb, nachdem er sein Leben bis auf sieben und siebenzig Jahre gebracht hatte.

Dies war das Ende eines der größten französischen Feldherren des sechszehnten Jahrhunderts. Der König und das ganze catholische Frankreich beweinten in ihm zugleich den treuesten Diener und den eifrigsten Vertheidiger. Nur die Protestanten waren es allein, die Ursache hatten, sich über einen Tod zu freuen, durch den sie auf immer von einem ihrer furchtbarsten Feinde befreyet wurden. F.

V. Nach-

V.

Nachricht von einigen Engländern, die im Jahre 1569 auf einer Reise nach Ostindien verschlagen wurden, und an einer unbewohnten Insel Schifbruch litten.

Diese Nachricht ist von Cornelius van Sloetten, Capitän eines holländischen Schiffes, der durch Sturm im Jahre 1667 an jene Insel verschlagen ward, und ihre Nachkommen fand.

Durch die grossen Vortheile, die der ostindische Handel gewährte, angelockt, rüsteten einige englische Kaufleute, im Jahr 1569, mit Erlaubniß der Königin Elisabeth vier Schiffe zur Fahrt nach Ostindien aus. Der Factor dieser Unternehmung, Namens Englisch, gieng am dritten April mit seiner Frau und Familie, die aus einem zwölfjährigen Sohne, einer vierzehnjährigen Tochter, zwey Mägden, einer Negersclavin und aus seinem Buchhalter Georg Pine bestand, an Bord eines dieser Schiffe von 450 Tonnen Namens der ostindische Kaufmann, das mit allen Arten von Bedürfnissen und Bequemlichkeiten, die zur Einrichtung einer Factorie nöthig sind, versehen war.

Am vierzehnten May fuhren sie vor den Canarischen Inseln vorbey; bald darauf kamen sie bey den Inseln des

grünen Vorgebirges an, und nachdem sie hier frische Lebensmittel genommen hatten, steuerten sie südöstlich, und erreichten am ersten August die Insel St. Helena. Hier versahen sie sich mit frischem Wasser, und erreichten endlich glücklich ohne Sturm und nachtheilige Witterung das Vorgebirge der guten Hofnung.

Als sie nun schon im Angesicht von St. Laurenz waren, (welches eine der größten Inseln in der Welt sein soll) wurden sie von einem starken Sturm überrascht, der sie von den übrigen Schiffen trennte, und der mehrere Tage mit einer solchen Heftigkeit anhielt, daß sie in ganz unbekannte Gegenden geriethen, und alle Hofnung der Rettung verlohren.

Am ersten October, beym Anbruch des Tages, als die See noch immer stürmisch war, entdeckten sie Land, das hoch und felsicht schien. Je näher sie ihm kamen, desto größer ward ihre Furcht, daß das Schif plötzlich in Stücken würde zerschmettert werden.

Der Capitän, Herr Englisch und einige andere stiegen ins große Boot, in der Hofnung sich hierauf zu retten. Sogleich sprangen alle Matrosen über Boort, und suchten durch Schwimmen zu entkommen; aber wahrscheinlich kamen sie alle in den Wellen um.

Pine, Englisch Tochter, die beyden Mägde und die Negersclavin blieben allein auf dem Schiffe, und wurden wunderbar gerettet. Nachdem das Schiff drey bis viermal gegen die Felsen geschleudert war, zerborst es und gieng un-

ter.

ter. Diese fünf Menschen hatten sich auf das abgebrochne Bowsprit geflüchtet, und wurden von den Wellen in eine kleine Bucht getrieben, in die sich ein Bach ergoß. Da sie von allen Seiten mit Felsen umringt war, so wurde die Macht des Windes gehemmt, und die Unglücklichen, deren Kräfte schon erschöpft waren, fanden Gelegenheit das Land zu erreichen.

Pine suchte verfaultes Holz zusammen, und machte mit Hülfe eines Feuerzeuges, das er in seiner Tasche hatte, Feuer, bey dem sie sich trockneten. Er verließ hierauf die Frauenzimmer, und eilte an das Ufer, um nachzusehen, ob nicht etwa einige seiner Gefährten sich gerettet hätten; aber er fand keinen. Es fieng schon an Abend zu werden, als er mit dem Wenigen, was er vom zerscheiterten Schiffe gefunden hatte, zu den Theilnehmerinnen seines Unglücks zurück kehrte. Schon lange hatten sie seiner Rückkehr ängstlich entgegen gesehn; denn er war nun ihr einziger Trost in dieser verzweiflungsvollen Lage.

Sie bebten vor dem Gedanken, daß die Wilden dieses Landes (wenn es hier welche gäbe) sie finden möchten, aber sie sahen weder Fußtapfen noch gebahnte Wege. Als sie sich nun von Wäldern mit Dornbüschen und Brombeersträuchen durchwachsen umgeben sahen, befiel sie eine andre Besorgniß vor wilden, reißenden Thieren, ob sie gleich keine Spuren bemerkten. Vor allen machte sie die Furcht erstarren, daß sie aus Mangel an Lebensmitteln verhungern müßten. Die Fürsehung hatte auf eine andre Art für sie gesorgt.

Die Trümmer des Schiffes versahen sie mit mancherley Bedürfnissen. Sie sammelten sich zerbrochne Bohlen und Bretter, Seegel und andere Schifsrüstung; bauten auf Pfälen ein Zelt; trugen Holz zum Feuer zusammen; stellten die Negerin zur Wache aus; bedeckten sich mit drey bis vier Matrosenkleidern, und schliefen die ganze Nacht sehr gut, da sie mehrere Nächte vorher schlaflos zugebracht hatten.

Nachdem sie nun durch den Schlaf erquickt waren, der Wind sich am folgenden Tage gelegt hatte, und das Wetter warm war, stiegen sie von dem Felsen zum Ufer herab, wo sie eine Menge von der Schifsladung theils angeschwemmt, theils in der Nähe herumtreiben sahen. Pine zog mit Hülfe seiner Gefährtinnen das meiste davon ans Land. Was zu schwer war, zerbrachen sie; sie schlugen die Tonnen und Kasten auf, nahmen die Waaren heraus, und retteten alles, so daß es ihnen weder an Kleidern noch an andern Bedürfnissen der Haushaltung fehlte. Das Meerwasser hatte alle Lebensmittel verdorben, einen Kasten voll Zwieback ausgenommen, der unverdorben geblieben war, weil er leichter und besser verwahret als die andern war. Sie behalfen sich hiermit statt des Brodtes eine lange Zeit; eine Gattung Vögel, von der Größe eines Schwans, die sehr schwer und fett waren, und deswegen nicht fliegen konnten, gab ihnen vors erste Nahrung. Das Federvieh vom Schiffe, das sich auf irgend eine Art ans Ufer gerettet hatte, vermehrte sich sehr, und diente ihnen zum Unterhalte. Auch fanden sie im Gebüsch an einem kleinen

Fluße

Fluße eine zahlreiche Menge Geflügels, unsern Enten ähnlich, das eine sehr nahrhafte Speise war, und das sie nur ebendig zu greifen brauchten.

Pine war jezt minder besorgt, daß seine Ruhe durch irgend etwas gestört werden möchte; er sah sich also nach einem bequemen Platz um, wo er für sich und seine Familie eine Hütte bauen wolte. Innerhalb dreyer Wochen vollendete er eine Wohnung die groß genug war, sie alle nebst ihren Gütern zu fassen; auch schlug er Hangematten auf, in denen seine Familie schlafen solte.

Nachdem sie vier Monate auf diese Art gelebt hatten, ohne etwas zu sehen und zu hören, das ihre Ruhe hätte stören können, fanden sie endlich, daß das Land, das sie bewohnten, eine einzelne Insel sei, von der man kein Land weiter erblicken konnte, die von keinen reissenden Thieren und von keinen Menschen als ihnen alleine bewohnt war. Das Eiland war eines der angenehmsten, stets mit Grün bekleidet, voll der lieblichsten Früchte, und von den verschiedensten Vögeln bewohnt, stets warm, und nie kälter, als es in England im September ist; kurz, wäre es von einem cultivirten Volke angebaut gewesen, so würde es ein Paradies gewesen seyn.

In den Wäldern wachsen eine Art Nüsse, so dick als grosse Aepfel; ihr Kern war süß und trocken, sie genoßen ihn daher statt des Brodes. Es fehlte ihnen also nicht an Lebensmitteln, denn ausser jener Frucht hatten sie das oben erwähnte Geflügel, die Wasservögel, die unsern Enten glichen, und brauchbare Eier legten; ein Thier von der Größe und

Ge-

Gestalt einer Ziege, das immer zwey Junge zugleich zweymal im Jahre zur Welt brachte, mit dem die Thäler und Wälder reichlich angefüllt waren, und das sich leicht fangen ließ, weil es einfältig und zahm war; endlich auch Fische im Ueberfluß, vorzüglich Schellfische.

Als sie nun dies Eiland sechs Monate lang besessen hatten, erinnerte sie die Natur an das wichtige Gebot, das der Schöpfer unsern ersten Voreltern gab; sie hielten es für eine Fügung der Vorsehung, daß sie eine neue Welt bevölkern solten. Sie waren auch in diesem Puncte nicht unfruchtbar, denn kaum waren zwölf Monate nach ihrer ersten Ankunft verflossen, als alle Weiber schwanger waren, und da sie zu verschiednen Zeiten entbunden wurden, so konnten sie sich einander wichtige Dienste leisten. Sie wurden alle Jahre von neuem schwanger, und ihre Kinder waren stark und gesund. Da sich ihre Familie vermehrt hatte, so waren sie mit ihrer Lage sehr zufrieden; denn es störte sie kein Ungemach. Sie lustwandelten öfters, von schönen Klima gelockt auf ihrem Eilande umher, und ruhten auf bemoßten Bänken im Schatten der Bäume. Pine pflanzte mehrere angenehme Lauben, worin er und seine Weiber während der Hitze des Tages zu schlafen pflegten. Hier verfloßen ihnen die Stunden unbemerkt, keins mochte ohne des andern Gesellschaft leben.

Pines Familie hatte sich in sechzehn Jahren durch sieben und vierzig Kinder vermehrt. Seine eine Frau gebahr ihm dreizehn Kinder, seine andre sieben; mit seines Herrn Tochter, die seine vorzüglich Begünstigte war, erzeugte er

funf-

funfzehn, und mit der Negerin zwölfe. Dies waren die ersten Menschen auf dieser Insel.

Pine hielt es für gut, für die Fortpflanzung einer andern Generation zu sorgen; er gab also seinem ältesten Sohne eine Gattin, und verheyrathete die übrigen, sobald sie herangewachsen waren. Damit sie sich nun einander nicht im Wege wären, wieß er seinen Söhnen in einiger Entfernung Wohnungen an; denn als er älter wurde liebte er das muthwillige Geräusch der jungen Gesellschaft nicht mehr.

Als er das sechzigste Jahr seines Alters, und das vierzigste seit seiner Ankunft auf der Insel erreicht hatte, berief er sein ganzes Völkchen, seine Kinder, Enkel und Grosenkel, die sich zusammen auf fünfhundert und fünf und sechzig beyderley Geschlechts beliefen. Er verheyrathete die Jünglinge der einen Familie mit den Mädchen der andern, und erlaubte keinem seine Schwester zu ehelichen, wie vorher aus Mangel geschehen war.

Einigen seiner Kinder lehrte er Lesen, und legte es ihnen zur Pflicht auf, die Bibel alle Monate einmal in einer allgemeinen Versammlung vorzulesen.

Drey von seinen Weibern, nehmlich die Negerin und die beyden ehemaligen Mägde seines Herrn waren gestorben; die Tochter seines Herren überlebte sie noch zwölf Jahre. Sie wurden an einem Orte begraben, den er zu dieser Absicht gewählt hatte. Für sich bestimmte er einen Platz in der

Mit-

Mitte, so daß zwei seiner Weiber zur rechten und zur linken und von seinen Lieblingen eine an den beyden andern Seiten beygelegt wurden.

Als er nun achtzig Jahre alt war, und sechzig Jahre auf der Insel verlebt hatte, rief er seine Familie zum zweitenmal zusammen. Ihre Anzahl belief sich schon auf tausend, siebenhundert und neun und achtzig. Er unterrichtete sie in den Sitten der Europäer, empfahl ihnen auf die christliche Religion zu halten, so wie sie von denen, die mit ihnen einerley Sprache redeten eingeführt sey, und keine andere anzunehmen, wenn sie etwa von andern Nationen solten entdeckt werden. Als er hierauf zu Gott gebetet hatte, daß er ihre Anzahl vermehren und ihnen das wahre Licht des Evangeliums zusenden möchte, entließ er sie.

Er nannte dies Eiland Pines Insel, und gab seinen Nachkommen den Nahmen englische Pinen. Die verschiedenen Stämme aber nannte er nach seinen Weibern Englische, Sparkesen, Trevors und Phills (Philippine hieß nehmlich die Negerin.)

Er war nun sehr alt, und sein Gesicht wurde sehr schwach. Er vermachte seinem ältesten Sohne seine Wohnung und seine Geräthschaften, bestalte ihn zum König und Gouverneur der übrigen, und übergab ihm die Geschichte dieser Begebenheiten, von seiner eignen Hand geschrieben zur Verwahrung. Solten je Fremde durch ein Ohngefehr die Insel finden, so solte er ihnen diese Acte vorzeigen, und sie,

wenn sie es wolten abschreiben lassen, damit der Name seines Volkes auf Erden nicht verlohren gehe.

Es ereignete sich im Jahre 1667, daß Cornelius van Sloetten, Capitän eines holländischen Schiffes, Amsterdam genannt, durch Sturm an dies Eiland getrieben wurde. Er fand, daß Pines Nachkommen noch gut Englisch sprachen, und sich vermuthlich auf zehn- bis zwölftausend beliefen.

Die Geschichte, aus der diese Erzählung genommen ist, hatte der holländische Capitän von Pines Grossohn erhalten. Sie ist zu London recensirt und gedruckt am 27. Jun. 1668.

VI.

Anecdote von Dr. Patence.

Aus dem Englischen.

In seinen jüngeren Lebensjahren (er war damals Tanzmeister) fühlte Patence eine heftige Neigung für die Bühne, und, voll dramatischer Wuth, erhielt er eine Audienz bey Garrick. Nachdem er ihn zum Sitzen genöthigt hatte, fragte Garrick um die Ursach seines Besuchs, und konnte einige Merkmale von Ueberraschung nicht unterdrücken, als er sie erfuhr. Er sammlete sich indessen, und verlangte zu wissen, welche Charactere am besten für seine Talente paß-

ten. Der Doctor antwortete — „Er wäre zu Allem fähig, von dem krumbucklichen Tyrannen bis zur Clarinette.“

Dieser allgemeine Küchenzettel erhöhte eben die Meinung nicht, die der Director nach seinem Aeusserlichen von ihm gefaßt hatte; indeß bat er ihn um eine Probe. Der Doctor wählte eine aus der Waise, und folterte den armen Chamont so grausam, daß ihn Garrick in der Mitte unterbrach und ihm sagte, er wäre nicht groß genug für die Bühne, und die Stadt würde nimmer Geschmack an ihm finden. — „Nicht Geschmack an mir finden, Herr,“ sagte der Doctor, „wie kam sie denn dazu, daß sie an Ihnen Geschmack fand?“ „Ich bin größer, als Sie, wenigstens einen halben Zoll.“ „Nun erlauben Sie mir, in meiner Rede fortzufahren.“ Als Garrick nicht darein willigen wolte, wurde der Doctor so ungestüm, daß Garrick einen Bedienten rief, ihn die Treppe hinunter zu weisen. „Halt, nicht so rasch, sagte Patence, ich muß Ihnen eine andre Probe meiner Talente geben.“ Darauf zog er einen Stuhl mitten ins Zimmer, warf ein Tuch darüber, zog seine Fidel hervor, machte seinen Bückling und gieng dann hinaus mit einer Sackpfeiferarie, nach der Melodie von Nancy Dawson.

K. R.

Anhang.

No. 1.

Da es der Provinz Ostfriesland noch immer an einer vollständigen Geschichte mangelt, so hat der Landschaftliche Sekretair Herr Wiarda übernommen, eine vaterländische Geschichte von dem Ursprunge bis auf die jezzigen Zeiten aus den besten Quellen zu bearbeiten. Die gute Aufnahme der historischen und philologischen Schriften des Verfassers in den gelehrten Journalen, bürget schon für den Werth dieses Werks. Für die äussere Zierde, in Absicht des Papiers und des Druks, leiste ich als Verleger die Gewähr. Der erste Theil enthält die älteste Ostfriesische Geschichte, bis auf den ersten Grafen Ulrich, oder bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts. Dieser Theil wird gegen Ostern die Presse verlassen. Es werden noch 4, höchstens 5 Theile bald möglichst folgen.

Das Werk selbst wird in gros 8vo Format auf schönen weißen Papier gedruckt und der erste Band an 36 Bogen stark werden, wozu ich den Weg der Vorauszahlung wähle, und den Vorschußpreiß auf 1 Rthlr. 12 Ggr. bis Anfang März bestimme. Der nachherige Ladenpreis ist 2 Rthlr. Wer die Güte hat und Pränumeration colligiret, bekommt auf 10 Exemplar das 11te gratis, und wünsche ich die Namen derselben deutlich geschrieben, mit Ablauf des Vorschußtermins zu erhalten, da sie dem Werke vorgedrukt werden sollen. Aurich den 17. Jan. 1791.

August Friedrich Winter, Buchhändler.

No. 2.

Ankündigung einer Schrift, welche in meinem Verlage unter dem Titel:

Aurora in Miniatur — Verjüngungsleiter und Schönheitserhalter, für jedermann der feinen Welt ꝛc. — Ein bisheriges Geheimniß.

erscheinen soll.

Diese Schrift darf man nicht mit jenen vor kurzen in öffentlichen Blättern angebothene Mittel verwechseln, nehmlich wie man sein Gesicht in etlichen Minuten um 15 bis 20 Jahre verjüngern könne; — Wer glaubt ein solches Mittel so lange nicht erwiesen ist, daß Verschönerung und Verjüngerung, wie Kresse oder Sallat über den Licht wachsend gemacht werden könne.

 Wer

Wer vielmehr durch dieses Werkchen das bisher unentdeckte Geheimniß der Ninon de l'Enclos so gründlich erfährt sich verjüngern und verschönern zu können, wozu schon ein jeder den Stof bey sich trägt, wird es dem Herausgeber Dank wissen. Dies Werkchen liefert zugleich: neue Gedanken über das Versehen der Schwangern, und über die Möglich- und Wirklichkeit wie Schwangere zur Verschönerung ihrer Fätuße mitwirken können, aus Naturhandlungen Beyspielen und durch Raisonnements bewiesen.

Der theure Preis des Manuscripts (welches ein Engländer an sich zu bringen dachte; um es in London zuerst in englischen herauszugeben und nachmals das deutsche Original für Uebersetzung paßiren zu machen,) nochmehr aber die fatale Furcht für den räuberischen Tatzen der Nachdrucker, welche oftmals den Verleger kaum zu seinen baaren Auslagen kommen lassen, macht mir die Pränumeration nothwendig, welche aber sehr geringe nehmlich nur zu 3 Thlr. Hamb. Cour. oder 2 Gulden Conventions Münze ansetze.

Finden sich bis zum 15. April hinlängliche Liebhaber dazu, so wird das Werkchen zur Leipziger Ostermesse für Pränumeranten auf feines Postpapier mit schönen neuen Lettern in Format der Musen-Almanache gedruckt und mit ein paar Kupferstichen geziert erscheinen. Auswärtige können sich entweder directe an mich oder ihre jeden Orts respektiven Postämter oder Buchhandlungen wenden, woselbst auch ausführlichere Avertissements gratis ausgegeben werden. Wer auf 10 Exemplare pränumeriret erhält das 11te frey. Briefe und Gelder werden franko erbeten.

H. J. Matthiessen, Buchhändler in Hamburg.

No. 3.

Düvals Werke sind bekanntlich eines der interessantesten und merkwürdigsten Produkte, die wir seit mehrern Jahren erhalten haben, und es ist wirklich eine seltene Erscheinung, daß der gröste Theil derselben noch unübersezt ist. Denn kein Leser von Geschmack, kein Freund der Menschheit und der edlen, ungeschminkten

Natur

Natur kann seine vortreflichen Schriften ungelesen lassen. Besonders verdient sein Briefwechsel mit Anastasia Socoloff in den Händen des ganzen lesenden Publikums zu seyn. Bei der Beurtheilung seiner Werke in der allgemeinen Litteraturzeitung (Februar 1785. Num. 42.) wird davon gesagt: Wir glauben von Düvals Briefwechsel, der keinen Auszug leidet, sondern ganz genossen seyn will, Alles mit einem Worte zu sagen, wenn wir ihn die Reihe der Briefe einer Sevigne, Ninon, Babet und eines Voltaire stellen, und dadurch auf ein neues, interessantes Werk aufmersam machen, das nicht leicht einen Leser von Geschmack gleichgültig lassen wird. Und von diesem Werke erscheint in unserm Verlag eine geschmackvolle deutsche Uebersetzung, die wir einem Manne aufgetragen haben, der durch mehrere Uebersetzungen wichtiger französischer Werke rühmlich bekannt ist. Druck und Papier sollen dem vorzüglichen Werth des Inhalts entsprechen, und der Titel wird mit Düvals Bildnisse geziert werden. Felseckersche Buchhandlung.

No. 4.

In der Klingsöhrschen Buchhandlung in Goslar erscheint auf Neujahr 1791 eine Zeitung unter dem Titel: Correspondenz der Gelehrten, welche von vielen Gelehrten bearbeitet wird. Es werden wöchentlich zwey Stück geliefert, und wird auf selbige 2 Rthl. 12 Gr. oder ein halber Louisd'or in obige Buchhandlung pränumerirt. Es wird dieselbe auch als Journal brochirt durch die Buchhandlungen, Postämter und Zeitungs-Expeditionen monatlich ausgegeben. Als Journal kostet selbiges 3 Rthl. 6 Gr. in Louisd'or à 5 Rthl. Die Zeitung oder Journal ist sowohl politisch als gelehrt, daher auch die Correspondenz in jedem Stück mit Raisonnements über politische Gegenstände eröfnet wird. Von der ganzen Einrichtung derselben bekommt man in gedachter Buchhandlung ein weitläuftiges Avertissement unentgeltlich. Jedes Postamt, Zeitungsexpedition, Buchhandlung und wer sonst sich die Mühe der Collection giebt, bekommt den gewöhnlichen Rabatt, daher bittet man jeden Intressenden, sich postfrey an das ihm zunächst gelegene Postamt, Zeitungsexpedition oder Buchhandlung zu wenden, und diese werden ersucht, die Bestellung bey obiger Buchhandlung zu machen.

No. 5.

Ankündigung eines Buchs, unter dem Titel: Historische Nachrichten und Bemerkungen über die merkwürdigsten Zuchthäuser in Deutschland. Nebst einem Anhange über die zweckmäßigste Einrichtung der Gefängnisse und Irrenanstalten.

Ohnerachtet ich gar nicht Howards Verdiensten, die mit goldenen Buchstaben im Himmel angeschrieben sind, auf irgend eine Art zu nahe treten mag; so ist doch unleugbar, daß er denen, die ihren Blick, so wie er, auf Menschenbehandlung und Menschenelend in Gefängnissen und Zuchthäusern, richten, noch manches, besonders was deutsche Anstalten betrift, zu bemerken und zu erzählen übrig gelassen hat. Wünschenswerth wäre es daher wohl, wenn ein Deutscher mit eben dem Forscherauge, und mit eben dem warmen Gefühl für die Leiden seiner Mitmenschen, die Gefängnisse, Zucht- Toll- und Krankenhäuser seines Vaterlandes bereisete und durchspähete, wie der Engländer die des seinigen; und noch wünschenswerther wäre es, wenn seine Beobachtungen und Wünsche eben so viel und noch mehr bewirkten, als die des Howards, nicht nur in England, sondern auch an andern Orten, bewirkt haben. Doch vielleicht nähert sich diese Zeit! — Unterdeß wage ich es, meine gesammelten Bemerkungen und Nachrichten über die Beschaffenheit unserer Zuchthäuser in Deutschland, in dem oben angekündigten Buche, dem Publikum mitzutheilen, um wenigstens die Aufmerksamkeit immer mehr auf diesen Gegenstand, der derselben so werth ist, hinzulenken, und ein gewisses Streben, das den gerechten Klagen der Menschheit und den mannigfaltigen Mängeln, die diesen bisher so sehr übersehenen Instituten mehr oder weniger eigen gewesen sind, abzuhelfen, und sie ihren wahren Zwecken immer näher zu bringen sucht, zu verbreiten. Hatte doch mein erstes Buch: über die moralische Verbesserung der Zuchthausgefangenen, hie und da, wie ich gewiß weiß, diese glückliche Wirkung; vielleicht vollendet

das gegenwärtige, was jenes angefangen hat! — Schon der Titel lehrt, was man darin zu suchen habe. Es enthält zuerst mehrere allgemeine Bemerkungen über Zuchthäuser, und über die fehlerhafte oder zweckmäßige Einrichtung derselben; und dann historische Nachrichten von der Beschaffenheit einzelner solcher Anstalten in Deutschland. Die allgemeinen Bemerkungen sind meistens aus meinen gemachten Erfahrungen, und aus den Erfahrungen anderer abstrahirt, und werden sowohl über Zwecke der Zuchthausstrafe aus richtig anerkannten Prinzipien raisonniren, als auch zeigen, wie man diese Zwecke bisher verkannt hat, welche Mängel unsere Zuchthäuser characterisiren, wie ihnen am besten abgeholfen, und welche innere und äussere Form diesen Anstalten gegeben werden müsse. Die Nachrichten hingegen, die alle noch ungedruckt sind, sollen gleichsam die Beläge, oder, wenn man lieber will, die Vordersätze zu jenen Resultaten und Bemerkungen seyn, den Geist der einzelnen Institute der Art, oder das Gute sowohl als das Schlechte in der Einrichtung derselben darstellen, jenes zur Nachahmung, wo diese statt finden kann, empfehlen, und dieses nach dem Locale verbessern lehren. — Freilich sehe ich zum voraus, daß es diesen Nachrichten nicht an Widerspruch, Protestationen u. dergl. fehlen wird — denn wer läßt gern seine Blöße aufdecken! — Aber einmal werde ich nur solche Nachrichten, von deren Authenticität und Glaubwürdigkeit ich so ziemlich überzeugt seyn kann, aufnehmen; zweytens werde ich mich überall der Bescheidenheit im Referiren und Urtheilen befleißigen, und nie weiter als es nöthig ist, oder als es Weisheit und Bruderliebe rathen, die Gebrechen ausmahlen; drittens werde ich es gern sehen, wenn man der Welt sagen und es beweisen kann, daß man den gerügten Mängeln längst abgeholfen hat. Denn alsdann ist ja der Zweck meines Buchs, mags seyn ohne dasselbe, erreicht! — Es wird in zwey Bänden in gr. Octav, mit lateinischen Littern, auf weiß Papier gedruckt, und vom Herrn Buchhändler Gebauer zu Halle verlegt werden. Der erste Band, etwa 24 Bogen stark, kommt

diese

diese Ostermesse 1791 heraus, und wird mit Howards Bildnisse von Liebe, nach dem engl. Originalporträt, gestochen, geziert seyn. Er enthält I. Bemerkungen über Strafen und Strafzwecke; über die fehlerhafte Einrichtung der Zuchthäuser in Deutschland; über die zweckmäßige Verbesserung und Gestalt derselben u. s. w. II. Nachrichten von den Sächsischen, Schlesischen und einigen andern Zuchthäusern. — Der zweyte Band, der Ostern 1792, meinen Wünschen nach, erscheint, wird Howards Verdienste um Gefängnisse und Zuchthäuser schildern, litterarische Notizen von seinen und andern hieher gehörigen Schriften geben, und die angefangenen Bemerkungen über die zweckmäßigste Einrichtung dieser Anstalten, so wie die historischen Nachrichten von ihnen, weiter fortsetzen, und sich insonderheit über die reichsstädtischen Zuchthäuser verbreiten. In einem besondern Anhange will ich eine kurze Nachricht von einigen auswärtigen Zuchthäusern, die sich berühmt gemacht haben, mittheilen, und sie in eine Vergleichung mit den Deutschen setzen, und zuletzt von der besten Einrichtung der Gefängnisse und Irrenanstalten, so weit diese mit Zuchthäusern verbunden sind, reden. — Der Herr Verleger bietet den Weg der Pränumeration an, und es kann binnen hier und der nächstbevorstehenden Leipziger Ostermesse an die Gebauersche Buchhandlung 21 Gr. sächsische Conventionsmünze, den wichtigen Louisd'or zu 5 Rthl. und den Ducaten zu 2 Rthl. 20 Gr. gerechnet, auf den ersten Theil, und bey dem Empfang desselben, eben so viel auf den zweyten Theil voraus bezahlt werden. Briefe und Gelder werden postfrey eingesendet. Die Herren Collecteurs oder sonstige Beförderer dieses Werks, erhalten bey zehn Exemplaren eins, bey zwanzig drey, und bey dreyßig vier Freyexemplare. — Uebrigens empfehle ich mein Werk allen deutschen Männern, die für Menschenwohl und Menschenelend fühlen, insonderheit denen, welche, ihrem Berufe nach, Vormünder ihrer Brüder seyn sollen, und auf Zucht- und Gefangenenhäuser wirken können, wohin ich Kammern und Regierungen, Magisträte und Gerichts-

richtshalter, Zuchthausvorsteher und Zuchthausprediger rechne. Vielleicht legen auch die, die wohl sonst gern Topographien lesen, und sich mit den öffentlichen Gebäuden eines Orts, und der äussern und innern Einrichtung derselben bekannt machen wollen, mein Buch nicht ganz unbefriedigt aus der Hand. — Gottes Vorsehung lasse es viel Gutes wirken!

Halle, im Januar, 1791.

H. B. Wagnitz.

No. 6.

Die Herren Subscribenten auf die bey uns erscheinende Handausgabe von

Plutarchi opera

benachrichtigen wir, daß wir auf das von den meisten geäußerte Verlangen eine etwas größere Schrift, als in dem Probeblatt gewählt haben, welche wirklich neu gegossen wird; der Anfang des Druks wird zwar hierdurch bis nach dem Neuen Jahr verzögert werden, wir hoffen aber demungeachtet den 1sten Band auf nächste Ostermesse 1791 liefern zu können und ersuchen daher diejenigen, welche auf diese Unternehmung subscribiren wollen, dieß sobald möglich anzuzeigen. Tübingen, d. 1. Dec. 1790.

J. G. Cottaische Buchhandlung.

Das große Aufsehen, welches die bey uns Ostermesse 1789 verlegte

D. E. F. Gmelins neue Untersuchungen über den thierischen Magnetismus

in verschiedenen Gegenden machte, hat mehrere veranlaßt, von uns die Herabsetzung des Preißes zu verlangen, damit auch unbemittelte sich dieses interessante Buch eher anschaffen könnten. Wir haben uns daher entschlossen, es von nun an für baare 1 fl. 12 kr. oder 16 Ggr. sächsisch zu erlassen, und hoffen dadurch jenem Verlangen zu entsprechen, so wie den bedrohten Nachdruck zu hindern. Tübingen, d. 1. Dec. 1790.

J. G. Cottaische Buchhandlung.

No. 7.

Musikalische Anzeige.

Unter der Menge Musikalien, die wir besitzen, worunter uns in keinem Fach eine gänzliche Leere bleibt, ist das Fach, worinne Suiten für blasende Instrumente zu finden sind, am wenigsten bearbeitet. Davon sind wohl die Meßkatalogen der entscheidenste Beweis, worinne man doch immer die Musikalien suchen muß, welche zum öffentlichen Gebrauch bestimmt sind. Ich bin daher entschlossen, 6 vierstimmige Suiten, für blasende Instrumente, heraus zu geben. So viel als möglich hab' ich mich bemüht, selbige in einem naiven und leichten Stil zu setzen.

Es befinden sich auch hierunter 4 Serenaten oder Ständchen, im Volkston. Und um dabei hübsch auf dem Wege der Natur zu wandeln, konnt' ich nicht anders, als mir den Liebhaber denken, der, vom gesunden Gefühl beseelt, des Abends unter dem Fenster seiner Donna sein Liedchen singt, so gut es ihm die liebe Mutter Natur eingab. Mein Interesse ist nun wohl nicht allein die Triebfeder zu deren Herausgabe, sondern um gemeinschaftliches Vergnügen zu verbreiten, und andere Erdensöhne das fühlen zu lassen was ich fühle. Zum Beweis dessen hab' ich den Pränumerationspreis nur bis auf 18 Gr. sächs. bestimmt, welches keinem zu viel scheinen wird, wenn er die Druck- und Papierkosten bedenkt, und demjenigen nicht zu viel seyn kann, der Anführer einer musikalischen Gesellschaft ist, und damit sein Brod verdient. Diejenigen aber, die ganz ruhig abwarten und sehen wollen, was für ein Werk es sey, die also nichts zur Beförderung der Herausgabe beitragen, zahlen alsdenn im Buchladen netto 1 Rthl. sächs. Der Pränumerationstermin ist bis zur Ostermesse, und die Beförderer werden dem Werkchen vorgedruckt. Wer auf 8 Exemplare pränumerirt, erhält das 9te zum Dank. Briefe und Gelder bitte ich postfrei an die Severinsche Buchhandlung zu Weißenfels und an die Sommersche Buchhandlung zu Leipzig einzusenden.

Im Januar, 1791. H. G. Tuch.

No. 8.

No. 8.

An das Publikum.

Die Ausgabe des vierten Quartals von dem Museum für Frauenzimmer ist durch die späte Vollendung der Kupferplatten etwas verzögert worden, und wir müssen desfalls bei unserm Publikum um Nachsicht und Verzeihung bitten. Noch haben wir kein öffentliches Urtheil über unsre periodische Unterhaltungsschrift gehört, und sollte dieses Stillschweigen von Gleichgültigkeit herrühren, womit die Herren Rezensenten uns betrachten, so wäre dies in der That kein gutes Zeichen und wenig Aufmunterung in unserm Unternehmen fortzufahren. Allein demohngeachtet wollen wir uns nicht abschrekken lassen, da uns von der andern Seite einzelne vortheilhafte Urtheile und freiwilliger Beitrit verschiedner neuer Theilnehmerinnen aufmuntern. Niemand besser als wir selbst, kann fühlen, wie viel unsre periodische Schrift noch an Vollkommenheit gewinnen kann; allein das ist ja der Fall bei allen menschlichen Unternehmungen: und dies Gefühl muß nicht abschrekkend, sondern aufmunternd seyn, nach mehrerer Vollkommenheit zu streben; und daß wir uns dies bei unsrer kleinen Schrift zum Gesez gemacht haben, können wir unserm Publikum sehr ernstlich versichern. Jede Unterstüzzung, jede Erinnerung, jeder Beifall und glimpflicher Tadel wird Gewinn für unser kleines Institut seyn.

Das vierte Quartal enthält folgendes: 1.) Edgar und Emma; ein Duodrama aus dem Franz. von W. v. G. 2.) Geschenk und Raub; Gedicht mit beigefügter Melodie. 3.) Cornelie Sedley. Beschluß. (Hiebei ist anzumerken, daß wir künftig keinen so langen Roman ganz liefern werden; wohl aber kleinre im Auszuge, oder auch bloße Scenen, Episoden rc.) 4.) Der Frau Kriegesräthin Reinhold am 17. März 1790, von Soph. Albrecht. 5.) Monaldeschi, eine historische Skizze. Hieraus ist die Idee zum Titelkupfer genommen. Die Königin Christina ist im Abgehen und hat das Todesurtheil über Monaldeschi ausgesprochen. Monaldeschi liegt auf den Knien

und

und bittet um Gnade; neben der Königin kniet der Pater le Bel und vereinigt seine Bitte mit dem Bitten des Verurtheilten. 6.) An die Liebe. 7.) Briefe einer Dame auf einer Reise. Fortsezzung. 8.) Gedanken über Rousseau. K. 9.) Seyn Sie ruhig! von Linna.

Für die Zukunft wollen wir nicht mit Selbstzufriedenheit viele Versprechungen thun, sondern unversprochen viel zu leisten suchen. In der Verlagshandlung und in allen Buchhandlungen Deutschlands ist nun der vollständige Jahrgang roh für einen Dukaten und brochirt für drei Thaler zu haben. Mit Anfang eines Jahrgangs kann neu angetreten werden; allein sich auf den ganzen Jahrgang verbindlich machen, ist nach allen Umständen nothwendig, und wohl keine unbillige Forderung.

(Ist in allen Buchhandlungen und an den Orten, wo das Weißenfelsische Wochenblatt: Wahrheit und Dichtung ausgegeben wird, zu haben.)

No. 9.

Von nachstehenden Werken erscheinen bey den Buchhändler Fleckelsen in Helmstedt, Uebersetzungen:

The present state of Hudsonsbay, containing a full description of that settlement and the adjacent country by E. Umfreville.

Herr Hofrath Zimmermann in Braunschweig wird zu diesen Werk eine eigne Karte nach den neusten Angaben und Beobachtungen von der Hudsonbay zusammentragen, welche dem Original fehlt und daher dieser Uebersetzung zum Vorzug gereicht.

Des Herrn Durande Arztes bey den Staaten von Burgund ꝛc. Beobachtungen über die Wirkung der Mischung von Schwefel, Aether und flüchtigen Terpentinoel bey Leberschmerzen die von Gallensteinen entstehen, a. d. Franz. wird im Januar 1791 fertig.

Anhang.

No. 10.

Deuschlands Flora, oder botanisches Taschenbuch auf das Jahr 1791. von Hrn. Prof. G. Fr. Hoffmann.

Der Beifall, womit bisher Kalender über andere nützliche und wissenschaftliche Gegenstände sind aufgenommen worden, hat auch mich ermuntert, keine Kosten und Mühe zu sparen, diesen Kalender so anziehend und nützlich als möglich zu machen.

Meine Absicht war, einen Kalender zu liefern, der unterrichten und mehr als Tändeley seyn soll. Aus dieser Ursach habe ich die Pflanzenkenntniß, und zwar von deutschen Pflanzen gewählt. Es ist beynah itzt Mode, und gewiß die lobenswürdigste und nützlichste von allen, einige Kenntniß der Natur zu erhalten, die sich nun nirgends leichter und angenehmer, als bey Untersuchung der Pflanzen erreichen läßt. Deutsche sollen nun vorzüglich ihre einheimischen schönen Gewächse intereßiren, die sich einem jeden Liebhaber in seiner Gegend auf Spaziergängen in Wiesen und Feldern, in dunklen Wäldern und auf hohen Bergen, allenthalben in großer Menge von selbst darbieten. Dazu war also ein allgemeines Verzeichniß von deutschen Pflanzen nöthig, wozu bereits Hr. Dr. Roth in seinem Versuch eines Verzeichnisses deutscher Pflanzen den Anfang gemacht hat. Die Gränzen jenes Verzeichnisses sind aber hier sehr erweitert worden, und die Zahl der Pflanzen in diesem Taschenbuch wird sich, zumahl in der letzten oder 24ten Linneischen Classe noch einmahl so hoch belaufen. Um aber auch für die Bequemlichkeit der Pflanzenforscher zu sorgen, habe ich das Format eines Kalenders gewählt, das sich ohne Beschwerlichkeit überall bey sich führen läßt. Da man sonst gezwungen war, mehrere Octavbände in der Tasche zu haben, oder wohl gar eine kleine Bibliothek von mehrern einzeln Floren besitzen mußte, um eine Pflanze aufzusuchen.

Bekanntlich hat nicht allein Linne durch sein Pflanzensystem, sondern auch durch seine Sprache Epoche in dieser Wissen-

Wissenschaft gemacht. Es ist also jedem nothwendig, der etwas mehr als oberflächliche Kenntniß der Pflanzen zu erhalten wünscht, beydes zu verstehen. Wegen der Bestimmtheit und Allgemeinheit dieser Sprache war es also auch nothwendig, dieses Verzeichniß in der Kunstsprache selbst abzufassen. Zuerst wird also nach der neuesten Ausgabe der Linneischen Gattungen, und nach andern Beobachtungen der kurze und verbesserte Gattungscharakter vorgesetzt. Daß diese Gattungen nach den 24 Linneischen Classen vertheilt sind, versteht sich von selbst, da wir zur Zeit noch kein vollkommeneres, wenigstens allgemeineres Pflanzensystem als das Linneische haben. Nun folgen die unter diese Gattungen gehörigen, und in Deutschland wildwachsenden Arten, in der kurzen und charakteristischen Linneischen Sprache geschildert. Dann wird gleich eine vorzügliche Abbildung dieser Pflanze (dabey die kostbaren ausländischen Werke eines Curtis, Bulliard, Jacqin, Flora danica benutzt worden) zum Nachschlagen verwiesen. Unter der Pflanze steht nun ihr Wohnplatz oder Standort, ob sie in Wiesen, Thälern oder Bergen u. s. f. zu wachsen pflegt; dann wird auch, bey seltenen Pflanzen, das Land, in welchem sie, oder die Stadt, um welche sie gefunden worden, angeführt; zugleich auch die gewöhnlichste Blüthezeit derselben angegeben.

Dies ist die innere Einrichtung. Zugleich hat aber diesen Kalender der Hr. Verfasser mit zwölf meisterhaften Pflanzenzeichnungen in seiner Manier versehen, die im Kleinen das Charakteristische der Pflanzen auf die Art darstellen, wie die Zeichnungen des Herrn Chodowiecky das Charakteristische von Begebenheiten und Menschengesichtern. Diese Zeichnungen sind eben so fleißig von den besten Kupferstechern in diesem Fach, von Herrn Capieux, Nußbiegel, Schmidt, Schwartz, gestochen.

1. Den Anfang macht ein vortrefliches Titelkupfer von Herrn Chodowiecky, das sich auf den Inhalt des Kalenders beziehet.
2. Stellt den Bergehrenpreiß (Veronica montana) eine seltne und leicht zu verwechselnde Art vor, zugleich ist ihre Zergliederung beygesetzt. Eine Pflanze aus der zweyten Classe.

3. Stellt das officinelle Eisenkraut (Verbena officinalis) vor, welches wegen seiner Staubfäden zergliedert wird, um Anfänger für Irrthum zu sichern.
4. Die kerbelblättrige Silge (Selinum carvifolium), von welcher eine gute Abbildung nöthig war. Eine Pflanze aus der fünften Classe.
5. Die weiße Binse (Iuncus albidus), eine neue und mit dem Iuncus niveus Linn. bisher verwechselte Art. Eine Pflanze aus der sechsten Classe.
6. Eine Pflanze aus der zehnten Classe (Stellaria Alsine), die unter verschiedenen Nahmen bisher ist angeführt worden.
7. Eine Pflanze aus der zwölften Classe Commarum palustre), aus welcher einige Botanisten nebst der folgenden.
8. (Fragaria sterilis), die nicht häufig vorkommt und noch weniger gut vorgestellt ist, eine besondere Gattung gemacht haben.
9. Eine Pflanze aus der dreyzehnten Classe (Aconitum Cammarum), die mit dem Napell gewöhnlich ist verwechselt worden.
10. Eine Pflanze aus der vierzehnten Classe (Teucrium Botrys), davon eine gute Abbildung nöthig war.
11. Eine deutsche Pflanze aus der nehmlichen Classe (Stachys germanica.)
12. und 13. Sind aus der neunzehnten Classe (Erigeron canadense und acre), die wegen ihrer Zergliederung den Anfängern vorzüglich zu empfehlen sind.

Diesen zwölf Monatskupfern ist ihre Beschreibung in Linneischer Sprache gegenüber gesetzt, und mit Zahlen auf die einzeln Theile der Pflanzen verwiesen worden, zur Erleichterung für solche, die sich erst mit dieser Kunstsprache bekannt machen wollen.

Ausser dem hat der Herr Verfasser den einzeln Tägen eines jeden Monats den Namen eines berühmten Botanisten unsers Jahrhunderts beygesetzt, und zur Beförderung der Botani-

tanischen Bücherkenntniß jedesmal ein vorzügliches Werk desselben mit angeführt.

Da ich 13 Kupfer von berühmten Meistern, und eine große Anzahl Bogen Text, der mit neuen Lettern von Herrn Prillwitz in Jena, in 4., abgedruckt ist, liefere, so wird man folgenden Preis nicht unbillig finden. Ein Kalender mit schwarzen Kupfern kostet gebunden 1 Rthl. 12 Gr. mit gemahlten 1 Rthl. 20 Gr. in Louisd'or zu 5 Thaler Sächsisch. Letzterer muß ausdrücklich bestellt und verlangt werden, denn es werden nicht mehr Exemplare ausgemahlt, als bestellt worden. Ein Kalender blos brochirt, kostet aber 1 Rthl. 4 Gr.

Ich versichere jeden Liebhaber, welcher durch die Buchhandlungen oder Postämter seines Orts noch vor Ablauf dieses Jahres seine Bestellungen macht, gute Abdrücke und schnelle Lieferung. Briefe und Gelder muß ich mir aber Postfrey erbitten.

Johann Jacob Palm,
Buchhändler in Erlangen.

No. 11.

Neueste Verlagsbücher der Bauer und Mannischen Buchhandlung zu Nürnberg.

1.) Deutsche Sprüchwörter mit Erläuterungen, von Hrn. Prof. Siebenkees in Altdorf, — ein Buch das Lehrer in Bürger und Landschulen mit Nutzen gebrauchen können. 8. 8 Ggr. 2.) Untersuchung dreyer Fragen, veranlaßt durch des Hrn. H. R. Weishaupts Pythagoras. 8. 6 Ggr. 3.) M. A. Bischoffs kurzer Lehrbegriff in kosmologisch und anthropologischen Wissenschaften für Kinder, m. K. gr. 8. 16 Ggr. 4.) C. G. de Murr notitia libri rarissimi Geographia Francisci Berlinghieri, Florentini 8 maj. 2 Ggr. 5.) Dessen Beyträge zur Geschichte des 30 jährigen Kriegs, insonderheit des Zustandes der Reichsstadt Nürnberg während desselben. Nebst Urkunden und vielen Erläuterungen zur Geschichte des berühmten Kaiserl. Generalissimus Albrecht Wallensteins, gr. 8. 1 Rthlr, 4 Ggr.

No. 12.

Anhang.

No. 12.

Bei mir Endesbenannten wird auf folgendes Werk Pränumeration angenommen: Atlas aller bekannten Länder unsrer Erdkugel, mit kurzen historischen politisch- statistischen Anmerkungen, nach des Herrn Bonn, Ingenieur hydrographe de la marine weltbekannten Atlas. Dieses nützliche Werk soll in verschiedenen Abtheilungen nach und nach erscheinen und man wird mit Deutschland und seinen angrenzenden Ländern (in General, oder Special- Charten) den Anfang machen. Die erste Abtheilung in 8 Blatt, welche den obersächsischen Kreis, nebst der Ober- und Niederlausitz enthält, erscheint zu Anfange des Monats Februar dieses Jahrs, den Liebhabern den Ankauf zu erleichtern, wird 1 Rthlr. Vorschuß angenommen. Diejenigen welche Büschings, Fabris, Leonhardis, Raffs, 2c. Erdbeschreibung besitzen, können die Charten zu 8 Blatt zu 12 Ggr. Vorschuß illuminirt auf schön Papier apart haben, außerdem kostet jede Charte mit Bemerkung 4 Ggr. ohne Bemerkung 2 Ggr. Die Zeichnung der Charten ist übrigens richtig, der Stich sauber und correct, der Druk auf groß Royal Papier und die Illumination reinlich und schön. Auf den breit gelassenen Rande befinden sich die Anmerkungen, die zum Theil merkantilisch folglich auch den Kaufmanne brauchbar sind, das erste Blatt zum ersten Hefte ist fertig und enthält 1.) den Churkreis und die Grafschaft Barby, 2.) den Meißnischen Kreis und 3.) den Leipziger Kreis und kann sogleich verabfolgt werden. Mehreres hiervon besagt ein noch ausführlicher Avertissement welches gratis ausgegeben wird. Briefe und Gelder erbittet man sich franco.

Leipzig im Monat Januar 1791.

Johann Gottlob Schladebach.
auf der Nicolai Straße in Schirmerschen Hause par terre.

No. 13.

Von folgenden englischen Schriften:

Ellen Woodley, a Novel, by Mrs Bonhote.

The fair Cambrians, a Novel.

Louisa, a Novel, by the Author of the Sisters. — erscheint nächstens eine Uebersetzung in Johann Caspars Stahels Buchhandlung; welches, um Collision zu vermeiden, hiermit angezeiget wird.

No. 14.

No. 14.

Nachricht.

Von Thomas Försters Erzählungen von seinen Reisen in allen vier Welttheilen wird das erste und zweite Stük von dem laufenden Jahre nun ausgegeben. Der Verfasser liefert für dieses Jahr bekanntlich die Beschreibung und Geschichte von Ost-Indien, welche um so anzüglicher für seine Leserklasse seyn muß, da ihnen allgemein bekannt ist, daß diese Gegend jenes Erdtheils so wichtigen Einfluß auf unser Europa gehabt und eine unzählige Menge Menschen an sich gezogen hat. In der Einleitung erzählt der Verfasser, wie die Portugiesen den Weg nach Ost-Indien um Afrika herum entdekt haben, redet hierauf von der Benennung von Ost-Indien und geht dann zur Beschreibung selbst über. Bei Calcutta, der jezzigen Hauptstadt in Bengalen, führt er die traurige Geschichte der 146 Engländer an, welche der Nabob von Bengalen, als er 1756 diese Stadt eroberte und sie zu Gefangnen machte, in der größten Sommerhizze die Nacht über in einen engen Kerker sperren ließ, wo 123 verschmachteten und erstikten. Liebhaber, welche diese Volksschrift in monatlichen Heften mithalten wollen, müssen sich auf den ganzen Jahrgang verbindlich machen. Jeder Jahrgang besteht für sich und handelt von einem Lande besonders. Daher ist Niemand genöthiget, den vorigen Jahrgang, der die Beschreibung von China enthält, auch anzuschaffen, wer nicht die ganze Sammlung, welche nach einem besont[illegible] beigelegten Titel: Thomas Försters Erzählungen ꝛc. eine gemeinnüzzige und unterhaltende Volksbibliothek, in fortlaufenden Bänden ausgegeben wird, zu besizzen wünscht, sondern mit der Beschreibung einzelner Länder sich begnügen will.

(Ist in allen Buchhandlungen und an den Orten, wo das Weißenfelsische Wochenblatt: Wahrheit und Dichtung ausgegeben wird, zu haben.)

No. 15.

Das Weißenfelser Wochenblatt: Wahrheit und wahrscheinliche Dichtung, hat sich nun drei Jahre durch mit immer gleichem Beifalle erhalten, und auch das vierte verspricht mehr Zu- als Abnahme. Bis jezt ward dieses Blat blos ausser dem Buchhandel vertrieben, weil sich dieser mit Versendung einzelner Blätter nicht abgeben kann. Da aber mehrere Freunde, denen es nicht drauf ankommt, ob sie wöchentlich ein Blat erhalten, sehr öftere Anfrage gethan haben, so hab' ich ihren Wünschen gemäß, die Einrichtung getroffen, daß in Zukunft in allen Buchhandlungen diese Wochenschrift alle viertel Jahre broschirt für den sehr mäßigen Preis von 5 Gr. sächs. zu haben ist. In dieser Hinsicht erscheint es von gegenwärtigem Jahre an in 8vo da es vorher in 4to ausgegeben wurde. Ausser dieser und der kleinen Veränderung des Titels: in Wahrheit und Dichtung, bleibt die ganze Einrichtung die nehmliche. Kleine Geschichten und Romane, Aufsätze aus der Geschichte, Völkerkunde, Naturgeschichte, Oekonomie ꝛc. Gedichte, Anekdoten ꝛc. bleiben als erforderliche Mannigfaltigkeit eines solchen Blattes der Hauptinhalt. Mit dem ersten Quartale wird das Bildniß des Kaiser Leopold II. ausgegeben.

Friedrich Severin.

No. 16.

Von folgenden unlängst in England erschienenen Werken erscheinen Verdeutschungen:

1.) The orphan Marion: or the Parent rewarded II vol. 1790. 2.) Memoirs of Maria an persian Slave II vol. 1790. 3.) Georgina Harcourt. by a Lady. 2 vol. 1791. 4.) Maple Vale or the history of Misſ Sidney 3 vol. 1791. 5.) Lindor and Adelaide a moral Tale in wich are exhibited the Effects of the late French Revolution on the Peasantry of France 1791. 6.) William Thornborough the benevolent Quixote IV. vol. 1791.

 No. 17.

No. 17.

Des Herrn Hofmarschall und Drosten W. G. L. von Donop Historisch-Geographische Beschreibung der Fürstlich Lippischen Lande in Westphalen, herausgegeben und mit Zusätzen vermehrt von dem Herausgeber des Westphälischen Magazins. Neue verbesserte Auflage. Mit einer Karte. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung 1790. 352 Seiten 8. (20 Ggr.)

Das mühseelige Geschäft, welches uns Recensenten obliegt, sehr oft Schriften durchzulesen, von denen man, ohne Prophet zu seyn, mit einem hohen Grade von Gewißheit vorhersagen kann, daß ihre Verfasser vergebens für den Ruhm der Unsterblichkeit gearbeitet haben, wird nur allein dadurch erleichtert, wenn uns wiederum Werke vorkommen, durch welche das Gebiet irgend einer Wissenschaft wirklich erweitert worden ist. Zu diesen gehört denn auch obige Beschreibung der Lippischen Lande, die mit Recht ein Muster ihrer Art genennt werden kann. Aus der Vorrede zu derselben, welche den Herausgeber dieser sehr instructiven Topographie, den Herrn Magister Weddigen zum Verfasser hat, ersehen wir, daß dieselbe zuerst im Jahre 1785 in den drey ersten Heften seines Westphälischen Magazins erschienen, nachher auf Verlangen besonders, als ein für sich bestehendes Ganzes abgedruckt, und, weil auch diese Auflage sehr bald vergriffen, zum drittenmale aufgelegt worden sey. Schon dieser schnelle Absatz des Buchs giebt ein gutes Vorurtheil für die Güte desselben, die aber durch die hinzugekommenen Berichtigungen und Zusätze sehr erhöhet worden ist. Unter den letztern zeichnen sich insbesondere aus die Monumenta Lippiaca, welche der Herausgeber, Herr M. Weddigen, aus einem wiedergefundenen Manuscript des verdienten H. A. Meinders ins deutsche übersetzt und mit Anmerkungen begleitet hat. Recens. gestehet freymüthig, aus diesen Monumenten sehr viele für die Geschichte wich-

wichtige Notizen gelernt zu haben, die man vielleicht vergebens irgend anderswo suchen wird. Diese Monumente bestimmen mit dem höchsten Grade historischer Gewißheit das Schlachtfeld, auf welchem der deutsche **Hermann** den stolzen Römer **Varus** schlug, und werfen alle Hypothesen über den Haufen, die ältere und neuere Schriftsteller hierüber aufgeführet haben. Die beygefügte Charte ist ohnstreitig eine der vorzüglichsten Specialcharten, die wir Deutsche bis jezt aufzuweisen haben, und ist jedem Geographen unentbehrlich, weil durch dieselbe die alte Lottersche völlig unbrauchbar gemacht wird.

B. G.

No. 18.

Für Väter und Lehrer.

In meinem Verlage erscheint seit zwei Jahren eine Monatschrift für Kinder, unter dem einfachen Titel: **Jugendfreuden.** Die gute Aufnahme dieser Schrift sezte mich in den Stand, solche um den äusserst geringen Ladenpreiß für 1 Rthl. 6 Gr. geben zu können, und wer darauf pränumerirte, erhielt den ganzen Jahrgang für 1 Rthl. Sächs. Einzelne nachverlangte Stükke konnte ich zeithero nicht ausgeben, weil sie mir fehlten; nun aber habe ich alle diese fehlenden Stükke wieder neu aufgelegt, und biethe den Liebhabern beide Jahrgänge komplett von 24 Heften noch um den Pränumerationspreiß à 2 Rthl. Sächs. an, wenn sie sich directe an mich wenden und das Geld franko einsenden. Zugleich mache ich bekannt, daß dieses Journal fortgesezt wird und daß man auch mit diesem 1791sten Jahre antreten kann. Jeder neu antretende Liebhaber wende sich gefälligst an die ihm zunächst gelegene Buchhandlung, wo er den ganzen Jahrgang für 1 Rthl. 6 Gr. erhält.

Auch ist diese Monatschrift an allen Orten zu haben, wo das Weißenfelser Wochenblatt: **Wahrheit und Dichtung,** ausgegeben wird. Weißenfels, den 24. Januar, 1791.

Friedrich Severin,
Buchdrukker und Buchhändler.

Anhang.

No. 19.

Jedes neue naturhistorische Werk, das mit vielen Kupfern verbunden ist, kann sich nur auf eine doppelte Weise dem Publikum empfehlen, und seine Unternehmung rechtfertigen, entweder wenn es schon bekannte Cörper mit einer ausserordentlichen Kunst darstellt, wodurch es dem Kenner der letztern vorzüglich schätzbar wird, oder wenn es unbekannte, und nicht sorgfältig genug abgebildete Cörper liefert, die den Naturkenner interessiren, und währer Zuwachs seiner Wissenschaft sind. Zu dem letztern Zweck wird zwar eine hohe Kunst entbehrlich seyn, ja sie würde so gar die Brauchbarkeit verhindern, aber genaue Darstellung der Natur, wo möglich nach Umriß, cörperlichem Gehalt, Substanz, Farbe und Oberfläche zugleich, ist eine Forderung, die unumgänglich nothwendig wird.

Aus diesem Gesichtspunkte sehe ich das Werk an, wodurch ich die Anzahl naturhistorischer Abbildungen zu vermehren denke, und dessen Ausführung von der Unterstützung des Publicums abhängen wird, so sehr ich auch meiner eignen Ausdauer und Anhänglichkeit an den Gegenstand gewiß bin.

Ein Werk bewundernswürdiger Kunst kann und soll es nicht werden; aber wenn ich mir schmeicheln darf, daß die Natur von ihren Freunden und Beobachtern in meinen bisherigen Arbeiten dieser Art mit leichter Mühe wieder gefunden wurde, so werde ich mich jezt um so weniger von dieser treuen Darstellung entfernen, da ich mich entschlossen habe, die Tafeln selbst zu ätzen, und für die Illumination selbst Sorge zu tragen.

Sollte meine Arbeit den Beifall des Publicums finden, so würde es mich aufmuntern, mich immer mehr darinne zu vervollkommnen, und in der Folge noch eine beträchtliche Anzahl der merkwürdigsten Gegenstände der Natur in treuen und durchdachten Abbildungen zu liefern.

Jetzt wünsche ich mit einem noch wenig bebauten Felde, mit der Kenntniß der kleinern Conchylien mit Spekulazien anzufangen, und ich hoffe dabey, ausser meinem eignen

Vor-

Vorrathe, noch durch mehrere Naturfreunde, insbesondere aber durch den würdigen Herrn Chemnitz, der den Mangel dieser Geschichte in seiner Fortsetzung des martinischen Werks erkennt, und jedem Unternehmer seine Hülfe verspricht, unterstützt zu werden. Die meisten, von diesen kleinen Conchylien entworfnen Abbildungen entsprechen ihrer Absicht nicht, selbst in dem martinischen Werke konnten sie, wie Hr. Chemnitz offenherzig gesteht, nur unvollkommen geliefert werden. Ich glaube daher, daß es denen Besitzern jenes Werks vielleicht angenehm seyn dürfte, das meinige als ein Supplement des martini-chemnitzischen zu betrachten, und einen Mangel ersetzt zu sehen, der wohl nur in einer ähnlichen Lage, wie die meinige ist, am leichtesten gehoben werden kann.

Sähe ich die Kenntniß dieser kleinen Geschöpfe nur als Unterhaltung im Einzelnen an, so würde es mir an Muth und Ausdauer fehlen; ich würde glauben, meine Zeit zu versplittern, wenn ich nicht gewiß wäre, daß die Kenntniß des Einzelnen zur Kenntniß des Ganzen, und zur endlichen Verkettung der wahren Verhältnisse eine unentbehrliche Bedingung sey; und vielleicht habe ich noch die Freude, späterhin einige dieser Ideen auszuführen, da es mir nicht an Gelegenheit gefehlt hat, viele Tausend Schaalengehäuse mit großer Musse zu vergleichen, gleichsam das System aus der Natur zu studiren, und die wesentlichen Kennzeichen nach ihr anzumerken.

Um aber gewiß zu seyn, daß ich selbst bey der Unternehmung nicht Schaden leide, sehe ich mich genöthigt, mit einer Lieferung von 6 Tafeln in Quartformat zur künftigen Ostermesse 1791 einen vorläufigen Versuch zu machen, um zu sehen, ob mein Eifer nicht größer gewesen sey, als der Wunsch des Publicums, ihn zu benutzen. Diese 6 Tafeln, welche microscopische Conchylien des Seesandes, enthalten werden, und schwerlich weder durch Plancus, noch durch Boys und Walker entbehrlich gemacht sind, kündige ich also auf Subscription, die bis Ende März 1791 offen seyn wird, in einem Umschlage, mit einer kurzen Erklärung, illuminirt für 1 Rthlr. schwarz für

für 12 Ggr. den Louisd'or zu 5 Rthlr. an. Die hiesige academische Buchhandlung übernimmt die Besorgung, und liefert die Exemplare auf der Ostermesse gegen baare Zahlung an die Buchhandlungen aus, welche deshalb Bestellung angenommen, und sie der hiesigen academischen vor dem bemerkten Termine bekannt gemacht haben. Ausserdem nimmt obige Handlung auch unmittelbare Bestellungen von Liebhabern an.

Sollte ich mich nach diesem Versuche durch den Beyfall des Publicums gesichert und ermuntert finden, dann erst würde ich auch die Ausarbeitung des Textes unter dem Titel: Sammlungen zur Kenntniß der kleinern Conchylien, mit neuen Abbildungen nach Originalen — nebst der Fortsetzung der Kupfer unternehmen; wäre es aber nicht, so werden vielleicht Copien andrer Copien den Mangel meiner Arbeit vergessen lassen. Jena am 1. Dec. 1790.

A. J. G. C. Batsch.

No. 20.

Die gute Aufnahme der Beschreibung der Insekten zu dem großen Werke des verstorbenen Herrn Super. Schäffers, welche unter dem Titel: Icones Insectorum circa Ratisbonam indigenorum zu Regensburg 1784. in gr. 8. herausgekommen, bey dem Verleger aber ins Stecken gerathen, giebt mir der häufigen Anfragen und Empfehlungen wegen, welche sowohl in öffentlichen Schriften, als in Briefen an mich geschehen, nothwendige Veranlassung, das Werk nicht nur fortzusetzen, sondern da mit dessen weiterer Herausgabe so lange verzögert worden, daß es dadurch einigermaßen mangelhaft geworden, auch den ersten Band, welcher damals erschien, in ganz andrer Gestalt darzustellen — Ich habe zu dem Ende mich entschlossen, das Werk nun auf eigne Kosten ganz von neuem in 4 Bänden herauszugeben, und zwar in Quartformat, ganz ähnlich mit den Schäfferischen Werken, damit es mit solchen ein Ganzes ausmachen könne. —

Um

Anhang.

Um solches nach Wunsch desto brauchbarer zu machen, wird es nicht nur nach Hrn. Fabricius Mantissa insectorum ganz umgearbeitet, sondern auch mit den neuesten entomologischen Schriften vermehrt, auch die darinnen angeführten Zweifel und Erinnerungen beym ersten Bande benützt und berichtiget, und das System des Herrn Fabricius durchaus erläutert werden. —

Der erste Band, welcher die Eleuterata des Herrn Fabricius enthalten soll, wird also zuversichtlich auf die Ostermesse 1791 erscheinen, und in billigem Preiß in Commißion der Montagischen Buchhandlung zu Regensburg zu haben seyn.

Der 2te Band wird sodann ganz gewiß zur Mich. Messe geliefert werden und die Ulonata, Synistata, Agonata und Unogata enthalten; die beyden letztern Theile aber nebst dem vollständigen Register jenen aufs baldigste folgen, da bereits das ganze Mscrpt zum Druck bereit liegt.

Diejenigen Herren Liebhaber, welche holländische oder Schreibpapierne Exemplarien zu erhalten wünschen, belieben sich dieserwegen in Zeit eines Monats entweder an mich Endesbemeldten, oder die besagte Montagische Buchhandlung zu wenden. Regensburg, im Oktober, 1790.

G. A. Harrer,
Senator, und der Regensburgischen Botanischen Gesellschaft Ehrenmitglied.

No. 21.

Ankündigung einer neuen Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs.

Meine Geschichte von Deutschland ist im vierten Bande bis zum Anfange der Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs fortgerückt. Da diese nun, ihrer Wichtigkeit gemäß, einen eignen Band von ungefähr vier Alphabeten ausmachen wird, so glaubte, sowohl der Herr Verleger als ich, den Liebhabern der vaterländischen Geschichte einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen, dieses Werk sich besonders anzuschaffen, Gelegenheit

heit gäben. Sie bekommen auf diese Art eine vollständigere Geschichte dieses für Deutschland so höchst merkwürdigen und durch die Mannigfaltigkeit seiner Scenen so überaus unterhaltenden Kriegs, als wie sie bisher noch nicht gehabt haben. Denen, die mit meiner historischen Manier noch nicht bekannt sind, glaube ich versichern zu dürfen, daß ich mich bemühen werde, ihnen diese große Begebenheit so gründlich und so unterhaltend zu erzählen, als es meine Kräfte und Einsichten erlauben. In der künftigen Jubilatemesse soll der erste Theil von ungefähr zwey Alphabeten in Quart erscheinen; der zweyte, eben so starke, wird ihm in der Michaelismesse nachfolgen. Der Herr Verleger bietet den Weg der Pränumeration an, und es kann binnen hier und dem Ende des nächstkommenden Aprils an die Gebauersche Buchhandlung zu Halle im Magdeburgischen Ein Rthlr. sächsische Conventions=Münze, den wichtigen Louisd'or zu 5 Rthlr., und den Ducaten zu 2 Rthlr. 20 Gr. gerechnet, auf den ersten Theil, und bey dem Empfang desselben, eben so viel auf den zweiten Theil voraus bezahlt werden. Nachher kostet jeder Theil 1 Rthlr. 12 Gr. Die Herrn Collecteurs dieses Werks erhalten bey zehn Exemplaren eins frey. Briefe und Gelder werden postfrey eingesendet.

Eben diese beiden Theile, welche die Geschichte des 30jährigen Kriegs enthalten, machen zusammen den 57sten und resp. 39sten Theil der Allgemeinen Welthistorie, und den 9ten Band meiner deutschen Geschichte aus, in welchem also die Herrn Interessenten dieser Werke die Geschichte dieses Kriegs zur nächsten Michaelismesse vollständig erhalten werden. Gotha, den 30. Jan. 1791.

Galletti.

No. 22.

Von der Rostokkischen Monatsschrift, herausgegeben von D. Burchard d. A. und D. Koppe; sind die ersten beyden Monate erschienen, und in Rostok bei den HH. Herausgebern, und in Leipzig bei dem Hrn. Buchhändler Kleib in Kommißion zu haben. Die Herren Herausgeber wollen bei ihrer

Schrift

Schrift vorzüglich darauf Rüksicht nehmen, was für Mecklenburg besonders interessant ist, und werden daher mehrere ungedrukte Aufsäzze liefern, welche zur Geschichte und dem Staatsrechte des Vaterlandes gehören. Da die Mecklenburgische Geschichte nach Maßgabe noch wenig bearbeitet ist, so verdienen die Herren Verfasser alle Aufmunterung und Unterstüzzung ihrer Landesleute sowohl, als auch ihrer Nichtlandesleute, da sie Mannigfaltigkeit und Interesse in ihren zu liefernden Aufsäzzen zum Hauptzwek gemacht haben. Der Jahrgang kostet 2 Rthl. 12 Gr. den Louisd'or zu 5 Thalern gerechnet. Im ersten Stük befindet sich: 1.) Kantate vom Hrn. Präpositus Tode. 2.) Geschichte der öffentlichen Universitätsbibliothek und des Museums zu Rostock. Vom Hrn. Hofr. Tychsen. 3.) Beitrag zur Mecklenburgischen Land- und Hofgerichtshistorie. D. Burchard d. A. 4.) Kofod Anchers Rede: Von der Abstammung der Mecklenburgischen Fürsten, von den alten dänischen Königen, Knud dem Großen, Erich Glipping und Friedrich I. Aus dem lat. Auszugsweise. D. Koppe. 5.) Biographie Sr. Excellenz des verstorbnen Herrn Geheimenraths und zweiten Ministers, Joh. Pet. Schmidt zu Schwerin. D. Koppe. Im zweiten Stük: 1.) Hrn. Hofrath Tychsen Geschichte der öffentl. Universitätsbibliothek rc. Erste Fortsezzung. 2.) Von den Ordalien oder Gottesurtheilen. D. Burchard d. j. 3.) Beitrag zur Mecklenburgischen Land- und Hofgerichtshistorie. Fortsezzung. 4.) Rostocksches Theaterjournal von der Einweihung des neuen Komödienhauses 1786 bis zu Ende des Jahrs 1790. D. Koppe. 5.) Verzeichniß der Schriften des verstorbnen Ministers Hrn. J. P. Schmidt Excellenz. 6.) Berichtigung einer Stelle in den Skizzen einer Geschichte der deutschen Dichtkunst in der Olla Potrida 1790. No. 2. S. 165.

No. 23.

Der durch verschiedene mit allgemeinen Beifalle aufgenommene Schriften, bekannte Herr Inspector der Kirchen und Schulen und Ober-Prediger Zerrenner zu Derenburg im Fürstenthume Halberstadt wird in meinem Verlage eine Zeitschrift unter dem Titel:

Der

Der deutsche Schulfreund, ein nützliches Haud= und Lesebuch für Lehrer in Bürger= und Landschulen, herausgeben, wovon nächstens ein Bändchen von 12 Bogen in Octav mit einem farbigen Umschlage brochirt erscheinen und jedes 6 Ggr. kosten soll. Ein weitläuftiges Avertissement giebt dieserhalb nähere Nachricht über Plan, Zweck und Einrichtung.

Durch eine andere Ankündigung eröfnet der Herr Inspector Zerrenner Subscription auf: Christliche Volkreden über die Episteln. Für Landleute zum Vorlesen beim öffentlichen Gottesdienst und bei der häuslichen Andacht eingerichtet. Das Ganze wird ein Quartband, etwas mäsiger, als die von ihm über die Evangelien herausgegebene, werden, und der Preis für die Subscribenten nicht über 2 Rthlr. kommen. Die Subscriptionszeit dauert bis Michaeli künftiges Jahr.

Beide Ankündigungen sind in allen Buchhandlungen und Zeitungs= Expeditionen zu haben. Erfurt, d. 30 Dec. 1790.

G. A. Keyser.

No. 24.

Wer das vortrefliche Altenburger Ackersystem, den schon lange betriebenen Kleebau, welches der sel. Herr Geh. Rath Schubert von Kleefeld nur nachahmte, genauer kennt, wird es für keine überflüßige Arbeit halten, wenn diese in ihrer Art einzige Wirthschaft vollständig beschrieben wird. Da ich aber theils wegen des Nachdrucks, theils wegen der Kupferstiche den sichersten Weg wählen muß, so öfne ich den Weg der Pränumeration auf das ein Alphabet starkes Werk mit einem halben Laubthaler oder 1 fl. 10 kr.

Auf Pfingsten liefere ich das Buch, und da ich sowohl als die Böhmische Buchhandlung zu Leipzig bis zur Ostermesse Pränumeration annehmen, so soll sogleich nach derselben der Anfang mit dem Druck gemacht werden. Der Inhalt des Werks ist folgender:

1. Von der Lage des Amtes Altenburg, Bevölkerung ꝛc.
2. Von der Vertheilung und dem Verhältniß der Grundstücke des Amtes.
3. Von den verschiedenen Frohnen.
4. Von der natürlichen Beschaffenheit des Erdbodens.
5. Von der Zubereitung des Ackers, Düngung und Düngsorten, Schlammfängen, ꝛc.
6. Von der Saat.
7. Von den künstlichen und natürlichen Wiesen.

8. Vom

8. Vom Ackersystem und Fruchtwechsel.
9. Von der Erndte.
10. Von der Aufbewahrung und Verkauf des Getraides.
11. Vom Viehstand, Stallfütterung, süßen Käsen ꝛc.
12. Vom Bau der Futtergewächse.
13. Von der Beholzung und Obstbau.
14. Von den Gebäuden eines Bauernhofes.
15. Von Speis, Trank, Kleidung und Hausrath des Bauern.
16. Vom Handel, in ausserhalb und durch die Stadt und Amt Altenburgs.
17. Von der Armuth und dem Bettel.
18. Von der Mühe und den guten Tagen des Bauern.
19. Von der Abtretung des Hofes an den jüngsten Sohn.
20. Von den noch vorwaltenden Fehlern im Zusammenhang der ganzen Wirthschaft.

Ich fodere alle Patrioten auf, mich mit ihren Beyträgen zu beehren, damit ich etwas Ganzes und Vollständiges liefern kann, so wie ich den etwaigen Gewinn aus dieser Schrift zu einem ökonomischen Institut für 6 junge Leute zu verwenden verspreche. Zu gleichem Behuf habe ich die Lehre von Leeden drucken lassen, von denen noch Exemplare à 9 Gr. vorräthig sind.

Stumpf, Prof. zu Jena.

No. 25.

Ankündigung und Plan eines praktischen Handbuches für Prediger, von J. C. F. Witting, Pastor in Ellensen.

Fast in jedem Stande bestrebt man sich jezt, seine Geschäfte zweckmäßiger und vollständiger auszurichten, als sonst; auch einen großen Theil des Predigerstandes beseelt dieser Eifer. Dieser, ohne Zweifel ehrwürdigste Theil unter Predigern, verdient alle Aufmerksamkeit und Erleichterung seiner Absicht. Vieles ist zu dem Ende schon geschehen; aber ein vollständiges, praktisches Handbuch für sie fehlt noch, das nebst Materialien zu Kanzelvorträgen und andern Amtsreden, auch praktische Anweisung zur ganzen Amtsführung enthalten müste, so daß jeder Sektion die Regeln kürzlich vorangeschickt würden, welche zur Richtschnur bey der Bearbeitung und dem Gebrauche des gesammleten Stoffs, und zur Erfindung mehrerer Materialien dieneten.

Ein solches Handbuch wäre von großen Nutzen für angehende Prediger, denen doch immer die praktische eigene Erfahrung, oft auch der nöthige Vorrath an Kenntnissen fehlt. Auch dem geübten Prediger schaffte es großen Vortheil, einen Vorrath von Stoff zum

zum Nachdenken zusammen zu finden; alsdenn könnte er eine bessere Auswahl treffen. Oft fehlt es ihnen auch an Zeit, oder sie haben eine Stunde, da innere oder äussere unangenehme Ursachen das Selbstdenken unmöglich machen, — aus diesen und manchen andern noch speziellern Gründen ist ein vollständiges, den Bedürfnissen unserer Zeit angemessenes, praktisches Handbuch für Prediger, gewiß eine sehr wünschenswerthe Sache. Der Herr Pastor J. C. F. Witting zu Ellensen bey Einbeck, der sich bereits durch einige mit Beyfall aufgenommene Schriften bekannt gemacht hat, will ein solches praktisches Handbuch für Prediger in 6 Bänden liefern; jeden Band in so gedrängter Kürze als möglich, damit das Werk durch unnütze Vielschreiberey nicht vertheuert werde. Der Plan ist folgender:

Der 1ste Band soll enthalten: A Grundsätze und Regeln wonach man predigen muß. B Dispositiones und Themata über die Evangelien an Sonn- und Festtagen. (Dabey sol[redacted] im Churhannoverischen veränderten Evangelien ebenfalls Rücksicht genommen werden.)

Der 2te Band: A Themata und Dispositiones über die Episteln an Sonn- und Festtagen. B Anweisung zu einem dreyjährigen Cursus über die Glaubenslehren, Sittenlehren und Weltklugheit.

Der 3te Band soll enthalten Dispositiones und Themata zu Casualreden. Bey jeder von den folgenden Arten wird erstlich von dem Zweck und der Einrichtung derselben kürzlich geredet, dann folgen die Materialien selbst zu A Bußpredigten. B Paßionspredigten. C Leichenpredigten bey Frommen, Gottlosen, Reichen, Armen, Kindern, Alten, merkwürdigen Menschen, Fürsten, Wohlthätern der Menschheit, unglücklichen Personen ꝛc. D Hagelfeyerpredigten. E Erndtedankpredigten. F Antrittspredigten. G Abschiedspredigten. H Brandpredigten. I bey Einweihung neuer Kirchen. K an Friedensfesten. L am Reformationsfeste. M Feldpredigten. N bey herrschenden Landplagen. O Introduktionsreden. P Confirmationsreden.

Der 4te Band. A von der Beicht und dem heil. Abendmahl. 1.) Regeln bey dessen Verwaltung. 2.) Stoff zu Beichtreden. B Copulationen. 1.) Vorsicht und Regeln dabey. 2.) Stoff zu Hochzeitreden. C Taufe. 1.) Regeln bey Verrichtung derselben. 2.) Stoff zu Taufreden. D von Catechisationen.

Der 5te Band. A Verhalten am Krankenbette. Theoretische und praktische Anweisung dazu. Von der Krankencommunion. B von Schulbesuchen. C Anreden an Schwörende. D Besuche an Missethäter. Bey Hinrichtung derselben. E Betragen eines

Predigers gegen Religionsspötter, Hurer, Zänker, Empörer, Diebe, Lästerer, Unwissende, Grübler, Separatisten, Proselyten, Aengstliche, Zweifelnde, Melancholische, Wahnsinnige.

Der 6te Band. A Verhalten eines Predigers im Umgange mit seinen Obern, mit Vornehmen, Patronen, Beamten, Amtsgenossen, Untergebenen, Kirchen- und Schuldienern, Mitgliedern der Gemeine, Hausgenossen. B Betragen und Vorsicht, 1.) bey Veränderungen im öffentlichen Gottesdienste, Einführung neuer Gesangbücher, Catechismen 2c. 2.) Unordnungen in der Kirche. 3.) Bey Annahme der Confirmanden. 4.) Bey Kirchen- und Pfarrbau, Veränderung und Vermiethung der Kirchenstühle. 5.) Bey Verwaltung der Kirchengüter. 6.) Bey der Wahl eines Schul- und Kirchendieners. 7.) Wahl des Umgangs in und ausser der Gemeine. Sein Ton in Gesellschaften. 8.) Wahl der Frau. 9.) Oekonomische Einrichtung.

Ohne weiteres, da der vorstehende Plan eines so umfassenden nützlichen Werks sich von selbst empfiehlt, zeige ich nur noch an, daß von diesem Werke der 1ste Band zur Jubil. Messe 1791 in meinem Verlage erscheint und jeder der folgenden spätestens vom Jahr zu Jahr, vielleicht auch früher, jeder ohngefähr ein und ein halb Alphabet stark, den ich hierdurch der Gemeinnützigkeit wegen und das Werk so wohlfeil als möglich unter folgenden Bedingungen auf Unterzeichnung des Namens der Beförderer und Pränumeration ankündige.

1.) Die Pränumtranten unterzeichnen ihre Namen mit deutlicher Bemerkung ihres Standes und Wohnorts und wie es ihnen am wohlfeilsten zu liefern, und pränumeriren auf ein und ein halb Alph. 1 Rthlr. in Louisd'or à 5 Rthlr. Die Namen der Beförderer werden denn dem Werke vorgedruckt.

2) Bey Ablieferung des 1sten Theils zahlen sie wieder 1 Rthl. auf den 2ten Theil und so weiter bis zur Beendigung des Ganzen. Wird das Werk ja stärker, so wird jeder den etwanigen Nachschuß dem Ganzen angemessen finden und billig bewilligen.

3.) Die Unterzeichnung und Pränumeration kann in allen angesehenen Buchhandlungen, Postämtern, Zeitungs- und Intelligenz-Comtoiren Deutschlands geschehen. Das Porto trägt der Empfänger. Wer übrigens eine Sammlung von 10 Exempl. übernimmt, hat eins frey, ein halbes auf 5 Exempl. und drey auf 20 Exempl. Dagegen sorge ich

4.) für reinen saubern und correcten Druck auf weiß groß Druckpapier und verbinde mich zur gewissenhaften Lieferung gleich nach Erscheinung eines jeden Bandes. Leipzig, den 1sten Dec. 1790. Joh. Ambr. Barth, Buchhändler.

Anhang.

No. 26.

In der Waltherschen Hofbuchhandlung in Dresden sind nachstehende neue Bücher zu haben:

Dithmar's, Bischofs von Merseburg, Chronik; aus dem Lateinischen übersetzt, und mit Berichtigungen und Anmerkungen erläutert von M. Ursinus. gr. 8. 1 Rthl. 20 Gr.

Becker's, W. G. vermischte Blätter, enthalten Erzählungen und Gedichte. 1. Band. 8. 1 Rthl.

Fuß, Franz, topographische Beschreibung des böhmischen Riesengebirges, mit physikal. Bemerkungen. 4. 6 Gr.

Beobachtungen auf Reisen nach dem böhmischen Riesengebirge, von Jirasek, Hancke, Gruber und Gerstner, mit Kupfern und einer topographischen Charte. 4. 2 Rthl.

D. Reus Orographie des Nordwestlichen Mittelgebirges in Böhmen. Als Erörterung der Frage: ist der Basalt vulkanisch oder nicht? gr. 8. 10 Gr.

Schmieder's Polizeyverfassung des Churfürstenthums Sachsen allgemeine, und der Stadt Dresden besondere. 3ter Band. gr. 8. 1 Rthl.

D. Joh. Mayers Untersuchung der Liebwerder Sauerbrunnen in Böhmen. 3te Auflage. 8. 3 Gr.

Uebersicht über die Entstehung, den Zweck und die innere Einrichtung des korrespondirenden litterarischen Zirkels zu Mainz, eine Rede. 8. 2 Gr.

Der empfindsame Wanderer, oder meine Reise nach Yverdon. Aus dem Franz. des jüngern Hrn. Vernes übersetzt. 8.

Des Hrn. Grafen A. F. von B. theatralische Belustigungen. 5r Band. 8. 1 Rthl. 4 Gr.

le Mentor des Enfans, ou Recueil d'Instructions, de Traits d'Histoire, Fables &c. 8.

Epigrammata selecta ad usum maxime Scholarum, cum Annotationibus. 8. 12 Gr.

Locke's Esq. Essai concerning human understanding, abridged. 8. 1 Rthl.

Dianyo-

Dianyologie ou Tableau philosophique de l'Entendement par le Prince Beloselsky. 8. 6 Gr.

le Voyageur sentimental, ou ma Promenade à Yverdun, par Vernes le Fils. 8. 8 Gr.

Pensées de Pope, avec un Abrege de sa Vie. 8. 10 Gr.

Pensées diverses, ou Réflexions sur differens Sujets, dans le gout de Mrs de la Bruyere & de la Rochefoucauld. 8. 6 Gr.

Solution du Probléme Deliaque, par Casanova de Singalt. 4. 16 Gr.

Collection des Moralistes modernes, savoir: Rochefoucault, Pope Comtesse de Genlis, Duchesse de Liancour &c. Tom. I. à 5 en 8. 2 Rthl. 16 Gr.

No. 27.

Es ist unleugbar, daß von der Kinderzucht das Wohl der menschlichen Gesellschaft und eines jeden einzelnen Glieds derselben großentheils abhängt. Zwar ist bisher sehr viel über die Erziehung geschrieben worden, aber auf den zahlreichern Theil der Familien hat dies noch wenig oder gar keinen Einfluß gehabt, auch um deswillen, weil Erziehungsschriften nicht allgemein genug gelesen werden. Predigten hingegen werden doch noch von sehr vielen gelesen, die sonst weiter nichts als in der Bibel und in ihrem Kalender lesen. Dies hat mich schon vor mehrern Jahren auf den Gedanken gebracht, es dürfte wohl eine wohlfeile nach einem guten Plane veranstaltete Sammlung von Predigten über die Erziehung von großem Nutzen seyn. Ich habe meinen Plan mehrerern würdigen dem Publikum vortheilhaft bekannten Männern mitgetheilt; sie haben ihn im Ganzen gebilligt und mich zur Ausführung desselben sehr ermuntert. Ich habe mich also jetzt dazu entschlossen und hoffe auf die Unterstützung und den Beyfall des Publikums. Denn diese Sammlung ist nicht nur für alle Aeltern und Erzieher in jedem Stande, sondern auch für andre, die keine Kinder haben, da doch Jedermann öfters in den Fall kommt, mit

Kindern umzugehen, und da sein Betragen alsdenn ganz und gar nicht gleichgültig ist; auch der Landmann wird ausser dem, daß ihm das Ganze nützlich seyn kann, noch einige besondre Predigten für sich darin finden.

Ich werde in diese Sammlung nur gute Arbeiten aus den bisherigen Werken deutscher Kanzelredner aufnehmen; da sich aber über manche Materien noch nichts findet, so werden auch ungedruckte Predigten ihren Platz darin finden, und schon rühmlich bekannte Prediger haben mir zur Mittheilung ihrer Arbeiten Hofnung gemacht.

Diese Predigten über die häusliche Erziehung der Kinder, aus den Werken deutscher Kanzelredner gesammlet; biete ich unter folgenden Bedingungen auf Subscription an. Jeder Band, deren höchstens 3 seyn werden, soll zwischen 25‑30 Bogen auf gut Druckpapier in Octav enthalten. Der erste erscheint zur Michaelismesse dieses Jahres. Wer bis zu Ende Augusts darauf subscribirt, bezahlt dafür beym Empfang 10 Gr. (den Louisd'or zu 5 Rthl.) oder 45 Kreuzer Reichsgeld. Nachher ist der Ladenpreiß 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr. Eben das gilt auch von den folgenden Bänden, deren jeder ein halbes Jahr nach dem vorhergehenden erscheinen wird. Ich ersuche hiermit alle meine bekannte und unbekannte Freunde, und alle, die sich gerne für eine gute Sache verwenden, Subscription anzunehmen, und mir spätstens bis zum 15. Junius vorläufige Nachricht von dem Erfolge zu geben, um die Stärke der Auflage darnach bestimmen zu können. Bei 10 Exemplaren wird 1, bey 25, 3 und bey 50, 8 frey gegeben. Wer 100 Exemplare zusammen bestellt, und sie gleich bey der Bestellung bezahlt, hat darunter 20 Exempl. frey. Die Namen der Subscribenten werden beygedruckt. Briefe und Gelder erwarte ich postfrey. Cassel, im Januar, 1791.

Georg Friederich Götz,
evangel. lutherischer Pfarrer.

No. 28.

No. 28.

Nachricht.

Zu der angekündigten Liedersammlung aus den drei Jahrgängen des Weißenfelsischen Wochenblatts: Wahrheit und wahrscheinliche Dichtung, hat sich zwar bis jezt noch keine hinreichende Anzahl Subscribenten gemeldet, dem ohnerachtet aber soll doch die erste Abtheilung von 16 Liedern gleich nach künftiger Ostermesse gewiß erscheinen, weil vor derselben der Druck nicht vollendet werden kann, und der Erfolg wird lehren, daß sowohl in Ansehung der Auswahl als auch des leichten fließenden Gesanges, diese Sammlung den vorzüglichsten die wir besizzen mit Fug und Recht an die Seite gesezt werden kann. Der Subscriptionstermin bleibt bis Ende May offen und die Herren Subscribenten haben den Vortheil, daß sie das Exemplar um ein Drittheil wohlfeiler erhalten als der nachherige Ladenpreis seyn wird. Weißenfels, den 4. März, 1791.

Friedrich Severin.

No. 29.

Kurze Klavierstükke zum Gebrauch beim Unterricht in Minuetts und Polonoisen aus allen Tönen, von C. L. T. Gläser, Kantor und Direct. Chori mus. zu Weißenfels, mit einer Vorrede von Hrn. J. F. Doles, Kantor und Musikdirektor beider Hauptkirchen in Leipzig. Weißenfels und Leipzig bei Friedrich Severin.

So eine Menge kleinerer Klavierstükke in ganzen Sammlungen und einzeln wir immer haben mögen, so dürfte doch die gegenwärtige nichts weniger als überflüßig angesehen werden, sondern vielmehr Lehrern des Klaviers und auch wohl Liebhabern desselben, welche den zuerst erhaltnen Unterricht selbst gründlich fortsezzen wollen, ungemein willkommen seyn. Bekanntschaft mit allen Tonarten ist doch wohl ein Haupterforderniß eines jeden Klavierspielers, und wie selten findet man diese bei Spielern, welche das Klavier nur als Nebensache und vergnügenden Zeitvertreib ansehen, obschon bei diesem Mangel das Vergnügende selbst leider, so bald mehrere Kreuze und b von einem und dem andern Stükke abschrekken können; und dem Verfasser dürfte in seiner Vorrede wohl nicht leicht mit Grunde widersprochen werden können, wenn er behauptet: daß, wenn die Handhabung der Tonarten nicht gleich im Anfange des Unterrichts durch einen schiklichen Uebergang vom Leich-

leichten zum Schweren beigebracht werde, es in der Folge weit grössere Schwierigkeiten gäbe, den an lauter leichte und unbezeichnete Säzze gewöhnten Lehrling zu schwerern zu bringen; er erschrikt vor der Vorzeichnung und lässt den Muth sinken. Freilich dürfte es jedem Lehrer des Klaviers so schwer nicht fallen, aus mehrern Sammlungen sich eine neue Sammlung aus allen Tonarten zusammen zu lesen, und vielleicht auch mit Rüksicht auf leichte und schwerere Passagien; allein Mühe und Zeit dürft' es ihm immer kosten und hätte am Ende doch wohl nur eine bunte Sammlung, die seinem eigentlichen Endzwekke immer noch nicht genügte. Da nun der Herr Verfasser zu eignem Gebrauch beim Unterrichten seine Stükke sezte und sie bei seinen Lehrlingen lange schon bewährt fand, eh' er sie dem Publikum übergab, so ist dies unstreitig ein Verdienst mehr und macht sie besonders angehenden Klavierlehrern empfehlenswerth. Die ganze Sammlung ist 13 Bogen stark, und auf grosses weisses Notenpapier sauber gedrukt. Bis Ostern kann man dieses Werk für 16 Gr. haben; auf 6 Exemplare wird das 7te frei gegeben, jedoch muss man sich an den Verleger selbst wenden. Nachher ist der Ladenpreis 20 Gr. Weissenfels, im März, 1791.

No. 30.

Im Verlage Endesunterzeichneter Buchhandlung wird zur bevorstehenden Leipziger Ostermesse folgendes Werk erscheinen:

Schwärmerey und Traum in Fragmenten, Romanen und Dialogen, von Johann von Magdeburg. 8.

Dieses in einem durchaus sanften, schwärmerischen Tone niedergeschriebene Werk, wird für Leser herausgegeben, welche nach manchen Leiden der Aufheiterung bedürfen, denen für faden Mährchen ekelt, und welche in ihrem schwermüthigen Launen nur schwermüthige Tröster verlangen. Aber nicht allein für die Unterhaltung, sondern auch für Geistesbildung ist dieses Buch bestimmt, für Aufklärung und Veredlung der gemeinen Begriffe über Gottheit, Seelenzustand nach dem Tode u. s. f. Es enthält: 1. kleine Poesien und Fragmente. 2. Vergangnes Seelendasein und dereinstiges, freilich nur Hypothese, aber doch, unter den vielen über diesen der gesammten Menschheit so intrikanten Punkt vorhandenen, die angenehmste wahrscheinlichste. 3. Meloda, eine dramatische Schwärmerey aus den Zeiten der Kreuzzüge, in Jamben. 4. An Rosais. Ueber Ahndungsvermögen und Schuzgeister; Begriffe, welche selbst noch unter angesehnen Gelehrten ihre Apologeten finden. 5. Dialog in einer Abendstunde.

stunde. Eine Fortsetzung des Aufsatzes über vergangnes und dereinstiges Seelendasein. 6. Schwärmerey bei einer verwelkten Rose — Dörflein Meklenburg — Ruinen von Palmyra. 7. Westphahls Schreiben an Albrecht den Schönen. Etwas zur Karakteristik des XVI. Jahrhunderts. 8. Johann von Magdeburg und Myron; eine nähere Zergliederung der Hypothese über Präexistenz und Fortdauer der menschlichen Seele. 9. Der Antonius Thurm. Erster Abschnitt eines Romans für die Freunde des Schauerlichen in der Dichtkunst, welcher gröstentheils in folgenden Bande erscheinen soll.

Findet dieses Werk den gehoften Beifall, so sei dies die Aufmunterung des Sammlers und Herausgebers fortzufahren.

Kaffkesche Buchhandlung in Stettin.

No. 31.

Ich habe in meinem Verlage S. A. D. Tissots, sämtliche zur Arzeneykunst gehörige Schriften, nach den neuesten Originalausgaben aus dem Französischen und Lateinischen übersetzt und mit vielen Anmerkungen begleitet von D. Kerstens und D. Ackermann, seit einiger Zeit in 7 starken Octavbänden gedruckt.

Da nun Tissots Schriften ein Buch von vorzüglichem Werth ist und von allen Kennern sehr gut aufgenommen worden, so ist es kein Wunder, daß die gewissenlosen Nachdrucker hierauf Jagd machen, auch bereits gemacht haben, maßen das bekannte Werk von den Nerven und ihren Krankheiten gleich bey Fertigung meiner Ausgabe einen schmutzigen Nachdruck erlitten, auch neuerdings in der Brünner Zeitung der Nachdruck der sämtlichen Schriften angekündigt worden ist.

Ob nun gleich meine, mit vielen Kosten veranstaltete, vollständige, und nach den neuesten Originalausgaben übersetzte Ausgabe sich merklich durch ihre Korrektheit und völligen egalen Einrichtung auszeichnet, so will ich doch den Preiß der sämtlichen Tissotischen Schriften, alle 7 Theile (wovon jeder nahe an 50 Bogen stark ist), auf Einen Louisdor, ingleichen die Abhandlung von den Nerven und deren Krankheiten, 3 Theile (jeder Theil in 2 Bänden) auf einen halben Louisd'or bis zur Ostermesse 1791 heruntersetzen: in Hofnung, daß Jedermann diesen wohlfeilen Preiß sich zu Nutze machen, und jenem schmutzigen unrechtmäßigen Nachdrucke vorziehen wird.

Leipziger Michaelmesse 1790.

Friedrich Gotthold Jacobäer.

No. 32.

Bey dem Buchhändler Georg Emanuel Beer in Leipzig ist herausgekommen: **Der Prediger bey besondern Fällen, oder Auswahl der zweckmäßigsten Predigten und Reden, die einem Prediger in seinem Amte zu halten nur vorkommen möchten.** 1r. 2r 3r Theil, der erste und zweyte Theil enthält: 1.) Leichenpredigten und Leichenreden. 2.) Traureden und Hochzeitpredigten. 3) Täufreden. 4.) An- und Abzugspredigten. 5.) Gedächtnißpredigten, z. B. bey einem großen Brande, zum Gedächtniß einer frommen Stiftung rc. 6.) Eidesverwarnungen und Predigten. 7.) Predigten im Lager. 8.) Schulpredigten. 9.) Erndepredigten. 10.) Confirmationsreden. 11.) Beichtreden. 12.) Allmosenpredigten. 13.) Predigten bey wichtigen Localfällen, z. B. bey Einweihung einer Kirche, bey Hinrichtung eines Missethäters. 14.) Für Kranke. — Der dritte Theil enthält zweyfache Predigten über alle Feste, die das Jahr hindurch gefeyert werden.

Die jeder Predigt vorgesetzten kurzen Vorerinnerungen über den Zweck und über die Behandlung dieser Art Predigten macht das Buch zu einen nutzbaren Handbuche für Prediger. Der 1te und 2te Theil kostet 1 Rthl. 20 Gr. der 3te, den man auch aparte haben kann, 20 Gr.

No. 33.

Ueber die pädagogische Unternehmung eines ungenannten schlesischen Schulmanns.

So müde das Publikum auch sein mag, von Schulverbesserungen, Elementarwerken und Erziehung, diesem Lieblingsthema guter und schlechter Schriftsteller, zu lesen: — so billig scheint es doch dem Unterzeichneten, auf eine Unternehmung der Art, aufmerksam zu machen. Sie ist wenigstens keine kaufmännische Spekulation, sondern wird, durch Basedovs Vorarbeiten veranlaßt, mit seltner Thätigkeit und Gedult von einem Manne ausgeführt, für dessen Fähigkeit und Beruf zu einem solchen Werke, nach dem Urtheil von

Kennern, die Schriften bürgen, die im vorigen Jahre in unserm Verlag herausgekommen sind. Nehmlich:

I. Aussichten zur Festsetzung des Elementarunterrichts in den Bürger- und Gelehrten-Schulen. Allen Schulmännern und Schulvorstehern gewidmet gr. 8. Züllichau und Freystadt bey Frommanns Erben. 8 Ggr.

Sie enthalten nach dem Urtheil der Jenaischen Litt. Zeit. (No. 160 von 1790) übereinstimmend mit fast allen übrigen Beurtheilungen, eine sehr gute Theorie eines Elementarwerks, welche sich von ähnlichen dadurch vortheilhaft unterscheidet, daß der Verfasser einen festen Plan durchaus verfolgt und daß alle seine Vorschläge nicht idealisch, sondern unsern itzigen Schulen und Lehrern angemessen, also ausführbar sind. Seine Sammlung von Lehrbüchern will er: „1.) den Fähigkeiten der Köpfe von der Mittelgattung, 2.) den Jahren der Mittelköpfe, 3.) den Klassen, in welchen man diese Schüler nach gegenwärtiger Verfassung der Schulen unterrichtet, anpassen, und alles in Rücksicht auf die vorhandnen Schulen, entwerfen, verfassen, ordnen." Der Verfasser liefert im praktischen Theile seines Buchs, Proben aller Schulbücher, und hat theils um seinen Plan, vorzüglich aber um die Ausführung desselben dem Publiko noch augenscheinlicher darzustellen, und der Beurtheilung desselben zu unterwerfen, folgende Schulbücher herausgegeben:

II. Deutsches A B C, oder Uebungen des allerersten Lesens, Denkens, Zählens und Schreibens, für die unterste Klasse der Bürgerschulen, und den häuslichen Unterricht. 1r Th. (2 Ggr.) 2r Th. (3 Ggr.) nebst dem dazu gehörigen Methodenbuche. (6 Ggr.)

Es soll die natürliche Methode des Lesenlernens in die deutschen Schulen und die häusliche Erziehung des Bürgers einführen. Es enthält also die Lehrmittel und verschiedenen Uebungen 1.) des Lesens und Schreibens, 2) des Verstandes, Gedächtnisses und der Einbildungskraft, wobey 3.) zu den Kenntnissen, die in der Folge beygebracht werden sollen, der Grund gelegt wird.

III. Die cur hic oder lateinische Fibel zur allerersten Uebung des Lesens, Uebersetzens, Sprechens und Schrei-

Schreibens der lateinischen Sprache, für die unterste Klasse der Gelehrtenschulen und den häuslichen Unterricht (2 Ggr.) nebst Methodenbuche (3 Ggr.)

Enthält ausser den allerersten Anfangsgründen des Lesens (lateinischer Charaktere und Wörter) die ersten Pensen, die man zum Unterricht in dieser Sprache, zum Uebersetzen und Sprechen gebrauchen kann. Der Verfasser hält die Mittelstraße, zwischen dem alten Schlendrian des Declinirens und Conjugirens und der neuern Sprachmethode. Die Litteraturzeitung sagte bey Beurtheilung der Aussichten „besonders verdient der Vorschlag des Verfassers, die Anfangsgründe des Lateins zu lehren allen Beifall" und er hat mehr geleistet, als er in den damaligen Proben versprach.

IV. Natur und Gott, oder 120 Uebungen des Lesens, Denkens, Verstehens, Behaltens und Rechnens, zur Grundlage des gemeinnüzzigen Unterrichts in der Naturkunde und Gotteserkenntniß, ebenfalls für die unterste Klasse der Bürgerschulen. (8 Ggr.) nebst Methodenbuche (8 Ggr.)

zeigt wie die Naturgeschichte als ein Mittel den Verstand der Kinder auf allgemeine Wahrheiten der Vernunft und Religion zu führen, gelehrt werden müsse. „Der Verfasser glaubt nehmlich, — und wer nicht mit ihm, der weiß was zur Bildung junger Seelen gehört? — daß sinnliche anschauende Kenntnisse von der Natur, und von der menschlichen Gesellschaft die Grundlage alles jugendlichen Unterrichts seyn müsse. Diesem Grundsazze zu Folge hat er in diesem Schulbuche 1) die Namen der Naturprodukte, die das Kind zunächst umgeben, in der Muttersprache, 2) Beschreibung derselben, in so weit, als sie nöthig ist, um den Lehrern zur weitern Entwikkelung Gelegenheit zu geben, 3) den Nuzzen und Gebrauch derselben für Menschen, in der leblosen Natur und für die Thiere, 4) die dabei leicht zu erkennenden, der Jugend nöthigen und auf Gotteserkenntniß, Moralität und gute Gesinnungen abzwekkende, übersinnlichen moralischen Wahrheiten, vorgetragen oder berührt. Also: botanische, zoologische, physiologische, minerologische, physikalische, physiologisch-diätische und psychologische Kenntnisse, nebst einem Kapitel „Erkenntniß Gottes" betittelt, und dann zwekmässige Uebungen im Rechnen, nach einer ganz neuen Methode. — Dieß alles in dem Maaße, als es für diejenigen Kinder nöthig

nöthig und zwekmäßig ist, die die ersten Elemente des Lesens und Denkens begriffen haben."

Ohne eine neue Rechtschreibung einführen zu wollen, hat der Verfas. sich der schon von Campe, Villaume und Wolke gebrauchten, bedient, um das Lesenlernen zu erleichtern. Nachgebend der größern Stimme des Publikums, werden die folgenden Schulbücher aber nach der gewöhnlichen Rechtschreibung gedrukt werden, und zwar schon

V. Die Hundert Vorschriften, zur Naturkunde und Gotteserkenntniß, für die mittlere Klasse der Bürgerschulen, und den häuslichen Unterricht, nebst Methodenbuche,

die in der Ostermesse erscheinen, und ich hiermit dem Publiko ankündige. Sie enthalten den dritten Gang der Naturkenntniß, der auf die beiden Theile des vorigen Schulbuchs, als auf die Grundlage gebaut ist. Sie liefern Materialien zu Vorschriften, sind aber auch als Lesebuch zu gebrauchen. Am meisten werden sie den Junkerschen Arbeiten gleichen, nur daß in ihnen ein bestimmterer Plan und mehr Ordnung als in jenen herrscht. Auch hier giebt das Methodenbuch die damit erzielten Zwekke, so wie die Mittel dazu an.

Ueberhaupt sind die Methodenbücher, bei allen diesen Schulbüchern, ein gar sehr wesentlicher und wichtiger Vorzug derselben vor allen ähnlichen Arbeiten. Sie sind dem schwächern Lehrer ein zwekmäßiges Hülfsmittel und dem fähigern Kopfe ein treflicher Schaz pädagogischer Kenntnisse, Einsichten und Erfahrungen. Um deswillen verdienen sie in der Hand eines jeden Jugendfreundes zu seyn, selbst dessen, der die Schulbücher nicht gebrauchen könnte oder möchte.

Der Druk dieser Schulbücher ist übrigens so eingerichtet, daß er ein großes Hülfsmittel zum Lesenlernen, Erwerbung und Behalten der übrigen Kenntnisse wird. Aber diese Einrichtung, und die äusserste Oekonomie im Drukke, (so daß eine Seite beinahe so viel enthält, als 2 bis 3 Seiten unsrer, gewöhnlichen in klein 8. gedrukten Schulbücher) haben ihn auch sehr erschwert und vertheuert. Wenn man dieß bedenkt, so wird man die Preise gewiß äusserst billig finden, und doch verspreche ich in der Folge sie noch weit niedriger zu stellen, wenn ein starker Absaz bei Einführung in öffentlicher und Privaterziehung, mich dazu in den Stand sezt. Der Herr Verfasser thut dieß schon, indem er mit beispielloser Uneigennüzzigkeit auf jedes Honorar bey den Schulbüchern Verzicht thut, um nur der Jugend wohlfeile Bücher zu verschaffen.

Für

Für jezt verspreche ich hierdurch jedem Schulmanne, der sich direkte an uns wendet, und 24 Exempl. von einem dieser Schulbücher verlangt, 4 Freyexemplare zum Vertheilen an ärmere Schüler beizulegen.

Mit obigen Vorschriften hat nun der Verfasser vor izt die Feder ganz niedergelegt, fest entschlossen, sie zur Herausgabe der folgenden, schon ausgearbeiteten, nur noch der lezten Feile bedürfenden Schulbücher, nicht eher wieder aufzunehmen, bis das Publikum auf die Art, wie wir es wünschen, dazu ihn auffordert. Jede Erinnerung über das Ganze so wie über das Detail seines Plans, wird ihm übrigens nicht nur angenehm seyn, sondern er bittet sogar unter unserer Addresse darum. Er denkt hierüber: „desto reifer je länger es keimt." Und selbst bei der ehrenvollsten Aufforderung, will er jede Ostermesse immer nur ein Schul- und Methodenbuch liefern.

Zu nüzzen ist übrigens sein Zwek: gebraucht müssen also seine Bücher werden. Daher unsere gemeinschaftliche angelegentliche Bitte, an alle Schulmänner, Schulvorsteher, Erzieher und Väter, die ihre Kinder selbst erziehen, diese Schulbücher nicht blos zu lesen, sondern an Kindern nach den Methodenbüchern zu versuchen. Stiften sie dann bei gehöriger Behandlung den abgezwekten Nuzzen, o! so suchen sie ihn, durch Empfehlung und Bekanntmachung in ihrem Wirkungskreise, allgemeiner zu machen. Züllichau, im Febr. 1791. der Verleger.

Bei dieser Gelegenheit sei es uns erlaubt die Aufmerksamkeit des Publikums auf ein paar unsrer Verlagsbücher von neuem hinzulenken:

1.) *I. de Bosch gekrönte Preisschrift über Homers Ilias; aus dem Holländischen übersezt von E. H. Mutzenbecher. gr. 8. 1788.* Auf Schreibpapier 1 Rthl. 12 Gr. Auf Druckpap. 1 Rthl. 6 Gr.

Dies Buch hat den Zweck, das Schöne, Erhabne und Einfachgroße des Homerischen Werks lebendig darzustellen und dieser Zwek ist so glüklich erreicht, daß es dem Künstler äusserst nuzbar, vorzüglich aber dem Lehrer die beste Anleitung giebt seine Schüler mit dem Geiste Homers zu nähren, und mit seinen geheimern Schönheiten bekannt zu machen.

2.) Ueber Kinderunzucht und Selbstbeflekkung. Ein Buch blos für Aeltern, Erzieher und Jugendfreunde, von einem Schulmanne herausgegeben, und mit einer Vorrede und Anmerkungen begleitet von Prof. Schummel, mit einem Titelkupfer von Penzel. gr. 8. 1 Rthl.

Erschöpft alles was man über diese Materie sagen kann und muß, wenn die darinn gethanen Vorschläge, von denen auf dem Titel bezeichneten Männern, gehörig befolgt werden, gewiß viel zur Ausrottung dieses schreklichen Uebels beitragen.

Frommannsche Buchhandlung.

Neue Litteratur
und
Völkerkunde,
Für das Jahr 1791.
No. V.
May.
Leipzig, bey G. J. Göschen.
Historia

Digitized by Google

Digitized by Google

Neue Litteratur und Völkerkunde.
Für das Jahr 1791. No. V.
May.

Inhalt.

I. Friedrichs Denkmaal. Vom Hauptmann v. Archenholtz . . . . . . S. 371
II. An eine Rose, im October . . . 377
III. Schreiben des berühmten englischen Baumeisters Sir Christoph Wren . . . 378
IV. Auszug aus der Adresse des Electoralkorps von Paris an die Nationalversammlung . . . 388
V. Ein ungedrucktes Gedicht von M. Opitz, mit Anmerkungen vom Herausgeber dieses Gedichts Herrn Koch in Berlin 391
VI. Abschiedsrede an meinen sterbenden Nachbar Stadtthorsthurm. Von Herrn v. Hantelmann . 423
VII. Besuch eines Zigeunerpaars bey einem ungewöhnlichen Schuster 433
VIII. Patriotische Subscription. Vom Hauptmann von Archenholtz 463

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1791. No. V.

May.

I.
Friedrichs Denkmaal.

Das ausserordentliche Interesse, das bey allen Völkern Europens, vorzüglich aber bey allen Bewohnern Deutschlands, mit allem verknüpft ist, was nur Bezug auf Friedrich den Großen hat, machte den Entschluß des Königs Friedrich Wilhelm, seinen verewigten Onkel ein Denkmaal in Berlin errichten zu lassen, zu einer allgemein interessanten Neuigkeit. Gewiß ist es, daß wenn je ein Monarch Denkmäler von Stein und Erz entbehren konnte, Friedrich dieser Monarch war; er, dessen Thaten, dessen Schriften und dessen Geisteswirkung auf so viele Völker selbst die letzten Trümmern der egyptischen Pyramiden überleben werden. Dennoch ist diese Sitte der Denkmäler, die uns Griechenland und Rom lehrten und die alle aufgeklärte Nationen annahmen, zu ehrwürdig, als sie nicht bey dem Andenken eines Mannes anzuwenden, dessen in so viel Handlungen gezeigte Seelengröße ihn vor zweytausend Jahren auf dem Capitol nicht allein Bildsäulen, sondern selbst Tempel erworben haben würde.

Diese Sitte, indem sie unsre Verehrung erhabener Tugenden und unser Dankgefühl vor den Augen der Welt beweiset, und Nacheiferung bey gegenwärtigen und künftigen Geschlechtern erweckt, setzt überdem den Erfindungsgeist der Menschen in Bewegung, beschäftigt unsre Künstler und verschönert unsre Städte.

Indessen ist die bisher übliche Art und Gattung solcher Denkmäler zu einfach. Wenn dem Feldherrn, der mit braven Truppen eine oder mehr Schlachten gewinnt; wenn dem Minister, der seine Pflichten mit Eifer und Treue erfüllt und weise Gesetze vorschlägt, als Belohnung für solche Thaten, Bildsäulen aufgestellt werden, so ist wohl eine andre Art von Monument ersoderlich, für einen König, der die schweren Regententugenden in dem ganzen Lauf seines Lebens selbst ausübt und noch vielmehr für einen Monarchen, der mit einem ausserordentlichen Geiste und bewundrungswürdigen Talenten begabt, bis zur Stunde seines Todes rastlos arbeitete, und sieben und vierzig Jahre lang den Nationen der Erde in so mancher Rücksicht, wenn gleich mit einiger Ausnahme, das Muster einer weisen Regierung gab.

Ohne unsre Erfindungskräfte anzustrengen zeigt uns Rom in seinen Ruinen, wie ausserordentliche Denkmäler beschaffen seyn müssen. Bloße Bildsäulen war das Geringste, was jenes große Volk seinen Wohlthätern widmete; das Andenken sehr ausgezeichneter Männer aber wurde auch auszeichnend geehrt: mit Pyramiden, Obelisken, colossalischen Säulen,

Säulen, prachtvollen Grabmählern, Tempeln und Triumphbogen. Einige Grabmähler in Rom, London und Paris ausgenommen, hat man nichts von allem übrigen in Europa nachgeahmt; und dies zu einer Zeit, wo die Höfe im Luxus miteinander wetteifern, wo die Künste blühen, und wo die Handlungen der Griechen und Römer mehr wie je studirt, geprüft und bewundert werden. Was wäre wohl angemessener zu einem Denkmaal Friedrichs, als ein Triumphbogen? für ihn, der bald mit dem Schwert, bald mit dem Gesetzbuch, bald mit der Fackel der Regentenphilosophie in der Hand über zahllose Feinde im Felde, so wie über zahllose Vorurtheile im Cabinet triumphirte, und seinen europäischen Mitherrschern die große Kunst zu regieren durch Thaten lehrte. Da solche Triumphe auf dem Thron sehr selten sind, und man die Mitwelt und Nachwelt in Ansehung öffentlich handelnder Menschen nicht durch Hirngespinste täuschen kann, so hat man es nicht gewagt, in unserm Jahrhundert irgend einem Herrscher einen dauernden Triumphbogen zu errichten. Wo hätte man auch in Ansehung seiner eignen Person und seinen Handlungen den auf Wahrheit gegründeten Stof zu den halberhobenen Bildern und zu solchen Inschriften hernehmen wollen, die die Nachwelt ohne Spott betrachtet hätte? Wenn daher ein solches Denkmaal fast bey keinem andern Monarchen unsrer Zeit passend gewesen wäre, so würde es doch für Friedrich höchst passend seyn, so wie die grössere oder mindere Pracht desselben und die Art der Verzierung nach den dazu bestimmten Summen eingerichtet werden könnte.

Ein anderes, vielleicht noch besseres Denkmaal, würde eine Säule nach Art der Trajanischen in Rom seyn, die von Steinen aufgeführt und mit Bronze bekleidet auf den großen aneinander hangenden Platten dieses Metals in einer Spirallinie die Regierungsgeschichte Friedrichs in halberhobenen Bildern darstellen könnte. Eine Menge Handlungen dieses Monarchen, verbunden mit den Thaten würdiger Patrioten, würden dadurch versinnlicht und mit unsern sittlichen Gebräuchen und Gewohnheiten, mit unserm Costume in Wohnung und Kleidung, in Lustbarkeiten und in Waffen, mit unsern Geräthschaften im Frieden, mit unsern Kriegsmaschinen und andern Werkzeugen, überhaupt mit allem unserm Zeitalter Eigenthümlichen der späten Nachwelt als eine colossalische Völkerkronik aufgestellt werden. Deutschlands lebende große Dichter, so reich an Erfindungen und Bildern von den Ausländern so unvollkommen gekannt, hätten hier eine vortrefliche Gelegenheit den Umfang ihres schöpferischen Geistes verbunden mit dem feinsten Geschmack vor den Augen aller Nationen zu manifestiren; gewiß würden sie zu der Auswahl und der Anordnung der Gegenstände, Ideen in Menge liefern, und dadurch den deutschen Künstlern bey diesem großen Nationalwerk vorarbeiten. Welch einen auffallenden Anblick würde solch ein Monument in einer Stadt geben, die so viel schöne, zum Theil mit prachtvollen Gebäuden gezierte Plätze hat! Auch besitzt Berlin jetzt an dem Baumeister Langhans einen sehr erfahrnen und zur Ausführung kühner Ideen und colossalischer Entwürfe ganz geschafnen Baukünstler.

Diese

Diese und andre Betrachtungen höchlich applaudirt von den größten Künstlern in Berlin, brachten mich zu dem Entschluß an Sr. Königl. Majestät zu schreiben. Hier ist der Brief:

Allergnädigster Monarch!

„Ein Mann, der auf vieljährigen Reisen manches gesehn und geprüft hat, erdreistet sich Ew. Königl. Majestät ehrfurchtsvoll seine Meinung über einen Gegenstand zu sagen, der mit Allerhöchstdero Ruhm genau verbunden ist. Es betrift das dem König Friedrich bestimmte Denkmaal. Allergnädigster König! Man siehet fast in allen Residenzstädten Statuen von Bronze, die man dem Andenken guter und schlechter Regenten errichtet hat, wodurch sie also längst aufgehört haben etwas auszeichnendes zu seyn; sie reizen nicht einmal mehr die Neugier der Reisenden; ja selbst bey ungeheuren Kosten sind sie nur eine geringe Verschönerung der Städte. Unendlich zweckmäßiger und dem erhabenen Stifter des Monuments so wie dem großen Gegenstande angemessener würde eins von einer andern Art seyn, das die Aufmerksamkeit von ganz Europa erregen müßte. Ich erkühne mich daher alleruntertänigst Ew. Königl. Majestät einen prächtig verzierten, aber sehr soliden Triumphbogen nach altrömischer Art, oder eine Säule nach dem Muster der Trajanischen in Rom vorzuschlagen, von gehauenen Steinen aufgeführt und mit Tafeln von Bronze bedeckt, die in halb erhobener Arbeit die Geschichte Preußens unter Friedrich enthielten; eine bewundrungswürdige Chronik, die unser Costume versinnlichen, so wie unsre Cultur und Künste ver-

verherrlichen und auf die spätste Nachwelt bringen würde. Ein Werk dieser Art, so würdig Ew. Königl. Majestät und des preußischen Namens, würde ausserdem kein neues Gießhaus erfordern, vielleicht weniger wie eine solche Statue kosten, eine Menge Künstler zugleich beschäftigen, der empor blühenden Academie der Künste ein ausserordentliches Lustre geben, und in weit geringerer Zeit fertig seyn. Soweit meine patriotische Aeusserung, bey welcher kein Privatinteresse statt haben kann."

„Ich ersterbe in der tiefsten Ehrfurcht

Ew. Königl. Majestät

Berlin den 14. Febr. 1791.

alleruntertänigster Hauptmann v. Archenholtz.

Se. Majestät beantworteten diesen Brief unter den 19. Februar des Inhalts: „Daß da die Statue zum Denkmaal des verewigten Königs Friedrich bereits bestellt wäre, Allerhöchst Dieselben von meinem zu Errichtung dieses Monuments gethanen Vorschlägen nicht wohl Gebrauch machen könnten."

Noch andre zum Theil sinnreiche Entwürfe sind zu diesem Denkmaal eines großen Deutschen gemacht worden. Einer schlug die Errichtung eines mit Friedrichs Bildsäule prangenden Tempels im Thiergarten nahe an den Thoren von Berlin vor, und dieser Tempel solte von einer Anzahl in kleinen Häuserchen rund herum wohnenden Invaliden bewacht werden. Ein andrer wünschte auf dem Friedrichs-

platz,

platz, einem der größten Plätze in Europa, eine über alle Thürme der Stadt hervorragende Pyramide ohne alle Inschriften und Verzierungen, und auf deren Gipfel an einer Kette Friedrichs Degen als Trophee befestigt zu sehen. So rechneten Patrioten auf einen Enthusiasmus, von dem gar nicht die Rede war, und es blieb bey einer aus Metall gegossenen reitenden Statue in altrömischer Tracht aufgestellt.

v. Archenholtz.

II.

An eine Rose, im October.

Ich.

Warum so spät? Von deinen Schwestern allen
Hat keine so verwayst geblüht.
Wem willst du jetzt, da dich kein Aug mehr sieht
Und sucht, gefallen?

Die Rose.

Elise findet mich — Sie zu erfreun
Blieb ich zurück — Mein Duft kann ihr den Himmel geben.
Sie zieht ihn mit Entzücken ein,
In ihrer Hand wird sich mein Kelch verstreun,
So sterb' ich herrlicher, als meine Schwestern leben.

Digitized by Google

III.
Schreiben des berühmten englischen Baumeisters Sir Christoph Wren.

(Dieser jetzt in England aufgefundene Brief ist im Jahr 1708 geschrieben, als Wren zu einem der Bevollmächtigten erwählt war, denen der Bau von funfzig neuen Pfarrkirchen in London und Westmünster aufgetragen wurde.)

Da mich die große Gnade der Vorsehung die Vollendung der Hauptkirche des heiligen Paulus und der Parochialkirchen zu London hat erleben lassen, die an die Stelle der vom Feuer verwüsteten auferbaut, und alle unter meinen mühvollen Bemühungen im Dienste der Krone von jener Zeit an bis auf diese glückliche Regierung errichtet wurden; und da ich nun, zufolge einer neulichen Acte, zu einem der Bevollmächtigten, wegen Erbauung funfzig neuer Kirchen in London und Westminster, ernannt bin: so wage ich es jetzt kürzlich meine Gedanken, die mir nach einer so langen Erfahrung beym flüchtigen Ueberblick der ganzen Sache einfallen, ohne Umstände einem bessern Urtheile vorzulegen; fest überzeugt, daß die Berathschlagungen der würdigen Bevollmächtigten mir Gelegenheit geben werden, meine Resultate zu ändern oder ihnen neue hinzuzufügen.

1.) Er-

1.) Erstens glaube ich, daß die Kirchen nicht dahin gebaut werden müssen, wo man am wohlfeilsten einen leeren Raum kaufen kann; etwan in den äussersten Vorstädten, sondern in den volkreichsten Gegenden. Wenn auch der Ankauf mehr kostet, so sind auch größere Vortheile davon zu erwarten; die reichern Einwohner werden sowohl für die künftigen Ausbesserungen, als für die Diener der Kirche und Lasten der Gemeine mehr beytragen.

2.) Ich wünschte, daß alle Begräbnisse in den Kirchen untersagt würden; es ist nicht allein ungesund, sondern der Fußboden kann nie gleich, die Stühle nie aufrecht erhalten werden. Es ist auch nicht gut, wenn der Kirchhof zu nah an der Kirche liegt; weil der Boden durch die Gräber immer erhöht wird, so wird die Lage der Kirche nach und nach niedriger, und dies macht sie dumpfig. Daher sind auch die Wände grün, wie man deutlich an allen alten Kirchen sieht.

3.) Man wird also fragen, wo sollen denn die Leichen begraben werden? Ich antworte, auf Kirchhöfen ausserhalb den Ringmauern der Stadt. Da es nun einmal in unserm Zeitalter gebräuchlich geworden ist, daß einer Leiche Wagen folgen, wenn auch der Verstorbene von mittelmäßigem Vermögen war, so erfodert es nicht viel mehr Aufwand, wenn auch der Kirchhof eine halbe Meile oder weiter von der Kirche entfernt ist. Der Gottesdienst kann vorher in der Kirche gehalten werden. Für die Armen aber, und solche die auf Kosten der Gemeine begraben werden, könnte ein Karren mit zwei Rädern und ein Pferd für wenig Kosten ge-

halten werden. Die gewöhnlichen Träger könnten das Pferd führen und die Leiche beym Grabe aussetzen. Ein Grundstück von zwey Aeckern auf der Flur kann für einen geringern Preis angekauft werden, als zwey Ruthen in der Stadt. — Man lasse sie mit einer starken Mauer von Ziegelsteinen einfassen, rund herum lasse man einen Gang und mitten durch zwey Kreuzwege, bepflanze sie mit Eibenbäumen; so können die vier Viertel für vier Kirchsprengel bestimmt werden. Die Todten werden dann nicht mehr nach des Küsters Gefallen beunruhigt, oder vier bis fünf auf einander gepackt, oder Gebeine weggeworfen werden, um Platz zu gewinnen. In diesem Raume können schöne Denkmäler errichtet werden; die Ausmessungen müssen aber immer von einem Baumeister angegeben und nicht der Willkühr des Küsters überlassen werden; denn die Reichen würden sonst mit ihren marmornen Grabmälern die Armen verdrängen. Eine Pyramide, eine gute Büste oder eine Bildsäule auf einem Piedestal wird wenig Raum wegnehmen und schicklicher seyn, als Figuren auf marmornen Betten liegend. Die Mauer kann Wapen und Denkschriften für die Verstorbnen tragen, der Platz reine Luft und Gänge für die Lebenden haben. Man kann auch noch bemerken, daß die Kirchhöfe, wann sie so aufs Feld verlegt werden, den übertriebnen Anwachs der Stadt angenehm beschränken werden, da sie jetzt mit Misthaufen von den Gassenfegern umgeben wird.

4.) Was die Lage der Kirchen betrift, so schlage ich vor, daß man sie in den breitesten und und offensten Straßen,

nicht

nicht in dunkeln Gassen, wo die Wagen im Laufe gehemmt werden, anlege. Wir müssen auch nicht bey der Anlage zu genau auf Osten und Westen achten, wenn es sich nicht von selbst so fügt. Die Fronten, die am offensten liegen, müssen mit Portikos geschmückt werden, theils zur Zierde, theils zur Bequemlichkeit; diese sammt hübschen Pyramiden oder Seitenthürmen, die sich in gehörigem Verhältnisse über die umstehenden Häuser erheben (wovon ich mehrere Muster in der Stadt aufgestellt habe) sind der Stadt eine hinlängliche Zierde, ohne daß man große Kosten zur Verschönerung der äussern Mauern der Kirche, bey denen man nur auf Einfachheit und Dauer vorzüglich, wo nicht ganz, sehen muß, zu verschwenden nöthig hat. Wenn ein Kirchsprengel getheilt ist, so glaube ich, daß es hinlänglich sey, wenn die Mutterkirche einen Thurm hat der zu einem großen Glockengeläute eingerichtet ist; die andern Kirchen können kleinere Thürme zu zwey bis drey Glocken bekommen; denn große Thürme und hohes Geläute sind zuweilen mehr als die halbe Last der Kirche.

5.) Ich muß auch der Baumaterialien für öffentliche Gebäude erwähnen. Es ist wahr, das große Bedürfniß für den schnellen Aufbau einiger tausend Häuser zu gleicher Zeit nach dem Brande und die Betrügereien derer, die für die Großen bauen, haben den Werth der Materialien so verschlimmert, daß man die guten Ziegelsteine theurer bezahlen muß als sonst. Wenn sie gut gemacht sind, so verdienen sie es auch; aber die Steinbrenner verderben die Maße in der Mischung und durch das schnelle Brennen, so daß sie

kaum

kaum noch Lasten tragen können. Dennoch verschaft uns die Erde um London, wann sie nur recht behandelt wird so gute Ziegelsteine, als die römischen waren, deren ich viele unter den alten Ruinen Roms gefunden habe, und die in unserm Clima länger dauern als irgend ein Stein, der auf unserer Insel gefunden wird. Letztere sind für den gewöhnlichen Gebrauch zu theuer, wenn die Steinbrüche nicht in der Nähe der Küste liegen: der beste ist der Portland oder Roch Abbey Stein; aber auch dieser hat seine Fehler. Die zweyte Maße ist der Lehm. Kalklehm ist der gewöhnlichste; wenn er mit gutem Sande vermischt wird, so ist er nicht schlecht obgleich immer schlechter als harter Steinlehm. Das Gewölbe der St Pauluskirche ist eine Maße die so hart ist wie Stein: sie ist zusammengesetzt von Muschelschalenlehm mit Sand gut geknätet; je besser geknätet, desto fester ist die Maße. Ich will nicht von Marmor reden (obgleich England, Schottland, und Irland guten Marmor von schönen Farben enthalten;) er würde für unsern Endzweck zu theuer seyn, ausgenommen für Altäre. Zu Fenster- und Thürbekleidungen kann Portlandstein und guter Ziegelstein gebraucht werden. Für das Dach ist Eichenholz das Beste; es verträgt einige Vernachläßigungen. Die Kirchenaufseher pflegen gern die Ausbeßrung der Dachrinnen zu übersehen; sie lassen die Kirchen weißen, setzen ihren Namen hin, vergessen aber das Dach über dem Kopfe auszubessern. Man muß freylich zugeben, daß man sich des Daches weniger erinnert, weil es weiter aus dem Gesichte ist. Nächst dem Eichenholze ist Gelbholz gut; es ist ein langes, leichtes Bauholz, und giebt anfänglich vortrefliche Arbeit; wenn es aber ver-

nach-

nachläßigt wird, so verfault es gleich; besonders wenn die Dachrinnen, wie es ein gewöhnlicher Fehler ist, über die Hauptbalken laufen. Das Bedürfniß des Eichenholzes für die Schiffahrt und unsre Kriege in der Nordsee ertheuren jetzt das Bauholz ausserordentlich. Ich glaube, daß wir im kurzen unsre Zuflucht nach Westindien nehmen müssen, wo man vortrefliches Bauholz fürs Abhauen und Wegfahren haben kann. Unsre Ziegel sind schlecht und unsre Schiefer auch nicht gut; Bley ist gewiß die beste und leichteste Bedeckung; da es ein Product unserer Insel ist und bey uns zubereitet wird, und wenn es gut gelegt wird, Jahrhunderte dauert, so ist es ohne Bedenken allen andern Bedeckungen vorzuziehen. Doch will ich auch nicht leugnen, daß gute Ziegel sehr dauerhaft seyn können; nur verstehen unsre Handwerksleute die Zubereitung nicht, und man kann sie nicht so geschwind belehren.

6.) Die Größe der neuen Kirchen kann nach einer Berechnung bestimmt werden. Es ist ziemlich gewiß, daß die Zahl der Einwohner, für die diese Kirchen gebaut werden, fünfmal größer ist als die derer in der City, die abgebrannt sind; wahrscheinlich mehr denn 400,000 erwachsene Personen die in die Kirche gehen; für die also diese funfzig Kirchen erbaut werden, wozu noch einige bereits fertige Capellen kommen, die aber doch zu klein sind, als daß sie Parochialkirchen werden könnten. Wenn nun jede Kirche 2000 Personen fassen könnte, so würde sie doch kaum geräumig genug seyn. Die Kirchen müßten also groß seyn; aber für uns Reformirte würde es thörigt seyn, wenn wir so große Pfarr-

kir-

kirchen bauten, daß nicht alle von der Versammlung den Gottesdienst hören und sehen konnten. Die Bekenner der römischen Kirche mögen immer so große Kirchen bauen; für sie ist es genug, wenn sie das Murmeln der Messe hören, und die Erhebung der Hostie sehen; die unsrigen müssen zu Hörsälen eingerichtet werden. Ich kann mir kaum vorstellen, daß es möglich ist, wenn man einen Raum mit Stühlen und Gallerien so groß macht, daß er über 2000 Personen faßt; daß sie alle den Gottesdienst hören, und den Prediger alle sehen und hören können. Ich versuchte es beym Bau der Pfarrkirche St. James, in Westminster, von der ich behaupte, daß sie von allen die je erbaut sind, die geräumigste ist die jene Eigenschaft hat. Und dennoch konnte ich einst bey einer feyerlichen Veranlassung, als die Kirche am vollsten war, kaum 2000 Menschen von einer Gallerie aus auffinden. Obgleich diese Kirche sehr breit und das Schif gewölbt ist, aber weder doppelte Mauern noch Pfeiler oder Bogen darin angebracht sind, sondern das ganze Dach so wie die Gallerie auf Säulen ruht, so glaube ich doch daß man sie für schön und zweckmäßig halten kann. Dies ist die wohlfeilste Bauart von allen die ich erfinden konnte.

7.) Was die Lage der Kanzel betrift, so muß ich bemerken, daß eine mäßige Stimme funfzig Fuß weit vor dem Prediger, dreyßig Fuß an jeder Seite und zwanzig Fuß hinter der Kanzel gehört werden kann; und zwar so, wenn anders der Prediger deutlich, ohne seine Stimme sinken zu lassen, redet, daß das letzte Wort eines Satzes, auf dem gewöhnlich viel Ausdruck ruhet, so daß der Sinn des Ganzen

mit

mit ihm verloren geht, gehört werden kann. Ein französischer Prediger kann in einer weitern Entfernung verstanden werden als ein englischer; weil er seine Stimme hebt und die letzten Worte nicht fallen läßt. Das ist ein unerträglicher Fehler vieler unserer sonst so vortreflichen Prediger; die Schulmeister solten solche Fehler in der Jugend zu verbessern suchen; die römischen Redner sprachen so nicht, denn das letzte Wort ist immer im Lateinischen das Wichtigste, und wenn das verlohren geht, was wird dann aus dem Gedanken?

8.) Nachdem was ich angemerkt habe, scheint es erforderlich zu seyn, daß die neuen Kirchen wenigstens sechszig Fuß breit und neunzig Fuß lang werden, und daß das Chor an einem Ende und der Glockenstuhl und der Eingang am andern angelegt werde. Das Verhältniß kann verschieden seyn; aber einen größern Raum zu bebauen, als daß jederman den Gottesdienst hören und sehen könnte, das hieße nur Geräusch und Unordnungen veranlassen. Eine Kirche solte nicht mit zu vielen Stühlen angefüllt werden, damit der Arme auch Raum gnug hätte in den Gängen zu stehen und zu sitzen; denn auch für ihm wird das Evangelium geprediget. Es wäre zu wünschen, daß gar keine Stühle sondern blos Bänke angebracht wären; aber es läßt sich gegen die Einkünfte der Stuhlverpächter nichts anfangen; besonders seit sie bey den Capellen zu den Sporteln der Kirchendiener gehören. Es ist offenbar, daß diese funfzig Kirchen für die Anzahl der jetzigen Einwohner nicht hinreichen, und die Stadt wird noch immer wachsen; aber es läßt sich

hoffen,

hoffen; daß in Zukunft noch mehrere erbaut werden, wie es die Regierung für gut finden wird; die Sprengel solten daher so vertheilt werden, daß noch Platz zu Unterabtheilungen bliebe, wenigstens doch zu Capellen.

Ich kann die Schwierigkeiten nicht mit Stillschweigen übergehen, die sich zeigen werden wenn ein schicklicher Grund für die Kirchen in der Stadt und die Kirchhöfe ausserhalb angeschaft werden soll. Ich will daher erzählen auf welche Art der Grund an der mitternächtlichen Seite der St. Pauluskirche angekauft wurde, da vorher die Gebäude nur eilf Fuß von der Kirche abstanden, und sie also stets der Feuersgefahr ausgesetzt war. Es waren siebenzehn aneinder liegende Häuser, alle unter der Eigenthumsgerechtigkeit des Bischofes und Dechant allein, oder des Dechant und Kapitels oder der Dohmherrn samt einiger andern Unterpächter. Zuerst handelten wir mit den vornehmern Herren; da sie bleibende Würden bekleideten, so wurden sie mit Renten von gleichem Werthe für sich und ihre Nachfolger abgefunden, die Pächter aber durch eine ansehnliche Schadloshaltung; um diese gehörig bestimmen zu können, erkundigten wir uns genau, wie hoch der Werth der Häuser dieser Gegend in Erbschaften gehalten werde. Wir fanden nun, daß er höchstens im Verkauf von funfzehn Jahren bestand, wonach sich dann leicht der Werth einer jeden Pacht tabellarisch bestimmen ließ. Diese Taxe, von der wir nicht abzugehen beschlossen, wurde jedem angeboten; und um alle Streitigkeiten zu verhindern, die ein jeder wahrscheinlich anfangen konnte, versicherten wir sie, daß wir nach einer an-

genommnen Regel verfahren würden, von der wir nicht abgehen könnten. Wir fanden zwey bis drey vernünftige Männer, die auf unsre Bedingungen einwilligten; wir bezahlten sie sogleich und rissen ihre Häuser nieder. Da nun die andern, die anfänglich sich sträubten, sahen, daß sie mit Staub und Schutt umgeben waren, und daß baar Geld besser sey, wie die Sache jetzt stand, als Abgaben, Ausbesserungskosten und Kirchengebühren zu geben, so gaben sie sich auch bald. Der ganze Platz ward endlich geräumt, und alle Interessenten waren befriedigt und gaben ihre Ansprüche auf. Der größte Streit entstand darüber, wie ihre neuen Häuser nach dem Bedürfniß ihrer verschiednen Gewerbe eingerichtet werden solten. Wir erlaubten ihnen dazu ein Jahr, und gaben zu, daß sie alle Holzarbeit mit sich nahmen, und uns nur die Baumaterialien zurückließen. Wir beendigten die ganze Sache ohne Proceß; vielleicht wird es bey der gegenwärtigen Angelegenheit zuweilen nöthig werden, daß wir uns an das Parlament wenden.

IV.

Auszug aus der Adresse des Electoralcorps von Paris an die Nationalversammlung.

Unsre Grundsätze, meine Herren, sind die ihrigen. Ihr Geist hat uns bey der ersten Ausübung unsrer Pflichten beseelt. Bey der Wahl der dreyßig Richter, die wir anstellten, befragten wir die Meinung des Publicum und das Andenken an die dem Staate geleisteten Dienste. Wir überlegten das Interesse der Freyheit, mit Verachtung gegen den Stolz auf einen Namen und mit Mißtrauen gegen den schwärmerischen Geist der Partheylichkeit. Kurz wir überlegten das Interesse der Gerechtigkeit. Dies waren die Regeln die uns unser Gewissen vorschrieb. Um zu beweisen, daß wir sie treu befolgten, brauchen wir nur die Namen der Magiströte zu nennen, die wir unter Ihnen gewählt haben. Wir haben unsre Wahl nach der des Volkes eingerichtet.

„Bestellt im Namen des Volkes Priester anzusetzen und einzuweihen, die durch ihre Vorschriften die Pflichten der Religion einprägen und durch ihr Beyspiel bekräftigen sollen, werden wir den Beweis aus ihren Tugenden und die Versichrung ihrer Beständigkeit aus ihrer Anhänglichkeit an die höchsten Gesetze des Staates nehmen. Jeder Prälat, der sich dem Nationaleide widersetzt, oder ihn, wenn er ihn ab-

abgelegt hat bricht, soll angesehen seyn, als habe er sich selbst aus dem Tempel dieses Landes verbannt, als ein Verräther des Gottes, den er verehrt, und des Volkes, das er belehrt."

„Sie kennen, meine Herren, die schändlichen Proteste, die in den Diöcesen ausgesprengt wurden, um eine leichtgläubige und mißverstandne Frömmigkeit zu entzünden. Sie erweckten eine Lehre wieder, die über ein Jahrhundert schlief. — Sie bewafneten sie gegen ihre Decrete — sie zweckten dahin ab, jene Priestergewalt wieder herzustellen, die ehemals mit Monarchen um die Oberherrschaft stritt."

„Allen Decreten getreu, die bisher aus ihrer Gerechtigkeit entsprangen, ergreifen wir feyerlich die Civilconstitution der Geistlichkeit, die den uralten Einrichtungen so angemessen und ähnlich ist, die nur, ohne Eingriff in die geheiligten Grundsätze der Kirche, ihr geographisches Interesse verändert; die, indem sie die Einheit des Catholicismus der römischen Gemeine erhält, uns zugleich von der Herrschaft eines auswärtigen Hofes befreyt. Kurz jene Civilconstitution, die von wahrer Frömmigkeit gut geheißen, vom heißen Eifer des Publicum erwartet wird, und der allein Irthum ihre Weisheit streitig machen, oder ihre Ausführung verzögern kann."

„Unsre strengsten Grundsätze und unsre größte Aufmerksamkeit, meine Herren, wird sich bey der Wahl unsrer Gesetzgeber äussern. Diese Wahl wird die wichtigste und schwürigste seyn; denn wir werden wünschen, daß Ihre Nach-

folger Ihnen gleich seyn möchten; wir werden wünschen, daß sie ausgebreitete Kenntnisse, erleuchteten Sinn, mit Thätigkeit und wahrem Muthe vereinen; wir werden wünschen, daß sie zu diesem unüberwindlichen Muthe die Grosmuth und Bescheidenheit gesellen mögen, die sich auf die Vertheidigung der Constitution einschränkt und nicht zu ihrem Verderben höher emporstrebt."

„Unvermögend eine Gegenrevolution zu bewirken, zu welcher Hofnung könnten die Mißvergnügten noch getrieben werden? Sie wäre, eine vorzeitige und tumultuarische Revision der Constitution zu bewirken, und so Frankreichs Fortschritte zurück zu schleudern zu dem Abgrunde, dem es kaum entronnen ist. Lassen Sie uns aufmerksam seyn, daß eine solche empörerische Hofnung nicht genähret werde. Franzosen! die Geheimnisse der Gesetze sind zur rechten Zeit entdeckt — Franzosen! wartet mit Beharrlichkeit und Ruhe, bis auch das Orakel der Jahre den verborgnen Seegen so wie die verborgnen Uebel unsrer Constitution entdeckt. Das Glück der Reiche hängt von der Vortreflichkeit und Beständigkeit ihrer Gesetze ab, die unsrigen sind der Untersuchung werth. Sie sind nicht ein System von Regeln, auf zufällige Ereignisse oder veränderliche Grundsätze erbaut; sie sind die kühne Zusammensetzung und weise Verbindung der ersten Rechte der Natur und der ersten Vortheile der bürgerlichen Gesellschaft. Ein Staat auf solche Grundsätze erbaut, sieht einer Unsterblichkeit entgegen.

V. Ein

V.

Ein ungedrucktes Gedicht von M. Opiz, mit Anmerkungen vom Herausgeber dieses Gedichts.

Vor etwa drei Jahren kaufte ich den dritten Theil der Fellgibelschen Ausgabe des Opiz an mich, der dem Bande nach zu urtheilen irgend einer fürstlichen Bibliothek ehmals gehört haben *) mochte. Diesem Buche war ein altes Manuscript angebunden, welches ein Gedicht mit der Aufschrift: Lobgesang des Neides, enthält. Die Hand, welche das Gedicht niederschrieb, war aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und wenn ich mich nicht sehr irre, so ist das ganze Stück ein Autographon seines Verfassers. Denn die Schriftart stimmt auffallend mit der des M. Opiz überein, welche ich bey meiner letztern Reise durch Niedersachsen in verschiedenen Bibliotheken sah. Ob M. Opiz wirklich der Verfasser sey, wie ihn die Unterzeichnung am Ende der

*) Daß ich bisher diese Muthmassung nicht zur Gewißheit zu erhöhn suchte und auf diesen Fall das fremde Eigenthum restituirte, hatte seinen Grund in dem Scheu vor der sonderbaren Sonderbarkeit gewisser Bibliothecare, welche die Handschriften ihrer Bibliothek nicht einmal inspiciren noch weniger abschreiben lassen wollen — damit diese nicht herausgegeben werden. Jetzt da ich meine Ausbeute rein ausgebrannt habe, biete ich das Buch nebst dem Manuscript jeder Bibliothek, die sich dazu legitimiren kann, für den Ersatz meiner Kosten an.

Dedication angiebt, daran läßt mich wenigstens die Uebereinstimmung der Sprache, der Darstellungsart und des ganzen Ideenganges mit dem Character, der in den übrigen bis jetzt bekannten Opizischen Gedichten herrscht, nicht zweifeln. So weit ich habe nachforschen können, ist das Gedicht bis jetzt noch nie gedruckt worden. Folgende Sammlungen Opizischer Gedichte, welche ich selbst besitze, haben es wenigstens nicht: Strasb. 624, 4. — Bresl. 625, 4. — Hb. 628, 8. — Frkf. a. M. 644, 8. — Amst. 644, 12. — Hb. 646, 12. — Bresl. 690, 8. — Hb. 724, 8. — Zürch 745, 8. — Opizens Lobgedichte von J. J. B. und J. J. B. besorget, eb. 755, 8. — Frankf. a. M. 746. 8. Nachlesen zu diesen Sammlungen sind von keinem weiter als dem Laublinger Lange in den von ihm besorgten poetischen, moralischen und kritischen Beschäftigungen einer Gesellschaft auf dem Lande, St. 2. veranstaltet worden. Es bleibt indessen doch der Fall gedenkbar, daß gegenwärtiges Gedicht in irgend ein gedrucktes Collectaneenbuch schon aufgenommen worden sey. Ich kann es daher nur in Rücksicht auf meine gegenwärtige Bücherkenntniß ungedruckt nennen, und werde es einem jeden herzlich danken, der mir über das Gegentheil den Beweis führen kann. Daß ich dieser Ungewißheit ungeachtet das Gedicht drucken lasse, geschieht zunächst nicht, weil ich von der Vortreflichkeit desselben überzeugt bin, oder es für pflichtmäßig halte, nach dem Beyspiele des patriotischen Englands, die Dichterproducte der vaterländischen Vorwelt blos als solche und ohne Rücksicht auf ihren innern oder relativen Werth aus ihrer unverdienten Verborgenheit zu ziehen. Mein nächster Beweggrund, dessen ich mich bey

dieser Arbeit vorzüglich bewußt bin, ist die Hofnung, wenigstens einen von den wenigen Freunden der deutschen Litteratur, welche sich nach Deutschland hin verirrt haben, auf dieses Stück aufmerksam zu machen und sie durch Prüfung meiner Angaben zu veranlassen, gewisse Lücken in meiner Litteraturkenntniß zu ergänzen.

Die Anmerkungen, welche ich dem Texte angefügt habe, sollen, wie auch ihre Ueberschrift schon andeutet, dem mit Opizischen Ausdrucke und dem Oberdeutschen Sprachgebrauche nicht ganz vertrauten Leser das Vorstehen des gegenwärtigen Stücks erleichtern. Vielleicht wird es einigen überflüßig scheinen, ein Gedicht zu commentiren, welches aus ganz gewöhnlichen noch jetzt allgemein verständlichen Worten besteht. Es kommt ja nichts von Minne, Fehde, Fehm und andern altdeutschen Ausdrücken vor, welche unsern gewöhnlichen Erklärern der ältern Nationaldichter das weiteste Feld der Interpretation eröfnen. Allein der wahre Kenner der Opizischen Muse weiß es, daß sie gerade in den oberdeutschen Ausdrücken und Wortfügungen die schönsten ihrer Empfindungen ertönen läßt. Durch diese Härten und Afterschönheiten des äussern Ausdrucks, muß sich also jeder durcharbeiten, der zu dem Reichthum der Opizischen Gedanken vordringen will. Die einzelnen Worte können den äussern Bau nach ganz dieselben scheinen, aus denselben und eben so vielen Buchstaben und Sylben bestehn, allein die Nüancen ihres innern Gehaltes können nach anderthalbhundert Jahren die auffallendsten Veränderungen erfahren haben, sie können lebhafter oder schwächer, häufiger oder ge-

ringer, ausdrucksvoller oder unbedeutender geworden seyn. Und eben hierin scheint mir der wichtige Unterschied des gebildeten Sprachforschers von dem bloßen Wortkrämer zu bestehen. Wenn dieser mit einzelnen Worten als mit Puppen seiner gaukelnden Künsteley umspringt, wenn er Sylben und Buchstaben der entferntesten und ungleichartigsten Sprachen zählt und mißt, so wird jener es allein mit der Ideenmaße und mit der Ideenform einer ganzen Nation zu thun haben, und gerade dieses wird der große Gegenstand seyn, dessen verschiedenste Modificationen er von Jahrtausend bis zu Jahrzehnt bestimmt angeben und beurtheilen kann.

Da bey allen historischen Angaben, folglich auch bey jeder Bemerkung über Sprachgebrauch, alles auf den Beweis ankommt, so habe ich es mir bey diesem Commentar zur Pflicht gemacht, die Belege aus unsern Claßikern ganz genau, selbst bis auf jede einzelne Zeile derselben anzugeben. Wie schwierig dies Geschäft für den deutschen Philologen sey, weiß jeder der es versucht hat, und glaubt gewiß ein jeder, der es weiß, daß unsere alten Dichter noch nicht in Verse abgetheilt sind. Um daher denen, die es der Mühe werth halten, meine Behauptungen mit meinen Beweisen zu vergleichen, das Geschäft des Nachzählens zu ersparen, habe ich in den bedeutendsten Fällen wenigstens, jene Stellen in ihrer ganzen Ausdehnung mitgetheilt. Oft mußte ich indessen dies unterlassen, weil die Beweiszeile mit mehrern vorhergehenden oder nachfolgenden Versen unzertrennlich zusammenhing, und ich mir durch sie meinen Raum nicht gern einengen wolte.

Gern

Gern theilte ich die zur Würdigung des gegenwärtigen Gedichtes nöthigen Ideen über Opizens Dichtercharacter überhaupt und über seine Individualität als Lehrdichter mit, so wie sie sich mir beym Studium der Geschichte dieser Gattung und der Opizischen Werke selbst dargeboten haben. Allein Mangel an Raum nöthigt mich, diejenigen meiner Leser, denen es um eine Uebersicht dessen, was vor O. in dieser Gattung von Deutschen geleistet worden war, zu thun ist, auf mein Compendium der deutschen Litteraturgeschichte S. 178—83 zu verweisen. Wenn man erwägt, wie man zu unseres Dichters Zeiten die Alten, diese Bilder des guten Geschmacks für jedes Jahrhundert, studierte und nachahmte, wie weit man in der Kunst zu dichten bey allen neuern Nationen damals fortgeschritten war, wie geringe Anfänge die Critic des Schönen gemacht hatte, so wird man die Vorzüge gewiß nicht verkennen, welche sich O. vor allen vorhergegangenen und gleichzeitigen Dichtern der mitlern und neuern Nationen erwarb. Und eben so willig wird man die seinem Zeitalter nothwendigen Fehler, welche er in Vergleichung mit den neuesten und gebildetesten Dichtern hat, eingestehen, wenn man vorher die Geschichte seiner Nationalsprache kennen gelernt und sich davon überzeugt hat, daß Gedanken und Ausdruck dann am sichtbarsten gegenseitig einwirken, sobald es auf lebhafte Darstellung des lebhaft Empfundenen ankommt. Um so mehr und rechtmäßiger wird man unsern O. bewundern, wenn man seinen speciellen Character in der Dichtungsart untersucht, die er so vorzüglich bearbeitete, daß man sie die seinige nennen könnte. Das Lehrgedicht war unter allen schlechtbearbeiteten Dichtungsar-

ten in den mitlern und neuern (und ich darf unter gewissen Einschränkungen kühnlich hinzusetzen auch in den ältern) Zeiten gerade am schlechtesten bearbeitet worden. Schon Ludwig Castelvetro — dieser Lessing seiner Zeit — konnte daher in seinem Commentar über Aristoteles Poetik alle didactische Dichter, als bloße Versificateurs, aus seiner Dichterrepublik verbannen. Mit welchem Rechte? dies lehrt die ganze Geschichte der didactischen Dichtung. Die geographischstatistischen, physicalischen und moralischallegorischen Gedichte der Italiäner, die O. vorangiengen, konnten gewiß nicht die Muster seyn, nach denen er sich hätte bilden können. Die Franzosen hatten sich in den frühern Perioden ihrer Litteratur in dieser Gattung am wenigsten versucht. Ihr ältestes Lehrgedicht, welches dem Helinand († 1209) zugeschrieben wird und den Tod zum Gegenstande hat, besteht aus eben so geistlosen Strophen, als die Quatrains des Guido, Fare de Pitrac, welche O. einer deutschen Uebersetzung würdigte. Die englische Litteratur war damals in Deutschland zu wenig bekannt, und O. hätte, auch bey der innigsten Vertrautheit mit ihr, doch nur den einigen Thom. Tusser ablernen können, was man über five handred pointes of good Husbaudrie — nicht sagen müsse. Bey Holländern, Spaniern, Portugiesen war damals noch ein gänzliches Vacuum in dieser Gattung. Die deutschen Dichter beginnen mit moralischen Gnomen in Sirachischer Manier ihre Laufbahn, spinnen sich von einem Reim zu dem andern glücklich fort, und liefern am Ende ein mystisches Gewebe von gutgemeynter Alltagsmoral, der man keine interessantere Geistessituation ansieht, als das Bestreben, ja nicht gegen die

an-

angebeteten Axiome der Tabulatur zu verstoßen. Und die in lateinischer Sprache verfaßten Lehrgedichte der Neuern sind geist- und herzlose Censoren und steife Nachbildungen der Alten, die jedem andern Urbilde, nur nicht dem ihrigen, ähnlich sehen. Auf diese Vorgänger trat nun ein von der Natur glücklich organisirter, von Griechen und Römern genährter Geist auf, und gab uns in seinen Trostgedichten, Zlatna, Vesuvius, Vielgut rc. — zwar keine Muster für Uz, Withof, Wieland und Dusch — aber doch immer temporelle Meisterstücke, deren Ideenreichthum und Gedankenfülle von der gebildeten Individualität ihres Urhebers zeugen und es ahnden lassen, was dieser in einem gebildetern Zeitalter geleistet haben würde.

Berlin den 20. Febr. 1791.

Erduin Julius Koch.

Lobgesang des Neides.

rc. Was alle Leute verachten, das hab ich gelobet, den (1) Neid nemlich, den allein diejenigen vermeiden können, welche nichts wissen oder besitzen, was des Neides würdig sey. (2) Er wolle es zum besten (3) vermerken, daß ich solches (4) Gedichte an ihn gerichtet. Den Neid hat er mit seinem Glücke zugleich bald (5) gesehen aufblühen, vnd der folget ihm (6) annoch alldieweil Gottes Segen folget. rc.

meines Herrens

Martin Opiz von Boberfeld, Königl. Polnischer Historiographus vnd Fürstl. Briegischer Rath.

Ich

Ich wil loben dich, o Neid,
Weit vnd breit
Deine große Macht erheben:
Du hast meinen Sinn geführt,
Mich gerührt,
Hättest du mich nicht geregt
Vnd bewegt
Aller Tugend nachzuhangen,
Ach! mein Lob, die nie fortan
Sterben kann,
Were noch nicht auffgegangen.
Weil dich auch Herr Jacobson
Längest schon
Hat gespüret umb sich bleiben,
So bedünckt mich recht zu seyn
Ihm allein
Deine Thaten zu zuschreiben.
Du bist ihm so frembde nicht;
Ihm gebricht
Nichts an Ehr, an Glück und Gaben:
Darumb muß er allzeit dich,
Auch umb sich
Vnd als zum Gefehrten haben.
Du hast nur was herrlich ist,
Stets erkiest,
Vnd dem guten beygewohnet.
Wer dem Laster sich ergiebt,
Boßheit liebt,
Uebel lebt, der bleibt verschonet;
Also weit der Ehren Pflicht
Sich entbricht
Von der Schmach vnd sie nicht kennet,
Also ferren hast du dich
Ritterlich
Von den Lastern abgetrennet.
Von der schnöden Ueppigkeit

Bist

Bist du weit
Wollust hast du nie erkohren,
Die unß wegfrißt Krafft und Gut
Schwächt den Muth
Stopfet Augen, Herz vnd Ohren.
Du begleitest keinen Mann
Der nichts kann
Vnd nicht weiß auf 3 zu zehlen
Keinen, welchen Unglück hat
Welchem Rath
That, Verstand vnd Werke fehlen.
Wer vergleicht an Standes Ziehr
Sich mit dir?
Du bist mit der Welt gebohren;
Seit der Lucifer verlacht
Gottes Macht
Vnd den Himmel hat verlohren.
Abel Adams frommer Sohn
Hatte schon
Dich zu seinem Mitgesellen;
Was der weite Bau der Welt
In sich helt
Da bist du an allen Stellen.
Stadt vnd Dorff ergeben sich
Unter dich
Du wirst hier vnd da geschauet,
Nimbst viel Leüt' vnd Länder ein
Dir allein
Ist kein Schloß zu hoch gebauet.
Sonderlich ist, wie bewust,
Deine Lust
Herren Höfe zu durchgehen:
Es siht dich, wer sehen kann
Umb vnd an
Da in allen Winkeln stehen.

Zwar

Zwar denckt oft ein Höfeling
Solches Ding,
Es sey besser dich zu meyden.
Drumb verlischt sein Lob und Ziehr,
Neben dir
Durch nichts thun und alles leiden,
Drumb beginnt sein feiger Sinn
Sich forthin
Auf die Mißtreu nur zu legen.
Mißtreu ist ein böses Thier,
Bleib du hier,
Bleib dich will ich lieber hegen.
Schweigen, wann man reden will,
Offt und viel
Traurig lachen, frölich klagen,
Blind mit hellen Augen seyn
Ist allein
Schlechter Herzen wolbehagen,
Du erwählest Männer dir
Derer Zier
Immer grünet unverbliechen;
Also setzt der Käfer sich
Einiglich
In die Rosen, die wohl riechen,
Du thust was das Feuer thut,
Wie die Glut
Allzeit sich empor muß schwingen
Also hastu den Gebrauch
Gleichfalls auch
Stets zu seyn bey hohen Dingen.

Großen

Großen Thaten stehestu
Immer zu
Heltest Fuß bey kühnen Helden:
Wenn man sagt, was ihre Macht
Hat vollbracht,
Neid, so muß man dich auch melden.
Heißt der Vater seine Kron
Einem Sohn
Der zu Guten sich gesellet
Lieber, was wirstu nicht seyn
Dem allein
Zucht vnd Erbarkeit gesellet?
Wie die Klette Kleider faßt
Also hast
Du dich angehängt der Tugend;
Wer sie hat der gilt dir gleich
Arm vnd reich,
Als das Alter so die Jugend.
Du bist bey ihr wann sie wacht
Ueber Nacht
Von dem Abend auf den Morgen,
Sie entgeht dir nimmermehr
Also sehr
Folgest du den hohen Sorgen.
Sonder Schatten ist kein Liecht,
Sie auch nicht
Sonder dich an allen Enden.
Wer den Leuten wird bekand
Durch Verstand
Den ergreiffst du bey den Händen.

Wer ihm macht durch Wiz vnd Kunst
Huld vnd Gunst
Führt gelehrte kluge Sinnen,
Schreibet was das stets fortan
Blühen kan
Der wird zeitlich deiner innen.
Wer des Glückes guten Wind
Wol empfindt,
Wem Gott schenket seine Gaben,
Wem er reichen Seegen giebt
Vnd ihn liebt,
Der muß dich darneben haben.
Dich hat wer so viel ihm nüzt
Geld besizt,
Und nicht wird von ihm besessen,
Wer dem hilfft den Kummer krenckt,
Viel beschenckt,
Kirch vnd Schul helt unvergessen,
Dich hat wer sein Vaterland
Unverwand
Zu beschützen ist geflissen,
Wer des andern Glauben nicht
Uebel spricht
Noch bekräncket die Gewissen,
Es erfehrt die Nachbarschafft
Deine Krafft
Die durch allen Standt kan wandern,
Freund vnd Feind der theilet sich
Unter dich
Vnd ein Künstler mit dem andern.

Du gehst in das Schlafgemach
Dem hernach
Der ein schönes Weib genommen:
Wo er keinem wird gestehn
Hinzugehn
Da vermagstu einzukommen.
Ja du bist wo Zepter sind
Reichthums Glück, Verstand und Ehre,
Nimbt des Menschen Wolfarth zu
So machstu
Daß er auch mit dir sich mehre.
Du erzeigst uns stete Pflicht
Weichest nicht
Biß wir erst das Grab erwerben,
Neid, ich wüntsche warlich mir
Noch alhier
Deinetwegen nicht zu sterben.
Du auch lehrst uns stille seyn,
Giebest ein
Reden nach der Zeit und Orten.
Wer zu gar sehr schweigen will
Irrt so viel
Als der gar zu frey mit Worten.
Deiner Augen Obsicht macht,
Daß bey Pracht
Das Vermögen selten rastet.
Dem der sich nicht heimlich helt,
Wird gestellt
Und sein Geld offt angetastet.
Wol dem der sein selber ist

Vnd erkiest
Stets die Mittelbahn zu halten.
Lebet recht, pucht nicht auf Gut
Zähmt den Muth,
Trauet Gott vnd laſt ihn walten.
Nun, o Neid, dergleichen Ruh,
Weiſeſt du,
Die nicht weiß von Angst vnd Grämen,
Du verschweigeſt keine That,
Nie kein Blat
Pflegſt du für das Maul zu nehmen.
Dir auch wohnet Schmeicheley
Nimmer bey,
Deine Zunge giebet Lehren,
Dein Verweis geht offenbar
Und so klar
Daß ihn alle Welt kann hören.
Wer dich aber Lügen zeiht,
Irret weit
Hat kein Urtheil zu entscheiden.
Unschuld richten auf den Grund
Durch den Mund,
Das heißt schmähen vnd nicht neiden.
Die Verleumbdung taſtet an,
Weib vnd Mann,
Weiſt schon was noch nie geschehen,
Schleichet heimlich, laufft vnd rehnt,
Hizt vnd brennt
Suchet was kein Mensch gesehen.
Nur von ihr wüntscht ich allein

Frey zu seyn,
Weil ich stets in Acht genommen
Guter Sache beyzustehn,
Zu begehn,
Was wol an das Liecht darf kommen.
Wo mich aber diese Pest
Doch nicht läßt
Meiner Redlichkeit geniessen,
O, so nimbt kein Ehrendieb
Was mir lieb,
Ansehn nemblich und Gewissen
Laß ihn wenig oder viel
Wie er will
Von der Ehr' herunterschneiden,
Ehre wird doch übrig seyn,
Er allein
Angst im Herzen dafür leiden.
Dieser Lohn gehört ihm zu,
Aber du,
Du, o Neid, magst bey mir leben,
Und nach dem es dir gefällt
Mich der Welt
Weiter noch zu erkennen geben.
Weil Herr Jacobson auch dich
Stets bey sich
Muß empfinden allerwegen
Daß ihn Gott genädig meynt
Ihm erscheint
Mit gewündschtem milden Segen
So wird er Beständigkeit

Jederzeit
Wider alle Fälle fassen.
Wer dir zu entfliehen sucht
Der muß Zucht
Tugend, Gut und Muth verlassen.

Erklärende Anmerkungen.

Zuschrift (1) der Neid, dem Opiz hier lobsingt, ist sehr verschieden von demjenigen, welchen Günther den verächtlichen Geschöpfen beylegt,

Die weiter nichts gelernt als daß sie andre neiden.

Dies lehren vorzüglich Vers 80—90, 209—40, wo er diese Eigenschaft der Seele von der Mißtreu und Verläumdung unterscheidet. Ihm ist Neid durch das ganze Gedicht, derjenige hohe Grad von Seelenstärke, der uns fremde Vorzüge nicht erblicken läßt, ohne sie heftig zu begehren und diese Sehnsucht zu befriedigen. In diesem weitern Umfange kommt jener Begrif auch bey ältern deutschen Dichtern vor, z. B. beym Notker niet beym Stricker neitlich vergl. Theuerdank c. 106. Wir würden jetzt Eifersucht zur Bezeichnung jenes Begriffes sagen, so wie der Niederländer noch jetzt, um diese Leidenschaft in der Liebe auszudrucken, sein minneneid braucht.

(2) Wie dieser Er heiße sagt uns das Gedichte selbst Vers 12 und 245. Wer nun aber dieser Herr Jacobson gewesen sey, dies sagt weder das Gelehrten- und Dichterlexicon, welches man nachzuschlagen versucht wird, sobald man sich den

den Mann als Opizens Freund denkt, noch eins von den vielen voluminösen Werken, welche Lebensnachrichten von verdienten und bekannten Staatsbürgern enthalten. Auch wird des Mannes nicht weiter in den übrigen bisher gedruckten Opizischen Gedichten erwähnt. Vielleicht war er so wenig als **Herr Lisabon**, dessen unser Dichter im Anfange seines **Zlatna** gedenkt, ein Gelehrter von Profeßion, oder ein mit dem Staate in öffentlicher Verbindung stehender Mann. Sehr würde man sich indessen irren, wenn man dieses oder etwas dem Aehnliches aus dem persönlichen Fürworte, mit welchem er hier angeredet wird, schließen wolte. Ausser dem, daß Vers 18 — 20 einen solchen Schluß nicht zuläßt, wird selbst der Obriste **Dietr. von dem Werder**, dieser berühmte Uebersetzer des Tasso und Ariost in der Zuschrift der **poetischen Wälder**, von unserm Dichter mit **Er** begrüßt. Im Gegentheil scheint diese Benennungsart damals ehrenvoller gewesen zu seyn, als das vorher in der deutschen Complimentensprache allgemein gebrauchte **Ihr**. Vergl. Zlatna Vers 11. Untersucht zu werden verdiente es übrigens, aus welchen Gründen oder vielmehr auf welche Anlässe man in den mittleren Zeiten das vertrauliche **Du** der alten Sprachen mit **Ihr** vertauschte, und dieses sogar den fremden Sprachen, welche es nicht kannten, z. B. der Lateinischen, aufdrang. Warum ferner gerade der Deutsche noch weiter von der Natur des menschlichen Denkens abweichen und statt des neuern **Ihr** das persönliche Fürwort der abwesenden Person zur Anrede der gegenwärtigen oder als gegenwärtig gedachten Person wählen mußte. Wie endlich eben er aller Sprachanalogie und allem guten Geschmacke

zum Troz durch den Numeru's dieses Fürwortes die verschiedenen Grade des Vornehmseyns und der Achtung zu bezeichnen suchen konnte. Hypothetische Erklärungsgründe lassen sich über diese auffallende Erscheinung leicht beybringen, desto schwieriger historische und zwar nach den verschiedenen Zeitpuncten des deutschen Alterthums abgesonderte Angaben. Und doch würde eine solche Untersuchung nicht mit bloßer Befriedigung der Neugier lohnen, sondern bis auf die innersten Gründe des deutschen Nationalcharacters führen.

(3) **Vermerken** ganz oberdeutscher Ausdruck für **merken, bemerken**: wir würden jezt **wahrnehmen** oder **ansehen** statt dessen gebrauchen.

(4) **Gedichte**: etwa metrischer Vortrag, wie wir das Wort jezt allein noch haben, oder schriftstellerische Composition überhaupt ohne Rücksicht auf die Form? In beyden Bedeutungen hatte der Ausdruck damals noch Gültigkeit. **Gedicht** (von **dicht** densus **dichten**, zusammenfügen) war in den frühern Perioden unserer Sprache allgemeiner Ausdruck für jedes Product schriftstellerischer Thätigkeit. Von der Leichenpredigt bis zur comischen Posse trug jede schriftliche Darstellung diesen ausdrucksvollen Namen. Vergl. Thomas Murners Titel vor der Ausgabe seiner Geuchmat, welche Basel 1519 4. gedruckt wurde. Der Ausdruck **dichten** ist übrigens niederdeutsch, die oberdeutsche Mundart hatte ehmals dafür **tichten** 1. Mos. 8, 21. Psalm 45, 2. Gerade eben so brauchte der ältere Grieche sein ποιησις ποιημα, ποιητης von jedem Sprachwerke und von jedem Schöpfer eines solchen Wer-

Werkes. Diese Anmerkung stehe mehr hier, um auf gewisse Mißbräuche bey den Wörtern: Dichtung, Dichtkunst, dichterisch rc. aufmerksam zu machen, als den hier vorkommenden Begrif zu erläutern.

(5) Gesehen: in dieser Verbindung unstreitig richtiger als unser abgekürztes Participium Präteriti sehen, lassen, heissen rc. für gesehen, gelassen, geheissen rc. da wir diese Abkürzungen gerade dann vornehmen, wenn wir jene und noch einige andere Verba mit einem Infinitiv, der substantive Kraft hat, verbinden, so muß der Ungeübte in vielen Fällen verleitet werden, dieses abgekürzte Particip für den Infinitiv zu halten. Und selbst bey denen Verbis, wo durch die Allgewalt des Sprachgebrauches dieses Particip zu einem Infinitiv umgeprägt worden ist, kann diese Verbindungsart häßliche Zweydeutigkeiten erzeugen. z. B. ich habe dich einen Bösewicht heissen hören. Welcher Doppelsinn steckt in dieser Redensart!

(6) Annoch, alldieweil für noch, weil. Die Oberdeutsche Mundart hascht da stets ängstlich nach Pleonasmen, wo der Hochdeutsche mit bildender Hand jeden üppigen Auswuchs der Worte wegschneidet.

Vers 4. Sinn. Opiz hat diesen Ausdruck oft figürlich für alle Seelenkräfte z. B. Ged. auf den Anf. des 1621 J. V. 145 vergl. 154 — 60.

„Der Sinnen Haus das Hirn, die Werkstatt der Gedanken.“

Alsdann setzt er dem Ausdrucke Sinn dem Ausdrucke Körper

 ent-

entgegen Trostged, IV. 48, 49. Ged. auf d. A. des 1621 J. V. 82, 74, 92, 118 und V. 134 in gegenwärtigem Gedichte. Hier heißt uns die Verbindung das Wort in engerer Bedeutung nehmen und es vom Begehrungsvermögen erklären, so wie weiter unten V. 78 derselbe Fall eintritt.

Vers 5 und 6 gerührt und geregt: das erstere von dem bloßen Eindrucke auf die Stelle, und das letztere für das Compositum aufregen, in Thätigkeit setzen.

Vers 8 Tugend: Vorzüglichkeit, Vortreflichkeit; diese Bedeutung kömmt der ursprünglichen Tauglichkeit am nächsten. Eben so braucht Otfried den Ausdruck dohta Ev. V. 23, 118, 123. Bey unserm Dichter erscheint das Wort noch einmal in diesem Sinn, s. Lob des Kriegesgottes, V. 551 und 571.

Vers 9. Die Lob: nur dieses einzigemal finde ich dieses Wort bey O. als Femininum gebraucht, sonst immer in der heutigen Form, selbst auch in unserm Gedichte, V. 75. Und doch ist die Handschrift an der gegenwärtigen Stelle vorzüglich leserlich. Indessen finden sich Abweichungen der Art nicht selten bey unserm Dichter, z. B. das Ort, das Reichthum, das Quell, die Schooß der Erden. Trostged. I. 74, II. 366, I. 418. Dagegen formirt er viel analogischer als wir heutigen Deutsche der Gegentheil, s. seinen Brief an Jo. Seußius, V. 36.

Vers 20. Gaben: der Natur nemlich, Talente rc. Vesuv V. 16.

Vers

Vers 30. Der Ehren Pflicht: das letztere Wort erscheint hier in seiner veralteten Oberdeutschen Bedeutung, die aus dem Stammworte pflegen, zuerst entsprang. Pflege und Pflicht wurden ursprünglich für Gewohnheit gebraucht, Jevoschyus preußische Chronic an mehreren Stellen beym Frisch. Auch der Niederdeutsche braucht den Ausdruck so Leibnitii script. rer. Brunsv. III. 37.

De Frowe was nicht forchten quit
Na wifliker plicht.

Die daher abgeleitete Bedeutung von Handlungsart scheint hier am meisten zu passen. Mit dieser hängt die dritte Bedeutung: Umgang, Vertrautheit sehr genau zusammen, wie das Wort weiter unten V. 173 vorkommt. Zur Erläuterung der zuletzt genannten Stelle gehört der Gedanke der Winsbeckin, V. 222.

Du liebe sol von herzen komen und haben mit steter
triuven pfliht.

Den Ausdruck der Ehren versteht man hier wohl am natürlichsten von preiswürdigen Tugenden, wie ihn O. Trostged. I. 409 braucht, wo der Ehren Lob Gegensatz von Laster ist. Für den Genitiv des Singulars aus der alten oberdeutschen Declamation möchte ich das Wort hier nicht nehmen. Denn O. braucht es, wenn es gleich nach der Analogie der Begriffe keine vielfache Zahl zuläßt, fast immer in derselben. Ausser der angeführten Stelle s. Psalm 66, 1—4.

V. 31. sich entbricht; der Hochdeutsche verbindet dies Zeitwort allein mit dem Genitiv, um den Begrif des Ent-

halters auszudrucken. Der Oberdeutsche kennt diese Verbindungsart zwar auch; allein in der jetzt veralteten Bedeutung dieses Wortes von entfernen, losmachen, entledigen rc. z. B. wenn Opiz fragt:

„Was Weise hat sie dem des Lebens sich entbrochen?“

Das Wort heißt ursprünglich sich entsündigen von brack, braecke, brok. broek Fehler, Vergehen, rc. So kommt es noch im Theuerdank c. 110 vor:

Welcher nun nit volgt meinem rat
Gen dem wil ich embrochen seyn.

Vers 41. stopfet: Der ganze Gedanke ist aus den beyden vorhergegangenen Versen schon deutlich. Nur der Ausdruck stopfen erscheint hier in einem Sinne, der dem Hochdeutschen Sprachgebrauche durchaus fremd ist. Er heißt hier etwas in seiner Würksamkeit oder Thätigkeit aufhalten. Gerade so braucht der Engländer das Zeitwort stopp, welches eigentlich niederdeutschen Ursprunges ist.

Vers 45. Wir brauchen auch noch heutiges Tages das Zeitwort haben für gänzlich besitzen, fesseln rc. Aber nie in solchen Verbindungen, wie die gegenwärtige ist. Opiz würde also das ausdrucksvolle ἔχω ἀλλ' οὐκ ἔχομαι des Aristipp kürzer und treuer als wir haben übersetzen können, ohne seinen Zeitgenossen unverständlich oder hart zu sprechen.

Vers 56. Mitgesellen: es wird nicht leicht jemand den Ausdruck in der Handwerksbedeutung nehmen, in der er in der Hochdeutschen Mundart allein noch übrig ist. Wir würden

den jetzt Gesellschafter, Gefährte ꝛc. sagen. Trostged. IV, 7. Hiob 36, 33. Der Donner ist des Blitzes Gesell. Spießgesell war sonst ein sehr dichterischer und edler Ausdruck für Lanzenbruder, Waffengenoß.

Vers 68. Herren: diesen Ausdruck brauchen wir nur noch in einigen Redensarten und Verbindungen für regierende Häupter, Fürsten ꝛc. z. B. Herrendienst als Gegensatz von Gottesdienst. Herrengunst für Gunst der Fürsten. Im Mittelalter war das Wort durchaus Abzeichen des hohen Ritteradels und der Gegensatz war alsdenn Knecht (Wägener, Knape) d. h. ein noch nicht zum Ritter geschlagener Edelmann. Daher der Ausruf beym Ritterschlage: Besser Herr als Knecht!

Vers 70. umb und an: von allen Seiten, überall, s. Vielgut 29 Trostged. I. 316.

Vers 72. Der Ausdruck Ding bezieht sich hier auf den ganzen im folgenden Verse ausgedruckten Gedanken, er vertritt gleichsam die Stelle eines Colons, und soll also nur den Gegenstand des Zeitwortes hier andeuten. Der Hochdeutsche würde viel kürzer gesagt haben: es denkt mancher Höfling, es sey besser dich zu meiden. Allein der pleonastische Oberdeutsche läßt auch da sein Ding, in der weitesten Bedeutung, der das Wort fähig ist, herhalten. In der edlern Schriftsprache hat man jetzt dafür Sache. Bloße Muthmassung von meiner Seite ist es, wenn ich behaupte, daß das Wort hier vielleicht Gedanke heissen könnte, und zwar nicht in jener ungeheuern Bedeutung des Wortes, da

es

es alles nur Mögliche, also auch den Gedanken in sich begreift, sondern in seiner ursprünglichen etymologischen Kraft. Solte nicht Ding natürlicher von denken (Engl. think) als von thun mit Wachter oder vom Gr. δικη mit Frisch abgeleitet werden können? Folgende Stellen, wo das Wort für Wunsch steht, führten mich zuerst auf diese Frage: Ruodolf von Niuwenburg S. 9. Z. 16. von Unten in der Mannß. Samml.

— — Swenne ich verne von ir bin
So gedenke ich mir, nod ist min gedinget
Moechte ich si sehen, min sorge wer dahin.

Eb. S. 10. Z. 16. von Oben:

Nun ist nicht mere min gedinge
Wan das si ist gewaltig min.

Alsdann würde der Sinn unserer gegenwärtigen Stelle seyn: er denkt solchen Gedanken. Wäre diese Muthmassung richtig, alsdann könnte man das Wort Ding, welches ein Gespräch, Gezänck, Gericht &c. bedeutet, ohne auffallende Gewaltthätigkeit mit dem Worte Ding vereinen, welches eine jede gedenkbare Sache bezeichnet. Vielleicht ist die Bedeutung Gedanke eine von den verlorengegangenen, welche, wie Hr. Adelung sagt, die Sprossen einer Leiter ausgemacht haben, von der uns jetzt nur noch die zwey äussersten Enden übrig sind. Das Wort Sache ist in dem nemlichen Falle, wenn man auf den Ursprung des Wortes selbst und auf die Genealogie seiner verschiedenen Bedeutungen zurückgehen will. Der analogische Gebrauch des ϱημα im ganzen Homer und des דבר im ganzen alten Testament kann

kan meine Meynung, wenn nicht bestätigen, doch wenigstens illustriren. Denken und Sprechen sind unter jeder Zone unzertrennliche Operationen der Seele, und bey dem an Abstraction noch nicht gewöhnten Menschen eines jeglichen Volks und Jahrhunderts erfolgen beyde Handlungen als eine in einem Momente.

V. 76. Von der wahren Bedeutung dieses Vorwortes hängt die Wahrheit des ganzen Gedankens ab. In der Bedeutung desselben, da es einen Zustand der Ruhe in der Nähe eines andern Dinges bezeichnet, würde es hier den Sinn erregen, als wenn in der Nähe des Neides Ruhmlosigkeit wohnte. Ein Gedanke, der dem Geiste des ganzen Gedichtes widerspricht. Wir müssen hier also wieder auf die Bedeutung zurückgehen, welche der Oberdeutschen Mundart eigenthümlicher als der Hochdeutschen ist, und diese ist ausser, zugleich mit, in welchem Sinne wir jetzt gewöhnlicher nebst brauchen. Alsdenn bestimmt dies Vorwort das vorhergegangne Zeitwort und druckt die Coexistenz des verbalen Begrifs mit zweyen oder hier dreyen substantiellen Begriffen aus, und der Sinn wäre: in dem Grade, in welchem du dich bey ihm verlierst, entfernen sich auch Lob und Zier von ihm.

V. 77. Leiden: nicht etwa blos in Ansehung seiner selbst und also in Verbindung mit eigner Unlust, sondern das Wort ist hier ein wahres Activum und bezeichnet den Begrif der Unthätigkeit noch stärker und völliger als das vorhergehende nichts thun; also zugeben, nicht verhindern,

dern, geschehen lassen. Der Sinn: er thut nicht allein selbst nichts, wodurch er sich auszeichnen und Neid zuziehen könnte, sondern er unterläßt es auch, sich schlechten Handlungen so zu widersetzen, daß er wegen dieses Widerstandes geehrt und beneidenswerth erscheinen könnte.

Vers 80. Mißtreu: Falschheit, Verstellung, Widerspruch der Gesinnungen mit deren Aeusserung; vergl. die V. 84-90 folgende Amplification des Begriffes. Derjenige, will O. sagen, der nicht Muth und Kraft hat sich auf Neid zu legen, d. h. so zu handeln, daß er ausgezeichnet und daher beneidet würde, der findet es bequemer, sich auf die Kunst, allen zu gefallen, zu legen. Er verstellt sich daher, thut seinen dringendsten Herzenswünschen Gewalt an, entdeckt in seinem Betragen nie den wahren Zustand seiner Seele, sondern heuchelt immer nur den, welchen man an ihn wahrzunehmen wünscht. Die Folge dieser Gefallsucht ist, daß er zwar Zutrauen erhält, es ist aber ein falsches, grundloses und mangelhaftes Zutrauen.

V. 84. will: nicht das Hülfswort des Futurum vom Zeitwort reden, sondern das Präsens eines besondern Verbums. Wir würden hier wünschen, sich sehnen gesagt haben.

V. 89. wolbehagen; durchaus oberdeutscher Ausdruck: behagen druckt den geringsten Grad des Vergnügens, oder die Empfindung dessen aus, was uns so gemüthlich ist. Das Stammwort hug (Holl. heuge, hoge) Gemüth kommt schon im achten Jahrhundert vor, s. Eccardi catechesis theotisa.

Vers 92. unverbliechen; das irregulaire Verbum verbleichen druckt ursprünglich den Begrif von gänzlich bleich werden, denn überhaupt die Farbe, gleich viel welche, verlieren, und endlich sich selbst ganz verlieren, verschwinden aus. In diesem figürlichen Sinne braucht der Oberdeutsche das Participium der Verblichene, für der Verstorbene.

V. 104. heltest Fuß; jetzt ungewöhnliche, figürliche Redensart statt nicht laufen, stehen bleiben; Stand halten ist jetzt gebräuchlicher. Beyde Ausdrücke sind vom Krieger entlehnt, der die Ankunft seines Feindes nicht fliehend empfängt. O. sagt an einem andern Orte:

Was schwach und furchtsam ist, behilft sich mit dem Laufen,
Die Löwen halten Fuß.

V. 108. Heißt; so wie hier findet man diesen Ausdruck selten bey den neuern Oberdeutschen: im O. selbst habe ich ihn nur noch ein einzigesmal auffinden können. Lob des Kriegesgottes, V. 252. Das Wort bedeutet eigentlich sprechen, bejahen (biiehen) versprechen, empfehlen, wiedmen und hier überlassen. Beheißen kommt so wie befehlen (Act. 20, 32) oft für anvertrauen vor.

V. 111. seyn, für das Compositum da seyn, bey ihm seyn.

V. 112. dem für das Relativum welchem und muß mit dem angeredeten Subject im vorhergehenden Verse verbunden werden. Opizischer ist wenigstens diese Verbindungsart, als wenn man es mit dem vorhergehenden Infinitiv so ver-

verbinden wolte, daß der Letztere die Bedeutung von zu Theil werden erhielte.

Vers 125. Sorgen: von jeder Richtung der Seele auf irgend einen Gegenstand, verbunden mit einiger Anstrengung. Vielleicht ist das Stammwort, nicht, wie Herr Adelung will, ser Schmerz, sondern swer (suuer) schwer. Hier sind hohe Sorgen solche Bestrebungen, die auf wichtige und schwer zu erreichende Gegenstände gehen.

V. 131. ergreifft ihn bei den Händen; um nemlich mit ihm zu gehen, ihn zu begleiten, oder Hand in Hand geschlungen mit ihm vertraulichen Umgang zu pflegen.

V. 132. Witz; von Wissen: eigentlich das was man weiß (bey den Altfranken giuuizi) z. B. Schulwitz. Hernach Begierde etwas zu wissen in unsern Vorwitz. Dann Fähigkeit zu begreifen, zu erfinden, zu erdenken, wo wir Scharfsinn und Erfindungsgeist setzen würden. Vesuvius V. 37. Die neuere Bedeutung des Wortes, welche den Begrif von Scharfsinn unterscheidet, kannte man damals noch nicht. — Das unmittelbar auf dieses folgende Wort Kunst erscheint hier in seiner ersten Bedeutung von Kraft, Fertigkeit.

V. 153. Glauben: im oberdeutschen Dialect Gegenstand und Inbegrif dessen, was geglaubt wird. Die Redensart jemandes Glauben übel sprechen hieße also hier Jemandes Religion herabsetzen. Eine Erklärung, die ich in Hinsicht auf V. 155 und auf die ganze Opizische Manier, in allen Gedichten auf die damaligen Religionsbedrückungen

zu-

zurückzukommen, jeder andern vorziehe, die ich vorher versuchte.

Vers 156. Nachbarschaft: etwa die Deinige? Dein Nachbar, d. h. der dir nahe ist, mit dir in Verbindung lebt? Allein der Gedanke ist schon zu oft da und würde hier ganz kraftlos stehen. Also besser der Inbegrif von denen, welche einander nahe sind, von Nachbarn (nach-geboren) oder deutlicher die ganze Menschengesellschaft. Diese Erklärung ist schon deswegen hier passender, weil ihr zufolge jenes Wort das Allgemeine von demjenigen enthält, welches V. 159—69 amplifizirt wird.

V. 165. gestehn, für das Compositum zugestehn.

V. 185. Obsicht: oberdeutsch für Aufsicht. Hier Beobachtung, Aufmerksamkeit. Aber wie bewirkt diese Eigenschaft des Neides die im folgenden Verse angegebene Folge? In beyden hier möglichen Fällen, sobald man den Neid nur immer in den oben angegebenen Sinne vor Augen hat. Derjenige, welcher neidet, ruhet nicht eher bis er seinen Gegenstand in der beneidenswerthen Eigenschaft übertroffen hat, wie z. B. hier in der Pracht. Und der, welcher beneidet wird, erhält durch die thätige Bestrebung des andern, ihn zu übertreffen, neuen Antrieb, den Grund des Neides immer mehr zu erhöhen und seinen Vorzug also immer neidenswerther zu machen.

V. 188. heimlich helt, d. i. zu Hause hält, von heim, Heimath. Im Theuerdanck Blatt 105 im Anf. (Ausg. 1517)

heißt es von einem Ritter, der vor aller Augen vom Thurniere abzieht:

Er saſſe auf sein pferd und drückt
Sich nider, zoch heimlich darvon.

Vers 189. gestellt für nachgestellt. Das simple Wort ist Jagdterminus, der elliptisch gebraucht (nemlich die Netze) dasselbe bedeutet.

V. 191. sein selber ist, d. h. ganz von sich selbst, oder von seiner möglichst ausgebildeten Individualität, im Gegensatz der Abhängigkeit von den Launen des Glückes und der Güter oder Günstlinge desselben. Dies ist unsers Dichters Lieblingsgedanke und zugleich das Centrum seiner ganzen Moralphilosophie, so wie er es bey den Horazen aller Zeiten war. Vergl. Lob des Feldlebens, 152 V. Zlatna 4 V. Trostged. I. 29.

V. 194. pucht; veraltete Form für pocht. Jene ist eigentlich Niederdeutsch, wo das Wort puken lautet, eigentlich auf die Pauke schlagen. Da der Pöbel, von dessen Sprache wir noch so viele Wörter in der gebildeten Sprache haben, und der im Grunde der erste Sprachschöpfer war, seinen Trotz vorzüglich durch solche herzhafte Schläge auf den ihm zunächst stehenden Gegenstand auszudrucken pflegt, so war es sehr passend diesem Worte dann eine sanftere Bedeutung zu geben, als die Empfindungen des Volks selbst sanfter geworden waren.

V. 195. Muth; Animosität; Leidenschaftlichkeit jeder Art, z. B. Begierlichkeit Vielgut, V. 37. Daher die Re-

dens-

densart den Muth kühlen, für die Leidenschaft befriedigen.

Vers 197. weisest, für das Compositum zuweisen, anweisen; hier gewähren, verschaffen.

V. 202. Blat für das Maul nehmen: Diese Redensart gehört mit zu denjenigen, welche man in neuern geschmackvollern Zeiten dem O. zum Vorwurfe gemacht hat. Sie kommt auch vor Trostged. I, 550. Um O. hier richtig zu beurtheilen, muß' man erwägen, daß jetzt viele Ausdrücke und Redensarten, theils Plattitüden, theils Floskeln des Curialstils, theils Sprüchwörter des gemeinen Lebens geworden sind, welches sie zu seiner Zeit nicht waren und daher in der damals edlen Sprache der Poesie Eingang finden konnten. Dahin gehören die Redensarten: seit angeregten Zeiten, Vielgut 27. Wir sind diejenigen an jetzt zu widerlegen mit vielen Worten nicht gemeynt, Vesuvius 137. Den Menschen sticht der Haber, Trostged. I, 417. Da wo man auf die Wand den bloßen Rücken kehrt, Zlatna 164. Alle diese und ähnliche Stellen beweisen doch wenigstens, wie sehr das Edle und Unedle, das Gefallende und Mißfallende in dem äussern Ausdrucke durch die Sprache von dem Gepräge abhange, welches der geistige Sprachgebrauch oder die Gewöhnung an gewisse Vorstellungsarten und deren Bezeichnung in einer gewissen Zeitperiode ihnen ausdrückt. Daß übrigens die Redensart jetzt die größte Freymüthigkeit in Reden bezeichne und Blatt hier als Hinderniß des deutlichen Reden angesehen werde, bedarf keiner weitern Erinnerung.

Vers 211. Urtheil; Urtheilskraft. Vor dem Infinitiv würden wir jetzt die Partikel um setzen, und alsdenn müßte hinter dem Substantiv ein Comma stehen.

V. 212. richten: hier in seiner alten Bedeutung: einen Gegenstand in gerader Linie wohin bewegen, lenken, neigen. Auf den Grund richten also einen vorher erhaben stehenden Gegenstand von seiner Höhe herabstürzen, ihn erniedrigen, verschlechtern. Jetzt sagen wir zu Grunde richten.

V. 232. Gewissen: ebenfalls in der jetzt veralteten Bedeutung Bewußtseyn, der Beyfall des Herzens.

V. 248. genädig meynt; einen ähnlichen Gebrauch des Zeitwort meynen, s. im Lobgedicht auf den K. von Polen, V. 198. Poet. Wälder, V. in ein Stammbuch, V. 11. Ausg. 1624. Es ist hier ein wahres Activum, welches den 4ten Casus erfodert, und druckt die Gesinnung aus, mit der man jemanden afficirt. Um die Vieldeutigkeit des isolirten Zeitwortes zu heben, werden in den angeführten Stellen die Zusätze gnädig, mit Treue ꝛc. zugefügt. Indessen scheint das Wort auch noch zu seiner Zeit ausserdem den entschiedenen Sinn von lieben, wohlwollen ꝛc. gehabt zu haben, wie folgende Stellen seiner Gedichte lehren:

Wird deine Treu sich deiner Schönheit gleichen
Und du mich meynst, wie dich mein Herze liebt.

Ferner: Ich hasse den, der deine Bahn nicht meynt.

Diese Gegeneinanderhaltung macht mir Hrn. Adelungs Muthmassung sehr wahrscheinlich, daß das alte minnen nur

das

das Introsivum von meynen sey. Beyde Wörter wurden in frühern Zeitpuncten einander substituirt. z. B.

Das sie in von herzen meine
Morgrav Hinrich v. Misen p. 6. Maneß.

Damit ich in meine
Rudolph von Rothenburg.

Vers 253. Fälle; Unfälle, Zlaten, V. 26. vom Ende, Trostged. II, 280.

VI.

Abschiedsrede an meinen sterbenden Nachbar, Stadtthorsthurm.

Preiswürdiger, hoher, lieber Nachbar!

Das Hinscheiden eines Freundes, wär' er auch von weiland Melchisedechs Alter, schmerzt ein fühlbares Herz, und stimmt es zum Mitleid. Drum, lieber Nachbar, bist du gleich ein Thurm, trägt gleich dein Nacken Jahrhunderte, dein Hinscheiden rührt mich, denn, wahrlich, du bist mir lieb und werth. Ja, heb' ich empor zu dir meinen Blick, beschau' ich deine traurige, deine verfallene Gestalt, o! dann rinnet der Zährenquell meiner Augen spiegelhell herab, und mein wundes Herz klopft sichtbarlich. Vom Untergang dich retten, beym Himmel, dies ist mein heißter Wunsch. Wie! und ich eile nicht pfeilschnell, diesen Wunsch zur That zu erhöhen? ich eile nicht, da die Pflicht gebeut, zu retten

 den

den Freund, selbst wenn der Weg zur Rettung durch Flammen führte? Ach! lieber Nachbar, zu gut nur weist du, wie selten der Wille der Menschen in ihrer Hand liegt, wie hart oft das Schicksal ihn zügelt; und dem Schicksal, das deinen Tod beschloß, zu widerstehen, welcher Sterbliche vermag's? Voll brennender Begier, dein Retter zu seyn, steh ich hier wie gefesselt und muß erleben, daß vor meinen Augen der Stahl deine Brust, die Brust meines treuen Freundes durchwühlt. Nur dir mein Mitleid zu zollen durch Thränen, durch Worte — dir zwar ein leidiger Trost — bleibt Jedem, drum auch mir vergönnt. Glänzten, lieber Nachbar, deine gläsernen Augen noch an deinem Haupte, du würdest erblicken von oben herab mein Mitleid an meiner kläglichen Gebär; beraubt dieser Kleinode, begnüge dich es zu vernehmen in diesen Worten, die meine Zunge lallet, nicht gleich dem tönenden Erze, sondern als Wiederhall eines gerührten Herzens.

Deine glänzende Scheitel, deine erhabene Stirn, dein adonischer Wuchs, dein bachantisches En-bon-point gewährten mir von meiner Tage Beginnen einen lieblichen Anblick, und erfüllten mit Ehrfurcht gegen dich meine Brust. Nie weigerten deine herculischen Schenkel mir den Durchgang, gar oft freundnachbarlich von mir erkieset, und jüngst noch sträubtest du dich nicht, als ich öfnete deines Fußes eichne Schlagader, um in Freundes Begleitung in deinem Innern hinanzusteigen. Zwar meinen Füßen — verzeih mir dieses Geständniß — war mühsam und unbehaglich das Emporstreben, auch schienst du, mein Lieber, wenn deine

unförmlichen, hie und dort verschobenen Rippen und verschrumpften Eingeweide dann und wann unsanft berührt wurden, schier zu ächzen und zu seufzen; aber vertraut mit deinem Temperamente, stieg ich unbekümmert höher, und ach! mit welcher heitern Stirn, mit welcher Wärme nahmst du bey der höchsten Stuffe deinen Freund in Empfang! Nicht wahr? dann stützten deine baumstarken Schultern meine müden Glieder, und du ließest meinem erwartungsvollen Blick die Natur in ihrem Prachtkleide schauen. Hier seegenschwangre Fluren von geschäftigen Händen gepflegt, dort Himmelan strebende Wälder, hier ein schimmernder Palast, dort eine winzige Hütte, hier ein grünender Hügel, von blökenden Heerden umklettert, dort blühende Wiesen, von rauschenden Bächen durchschlängelt, und zu unsern Füßen unsre Vaterstadt. O wie entzückt mich diese süße Erinnerung! Du selbst, lieber Nachbar, schienst Gefühl zu haben für die Reize der Natur, denn deine über der Stirn schwebende Zunge sandte mir dann oft solche herzerschütternde Töne zu, daß nur ein enthusiastischer Lobpreis der Natur deren Inhalt seyn konnte.

Nicht so klangen die Töne, die die Erinnerung an deine Vaterstadt zuvor dir erpreßte; Jammertöne waren es, durch den Schaudergedanken herabgestürzter Größe verstärkt. Und wahrlich, der dich schuf, theurer Greis, schuf für Jahrhunderte dich, und wähnte stolz deinem Körper die Dauer der Welt angezaubert zu haben. O des schwachen Sterblichen! Solte sein längst vermodertes Haupt, das Gott verhüte! sich jetzt dem Grab' entheben und dei-

nen Zustand schauen, wie würd' er erbeben! wie schnell mein Klaglied vor dem seinigen verstummen müssen! Wenn durch Blitzes Gewalt oder von feindlichen Kugeln durchbohrt, dein colossalischer Körper dahin stürzte, nicht so schrecklich würd' es ihm, tröstender würd' es uns seyn. Aber, daß der Stab über dich zerbrochen, du, unschuldig wie ein stammelndes Kind verdammt bist zum schmäligen Tode der Zerstückelung, dies, dies würde deinem Urheber eine heiße Thräne des Unmuths erpressen. Dies zerreißt deinen Freunden das Herz, dies muß dich selbst kränken; nur zu gerecht sind deine Jammertöne.

Ja, Kränkungen; zwar dieser Wermuth bittert jegliches Leben; aber gedenk ich aller Kränkungen, die du, armer Nachbar, von Jugend auf erdulden mußtest, und deren höchste du jetzt erduldest, o wahrlich! dann erstarret mein Herz und meine Zunge verstummet. Wie oft sah ich die Wase, das Heu und das Stroh, diese kecken Grazien, durch dich auf Roßbespannten Wagen ihre Einzüge halten! ihrem Stolz schien der Triumpfbogen zu eng, durch Rauschen und Flispern gaben sie im Gefühl ihrer niedern Abkunft ihre Verhöhnung zu verstehen. — Wenn in furchtbarem Wetter dir schauderte die Haut, deinem Hauptschmucke zufällig ein köstlicher Stein entfiel, und du ihn aufzufangen nicht vermogtest, er hatte nicht sobald die Erde berührt, als der Schrecken unter den Umstehenden einen solchen Grimm gegen dich gebahr, daß sie kopfschüttelnd die Näslein rümpften, dich armen Unschuldigen, wie der Hahn mit seiner Hennenfamilie das gewitterte Raubthier anschielten, und, o unver-

zei-

zeilicher Spleen! nicht einmal des köstlichen Steins achteten, der vor ihnen lag, und dessen unschätzbarer Werth ihrem gesunden Verstande nothwendig einleuchten mußte. Zum Glück, lieber Nachbar, — alle Welt vernehme diesen Lobpreis — zum Glück warst du dann über die Schwachen weit erhaben, und sahest, statt ihnen deinen gerechten Zorn empfinden zu lassen, mit der ruhigen Miene des Weisen auf sie herab. — Gleiche Seelengröße ließest du blicken gegen die grunzende Heerde, wenn, um dich zu necken, sie beym Durchzug sich erfrechte, deinen Fersen ihre stachlichten Borsten fühlbar zu machen. — Und du bemerktest kaum den unsaubern Philax, wenn er aus gewohnter Ungezogenheit sich nicht entsah, mit seinem Hinterpfoten dich zu begrüssen, und deine Fersen mit einem feuchten Denkmaal seiner selbst zu verunzieren.

Doch solcher Kränkungen achtet der Weise nur wenig, bleibt nur das größte Gut, das die Natur ihm gespendet, bleibt nur sein Leben verschont. O daß ich noch einmahl diese Chorde berühren muß! daß ich die Wunde, die der mörderische Stahl dir schlägt, zu lindern nicht vermag! daß mein Mitleid wohl gar sie weitert! Und was ist dein Verbrechen, armer Nachbar? nichts, als daß deine Jugendfestigkeit hingeschwunden ist, und nun dein wankendes Alter mehrerer Pflege bedarf? Fürwahr! die Plagen des Alters sind an sich schon Bürde genug; unmöglich kann es Verbrechen seyn, diese Bürde zu tragen, eine Bürde, die nicht die Willkühr, sondern das ewig unveränderliche Naturgesetz auflegt. Groß, sehr groß ist dein Unglück. Seit deinem

Ursprung liessest du Jedermann hoffen: du würdest dereinst, wenn gleich niedergedrückt durch jene Bürde, den Schall der Welttrommete vernehmen, und nun ist ein schmäliger Tod dein Loos und dein Verbrechen — dein Alter.

Schon stehst du da — wohin, o Himmel! wend' ich meinen Blick? — schon stehst du da, als ein Verdammter, mit entblößtem, gesenkten Haupte, mit tiefgefurchter Stirn und einer so duldenden Miene, daß sie den härtesten Kiesel schier zum Mitleid bewegen könnte; stehst da, beraubt deiner grünen, bleydurchnetzten Augen, beraubt alles äussern Schmucks. Deine Glieder sinken kraftlos herab, dein Körper bebt, als wüthe Fieberfrost in dir, und dennoch kein Unmuth, kein Sträuben. Welch ein unnachahmliches Beyspiel der Großmuth! sie erhebt dich weit über den größten Weisen der Vorwelt, der willig den Todesbecher leerte. Er, ein schwächlicher Sterblicher, der mit Riesenkraft begabt, die angewandt im Hui deine Feinde zu Boden schmettern würde; wohl stärkte ihn, den Weisen, die rosige Hofnung verklärter Fortdauer, deiner harret gänzliche Vernichtung. Ja, Lieber, post mortem nulla voluptas, (nach dem Tode giebt's keine Freude mehr). Mögen doch die Geweihten über diesen epicuräischen Spruch ihren Feuereifer donnernd ertönen lassen, das Füllhorn künftiger Jubel noch so lieblich schildern! was hilft's dir? dich wird eine traurige Erfahrung lehren, der Tod sey des Daseyns Finale.

Bald wird nun der kommende Wanderer vergebens dich suchen, um an deiner Hoheit sein Auge zu weiden, du

wirst ihm kein Freudenzeichen der bald vollendeten Reise mehr seyn, und der wegeilende Wandrer wird nicht minder vergebens dich suchen beym Rückblick, um dir, vielleicht mit hochklopfendem Herzen, das letzte Lebewohl zu sagen. — Nicht mehr wird beym Erwachen die Sonne mit ihrem Purpurstral lächelnd deine hohe Stirn begrüssen, und nicht mehr beym Niedersinken deine Scheitel lieblich umgolden. — Wohlweislich hatten die Männer der Vorzeit zum Schutz und Schirm dieser Stadt dich erkohren; du soltest den nächtlichen Unholden ein Hinderniß, und den kühnen, nach Beute lüsternen Feinden ein Schrecken und Wehr seyn. Bist du dahin, lieber Nachbar, wer wird uns nun schirmen und schützen? O es kann eine Zeit kommen, mir schaudert, wo wir in den Staub geworfen, deiner gedenken werden. Was du mir warst, davon zeiget mein Klaglied; siehe meine Mitbürger alle stimmen mit ein. Ich traure zwiefach, denn mit dir schwindet meine Wonne dahin, in deiner Umarmung mich der Pracht der guten Mutter Erde zu freun. Und wie mögen nicht jammern und zagen deine hie und dort zerstreuten Brüder. Hart ists, einen Bruder zu verlieren, härter noch das bange Ahnden dem Bruder folgen zu müssen.

Nicht nur Menschen und deine Brüder, armer Nachbar, klagen deinen Verlust; auch die Thiere drücken mannichfach ihren Unwillen über dein Hinscheiden aus, und widerlegen zugleich das Vorurtheil, als sey ihnen die große Gabe des Himmels: Vernunft, in keinem Grade zu Theil worden. Der Vogel der Weisheit, die nächtliche Eule, die

du

du liebreich in deinem Busen hegtest, ist aus ihrem Traume geweckt und in ihren philosophischen Betrachtungen, vielleicht über die vielfachen Gestalten der Aufklärung, vielleicht über Luxus und Freyheitsdrang gestört. Im schmuzigen Negligee schlug diese hochgelahrte Dame beym Erwachen ein Paar übergrosse Augen auf, schüttelte dann ihr träges Gefieder, und erhob sich über ein Kleines voll bittern Unwillen über das so wenig sie achtende Menschengeschlecht, und voll Mißmuth über die ihrem Gedächtniß entfallenen Staatsprojecte, und über ihr und dein Unglück flatternd von dannen. — Deine Höhlungen, diese nie geheilten Wunden, die der alles verheerende Zahn der Zeit dir riß, hatten zween Marder, durch das Rosenband einer glücklichen, sorgenfreyen Ehe vereint — eine jetzt seltene Erscheinung — im ruhigen Besitz. Sie schlummerten; ein nahes, furchtbares Getöse schreckte die Glücklichen auf; sie sahen zu Ruinen stürzen ihre Vorrathshöhle, hörten ihrer Wohnung Krachen; Furcht und Zittern ergriff die zärtlichen Thierchen, man hörte heulen und wehklagen das liebende Paar; doch, um den Tod zu fliehen, suchten sie, nackt wie sie waren, das Weite. — Viele der kleinen schnellfüßigen Diebeswesen und ihrer größern, unverschämtern Halbgeschwister liefen auf und ab, und ab und auf, aber, wie vom Donner gerührt, stutzten sie ob des nahen Rumors, reckten mit gespitzten Oehrchen und hängenden Vorderpfötchen ihre Leiberchen empor, voll Warten der Dinge, die da kommen würden, wieder Gepolter, und verschwunden war das ganze Ratten- und Mäuseheer. — Die Vögel unter dem Himmel begreifen nicht, was dir wiederfährt, ängstlich flatterten sie um

dich

dich her, als fürchteten sie dich zu verlieren; bald werden sie dich vermissen, traurig die Flügel schlagen und einander Klaglieder zwitschern: daß ihre Wohnungen zerstöhrt wären und ihr Beschützer nicht mehr sey. — Selbst die gutmüthige Kuh, da sie über ein neues Thor der Sage nach ihre Verwunderung nicht bergen kann, wird, wenn sie zum Erstenmal nach deiner völlig aufgehobenen Existenz ihres Leibes zu pflegen, mit gewöhnlichem Pflegma wiederum auswandert, über dein Verschwundenseyn stutzen und mit vorgestrecktem Halse brummend ihr Erstaunen und Mißfallen an den Tag legen. — Auch der sanfte, gute Mond, der Liebenden Vertrauter und auch dein Vertrauter, lieber Nachbar, nimmt Theil an deinem Leiden. Sieh! wie er blaß und bleich auf der Himmelsbühne daherschreitet, mitleidsvoll auf dich herabblickt und nun aus Unlust sich hinter den Wolkenvorhang birgt.

So allgemein, o theurer Freund! ist die Sensation, die dein Tod hervorbringt; wahrlich, allgemeiner noch als selbst ein Adamskind der ersten Größe betrauert werden kann. Wie selten wird so sehr das Verdienst erkannt! wahrlich! dies Glück muß dir sterbend noch ein Balsam seyn. Aber, ach! selbst das größte Verdienst ist oft ein Raub der Vergessenheit, und die wärmste Theilnehmung erkaltet in jeglichem Herzen. Bedarfst du also gleich keines Lobredners, lieber Nachbar, da alles was Odem hat, dein Lob lallet und deinen Tod betrauert: so wird doch wenigstens der treuherzige Einfall einiges Danks nicht unwerth seyn, dir in den Annalen der Welt ein bleibendes

Denk-

Denkmaal, wenn gleich unbedeutend zu errichten, damit Mitwelt und Nachwelt eingedenk bleibe deiner Größe, und dieser Gedanke der Unsterblichkeit dich stärke, wenn der letzte Hauch entflieht deiner sinkenden Nase. Nimm, Theurer, diesen letzten Liebesdienst hiermit von mir, deinem Nachbar, deinem Busenfreunde nachsichtsvoll an. Es ist dir nicht vergönnt, zu sehen die helle Thräne des Mitleids in meinem Auge, nun so horch auf mein Schluchzen, auch dies ist eines gerührten Herzens redendes Zeugniß. Füge dich ferner gelassen dem ungünstigen Schicksal, das deines steinernen Körpers Enthüllung, das unerbittlich dein Hinscheiden gebeut; bedenk wohl, daß du des nämlichen Märtyrertodes deines großen Ahnherrn zu Babylon, steinuralten Andenkens, zu sterben gewürdigt wirst und fahre ab in Frieden.

v. Hantelmann.

VII.

Besuch eines Zigeunerpaars bey einem ungewöhnlichen Schuster.

(Fragment aus einem englischen Werke des D. Thomson, welches nächstens unter dem Titel erscheinen wird: Mammuth, oder Darstellung der menschlichen Natur nach dem großen Maaßstabe der Urwelt, in einer Reise mit den Kesselflickern nach den innern Gegenden von Africa; von dem Mann im Monde.)

Ganz anders, als die Begegnung, die mir vom Herzoge wiederfuhr, war die Aufnahme, die ich bey einem Schuster fand, den ich ebenfalls bey Thomas Haders Hochzeit kennen gelernt hatte, und der meine Gattin und mich aufs freundlichste und liebreichste einlud, einen oder ein paar Tage bey ihm in seinem Bauerhäuschen, welches in der Nähe läge, zuzubringen; er hatte einen kleinen Vorrath von Hörnern zu veräussern, aus denen wir Kesselflicker, den Winter über, Löffel und kleine Becher zu machen pflegten.

Sein Haus lag an dem Ufer eines kleinen Landsees, ungefähr eine englische Viertelmeile weit von der Landstraße, die von Carlisle nach Penrith führt, und war übrigens von allen Flecken und Dörfern in der Nachbarschaft wenigstens um eine halbe englische Meile abgelegen. Einige Acker Lan-

Landes, die er gepachtet hatte, das Recht, Aale und andre kleine Fische aus dem See zu fangen, und der Verdienst von seinem Handwerke setzten diesen philosophischen Schuhflicker in Stand, nicht nur für sich mit den Seinigen ganz gemächlich zu leben, sondern auch sogar eine anständige Gastfreyheit zu beobachten. Er trieb nämlich wechselsweise bald die Geschäfte eines Landwirthes, bald die Handthierung eines Fischers und bald das Gewerbe eines Schuhflickers.

Es war des Abends als wir in seinem bescheidenen Wohnsitz ankamen. „Seyd willkommen, liebe Fremdlinge,“ sagte er, „herzlich willkommen in meinem Hause! Aber die Schwelgerey hat in der Welt große Fortschritte gethan seit der Zeit, da sie zuerst das Liedlein gemacht haben;

Es war einmal ein Schuster
Der wohnt' in einem Stall;
Der Stall war sein Visitenzimmer
Und Küch' und Speisesaal.

denn ich habe nicht allein einen Stall, sondern auch eine Küche *) und eine Besuchstube zu Bewirthung eines oder etlicher Gäste. Kommet herein, damit ihr meine Visitenstube zuerst sehet; und was die Küche betrift, so sollet ihr von der Existenz derselben, wills Gott, nach und nach durch eine Appellation an einen andern, als den Gesichtssinn überzeuget werden.“

Ich

*) Wer Fielding's Thomas Jones und Joseph Andrews gelesen hat, weis unfehlbar schon ohne Erinnerung, daß Wohnstube und Küche bey dem gemeinen Volk in Großbritannien eines und eben dasselbe Gemach ist.

Ich stutzte gleich bey dem Eintritt in dieses Besuchzimmer über einen Anblick, der mir augenblicklich zu erkennen gab, daß ich jetzt das unerwartete Glück hätte, nicht nur unter dem Dach eines gastfreyen Wirthes, sondern auch noch dazu eines Philosophen und eines Mannes von eigner Laune aufgenommen zu werden. Ein Menschengerippe von riesenmäßigen Dimensionen stand in einer Ecke des Zimmers und diente einer Wanduhr, die unser gastfreyer Wirth selbst gemacht hatte, zum Gehäuse. Große gläserne Knöpfe, die in die Augenlöcher gesetzt waren und durch die Bewegung des Penduls umgedreht wurden, jagten dem erstaunten Anschauer ein Schrecken ein.

„Das ist das Scelet von meinem Großvater," sagte er; „ich habe es, mit Hülfe eines armen Studenten von Edinburgh zurechte gemacht. Mitten darinnen habe ich hernach eine Uhr angebracht, die uns nunmehr nicht blos zum Stundenweiser, sondern auch zum Memento mori dient. Dieses Scelet nenne ich den Prediger, weil es uns mit seinem Tick-Tack-Schlag und mit dem ernsten Ausdrucke seiner Augen und ganzen Miene manche ernste Predigt hält. Es ereignet sich kaum irgend ein bedenklicher Vorfall und regt sich kaum irgend ein unrechter Affect, daß nicht ein einziger Blick auf den Prediger die glücklichste Wirkung thun sollte."

Wir waren von dem Schrecken, worein uns dieser Anblick so unvermuthet gestürzt hatte noch nicht völlig wieder zu uns selbst gekommen, als eine hübsche junge Frau, mit

einem Kinde auf dem Arme, das etwan zwey Jahr alt seyn mochte, heiter und lächelnd zu uns ins Zimmer kam. So bald sie uns mit ein Paar freundlichen, liebreichen Worten gegrüßt und bewillkommet hatte, hob sie ihr kleines Mädchen an das Scelet hinauf, dessen schrecklichen Mund das Kind mit großer Herzlichkeit küßte und darauf dessen beyde Hände mit den Worten schüttelte: „Dude Nach, Doos-Vade!“ Ein vierjähriger Knabe sagte den Augenblick darauf mit deutlicherer Stimme: „Gute Nacht, Großvater!“

„Das sind unsre Kinder,“ sagte dieser wunderbare Lederkünstler, „auf diese Weise sagen sie ihrem Großvater alle Abende gute Nacht und bieten ihm alle Morgen einen guten Morgen. — Der alte Mann, den Ihr da im Garten noch so spät beschäftigt sehet, ist mein Vater. Wenn er einmal mit Tode abgegangen seyn wird, will ich ihn dem Prediger an die Seite stellen, und dann soll er einem Maschinenwerke, das ich selbst erfunden habe, und das einige feyerliche Kirchengesänge spielt, zur Einfassung dienen — und so nach wird er alsdann bey der Familie den Vorsänger oder Organisten machen. Ich versichere Euch, die Gewißheit, daß er nicht in dem kalten, finstern, stillen Grabe verscharret, aller Gesellschaft und des erfreulichen Sonnenlichtes beraubet werden, sondern Tag vor Tag ein Zeuge von allem, was in seiner Familie vorgeht, seyn, und von seiner Nachkommenschaft immer noch umarmt werden soll, erhält ihn, sogar unter der Last von beynah achtzig Jahren, bey seinem gewöhnlichen frohen Muth.“

„Es war eine herrliche Kunst, welche die Egyptier verstanden, daß sie Mumien machen oder die Todten einbalsamiren konnten. Wir sind in der Kunst, Mumien zu machen gegen die Egyptier bloße Kinder. Selbst unser großer Doctor Hunter würde in dieser Kunst von jeder alten Krankenwärterinn in Egypten beschämet worden seyn. Weil die Einbalsamirungskunst nicht ganz ausser aller Verbindung mit der Ledergärberey steht, (denn wir gärben und bereiten unser Leder selbst) so habe ich mir eine beträchtliche Menge Bücher über diese Materie angeschaft, und habe mir auch ganz hinten im Garten ein kleines Laboratorium zugelegt, in dem ich dann und wann, mit Hülfe meiner Brüder, einige Versuche mache. Ich gebe auch gar nicht alle Hofnung auf, daß entweder ich selbst, oder wenigstens einige von meinen Nachkommen den Tag noch erleben werden, da die Einbalsamirungskunst in unsrer Familie eben so gut verstanden werden wird, als sie jemals im alten Egypten verstanden worden ist.“

„Dieses Bestreben,“ fuhr der Fürst der Schuster fort, „wird in Euren Augen vermuthlich nicht wenig sonderbar und grillenhaft aussehen, zumal da bloße Gerippe nicht die geringste Empfindung, weder vom Guten noch vom Bösen, haben. Aber mag's doch: wenn es nur zu einem guten Zwecke dient, so verdient es immer große Entschuldigung. Wir lassen uns ja ohnehin von der Vernunft nicht immer beherrschen; ja, wir lassen uns von ihr in Wahrheit nur zu wenig leiten. Die Blendwerke der Einbildung thun uns großen Schaden, und wenn wir uns durch ein

solches Täuschungsmittel ein bischen Glückseligkeit erträumen können; so ist es ja wohl nicht unrecht, daß wir es thun."

"Die alten Poeten," setzte dieser gelehrte Lederarbeiter hinzu, "welche meistens Pythagoräer waren, hatten den Glauben, daß die Seelen, sie mochten nun gut oder böse seyn, nach dem Tode über ihren Leibern schwebten, so lange diese noch im mindesten Grade frey von Verwesung und Zerstreuung ihrer Theile blieben. Wenn Servius, der Commentator Virgil's, die Worte in der Aeneide erklärt, wo die Rede vom Leichenbegängnisse des Polydorus ist —

— — — — Animamque sepulcro
Condimus, et magna supremum voce ciemus, —

so sagt er, die Seele bliebe bey dem Leibe, ja sogar bey der Asche desselben, so lange sie noch das geringste Ueberbleibsel davon wahrnehmen könnte. Diese Vorstellung ist so äusserst natürlich, daß sie sich dem Gemüth aufdringt und immer wiederkömmt, wenn wir uns schon mehrmals viele wiederholte Mühe gegeben haben, sie aus unsern Gedanken zu vertreiben. Insonderheit sind die rohern Stämme des menschlichen Geschlechtes durchaus nicht vermögend, eine völlige Trennung der Seele vom Leibe zu begreifen. Der Leib liege auch wo er immer wolle, so wird ihm, nach ihrer Meynung, die Seele mit allen ihren Affecten und Neigungen immer noch anhängen. Deswegen setzten sie sogar Lebensmittel in die Gräber ihrer verstorbenen Freunde. Und daher rührte auch obendrein aller Wahrscheinlichkeit nach, der bey

allen

allen noch so rohen Völkern durchgängig herrschende Gedanke von der Unsterblichkeit der Seele, und der allgemeine Glaube an eine künftige Auferstehung von den Todten."

„Eben um die Seelen abzuhalten, daß sie sich nicht zeitiger nach andern Orten wenden möchten, balsamirten die Egyptier ihre verstorbenen Anverwandten so mühsam und sorgfältig ein. Myrrhen und andre Specereyen, nebst Bandagen von feiner Leinwand in wohlriechende Harze getunkt, machten die entseelten Leichname der Egyptier so hart, als ob sie von Marmor gewesen wären."

„Ich kann mich" sagte mein ehrlicher Schuster, „nicht enthalten, der Meynung zu seyn, daß euer Landsmann der Lord Monboddo,*) seine Zeit nützlicher zubringen würde, wenn er die alten griechischen Bücher durchstänkerte, und darinnen Nachrichten von der verlohren gegangenen Einbalsamirungskunst, dieser Herzstärkung wider den Tod, auftriebe, als daß er sich, wie er bisher gethan hat, lächerlich macht, da er uns alle Ungereimtheiten des alten Egyptens als Evangelien vorpredigt und sogar die albernen Meynungen des Pöbels in Egypten mit den philosophischen Lehren des Landes vermengt. Es ist doch recht wunderseltsam, daß die Menschen immer den Absichten der Natur entgegen handeln wollen.

*) Man kennt diesen gelehrten Schotten auch in Deutschland aus seinem seltsamen Werke von dem Ursprung und Fortgange der Sprache, in E. A. Schmidts abgekürzten Uebersetzung, Riga 1784 in zwey Octavbänden. U.

wollen. Wenn es irgend einen Gelehrten giebt, der dazu gemacht war, Ziegel und Steine zusammen zu tragen; so ist es Lord Monboddo: aber er will durchaus keine geringere Rolle spielen, als den Baumeister zu machen. Was treibt er denn jetzt?" —

„Da er schon vorher bewiesen zu haben glaubt," versetzte ich; „daß alle menschliche Wesen vier Seelen haben, so beschäftigt er sich nunmehr mit Durchstänkerung der Denkmäler des Alterthums, um aus der egyptischen Weisheit darzuthun, daß die Katzen, wie unter dem gemeinen Volke die Rede geht, neun Seelen haben sollen: denn da es bey albernen Weibsleuten immer heißt, die Katzen hätten ein zähes, neunfaches Leben; so wollen Seine Herrlichkeit, mittelst Ihrer tiefen Kenntniß des Griechischen, zeigen, daß man eigentlich sagen solte, die Katzen hätten neun Seelen, und eben daher rührte auch die Verehrung, die im alten Egypten diesen Thieren wiederfahren ist." —

„Wahrhaftig," sagte mein gastfreyer Wirth, „er thäte besser, wenn er seine Mühe auf Erforschung der Mumiensache wendete." —

„Ja wohl," war meine Antwort; „ich glaube sogar, er würde seine Zeit und Mühe besser anwenden, wenn er die Felle der Katzen gärbte, als da er sie auf lächerliche Untersuchungen über die Seelen der Katzen verschleudert. Aber wie Diogenes durch seine Seltsamkeit und grillenhaften Einfälle der Vater einer Philosophenschule unter dem Namen des Cynikers oder Hundes würde, so hoft Monboddo

boddo vermuthlich, der Heerführer einer Secte unter Benennung der Katze zu werden."—

„Bey alledem," sagte der Schuster, „ist mir doch lieb zu hören, daß der Verstand eines sonst so ehrlichen und guten Mannes immer noch gesund genug ist, daß man ihn wie vor und nach kann auf der Richterbank sitzen lassen."—

„Ja," erwiederte ich; „er ist in Schotland ein redlicher Richter zwischen einem Menschen und dem andern, weil er gegen alle seine Landsleute, gegen einen wie gegen den andern, völlig gleiche Verachtung hegt. Eben deswegen verwaltet er zwischen diesen geringen Sterblichen die Gerechtigkeit auf eben die Art, wie ein Schulmeister über die Klagen, die seine Schuljungen gegen einander anbringen, immer ein gerechtes Urthel spricht. Würde er sich aber wohl bey dem Character eines gerechten Richters behaupten, wenn es möglich wäre, daß ihm eine Sache zu entscheiden übergeben würde, bey welcher Lord Kaims und Hume die Kläger, Philoponus hingegen und Pythagoras die Beklagten wären?"

„Laß es gut seyn," sagte der gutmüthige Schuster; „laß es nur gut seyn; du machst es mit dem armen, schwachen Manne zu arg; denn du wirst doch wohl zugeben müssen, daß er für die Zigeuner immer ein gütiger Richter seyn würde?"

Ich gab also dem Gespräch eine andre Wendung und erinnerte meinen Wirth, „der Gebrauch die Todten einzubal-

balsamiren, würde zwar auf einer Seite die Banden der Blutsfreundschaft in seiner Familie verstärken, aber auch dafür die Familie in gleicher Maaße von der ganzen übrigen Welt entfremden."

„Ja, das kann geschehen," versetzte er, „wir können in der Folge leicht einer von den Casten in Ostindien ähnlich werden, die immer einerley Gewerbe treiben. Dadurch können wir freylich wohl vortrefliche Schuster werden; allein damit nicht die Gemüther meiner Nachkommen durch den unveränderlichen Mechanismus einer einzigen Beschäftigung hingerissen werden, so mache ich's zur Regel, daß sich keiner von uns jemals in einer Stadt setzen, sondern ein jeder mit unserm Gewerbe zugleich die Handthierungen der Landwirthe, der Fischer und der Gerber treiben soll."

Auf diese Art setzten wir unser Gespräch fort, bis der Prediger ausrief, daß es neun Uhr wäre.

Nun kam der alte Mann aus dem Garten mit einem großen Vorrathe von mancherley Sallat; und nun wurden Buttermilch, Käse, Butter und Schlappermilch auf einen großen Tisch von Tannenholz aufgetragen, der nach jedweder Mahlzeit in dem anliegenden Ste gewaschen ward, und der durch die Wiederholung dieser Operation so weiß geworden war, wie Papier. Es ward auch Wasser vor die Hausthüre in einem großen hölzernen Troge gebracht, worinnen sich jedermann von der Familie die Hände wusch.

„Das ist kein abergläubischer Gebrauch bey uns," sagte der Schuster;" sondern wir thun es theils zur Gesundheit,

und

und theils der Reinlichkeit wegen. Dann und wann unterlassen wir auch diese Ceremonie, wenn wir allein beysammen sind; aber da wir mit Leder, und Oel, und Talg umgehen, möchten wir doch auf alle Fälle nicht gern Fremden einen Anstoß geben."

Hierbey geriethen wir in ein Gespräch über die Pharisäer, die sich ebenfalls die Hände wuschen, ehe sie sich zu Tische setzten; ein Gebrauch, der auch unter den Zigeunern, und in der That bey den mehresten Völkern des Morgenlandes eingeführt ist.

„Ich glaube," sagte der Schuflicker, „daß sich der Ursprung dieser Gewohnheit lediglich davon herschreiben mag, weil die Leute in den Morgenländern mit den Fingern, ohne Messer und Gabeln zu brauchen, und meistens aus einerley Schüssel essen."

Um diese Zeit traten wir wieder in das Haus; und siehe da, ein gebratenes Ferkel stand rauchend auf dem Tisch, und dabey noch eine große Schüssel voll gedämpfter Aale.

„Da hast du nicht wohl gethan, mein Kind," sagte der Schuflicker. „Das Ferkel hätte um vier Schillinge verkaufet werden können; und wenn du ja ein Lüstgen hattest, einen tollen Streich damit zu machen, daß du eine Freygebigkeit affectirtest, die über unsre Vermögensumstände geht; so würdest du doch auf alle Fälle besser gethan haben, das Ferkel erst morgen zur Mittagsmahlzeit zu braten. Die Aale hätte ich, da wir einmahl Gäste haben, noch hingehen lassen."

Noch war das Tischgebeth nicht verrichtet; und wir standen noch in der Stube, und plauderten mit einander. „Gehe doch eins hinaus und rufe meine Brüder,“ sagte der Schuster.

Darauf kamen zween Jünglinge von bescheidener und aufrichtiger Miene in die Stube, und bezeigten mit wenigen Worten ihr Vergnügen uns zu sehn, und ihre Bereitwilligkeit, uns zu dienen.

Nächstdem wurde nach dem jungen Burschen gerufen, der die Kühe, die Schweine, und einige Schaafe hütete, die auf einem nahe liegenden Anger weideten. Es kam auch ein junges Mädchen herein, welches der jungen Hausmutter in ihren häuslichen Verrichtungen an die Hand gieng.

Der Haushund, ein sanftes und gegen jedermann freundliches Thier, ward herein gelassen. Er blieb bey der Stubenthüre sitzen, und bezeigte sein Wohlgefallen an unser aller Glückseligkeit durch Blicke und stumme Gebehrden. Die Katze saß schnurrend unter dem Tisch.

In eben dem Augenblicke kamen zwo Kühe brüllend in den Hof; die Schweine liefen von ihren Trögen; aber das Federvieh war schon lange vorher zur Ruhe gegangen. Den Kuhen, die hier als eine Art von Hausgöttern gehalten wurden, legte man Klee, den Schweinen und Kaninchen hingegen Körner, nebst Wurzeln und einigen Abfällen aus der Küche vor.

Unser

Unser guter Wirth (das muß ich noch nachholen) wies an die Wanduhr, da sie Neune schlug. Jedermann richtete die Augen steif auf dieses Memento mori; und nunmehr, da selbst die Thiere im Hause darauf zu warten schienen, daß ihnen Gott ihre Speise gäbe, fieng sein jüngster Bruder an, statt eines Tischgebethes mit ehrfurchtsvollem Tone, gerührter Miene, und seelenerhebender Stimme den 104. Psalm vorzulesen.

Die kleine Gruppe von Hausthieren, das Beysammenstehn lebender Geschöpfe, welches den Augen auffiel, gaben folgenden Ausdrücken dieses göttlichen Gesanges unbeschreiblichen Nachdruck: „Du lässest Brunnen quellen in den Gründen, daß die Wasser zwischen den Bergen hinfließen, daß alle Thiere auf dem Felde trinken, und das Wild seinen Durst lösche. — Du lässest Gras wachsen für das Vieh, und Saat zu Nutze der Menschen. — Die jungen Löwen brüllen nach Raube, und suchen ihre Speise von Gott. — Der Mensch geht aus an seine Arbeit und an sein Ackerwerk bis an den Abend. — Es wartet alles auf dich, daß du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit. Wenn du ihnen giebst; so sammlen sie: wenn du deine Hand aufthust, so werden sie mit Gutem gesättigt. Verbirgst du dein Antlitz, so erschrecken sie. Du nimmst weg ihren Odem, so vergehen sie, und werden wieder zu Staube. Du lässest aus deinen Odem, so werden sie geschaffen; und du verneuerst die Gestalt der Erde.“ —

Ich konnte mich nicht enthalten, in Gedanken eine Vergleichung zwischen diesem Tischgebeth und den kurzen, oft

sinn-

sinn- und gedankenlosen Stoßgebethen anzustellen, die nicht selten bey den Tafeln brittischer Großen von kleinen, geschniegelten Hauskaplänen, von Doctoren der Theologie in dickhaarigen Wolkenperüken, und von Prälaten der englischen Kirche in feinen weißen Schleyerermeln, mit leiser und eiliger Stimme hergeschnattert werden. Wären dergleichen Hierophanten bey dem Tischgebethe des Schuflickers zugegen gewesen, so würde ich mich bey den Empfindungen, die sich damals in mir regten, nicht haben enthalten können, ihnen ins Gesicht zuzurufen: „Höret doch einmal hieher, ihr Priester vom Handwerke! höret doch da ein Tischgebeth, das gewiß besser ist, als die Gebethe, die gemeiniglich zu York, oder zu Lambeth, oder in irgend einem der Speisesäle zu Oxford oder Cambridge verrichtet werden."

Der alte Vater saß an dem einen Ende des Tisches, und der Schuster, unser gastfreyer Wirth, am andern. Das junge Mädchen wartete bey Tische nicht auf, sondern saß mit am Tisch, und dies that auch der junge Bursche, der das Vieh hütete. Unsre schöne Wirthin bediente uns selbst; und erst nachdem wir unsern Appetit zum Essen und Trinken völlig gestillt hatten, setzte sie sich zu uns, und genoß mit großer Sittsamkeit und Genügsamkeit etwas von dem, was wir andern in den Schüsseln übrig gelassen hatten.

Als wir uns zu dieser Abendmahlzeit niedersetzten, sagte der Schuflicker: „Da dieses Ferkel nun einmahl gebraten und angerichtet ist, so solte ich Euch wohl, nach der herrschenden Mode der Gastfreyheit, recht herzlich bitten, reichlich davon zu essen und es nicht zu sparen. Aber ich glaube

in

ist Wahrheit, wir thun alle zusammen bey weitem besser, wenn wir die Foderungen der Natur, zumahl in einer so späten Abendstunde, mit Gartengewächsen und mit dem Milchgeschenk unsers Gottes befriedigen. Die Süßigkeit des Schlummers und die himmlische Zauberkraft der Träume, die nach mäßiger Arbeit und nach einer Mahlzeit von Gartengemüsen folgen, gewähren eine Wollust, von der sich die üppigen Fleischesser und die Liebhaber von starken Getränken gar keinen Begrif machen können. Also, ihr göttlichen Fremdlinge, (denn Fremdlinge kommen von Gott,) bitte ich Euch, esset diesen Abend nicht zu viel von diesem Thiere, (denn ich und meine Gattin hatten uns schon mit dem besten Willen darüber hergemacht) und langet dafür recht reichlich von den Sallatschüsseln zu. Hier ist guter Vorrath von Butter, die ganz frisch aus dem Milchkeller kömmt; da ist auch Schlapper, und Buttermilch, ein Essen und Trinken für Könige."

„Gut, ich sehe wohl," fieng er bald wieder an, „Ihr wollet Euch in Eurem Appetit nach dem Ferkelbraten nicht irre machen lassen. Und weil es denn so ist; so lange da, Töffel, den Schlüssel zum Bierkeller von der Wand, und hole uns ein Quart Octoberbier herauf. Fleischspeisen zu verdauen, erfordert nothwendig ein gegohrnes Getränke. — Wohlan, da meine Gäste mir nicht beystimmen wollen; so will ich, der Gesellschaft zu Liebe, auch einmahl mit thöricht seyn, und meiner Gesellschaft zu Ehren einen angenehmen Traum in die Schanze schlagen. Gebet mir einmahl die Aale herüber," — von denen er auch dann mit gutem Appetite zu essen anfieng. Der junge Hirte, meine Gattin

und ich waren und blieben indeß die einzigen Tischgäste, die von dem Schweinsbraten aßen.

„Ihr werdet Euch wundern," sagte der Schuster, „daß ich, vor den Augen und Ohren meiner Gäste, eine solche Neigung zum Sparen nicht nur verrathe, sondern sie sogar gerade zu als eine Lebensregel behaupte. Aber ich bitte Euch, nur zu erwägen, daß dieses nichts weniger, als ein Beweis von einsamer, selbstsüchtiger Verschlossenheit, sondern gerade vom Gegentheil ist. Mir kömmt es ungereimt vor, daß die Menschen alles Rechnen, alle Rücksicht auf wirthschaftliche Haushaltung gerade dann aus den Augen setzen sollen, wenn an wirthschaftlicher Haushaltung am meisten gelegen ist; ich meyne, wenn die Familie eines Hausvaters auf einige Zeit vermehret wird. Wer sich bey Gelegenheit eines Besuchs von Fremden der Verschwendung schuldig, und deshalb größern Aufwand macht, als es sein Vermögen leidet, der schlägt damit gerade den sichersten Weg ein, alle Gäste aus seinem Hause zu bannen. Bleibt man aber, wenn Fremde im Hause sind, völlig ungestört bey seiner einmahl eingeführten Ordnung; lebt man mit seiner gewöhnlichen Frugalität fort, meidet man alle Ueberspannung, und erwirbt man sich die Liebe und das gute Zutrauen der Fremden durch natürliche und aufrichtige Offenbarung der innern Regungen und Gesinnungen seines Herzens: so ist dies der sicherste Weg, sie auf sehr lange Zeit bey sich zu erhalten. Denn durch eine solche Begegnung werden sie überzeuget, daß man in seiner Ordnung und gewohnten Einrichtung nicht gestört ist, daß uns unsre Manier, sie zu bewirthen, in keinen größern Aufwand

wand stürzt, als den wir ohne Beschwerlichkeit aushalten können; und daß sie von Herzen willkommen sind."

„Was nächstdem die Gesundheit und das Vergnügen bey einer mäßigen Lebensart betrift," fuhr unser Wirth fort, „so ist beydes ohne allen Vergleich größer, als wenn man schwelgt, wie ein fetter Rathsherr. Noch dazu wird auch das Gemüth, es liege nun die Ursache dazu, worinnen sie wolle, durch vegetabilische Speisen bey mehrerer Heiterkeit erhalten, als durch Fleischspeisen. Dieses läßt sich gar leicht aus der Kraft darthun, welche der Wein hat, die Phantasie in Bewegung zu setzen, und beynahe göttliche Verknüpfungen der Einbildung, wie aus einem Feuerstahle zu schlagen. In der That würde ich dann und wann, wenn ich's bezahlen könnte, ein Glas Champagnerwein zu mir nehmen, sofern ich nur nicht befürchten dürfte, daß ich mir's zur Gewohnheit machen möchte, mich zu berauschen. Kein Fisch, kein Fleisch, kein Geflügel begeistert einen Menschen zu großen Anschlägen, oder spornt ihn zu edlen Thaten; das thun nur die Säfte von Früchten, welche die Hand der Natur bereitet hat, die immer und allenthalben gelinder, langsamer und ausnehmend feiner in ihren Operationen ist, als die Hand der Kunst."

Da ich nach dem Abendessen noch eine Schleifkanne Bier mit diesem ausserordentlichen Philosophen trank; so erfuhr ich alsdann erst, daß ihn sein Vater, der ebenfalls ein Schuster war, in seinen Knabenjahren einmal auf eine Zeit lang zu seinem Oheim ins Haus gethan hatte; einem guten,

wackern Manne, der als Schulmann zu Galloway stand, und von dem er nicht nur etwas Latein lernte, sondern auch eine unüberwindliche Neigung zum Lesen, Forschen und Nachdenken annahm; daß die drey Brüder hernach in ihres Vaters Hause die Gewohnheit aufbrachten, daß einer von ihnen etwas vorlas, indem die beyden andern mit der Ahle arbeiteten, und hierinnen wechselsweise einer den andern ablöste; daß sie nur eine kleine Anzahl von Büchern, aber auch Bücher von der vortreflichsten Art lasen; und dies, weil es, sowohl in Absicht auf Anwendung der Zeit, als auch in Ansehung des Aufwandes an Geld und für die Bildung des Verstandes der wirthschaftlichste Plan war, — indem sie das Lesen weniger guten Bücher mit Rechte für den richtigsten Weg hielten, sich gründliche Einsichten zu erwerben. Sie waren auch vielfältig eingeladen und gebeten worden, nach Carlisle, nach Newcastle, nach Manchester und nach Liverpool zu kommen und sich da niederzulassen, hatten aber allen diesen Anträgen widerstanden, weil sie überzeugt waren, daß ein Landleben, wie sie es führten, nicht nur das unschuldigste, sondern auch das glücklichste Leben wäre.

Unser Wirth behauptete schlechterdings, alle natürliche Regungen der Menschheit und darunter auch die feinsten Gefühle, wären auf dem Lande am mächtigsten und wirksamsten, besonders die Liebe zwischen Eheleuten und zwischen Eltern, Kindern und andern Blutsverwandten; eine Liebe, die in Städten, zumal in großen und volkreichen, nur zu sehr abgestumpft würde, weil sich da die Aufmerksamkeit, die Einbildungskraft und die Neigung der Männer

zu

zu leicht unter mehrere Personen vom andern Geschlechte theilten.

„Wenn die Menschen in volkreichen Städten leben wollen,“ sagte er, „so solten die Weibsleute, wie in Asien, in Harems eingesperrt werden. Ich habe mir sagen lassen, die vornehmen und galanten Leute in London hätten kein angelegentlicheres Geschäfte, als die Weibsleute zu verführen; und die Weibsleute selber thäten sich nicht wenig darauf zu Gute, wenn sie für würdig geachtet würden, Gefäße zu Unehren für die Mannsleute zu seyn.“ — Es war indessen eine Miene von seltsamer Grille in allem, was dieser seltsame Mann that, so wie eine Miene von Verstand in allem, was er sagte.

Mitten unter dieser Unterredung nach Tische ward eine mephitische Luft gespürt, wegen deren Entstehung der Hund, der bey der Thüre saß, in Verdacht gerieth, daß er der chemische Erzeuger davon gewesen sey. Jederman gab seine Stimme zu dem Urthel, daß er, wie in solchen Fällen gewöhnlich ist, auf der Stelle zur Thüre hinausgejagt werden solte. Unser Wirth allein war andrer Meynung. „Nein,“ sagte er, „er soll nicht hinaus; er soll hier bleiben, und diesen Gestank eben so gut als wir mit einschlucken helfen.“

Doch ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle die klugen Gedanken und Worte sowohl, als die seltsamen und wunderlichen Einfälle dieses philosophischen Schuhflickers herzählen wolte. Ich will mich also begnügen, zu sagen,

daß wir drey Tage nacheinander von ihm bewirthet wurden, und zwar hauptsächlich auf den Fuß der Pythagoräer; *) dies heißt mit Gartengewächsen und Milch in allen ihren Modificationen.

Meine Gattin gesellte sich während dieser Zeit zu seiner Frau, mit der sie Schusterdrath spann; und ich war mit meinem Wirthe theils bey der Feldarbeit und theils bey der Fischerey im See beschäftigt. Abwechselnde Arbeit und Erholung, Freundschaft und Menschenliebe ohne alle Mischung von Täuscherey, Freymüthigkeit, seine Gedanken heraus zu sagen, eben so wenig beschränkt durch irgend jemands Ansehen, als durch irgend einen herkömmlichen Gebrauch, und dies in einer kecken und mannigfaltigen Landschaft, die den Menschen freyen Spielraum zu geben schien, ungestört Othem zu holen und nachzudenken und die mittelst der natürlichen Gränzen, welche ihr eine mannigfaltig abgeänderte Gestalt gaben, einem jeden zu sagen schien, „hier wähle deinen Weg selbst," — alle diese Umstände machen meinem Herzen die nordwestlichen Gegenden von England noch jetzt lieb und werth; und Cumberland ist hingegen in meiner Seele wie in seiner natürlichen Lage, nächst meinem Geburtsorte bis auf den heutigen Tag eine heulende und wüste Wildniß in den schottischen Hochlanden. —

Drey

*) Es ist noch ungewiß, ob die Pythagoräer Milch genossen, wiewohl es wahrscheinlich ist, daß sie dieses thaten: und sie würden es unfehlbar nicht haben Umgang nehmen können, wenn das Land, worinnen sie lebten, nicht Oel in Menge getragen hätte.

Drey Tage nacheinander genossen wir, wie gesagt, bey dem Schuhflicker die glücklichste Zeit, die ich seit dem Zeitpuncte, da ich zu den Jahren der Vernunft gekommen bin, zugebracht habe. Aber des Morgens am vierten Tage gaben wir unser Vorhaben zu erkennen, wieder abzureisen, nachdem ich des Abends vorher ungefähr ein hundert Stück Ochsen- und Kühhörner von ihm gekauft hatte.

Wir wolten eben Abschied nehmen, als uns der Schuster ersuchte, „nur noch eine halbe Stunde zu verweilen, um Theil an einer Gerichtssitzung zu nehmen, und Zeugen bey einer Strafe zu seyn, die wie er fürchtete, in seinem Hause würde statt finden müssen.“

Sein Sohn hatte nämlich einen kleinen Kuchen, den meine Gattin mitgebracht hatte, mit Gewalt seiner kleinen Schwester genommen, die nun darüber weinte, und hatte sich, wie ältere Leute wohl auch thun, hinter einer Freystatt von Lügen zu verschanzen gesucht. Die ganze Familie im Hause machte mit uns ein Geschworen-Gericht *) aus. Sein Vater und seine Mutter trugen jeden Umstand vor, der zu seiner Defension, und nachdem der Knabe gleichwohl überwiesen worden war, zur Verringerung seines Verbrechens gereichen konnte; allein das Urthel fiel endlich doch dahin aus, daß der Knabe gegeisselt werden solte.

Jedoch übernahmen weder der Vater noch die Mutter, weder einer von seinen Oheimen, noch sonst jemand von den Verwandten oder Bedienten, wie sonst wohl gewöhnlich ist, den

*) a Jury.

den Dienst, das Urthel zu vollstrecken. Vielmehr schickte die Familie ausdrücklich nach einer alten Frau, die in einem einsamen Hause auf der Nachbarschaft wohnte, und die in der Gegend für eine Hexe gehalten wurde. Diese alte Sibylle geisselte denn auch den Knaben recht derb durch; da indessen alle Anwesenden das herzlichste Mitleiden mit seinen Schmerzen zu haben schienen.

„Auf diese Weise," sagte unser Solon, „wünsche ich die kindliche Liebe bey meinen Kindern zu unterhalten und zugleich ihren Gemüthern jetzt, da sie noch jedes Eindruckes fähig sind, die Erkenntniß einzuprägen, daß Laster und Leiden, sowohl der Natur nach, als von Rechtswegen miteinander zusammenhängen. Eine Züchtigung der Kinder, die von Seiten der Eltern in der Hitze des Zornes vorgenommen wird, erregt leicht mehr Widerwillen gegen die Eltern, welche dergleichen Züchtigung üben, als ernstliche und fortdauernde Reue über den begangenen Fehler. Wird aber auf die Art gestraft, wie ich's in meinem Hause eingeführt habe; so bringt dieses einen Haß gegen die Ursache der Strafe mit sich, — da indessen die natürliche Kindesliebe zu den Eltern und Lehrern dadurch, daß sie so wohl Richter als Vollstrecker der zuerkannten Strafe zu Hülfe nehmen, nicht nur nicht geschwächt, sondern eher verstärkt wird."

Ehe wir uns noch trennten, gieng unser guter Wirth mit ganz ernsthaftem Wesen zu dem Stuhl, auf dem die Zigeunerkönigin saß, und streckte mit ungemeiner Feyerlichkeit und wohlwollender Gutmüthigkeit in der Miene, indem er

mit

mit dem einen Fuße niederkniete, seine Hand nach dem Saum ihres gestickten Unterrockes aus, den er aufhob. Sie erschrack über dieses seltsame Beginnen, und ich selbst wunderte mich, was er vorhätte, als er zuerst eine, und dann auch die andre von ihren Schuhschnallen anfaßte, ihr ganz bedächtig beyde Schuhe auszog und sie nun auf's genauste besah, ob sie nicht etwan das Ausbessern nöthig hätten, welches sich denn auch an dem einen wirklich fand. Es ward auf der Stelle ein neuer Fleck auf den Absatz gelegt. Meine Schuhe wurden auf gleiche Art sorgfältig besichtiget; aber es fand sich, daß sie überall ganz und unversehrt waren.

„Es hat uns ein göttlicher Lehrer, (den ich aufs tiefste verehre, ob ich mir gleich aus den Lehrern, die sich für seine Nachfolger ausgeben, nicht viel machen kann,)“ sagte er, „die Ermahnung gegeben, daß wir einer dem andern die Füße waschen sollen.“—

„In den östlichen Ländern,“ fuhr der Schuster fort, „trugen die Leute, statt der Schuhe, gewöhnlicher Weise Sandalien oder bloße Sohlen ohne Oberleder, die über dem Fuße mit Riemen geschnürt wurden, und die also die obere Seite des Fußes blos, den Staub und aller Beschwerlichkeit eines heißen Climas ausgesetzt ließen. Deswegen war denn das Fußwaschen für die Einwohner jener Länder eine recht gut angewendete und sehr angenehme Erquickung. Da wir aber hier zu Lande ganze Schuhe tragen; so erkläre ich mir den Text, wie er sich auf einen Mann unter meinen Umständen und von meiner Handthierung anwenden läßt,

auf diese Art: sieh den Fremden nach den Füßen und gieb Acht, ob ihre Schuhe des Ausbesserns bedürfen.“ —

Wir geriethen hierüber in ein Gespräch von dem Alter und Werthe des Schuhmacherhandwerkes. In den heiligen Schriften der Europäer ist der ausstudirte Putz, womit üppige Frauenzimmer ihre Füße schmücken, sorgfältig angemerkt; und bey den asiatischen Völkern ist bis auf den heutigen Tag das schönste, was man an einem schönen Frauenzimmer zu sehn bekömmt, ihr Fuß. Und man kann mit Wahrheit sagen, obgleich das Gesicht der Ort ist, wo die speculativische Liebe zur Schönheit anfängt; so springt sie doch wie andre Affecten, von einer Extremität auf die andre, vom Kopfe bis zu den Füßen.“

„Die Griechen,“ sagte ich, „welche die Väter aller Künste und Handwerke, wenigstens für die Abendländer waren, hielten, meines Erachtens, die Schuhmacherkunst in großen Ehren. Denn Sokrates und andre Philosophen Griechenlands nehmen viele, ja ich kann wohl dreist sagen, die mehresten ihrer Vergleichungen, in denen sie sich auf mechanische Kunst bezogen, vom Schuhmacherhandwerk her.“

„Ja, das thaten sie,“ sagte er, „und in Vergleichung gegen ihre barbarischen Nachbarn waren sie auch gute Schuster. Homerus beschreibt es uns als einen in die Augen fallenden, characteristischen Zug an den griechischen Stämmen, die zu der Belagerung von Troja auszogen, daß sie votrefliche Stiefeln trugen. In der That kann man auch

aus der Nettigkeit der Schuhe, die ein Fremder trägt, auf den Fortgang der Künste bey dem Volke schließen, zu dem er gehört; und dieß mehr und sicherer, als aus irgend einem andern von seinen Kleidungsstücken. Wilde Völker haben gar keine Schuhe; bey ihnen sind die Extremitäten des Leibes, der Kopf und die Füße, als die Theile, die am weitesten von den empfindlichsten und eigentlichen Lebenstheilen abliegen, gerade die letzten Glieder, an deren Bekleidung sie denken. Die Bergschotten, die in den entlegensten Theilen der Hebridischen, Schetländischen und Orkneyinsuln wohnen, zum Exempel die Macraer und die Macgillichoner haben weder Schuhe noch Mützen; und andre haben blos plumpe Holzschuhe, die mit rohen Thierfellen überzogen und mit ledernen Riemen angeknüpft werden.“

„Das ist wahr genug,“ fiel mir unvermuthet der alte Vater ins Wort, (dessen Liebe zur Geschwätzigkeit, da er an unsrer gelehrten Unterredung freylich ganz und gar nicht Theil nehmen konnte, größten Theiles dadurch erschöpfet wurde, daß er mit den Kindern plapperte;) „ich erinnere mich der Macraer noch, da sie, es war Anno 1745, in ganzen Schwärmen aus den Hochlanden herunter kamen. Manch liebes mal,“ fuhr er fort, „habe ich meinen Sohn da mit ihnen zu fürchten gemacht. Die alten Kinderwärterinnen erdachten ein gar nützliches Mährchen, daß die Macraer die Gewohnheit hätten, böse Kinder aufzufressen, und das prägten sie den Kleinen ein. Es gab auch nichts an der Kleidung der Sassenach, (denn das ist der Name, den sie uns Engländern beylegten,) wonach sie so lüstern gewesen wären, als nach unsern Schuhen.“

„Ich erinnere mich noch," setzte er hinzu, „einer hübschen Historie von dem alten Pfarrer Bray, die er mit ihnen hatte. Der Pfarrer wolte von einem Kindtaufsschmause, spät in einer schönen Octobernacht, bey hellem Mondscheine, mit tüchtig begossener Nase, nach Hause gehn, fiel aber, ehe er noch seine Heymath erreichen konnte, mit seiner Perüke auf dem Kopf, und mit dem Kopf auf einem Ameisenhaufen, an der Gemeindeweide, die am Fußsteige liegt, in tiefen Schlaf. In der Nacht kamen Diebe über ihn, die ihm die silbernen Schnallen aus den Schuhen, und die Uhr aus der Tasche nahmen, aber doch die Schuhe ließen. Des folgenden Tages gieng der Pfarrer zu dem Hauptmanne der Macraer, und bat ihn, daß er doch eine Visitation unter seiner Mannschaft nach seiner Uhr und den Schnallen anbefehlen möchte." „O! sagte der Macraer-Hauptmann, es kann keiner von meinen Leuten gewesen seyn, der die Sachen genommen hat, die Sie vermissen; denn ein wahrer Macraer würde Ihnen die Schuhe genommen, und Ihre Uhr gelassen haben." Damit fieng der alte Crispin an, über seine Historie aus vollem Halse von Herzen zu lachen, und sich die Seiten zu halten.

„Der Grund, warum er dem Pfarrer die Uhr gelassen haben würde," sagte der Alte; nachdem er sich von seinem heftigen Anfalle, zu lachen, wieder erholt hatte, „war, wie ich damahls in Wahrheit von sehr glaubwürdigen Leuten habe zum öftern sagen und behaupten hören, weil es unter den Feinden, die damals aus den Hochlanden in England eindrangen, viele gab, die so roh und unwissend waren, daß

sie

sie weder von dem Mechanismus der Uhren den geringsten Begrif hatten, noch auch nur wußten, wozu eine Uhr diente. Sie bildeten sich anfänglich ein, die Uhren wären besondere Thiere. Wenn es also doch wirklich ein Macraer war, der dem Pfarrer beraubte; so sah er vermuthlich die Perüke des Pfarrers, die bey seinem Kopfe lag, für das Nest des seltsamen Thieres an, das nach seinen Gedanken dem Pfarrer in die Hosentasche gekrochen war, um sich da zu wärmen, oder seine Nahrung zu suchen, oder auch sonst in einer andern Absicht."

Ich nahm nunmehr Abschied, von diesem philosophischen Schuhkünstler — mit thränenden Augen und vielen herzlichen guten Wünschen für das beständige Wohlergehn seiner Familie. — „Lebe wohl, menschlichster und weisester des menschlichen Geschlechts, der mit seinen Einsichten nicht aus eitler Ruhmsucht dicke Bände berühmter Schriftsteller zu verdrängen sucht, sondern weislich um den Schatten buhlt, und nur nach der Natur zu handeln, nur Wahrheit von Unwahrheit zu scheiden strebt; Wahrheit, das Bild der Natur; Unwahrheit, ein Irrlicht, das zu immerwährender Verwirrung führt! Lebe wohl, unschuldige, blühende und glückliche Theilnehmerin an seinen Freuden und Leiden! Lebet wohl, süße, liebe Kinder und glückliche Verwandten und Hausgenossen von jeder Benennung, lebet wohl! Und du, furchtbarer Prediger der Rechtschaffenheit, der Mäßigung und des zukünftigen Weltgerichts, ich beuge mich in Ehrfurcht vor deinen schweigenden, aber vielsagenden Erinnerungen; du bist ein Lehrer, der nie nach seinem Zehnten schreyt, der

sich auch von seinem gottseligen Berufe nie durch Vergnügen, Gemächlichkeit, oder sonst eine andre Betrachtung abhalten läßt! O! wie unähnlich bist du manchen rothen, gleißenden, runden Gesichtern alltäglicher Theologen, die von dem Fetten des Landes gemästet, und von dem albernen Selbstbehagen träumender Unempfindlichkeit geglättet sind! Deinem Berufe getreu, wartest du weder Parlamentswahlen, noch Wählercabalen, noch die Morgenvisiten beym Aufstehen eines Kanzlers, eines Staatsministers, oder auch eines Königs ab."

Die Zigeunerkönigin nahm mit weinenden Augen Abschied von der ganzen Familie, die ebenfalls durchgehends in Thränen gebadet war. Auch die Kinder weinten, und der freundliche Haushund rannte, ganz ausser seiner gewöhnlichen Fassung gebracht, winselnd und heulend von einem zum andern, und gab durch mancherley Gebehrden und unruhige Bewegungen deutlich zu erkennen, wie aufrichtig er Theil an der sanften Bekümmerniß eines jeden nahm.

Ich versicherte meinen Wirth, daß sein Bild nie aus meiner Seele weichen solte, und ich ihm von den Schicksalen, die mir begegnen würden, schriftliche Nachricht geben wolte. Er hingegen versprach seines Theils, auf alle meine Briefe mit vollkommenster Pünctlichkeit zu antworten.

Darauf reisten wir ohne weitere Ceremonie ab: und da wir unsern Rückweg zu den Zigeunern nahmen, holte uns auf der Straße ein Accisebedienter zu Pferde ein, mit dem wir gar bald ins Gespräch geriethen.

Es war dieses ein Mann, der eher einem Manne von Stand und Welt, als einem Accisebedienten ähnlich sah; und in der That war er auch, wie wir hernach erfuhren, von guter Familie, war aber in seinen jüngern Jahren durch allerley Thorheiten, die sich nicht selten mit großer Empfindsamkeit des Herzens und hohem Fluge des Genies verbunden befinden, in die Lage gesunken, in der wir ihn kennen lernten, und zu der er endlich seine Zuflucht, als zu einer Freystatt vor der Geringschätzung von Freunden, vor dem Undanke derer, denen er Gutes auf Kosten seines Vermögens gethan, vor dem Drucke des Mangels, und vor der Verachtung der Welt genommen hatte. —

Er erzählte uns: „da er Gelegenheit gefunden hätte, den Schuster zu besuchen, weil derselbe sein Leder, welches ein accisbarer Artikel wäre, selbst gerbte; so sey er mit diesem Manne ganz genau bekannt geworden. Er bewundere die zwar sonderbare, aber doch gescheute Einrichtung seiner Lebensart, und er gestehe gern, daß er weder einen feinern Kopf zu abstracten Speculationen, noch eine größere Neigung und Geistesstimmung zu vernünftigen und wichtigen Untersuchungen, weder eine gelaßnere und glimpflichere Gemüthsart, noch eine Bescheidenheit in den Sitten, die sich so wenig etwas anmaaßte, jemals gekannt hätte.“

„Bey ihm, sagte er, findet sich nicht das Geringste, was der Pedanterey und dem Eigendünkel ähnlich wäre. Sie sehen selbst, wie gelassen er Widerspruch erträgt: und wenn er Ihnen dagegen ebenfalls ohne Cerimonie widerspricht, so thut er es, weil er nach seinen eignen Empfindungen urtheilt, und sich also vorstellt, daß es Ihnen auf keine Weise

unangenehm seyn werde. Und hätte er Ursache, zu befürchten, daß Ihnen der Widerspruch weh thun könnte; so bin ich versichert, daß es in London oder Paris nicht einen einzigen Höfling giebt, der seine, von dem Urtheil eines andern abweichende Meynung mit grösserer Delicatesse im Ausdrucke vortragen würde."

Ich bezeugte mein ernstliches Bedauren, daß ein Mann von so grossen Verdiensten in der Dunkelheit begraben leben solte, und zugleich meine Hofnung, daß dieser Mann in der Nachbarschaft weder unbekannt seyn, noch ohne Verehrer und Leute, die ihn ehrten und schätzten, bleiben würde.

„Was die Dunkelheit anlangt, in der er lebt, sagte unser Reisegefährte, so ist sie für ihn, da er einmahl so denkt, das glücklichste Loos, das ihn treffen konnte. Ich habe mir indessen, obwohl freylich vergebens, Mühe gegeben, es in dem kleinen Cirkel der Leute von gutem Stande, die mir gelegentlich noch Zutritt zu ihrer Gesellschaft verstatten, dahin zu bringen, daß sie sich um seine Gesellschaft bewerben solten. Allein die Fuchsjäger lachen über ihn; die politischen Raisonneure verachten ihn; und die Geistlichen bezeigen sich neidisch über ihn, und schwatzen wohl gar dann und wann davon, daß er wegen der Gottlosigkeit, wie sie es nennen, die er an dem Gerippe seines Großvaters begangen hat, billig in Anspruch genommen werden solte."

Hiermit nahm der Accisebediente Abschied von uns, gab seinem Pferde die Sporen, und setzte seine Reise weiter fort. —

VIII. Pa-

VIII.

Patriotische Subscription.

Der Eifer das Gute zu befördern, wird höchst selten durch dankbarliche Anerkennung desselben erwiedert, ja selbst die innere Zufriedenheit der guten Absicht wird nur gar zu oft durch die Umstände, durch Zufälle, durch Nebendinge vermindert. Von dieser Bemerkung komme ich auf die Nachricht das Monument betreffend, das den vier Philosophen, Leibnitz, Lambert, Sulzer und Mendelson in Berlin errichtet werden solte, und wozu man seit fünf Jahren Beyträge gesammlet hat; Gelder, die nicht zerstreut sind, sondern von den würdigen Unternehmern zur Vermehrung des Fonds immer nach deren Eingang hier in Berlin auf Zinsen gelegt wurden. Privatvortheile waren hiebey nicht denkbar; denn man kann wohl für eine abgebrannte Familie, die in irgend einem Winkel existirt, oder auch nicht existirt, Almosen sammlen, und bey einem schwachen Gedächtnisse hernach die Ablieferung der Gelder vergessen, aber ohne die beste lobenswürdigste Absicht kann man keine patriotischen Beyträge aufrufen, zum Behuf eines großen Nationaldenkmaals, ehrenvoll für den deutschen Namen, das in einer Königsstadt errichtet werden soll. Nach dem Entwurf solten auch die Namen und Beyträge aller patriotischen Subscribenten bey der Beschreibung des Monuments gedruckt, und so dem Publicum aufgestellt werden; ein Danktribut, der auch gewiß nicht unterbleiben wird, wenn das Monument noch zu Stande kommen solte. Ob dies geschehen wird, oder ob die Subscribenten ihr Geld wieder zurück erhalten werden, darüber wird nächstens eine Erklärung

der

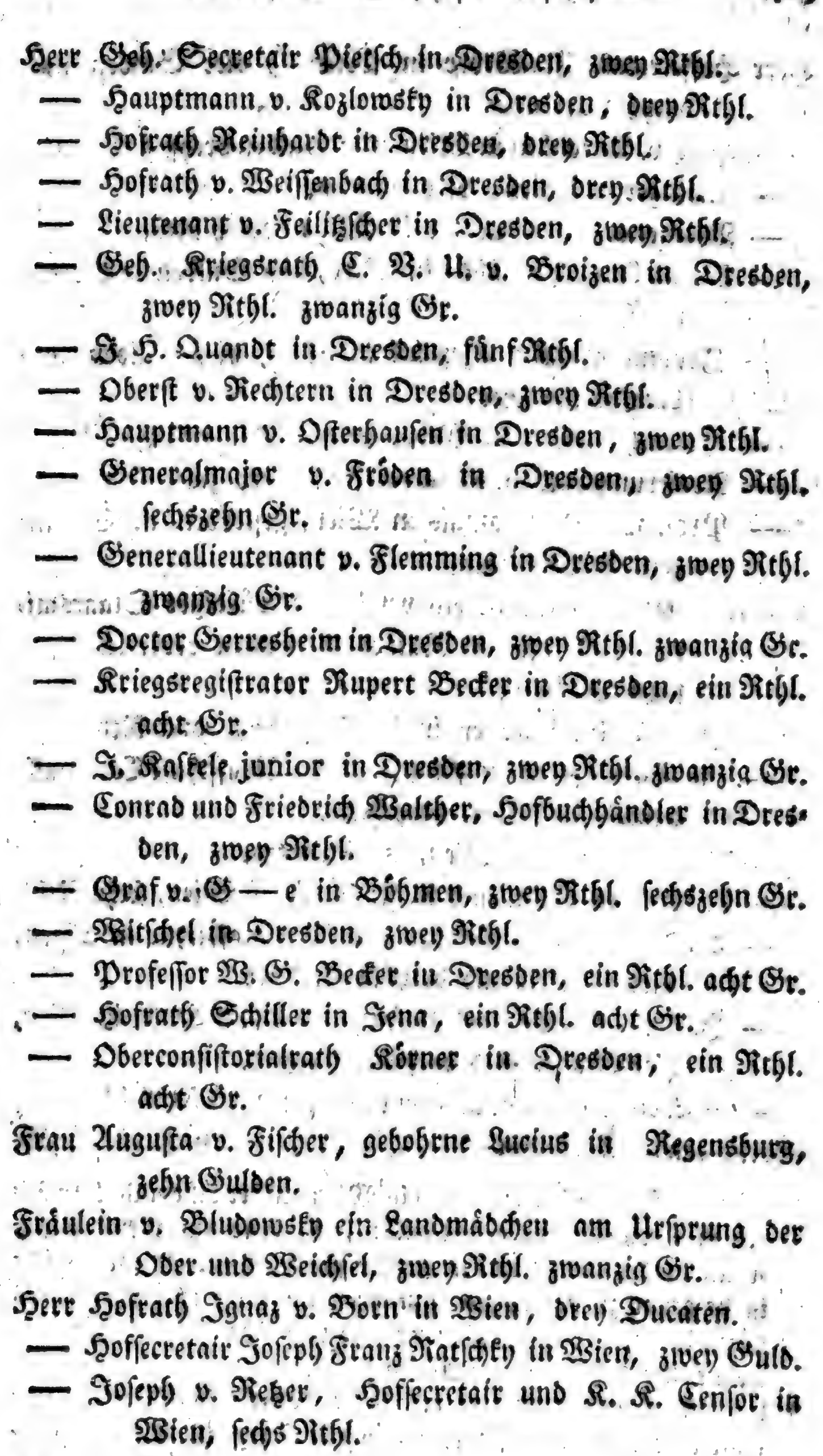
der Herrn Unternehmer erfolgen. Da ich nur bloßer Collector gewesen bin, so liegt es mir nicht ob, die Ursachen der Verzögerung, und die noch vorhandenen Hindernisse anzuführen, die der Ausführung des Entwurfs entgegen stehn. Genug, daß ein jeder Subscribent sich darauf verlassen kann, daß das eingegangene Geld zu dem bestimmten Endzweck verwandt oder zurückgezahlt werden soll.

Als Collector habe ich die Vorsicht gebraucht, keinen Beytrag anzunehmen, den der Subscribent nicht selbst in der Liste einzeichnete, und entweder mit seinem Namen oder mit Buchstaben eigenhändig bemerkte. Diese Liste hebe ich wie ein kostbares Document auf, um es zu gebrauchen, im Fall das Gedächtniß irgend eines Subscribenten ihm in Ansehung der Größe des Beytrags einen Streich spielen solte.

Hier ist ein Abdruck derselben:

Herr Cabinetsminister v. Gersdorf in Dresden, zehn Rthl.
— A. G. Gebhardt in Dresden, fünf Rthl.
— Capitain Graf v. Stolberg in Dresden, zehn Rthl.
— v. Clauer in Berlin, vier Rthl.
— Gottfried Joachim Göschen, Buchhändler in Leipzig, zwey Rthl. zwanzig Gr.
— Major v. Minckwitz in Dresden, zwey Rthl. zwanzig Gr.
— v. der Sahla in Dresden, drey Rthl.
— Lieutenant C. C. Fleischer in Dresden, zwey Rthl.
— W... in Dresden, fünf Rthl.
— Hofrath D. J. A. Biedermann in Dresden, fünf Rthl.
— Christ. Voigt, Kaufmann in Dresden, zwey Rthl. zwölf Gr.
J. F. Freyherr zu Racknitz, Churfürstl. Kammerherr in Dresden, zwey Rthl. zwanzig Gr.
Herr Capellmeister Nauman in Dresden, drey Rthl.
— Advocat A. F. E. Langbein in Dresden, zwey Rthl.
— Generallieutenant v. Schiebel in Dresden, fünf Rthl.

Herr



Herr Geh. Secretair Pietsch in Dresden, zwey Rthl.
— Hauptmann v. Kozlowsky in Dresden, drey Rthl.
— Hofrath Reinhardt in Dresden, drey Rthl.
— Hofrath v. Weissenbach in Dresden, drey Rthl.
— Lieutenant v. Feilitzscher in Dresden, zwey Rthl.
— Geh. Kriegsrath C. B. U. v. Broizen in Dresden, zwey Rthl. zwanzig Gr.
— J. H. Quandt in Dresden, fünf Rthl.
— Oberst v. Rechtern in Dresden, zwey Rthl.
— Hauptmann v. Osterhausen in Dresden, zwey Rthl.
— Generalmajor v. Fröden in Dresden, zwey Rthl. sechszehn Gr.
— Generallieutenant v. Flemming in Dresden, zwey Rthl. zwanzig Gr.
— Doctor Gerresheim in Dresden, zwey Rthl. zwanzig Gr.
— Kriegsregistrator Rupert Becker in Dresden, ein Rthl. acht Gr.
— J. Kaskele junior in Dresden, zwey Rthl. zwanzig Gr.
— Conrad und Friedrich Walther, Hofbuchhändler in Dresden, zwey Rthl.
— Graf v. G — e in Böhmen, zwey Rthl. sechszehn Gr.
— Mitschel in Dresden, zwey Rthl.
— Professor W. G. Becker in Dresden, ein Rthl. acht Gr.
— Hofrath Schiller in Jena, ein Rthl. acht Gr.
— Oberconsistorialrath Körner in Dresden, ein Rthl. acht Gr.

Frau Augusta v. Fischer, gebohrne Lucius in Regensburg, zehn Gulden.

Fräulein v. Bludowsky ein Landmädchen am Ursprung der Oder und Weichsel, zwey Rthl. zwanzig Gr.

Herr Hofrath Ignaz v. Born in Wien, drey Ducaten.
— Hofsecretair Joseph Franz Ratschky in Wien, zwey Guld.
— Joseph v. Retzer, Hofsecretair und K. K. Censor in Wien, sechs Rthl.

Herr

Herr Hofsecretair F. Weber in Wien *) vier Gulden und dreyßig Kreutzer.

— Hofr. v. Beeckchen in Wien, vier Gulden dreyßig Kreutzer.

— Alxinger in Wien, vier Gulden.

— Blumauer, K. K. Censor in Wien, zwey Rthl.

— Lorenz Leopold Haschka in Wien, vier Gulden und dreyßig Kreutzer.

— Johann Baptist Czepolak in Wien, vier Gulden und dreyßig Kreutzer.

— Hofrath Reitter in Wien, zwey Rthl. zwanzig Gr.

— Regierungsrath v. Matholai in Wien, zwey Gulden.

— Prof. Brandis, damals in Wien, gestorben in Göttingen, drey Gulden.

Ein Ungenanter, (dies ist ein verehrungswürdiger Staatsminister, der seinen Namen zu nennen verbeten hat,) sechs Ducaten.

Herr Prof. A. G. Werner in Freyberg **), drey Rthl.

— J. Hawkins in England aus der Grafschaft Cornwall, damals in Wien, drey Rthl.

— Graf v. Fries in Wien, 50 Ducaten.

— v. Greiner, Hofr. und K. K. Censor in Wien, sechs Rthl.

— Lange, Schauspieler bey der Nationalbühne in Wien, vier Gulden und dreyßig Kreutzer.

— J. M. v. Birckenstock, Hofrath und K. K. Censor in Wien, vier Gulden und dreyßig Kreutzer.

— v. Lucius, holländ. Resident in Mainz, sechs Rthl.

Berlin den 16. April 1791. v. Archenholtz.

*) Da die Herrn Subscribenten in Wien auf der Liste nicht ihre Titel zu ihren Namen gesetzt haben, so bitte um Verzeyhung, wenn in der Titulatur ein Fehler geschehen ist. Meine Absicht ist sie genau zu bezeichnen, um ihren lobwürdigen Patriotismus aufzustellen, der ohne Rücksicht und politische Verhältnisse blos deutschen Ruhm vor Augen hatte. v. A.

**) Dieser würdige Gelehrte befand sich damals in Wien. Er unterzeichnete wie oben bemerkt ist, verschob aber die Zahlung, welches, wie bey solchen Fällen gewöhnlich, auch mehrere von den Subscribenten gethan haben.

Anhang.

No. 1.

Allgemeine Lesebibliothek für Lectürfreunde aller Stände. Herausgegeben von einer kleinen gelehrten Gesellschaft.

Unter diesem Titel kommt bei uns ein neues Werk bandweis heraus, dessen Plan, wie aus der besonders gedrukten Ankündigung zu ersehen, alles was zur Unterhaltung und Belehrung der großen Lesewelt gehört, in sich faßt. Dieser Plan ist in folgende Rubriken eingetheilt: 1) Erzählungen und Geschichten aus der wirklichen Welt, aus dem Morgenlande, aus den Ritterzeiten, u. s. w. 2) vermischte Aufsäzze über verschiedene Gegenstände. 3) Philosophie des Lebens und Menschenkenntniß. 4) Geschichtskunde. 5) Länder- und Völkerkunde. 6) Naturkunde auch Oekonomie, Phisiologie und Gesundheitslehren. 7) Litteratur und Geschmak. 8) Anekdoten. 9) Miszellen. — In allen diesen Fächern werden lauter neue, oder aus fremden Sprachen übersezte Aufsäzze und Auszüge geliefert von mehreren Gelehrten bearbeitet, unter welchen einige schon im Besiz der Achtung des Publikums sind. Von diesem Werk erscheint alle 6 — 8 Wochen ein Bändchen von 12 Drukbogen in Octav niedlich gedrukt und wenn die Zahl der Unterstüzer es vergönnt auch bisweilen mit Kupfern geschmükt. Der Subskripzionspreis ist 45 Kreuzer oder 12 gute Groschen frei bis Leipzig geliefert. Zu vier Bändchen wird jedesmal ein Register geliefert. Das erste erscheint unfehlbar mit Anfang April d. J. Das Weitere kann man aus der besondern Ankündigung ersehen. Heidelberg am 15ten Februar 1791.

Gebrüder Pfähler.

No. 2.

Nachricht.

Den Freunden der Natur und Kunst mache ich hiermit bekannt, daß ich die malerische Reise durch Sachsen, deren 1ster und 2ter Heft in der vormaligen Breitkopfischen Buch- und Kunsthandlung in Dresden heraus gekommen ist, als gegenwärtiger Besitzer dieser Handlung fortzusetzen entschlossen bin.

Es enthält diese Reise die schönsten, an Sachsens Flüssen gelegenen Landschaften, Städte, Schlösser, Ruinen und dergl. von Herrn Schwarz in Leipzig nach der Natur aufgenommen, und in Aberlischer Manier, theils illuminirt, theils schwarz getuscht, in Kupfer gestochen. Allgemein anerkannt sind die Vorzüge, die das schöne Sachsen in Rücksicht seiner Natur- und Kunst-Produkte nicht nur, sondern auch in Rücksicht seiner Mannigfaltigkeit an malerischen Gegenständen vor so vielen Provinzen unsers teutschen Vaterlandes voraus hat; darum halte ich es für ganz überflüßig, zum Lobe derselben nur das Mindeste hier zu erwähnen. Wer dieses Land jemals gesehen hat, der erinnert sich seiner herrlichen Gegenden gewiß noch mit hohem Entzücken; wer es nur aus Beschreibungen, die doch immer keine ganz deutliche und anschauliche Vorstellung gewähren, kennt, dem sind getreue lebendige Nachbildungen seiner interessantesten Parthien gewiß nicht unwillkommen. Das Publikum hat die ersten Hefte dieser malerischen Reise mit patriotischer Wärme aufgenommen und begünstiget, darum darf sich wohl der Fortsteller dieses durch die vielen Geschäfte des vorigen Verlegers unterbrochenen Instituts, mit der sichern Erwartung einer gleichen patriotischen Begünstigung seines Unternehmens schmeicheln.

Der 3te Heft des 1sten Bandes dieser Reise soll in bevorstehender Jubilate-Messe 1791, und der 4te, der die Reise an der Saale beschließt, künftige Michaelis-Messe heraus kommen. Jeder Heft kostet gleich dem ersten illuminirt 6 Thlr.

und

und getuscht 3 Thlr. 12 gl. Subscripenten, die die ersten beiden Hefte zugleich mitnehmen, erhalten jeden Heft illuminirt um 5 Thlr., getuscht um 2 Thlr. 12 gl. Auch sollen die Herren Subscribenten; die sich bis zu Anfang der Jubilate-Messe 1791 melden, noch den besondern Vortheil zu erwarten haben, daß sie die Beschreibung aller dieser Gegenden, die Geschichte ihrer etwannigen Schlösser, Ruinen, oder was sonst den Haupt-Gegenstand derselben ausmacht, die beym Schlusse der Saal-Reise mit möglichster typographischer Schönheit, auf französisch Papier in gr. fol. gleich dem Vorbericht zu diesen malerischen Reisen, erscheinen werden, und von welchem der Ladenpreis 1 Thlr. 8 gl. ist, gratis erhalten. Der 1ste Heft enthält XI. Aussichten, als 1. die Stadt Merseburg, 2. das churfürstl. Salzwerk zu Dürreberg. 3. das Schloß Weißenfels. 4. Schulpforte bey Naumburg. 5. Schulpforte inwendig. 6. der Brunn in Schönburg. 7. das Schloß Schönburg. 8. dasselbe von der Gegenseite. 9. das Salzwerk zu Kösen. 10. die herzogl. Stadt Dornburg. 11. die Bergstadt Leuchtenburg, und Stadt Kahla.

Der 2te Heft enthält: 1. Weißenfels gegen Mittag. 2. das adeliche Schloß Gosek. 3. Gegend um Naumburg gegen Morgen. 4. die Domkirche zu Naumburg gegen Abend. 5. dieselbe gegen Mittag. 6. die herzogl. Stadt Camburg. 7. Aussicht bey der Pappiermühle bey Dornburg. 8. Das Bergschloß Rudolfsburg bey Kösen.

Der 3te Heft enthält: 1. Freyburg bey Naumburg, wo sich die Unstrut mit der Saale vereinigt. 2. Freyburg von der andern Seite. 3. das Bergschloß Kunitz bey Jena. 4. die Stadt Jena. 5. Orlamünde. 6. Lobdeburg. 7. hoher Schwan bey Saalfeld, von innen. 8. derselbe von aussen.

Hierauf nimmt Subscription an, in Leipzig: die Rostische Kunsthandlung, das Intelligenz-Comptoir, und die Breitkopfische Buchhandlung. In Hamburg: das kaiserliche Intelligenz-Comtoir und Hr. Buchhändler Bohn. In Braunschweig: die Bremersche Kunsthandlung, und die Schulbuch-

 hand-

handlung. In Augsburg: die kais. königl Kunst- und Buchhandlung. In Bayreuth: die Zeitungs-Expedition, und die Lübecksche Buchhandlung. In Berlin: die Herren Morino und Comp. und Hr. Buchhändler Maurer. In Breslau: Hr. Buchhändler Korn der ältere, und der Kunst- und Musicalienhändler Hr. Leuckard. In Hannover: das kön. und churfl. Adreß-Comtoir, und die Hellwingsche Buchhandlung. In Wien: Hr. Artaria und Hr. Buchhändler Stahl. In Jena: die Expedition der Litteraturzeitung, und die Cunosche Buchhandlung. In Weimar: die Expedition des Mode-Journals, und die Hofmannsche Buchhandlung. In Gotha: die Ettingersche Buchhandlung.

Dresden, im März. 1791.

Dr. Carl Christian Richter.

No. 3.

Avertissement.

Die wichtigsten Begebenheiten der Revolution, welche seit dem 4. October vorigen 1789. Jahres sich in Frankreich ereignet hat, sind durch verschiedene Künstler, in einer Anzahl Blätter von guter Zeichnung, in Paris in Kupfer gestochen worden, welche theils in Bildnissen der dabey sich merkwürdig gemachten Personen, theils, in satyrischen Anspielungen auf einige Theile der Volkes, besonders aber auch in ausgeführten Vorstellungen der vorgefallenen Begebenheiten selbst bestehen. Die Begierde, mit welcher solche in Frankreich aufgekauft worden sind, hat selbst in Paris sie selten gemacht, und wenige Exemplare sind davon in auswärtige Länder gekommen.

Man hofft daher dem Publico sowohl, als besonders den Freunden der Kunst, einen Gefallen zu erweisen, wenn man eine gute und richtige Copie, der wichtigsten dabey vorgefallenen Scenen zu machen, unternimmt, die an der Kunst nicht schlecher, am Preise aber niedriger ausfallen sollen, wenn

solches gehörig auszuführen, man die Unterstützung des Publici zu erhalten hoffen kann.

Die Sammlung wird in folgenden Stücken bestehen: 1. In dem Bildniß des Königs. in 8. 2. In dem Bildniß der Königin. 8. 3. Il. dem Bildniß des Herzogs v. Orleans. 8. 4. In dem Bildniß des Herrn Bailly jetzigen Maire der Stadt Paris. 8. 5. In dem Bildniß des Marq. de la Fayette, General der Pariser Nationalgarden. 8. 6. In dem Bildniß des Grafen Mirabeau. 8. 7. In 60 mit Sinnbildern gezierten und gut illumin. Fahnen der Pariser Nationalgarden, wie solche am großen Constitutionstage gebraucht worden sind, nebst einem Mann von jedem Corps in seiner Uniform, in 8rav Blättergröße. 8. In der Abbildung der Einnahme der Pastille. 8. 9. In der Abbildung der Demolirung der Pastille. 8. 10. In der Abbildung des Einzugs des Königs von Versailles in Paris. in 4. 11. In der Abbildung der Einnahme des Forts Pierre Ancise vor Lyon. 4. 12. In der Abbildung des Zugs der Proceßion bey Eröffnung der Stände von Frankreich, aus der Cathedralkirche der Notre-Dame, nach der von St. Louis. 4. 13. In der Abbildung des Zugs der Nationalgarden, zur Feyer des 4. Octobers auf das Marsfeld vor Paris. 4. 14. In der Abbildung der solennen Eydleistung, auf dem Marsfelde. 4.

Diese Sammlung soll in Heften in gr. 8. vierteljährlich, auf holl. Papier, mit Hinzufügung einer nöthigen Erklärung erscheinen, so daß das Ganze zugleich ein historisch-statistisches Werk ausmachen wird, das einem künftigen Geschichtsschreiber zum Grunde seiner Geschichte dienen kann.

Die Kupfer, welche einer Illumination zu ihrer Deutlichkeit bedürfen, sollen nach den Originalen genau, und sorgfältig erhellet werden.

Jeder Heft von zwölf illuminirten und zwey nicht illuminirten Blättern in gr. 8. und einem 4. Blatt, soll 2 Rthlr, den L'dor. à 5 Rthlr. gerechnet, pränumerando kosten. Man kann aber nicht voraus bestimmen, ob der versprochene Text

beym

beym 2. oder 3. Heft auszugeben angefangen werden kann. Er soll mit lateinischen Lettern und auf gutes Papier gedruckt werden und ohne fernere Nachbezahlung erfolgen.

Die Pränumeration soll bis zu Ende Monath März 1791 offen stehen. Mehr Exemplare, als sich Liebhaber in solcher Zeit melden, sollen nicht abgedruckt, die Namen der Pränumeranten aber vorgedruckt werden.

Die Liebhaber belieben sich zu melden: In Augsburg in der kaiserl. königl. Kunst- und Buchhandlung. Bayreuth in der Zeitungs-Expedition, und in der Lübeckischen Buchhandlung. Berlin bey Herrn Voß, und bey Herren Haude und Spener. Braunschweig in der Schulbuchhandlung, und bey Herrn Bremers Erben. Breslau in der Buchhandlung Herrn W. G. Korns, bey Herrn Leuckart, Kunst- und Musikalienhändler. Cassel bey Herrn Buchhändler Cramer. Dresden im Addrescomtoir. Frankfurth am Mayn in der Eichenbergischen Zeitungs-Expedition, und bey Herrn Eßlinger. Göttingen bey Herrn Buchhändler Dietrich, und bey Herrn Vandenhöck und Ruprecht. Hamburg in der Zeitungsexpedition des Hamburger Correspondenten und neuen Zeitung, und bey Herrn Hoffmann. Hannover in der Buchhandlung der Herrn Gebrüder Hellwings. Mannheim in der Hofbuchhandlung der Herrn Schwan und Götz. München bey Herrn Buchhändler Lindauer. Nürnberg in der Felseckerischen Buchhandlung. Prag in der von Schönfeld- und Meißnerischen Handlung. Wien bey Herrn Buchhändler Gräffer und Wappler.

Der erste Heft, soll in künftiger Ostermesse erscheinen. Leipzig, den 26. December 1790.

Breitkopfische Buchhandlung.

No. 4.

No. 4.

Nachricht.

In dem Kunstverlag bey Johann Jacob Haid und Sohn ist das vor einigen Jahren angekündigte Medallien-Werk Hedlingers unter dem Titul zu haben:

Des Ritters Joh. Carl Hedlingers Medallien-Werk. Gezeichnet von Joh. Caspar Füeßli und in schwarzer Kunst bearbeitet von Joh. Elias Haid. Fol. Augsburg. 1782. der Preis davon ist 36. fl. 20. Kr.

Wer dieses Werk gesehen, der muß Hr. Haid das Lob und Zeugniß geben, daß er bey diesem herrl. Werke alles geleistet, was in schwarzer Kunst nur immer möglich ist; so daß es in seiner Art gewiß das einzige bleibt. So wie der Künstler zur Verschönerung des Werks in Druck und Papier keine Kosten gespart; so hat er auch in seiner Arbeit, was die Richtigkeit und Feinheit betrift, so viel Fleiß aufgewandt, daß selbst Engelland ihm den Vorzug eingestehen muß. Herr Füeßli, der die Zeichnungen der Medallien verfertigte, erkannte auch den Werth des Künstlers und seine Geschicklichkeit, und überließ sie ihm daher mit vollem Vertrauen, wie er selbst in der Vorrede sagt. Herr Haid sah 1774 Herrn Füeßli's Zeichnungen und machte sogleich einen Versuch, der auch seinem Wunsche und Erwartung entsprach; er faßte also den Entschluß, das ganze Werk ohne Rücksicht auf Gewinn, der sich auch bey der geringen Anzahl von Abdrücken gar nicht vermuthen läßt mit möglichstem Fleiß auszuführen. Es war ihm dabey hauptsächlich um die Vollkommenheit der Darstellung zu thun, welche er auch durch seine Kunst am besten zu bewirken glaubte, weil diese in sanftern Schattirungen, das Zarte und Fleischigte, kurz den Geist, der gleichsam über den Bildern schwebt, und den Totaleindruck derselben weit glücklicher ausdrückt, als Kupferstiche. Das allegorische Titulblatt ist nach dem Gemählde Hrn. Joseph Hubers, dermalen eines der besten Mahler in Augsburg, in schwarzer Kunst gemacht. Darauf folget die

Vor-

Vorrede des Herrn Füeßli und nach dieser das sehr schöne Bildniß Hedlingers. Die Nachricht von seinem Leben ist von einem Liebhaber der Kunst verfasset, dessen Meisterhand in diesem Fache schon lange bekannt ist. Das Werk selbst enthält 78 große Medallien, 32 kleine und 22 Jettons. Es hat einige Stücke, die in Herrn von Mechels Werke nicht enthalten sind, hingegen sind diejenigen weggelassen, welche nicht von Hedlingern selbst, sondern von dessen Schüler Fehrmann, gemacht sind, und zu der Reihe der schwedischen Könige gehören. Ein Register der Sachen und Sinnschriften macht den Beschluß.

C.

No. 5.

Zeitschrift für Gattinnen, Mütter und Töchter.

Der Fleiß unserer deutschen Schriftsteller hat seit geraumer Zeit angefangen, auch auf die Bildung und Aufklärung des schönen Geschlechts sich zu richten: und es ist unleugbar, daß auch in diesem so wichtigen Fache bereits viel Gutes und Nuzbares geleistet worden ist. Mir scheinen indeß noch zweierlei Arten von Bedürfnissen unbefriedigt geblieben zu seyn, welche die Vervollkommnung dieses Geschlechts erheischt. Erstlich dünkt es mich, daß die bisher vorgetragenen Belehrungen, besonders die über Erziehung, Haushaltung, eheliches Leben und gesellschaftlichen Umgang, theils noch nicht genug erschöpft, theils nicht allgemein anwendbar waren, so daß mancher Leserin noch oft die Frage übrig blieb, wie dieser oder jener Grundsatz, diese oder jene Regel, in ihrer individuellen Lage und unter ihren besondern Umständen benuzt und von eintretenden Schwierigkeiten befreyt werden solle? Zweitens scheint von unsern besten Schriftstellern noch zu wenig Rücksicht auf Erregung und Belebung des Gemeingeistes und Kosmopolitensinnes genommen zu seyn. Man hat unsere Mütter und Töchter mit Modejournalen, Kochbüchern, Sittenlehren, Andachtsbüchern, Magazinen, Museums, Kalendern, Erholungsstunden u. s. w. beschenkt, um sie zu guten häuslichen Geschöpfen zu machen: aber

aber man hat sie mit ihren Empfindungen, Gesinnungen und Wirkungskräften noch nicht über diese enge Sphäre hinaus blicken lassen. Und doch sollten billig auch Sie belehret werden, daß Sie Staats- und Weltbürgerinnen sind. Denn ohne dieses bleiben sie allzuegoistisch, kennen keine Aufopferung, die das Ganze verlangt, fühlen sich unglücklich, wenn sie isolirt werden, und halten sich für überflüßig in der Kette der Dinge, wenn sie nicht immer in ihrem blos häuslichen Geschäftskreise wirken können. Sie entziehen dann ihre Aufmerksamkeit und Achtung so leicht den Pflichten, welche Staat und Menschheit erheischen und entbehren dadurch so manches frohe Gefühl beim theilnahmlosen Anstarren der wichtigsten Ereignisse, die vor ihren Augen geschehen. Daher jenes Unvermögen, Männerwerth und Männerthaten zu schätzen, und an Aufopferungen des Mannes fürs gemeinnützige Gute, billigenden, aufmunternden und mildernden Antheil zu nehmen. Daher jene den männlichen Muth zuletzt selbst abstumpfende Muthlosigkeit der Gattinnen, bei widrigen Schicksalen oder großen und gewagten Unternehmungen. Daher jener Kleingeist auch, der sie von vielen Unterhaltungen der Männer trennt. Daher jene schädlichen Einflüsse der weichlichen oder eigennützigen Selbstliebe in die Erziehung der Kinder. Daher zum Theil jener Hang zu Zerstreuungen, in welche sie den Mann oft zum Nachtheil seines Amts verwickeln. Daher jene Verleitungen, durch unrechte Wege Beförderungen zu suchen. Daher endlich jene falsche Achtung und Verehrung äusserlicher Vorzüge des Mannes z. B. des Adels, des Ranges — und jene daraus entspringenden falschen Richtungen in dem Charakter des Jünglings. — Diesen beiden Bedürfnissen abzuhelfen, haben sich einige gelehrte Freunde mit mir vereiniget, eine Zeitschrift für Gattinnen, Mütter und Töchter zu bearbeiten, welche folgenden Inhalts seyn wird.

Im ersten Abschnitte werden wir für die vollkommnere Bildung des weiblichen Charakters überhaupt und für Erwe-

ckung

ckung und Erwärmung des Gemeinsinnes und der Theilnahme an männlichen Geschäften und Schicksalen sorgen, durch

1. Biographien vortreflicher Weiber älterer und neuerer Zeiten, aus denen zu lernen ist, was aus dem Weibe werden kann und wie richtigeres Bestimmungsgefühl die stärkste Nahrung und Schutzwehr weiblicher Tugend werden muß;
2. Schilderungen bekannter Charaktere von der durchaus entgegen gesetzten Seite;
3. Geschichte des Einflusses des schönen Geschlechts auf Sitten, Lebensart, Regierung, — in ältern und neuern Zeiten;
4. Anzeigen und Beurtheilungen von Frauenzimmern ausgearbeiteter Schriften: Auszüge aus denselben und Darstellung ihrer Eigenthümlichkeit in Rücksicht auf weibliche Kraft und Charakter: auch Bekanntmachung nutzbarer Aufsätze aus Zeitschriften und Warnung vor schädlichen und schlechten;
5. Bekanntmachung edler Handlungen oder Handlungsweisen in Rücksicht auf Erziehung, ehelches Leben, gemeines Wesen ꝛc., durch welche sich jezt lebende Personen des schönen Geschlechts ausgezeichnet haben;
6. Bescheidene und tolerante Rügungen weiblicher Gebrechen und Fehltritte (in den angezeigten Rücksichten) nebst Vorschlägen und Räthen zur Verbesserung.

Der zweite Abschnitt wird auf die noch wichtigere Absicht gerichtet seyn, den deutschen Müttern und Gattinnen, die Anwendung der bereits erlangten Kenntnisse, besonders im Fache der Erziehung, Haushaltung und Männerbehandlung zu erleichtern und ihnen Belehrungen und Räthe über individuelle und lokale Vorfälle und Schwierigkeiten zu ertheilen. Für diesen Zweck werden wir eine Korrespondenz eröfnen, durch welche jede Gattinnen und Mütter uns jede Lücke ihrer Erkenntniß, jeden ihr übrig gebliebenen Zweifel, jede ihr in der Praxis aufgestoßne Schwierigkeit, kurz, jeden Fall mittheilen kann, wo sie sich von geübten und erfahrnen Männern Licht, Berathung und Zurechtweisung wünschen mag. Wir verlangen dabei von keiner Person, wenn sie es nicht selbst für gut

findet,

findet, daß sie sich zu erkennen gebe. Es wird hinlänglich seyn, wenn sie uns ihre Anliegen entdeckt; und wir werden in dem zweiten Abschnitt unsrer Zeitschrift

1. die eingelaufenen Briefe ganz oder auszugsweise mittheilen und dann
2. auf jeden unsre Antwort beifügen, damit alle Mütter und Gattinnen jene speciellen Fälle kennen lernen und an den darüber ertheilten Aufschlüssen und Räthen Theil nehmen können.

Daß auch Gatten und Väter brauchbare Vorschriften zur angemessenen Behandlung ihrer Gattinnen und Töchter, und daß Jünglinge Winke zur Wahl ihrer künftigen Gehülfin in dieser Zeitschrift finden werden, ergiebt sich von selbst.

Die Sorge für schönen Druck, Verzierung und Versendung haben die Hrn. Verleger, Franke und Bisping in Halle, übernommen. An diese wendet man sich auch mit Bestellungen, Beiträgen und Briefen zur Correspondenz, jedoch postfrei. Der Jahrgang wird 12 Stücke enthalten und denen, welche bis zur nächsten Ostermesse unmittelbar und postfrei einen Dukaten an die Hrn. Verleger einschicken, dafür erlassen werden: die übrigen zahlen 4 Rthlr. Sächsisch. Das erste Stück erscheint gleich nach Ostern.

Halle den 1sten März. 1791.

D. C. F. Bahrdt.

No. 6.

In der Richterschen Buchhandlung in Dresden sind folgende neue Verlagsartikel heraus gekommen:

Radotterien, Fragment einer Reisegeschichte, 1ster Bd. 8. 12 gl.
Das Haus Censi, oder Größe schüzt nicht für Unfall, eine Geschichte aus den Zeiten der Päpste Pius des fünften und Clemens des achten. 8. 8 gl.
Rigbys chemischer Versuch über den Zucker, a. d. Engl. übersezt und mit Anmerkungen begleitet von D. Hanemann. gr. 8. 6 gl.

Karakte-

Anhang.

Karakteristisches Verzeichniß der vorzüglichsten in Deutschland anzubauenden einheimischen und nordamerikanischen wildwachsenden Holzarten, von G. A. Scheppach. 8 12 gl.

Scheppachs, G. A. sächsische Geschichte, mit synchronistischen und genealogischen Tabellen, zweite verbesserte Ausgabe. 8. 18 gl.

Scheppachs, G. A. synchronistische und genealogische Tabellen allein. 4 gl.

Bemerkungen auf einer kleinen Reise auf den Petersberg. 8. 2 gl.

Philosophische Träume und Visionen von Mercier, a. d. Franz. 8. 1ster Theil. 16 gl.

Sammlung von Andachten und religiösen Betrachtungen auf alle Tage im Jahr, aus den Schriften der berühmtesten Gottesgelehrten. gr. 8. der ganze Jahrgang brochirt. 2 Thlr. das Monats Stück. 4 gl.

Astruos, Abhandlungen von Geschwülsten und Geschwüren, zweite verbesserte und mit vieler Anmerkung von Hrn. D. und Prof. Hebenstreit bereicherte Ausgabe. 2 Theile. 8. 2 Thlr.

Excorporation, eine Monatsschrift, von dem Verfasser der dreyerley Wirkungen. gr. 8. der Jahrgang 4 Thlr. das monatsstück 8 gl.

Der Werth des Weibes, ein Gedicht von Wenzel. 8. 6 gl.

Auswahl der vorzüglichsten Opern-Gesänge des Hrn. Capellmeisters Schuster im Klavierauszuge mit untergelegten deutschen Texte, von Rupert Becker. gr. fol. 1 Thlr. 4. gl.

Musikalisches Magazin für die Harfe. 1ster Heft. kl. quer fol. 20 gl.

Die Familie Eboli. Dramatisch bearbeitet vom Verfasser der dreyerley Wirkungen. 1ster u. 2ter Th. mit Kupf. 8. 3 Thlr.

Kaiser Heinrich der Vierte. 4. Theil. 8 1 Thlr. 12 gl.

Wegen eines Nachdrucks von Ritter Reineck von Waldbuch, und Kerstens praktischem Handbuche für Gerichtsverwalter und Dorfgerichtspersonen wird ersteres von 1 Thlr. auf 12 gl. und letzteres von 16 gl. auf 10 gl. herabgesetzt, und sind solche in allen Buchhandlungen um diese Preise zu haben.

No. 7.

Neue Verlagsbücher der Frommannischen Buchhandlung in Züllichau im Jahr 1790.

Arnold, Th. Englische Grammatik, 7te Aufl. verbessert von M. J. B. Rogler. gr. 8. 16 gl.

ejusd. Vocabulary, oder vollständiges kleines Englisch und Deutsches Wörterbuch, 4te Aufl. verb. und vermehrt mit einem Deutsch-Engl. Wörterbuch von M. J. B. Rogler. gr. 8. 1 Thlr. 8 gl.

Die wiederholten Auflagen dieser Hülfsbücher beym Unterricht der Engl. Sprache beweissen ihre Brauchbarkeit hinlänglich. Lezteres hat einen neuen sehr wichtigen Vorzug erhalten an dem ganz neu ausgearbeiteten Deutsch-Engl. Theil der für die Besizzer der vorigen Auflagen auch besonders abgedruckt ist, unter dem Titel:

Arnold Vocabulary 2ter Theil. oder M. J. B. Rogler vollständiges Deutsch-Englisches Wörterbuch. gr. 8. 15 gl.

Gallus G. T. Handbuch der Brandenb. Geschichte. 2ter Band 8. 20 gl.

Correktheit des Styls, weise Auswahl des dem Dilettanten wissenswürdigen, lebhafte Darstellung der Begebenheiten und ein gewisser Enthusiasmus für alles was edel und gut ist, der durchs ganze Buch herrscht und den Leser unaufhaltsam mit sich fortreißt, machen dies Werk nach dem Urtheil von Kennern zu den interessantesten und nüzlichsten Lesebuch für Geschichts-Liebhaber so wie für Schulen. Dieser Theil enthält die Geschichte der Jahre 1320 — 1499. der 3te (der in der Ostermesse 1791 erscheint) wird die Geschichte bis zum Tode des großen Kurfürsten fortführen, und der 4te mit dem Leben der 3 Könige das Ganze beschließen.

Gartenökonomie für Frauenzimmer oder Anweissung die Produkte des Blumen- Küchen- und Obstgartens in der Haushaltung aufs mannigfaltigste zu benuzzen. 1stes Bändchen vom Blumengarten. 8. 14 gl.

Ein

Ein für jede Hausmutter, so wie für jedes junge Frauenzimmer, die sich zu einer guten Hausmutter bilden will, eben so nützbares als angenehmes Geschenk. Die Verfasserin führt ihre Leserinnen in Blumengarten und lehrt sie in 286 Rezepten, alle Blumen auf die mannigfaltigste Art zu benuzzen. Wenn unsre Damens bis jezt die Blumen nur ihres Geruchs und ihrer Schönheit willen liebten, so werden sie sie nun auch ihrer Nuzbarkeit wegen schäzzen lernen. Der 2te Theil von Küchengarten erscheint in der Ostermesse 1791.

Herzliebs, C. F. Predigten über epistolische Texte. Nebst einer Zuschrift an Herrn Probst Teller über Popularität in Predigten. gr. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser trägt in der eben so schön als wahr geschriebenen Zuschrift seine Grundsäzze über Popularität in Predigen vor, und giebt in den darauf folgenden Predigten die besten Muster zur Ausübung dieser seiner Grundsäzze. Die Fruchtbarkeit des Inhalts, der den Bedürfnissen einer Stadtgemeine angemessen, die aus der Sphäre desselben hergenommenen Beyspiele und Erläuterungen, die Richtigkeit der Begriffe, die Leichtigkeit des Ausdrucks und die überall sichtbare Wärme, machen diese Predigten um so schäzbarer, je seltener gute Predigten über epistolische Texte sind.

Jakobs, L. H. Beweis aus der praktischen Vernunft für die Unsterblichkeit der Seele oder Beantwortung der Aufgabe: ob es Pflichten gebe, die mit der Lehre von der Unsterblichkeit zusammenhängen. Eine Preisschrift aus dem Lateinischen, mit einiger Veränderung von dem Verfasser selbst übersezt. 8. 12 gl.

Der Herr Verfasser entwirft zuerst in der Vorrede S. 13 — 82. eben so anschauend als gründlich den reellen Unterschied zwischen objektiver und subjektiver Beweisart. Denn handelt er in der Abhandlung selbst zuerst kürzlich von der Natur und dem Wesen der Pflichten und Verbindlichkeiten, und untersucht zweytens den nothwendigen Zusammenhang der Wahrheit der Pflichten mit der Unsterblichkeit der Seele.

Gewiß

Gewiß verdient diese Abhandlung, die dem wichtigsten Gegenstand alles menschlichen Wissens und Wünschens entwickelt, recht allgemein gelesen zu werden. Vorzüglich von Lehrern der Religion, denen es Gewissenssache ist, sich selbst und andern richtige Begriffe über Pflicht, Tugend und Unsterblichkeit, und ihren gegenseitigen unzertrennlichen Zusammenhang zu verschaffen; so wie jeden der gebildet genug ist, sich eine feste Ueberzeugung von seiner großen Bestimmung ernsthaft zu wünschen und eben so ernsthaft zu suchen.

Ist ein allgemeiner Landes-Katechismus nöthig und wie müßte er beschaffen seyn? 8. 6 gl.

Eine kleine Schrift, die gewiß die Aufmerksamkeit des Publikums in jezzigen Zeitpunkt verdient. Der Verfasser scheint vorzüglich im 2ten Theil derselben seine Aufmerksamkeit auf einen neuerlich fehlgeschlagenen Versuch der Art zu richten.

(Die Fortsezzung im nächsten Anhang.)

No. 8.

Vorläufige Nachricht von des Herrn Hofraths Tychsen zu Rostock Elementale arabicum sistens Linguae Arabicae Elementa, analecta anecdota et Glossarium arabico, latinum.

Dies Werk, welches gegenwärtig in der hiesigen akademischen Officin gedruckt wird, ist von der Koppeschen Buchhandlung in Verlag genommen, wird um Johannis fertig und enthält:

I. Eine kurze Anweisung zum Arabischen.

II. Eine Sammlung von lauter ungedruckten zweckmäßigen Auszügen aus arabischen Schriften;

a) Mit Vocalen und Punkten versehene

1. Die 99 Nahmen und Beynahmen Gottes.
2. Die Nahmen und Beynahmen Muhamets, auf welche Beyde in den Dichtern so häufig angespielet wird.
3. Beyträge zur Naturgeschichte Egyptens auf die Bibel anwendlich.

4. Beschreibung einer großen Schlacht zwischen den Mauren und Castilianern.

b. Unpunktirte.

A. 1. Aus der Naturgeschichte der Thiere, von dem Esel, Maulesel und dem Heuschrecken.

2. Von der ersten Ankunft der Mauren in Spanien, und dem eigentlichen Lebensende des letzten Gothischen Königs Roderich.

3. Die Lebensbeschreibung des Egyptischen Chaliven Alhakem, in welcher viel Neues von den Drusen vorkommt.

4. Probe des Catechismus der Noßairier.

5. Merkwürdiges Zeugniß, welches ein arabischer Gelehrter zu Beitalfakir in das Stammbuch des Herrn J. R. Niebuhr geschrieben hat.

6. Von den Redegliedmaßen.

B. Kufische Inschriften mit Neschi Schrift umgetauscht.

1. Auf dem Kaiserlichen Mantel.

2. Auf der Kebla, oder der Bethkapelle in dem berühmten Tempel zu Corduba.

3. Auf einem Brunnen zu Toledo.

4. Auf einer Festung in Andalusien.

5. Auf dem Sonnenweiser im Königl. Schloße zu Palermo.

6. Drey Persepolitanische beym Niebuhr und Chardin, aus welchen besonders des erstern bewundernswürdige Genauigkeit im Abzeichnen hervorleuchtet.

C. Kufische auserlesene Grabschriften in Neschicharakter umgebildet.

1. Eine bey Niebuhr T. II. tab. XLIII. A.

2. Zwey zu Toledo.

3. Eine zu Badajoy.

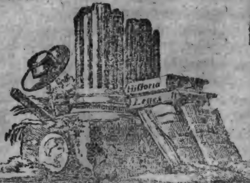
4. Eine zu Marsala.

III. Verzeichniß der in diesen Auszügen vorkommenden Wörter.

Neue Litteratur
und
Völkerkunde,

Für das Jahr 1791.
No. VI.
Junius.

Leipzig, bey G. J. Göschen.



Google

Digitized by Google

Neue Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1791. No. VI.

Junius.

Inhalt.

I. Ein noch ungedruckter Brief des Herrn von Leibniz an M**. Hannover den 30. Dec. 1714 S. 467

II. Philipp II, König von Spanien. Ein Gemählde nach Mercier . . 470

III. Jupiters theatralische Reise, eine Scene aus der Götterwelt. Von Hrn. Schink . 492

IV. Die Hindus. Von Hrn. Klaußner . 508

V. Fragmente eines kleinen Wörterbuchs. Aus dem Französischen. Von ebendenselben . 527

VI. Schreiben des berühmten Badcock, über Oßians Gedichte . . 538

VII. Kurzer Aufschluß der Wahrheit: Daß alles in der Geschichte schnell und vorübergehend ist. Von Hrn. Stenger . . 544

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1791. No. VI.
Junius.

I.

Ein noch ungedruckter Brief des Herrn von Leibniz an M**.

Hannover, den 30. Dez. 1714.

Ich bin Ihnen sehr verbunden für die Mittheilung der wichtigen Bemerkungen über den Zustand Englands, die Sie über das Verhältniß der beiden großen Partheyen aufgesezt haben. Ich sehe hieraus manches, das mir unbekannt war, aber ich kann doch sagen, daß meine Meynung nicht sehr von der ihrigen entfernt ist. Ein Freund des Herrn Grafen von Oxford ein Ausländer, der sich in Engeland aufhielt und mit einem meiner Freunde kurz vor dem Tode der Königin einen Briefwechsel unterhielt, muthmaßte etwas ähnliches. Er bemühte sich den Grafen von Oxford zu rechtfertigen und ich glaube, daß seine Briefe dem Könige sogleich mitgetheilet worden. Allein seine Aeusserungen wurden für verdächtig gehalten, die ihrigen würden vielleicht mehr Beyfall erhalten haben. Er bemühte sich zu sehr, Dinge zu entschuldigen, die nicht zu entschuldigen waren,

als zum Beyspiel, den letzten Frieden. Aber ich glaube doch daß er Recht hatte eben das zu sagen, was Sie sagen, daß der Graf von Oxford keine bösen Absichten in Ansehung der protestantischen Regierungsfolge gehabt habe: Es scheint auch, daß er zu diesem Schritte verleitet worden um zu der Größe zu gelangen und sich darin zu erhalten; welches ihn bewogen, der Königin bey der Absicht, die sie mit dem Pretendenten hatte, zu schmeicheln. Da nun der König zum Throne gelanget ist, werden Seiner Majestät von Schriften dieser Art überhäuft; und dahero wird auch Ihre Schrift nicht mit gehöriger Aufmerksamkeit gelesen. Ich werde genau befolgen, was Sie hierüber befehlen. Ich werde sie keinem mittheilen, weil es Ihnen jetzo schaden könnte; da andere Maaßregeln genommen sind. Doch würde es gut seyn, wenn man diese Gedanken nicht so gänzlich aus den Augen setzte: denn die Zeit könnte noch vieles verändern. Ich habe noch einen Freund, einen Engeländer, der sehr Ihrer Meynung zu seyn scheinet. Er hatte zur Maxime, daß die meisten Hofleute, die bis jetzo regieret haben, schädlich und gefährlich wären und daß sie insgesamt nur auf ihr Intreße bedacht wären, daß man also uninteressirte Personen sowohl von Torrys als Wiggs suchen müße. Aber hier ist die große Schwierigkeit, daß man glaubt, daß man Leute von Ansehen, die Sie in ihrer Sprache Leaders nennen, haben müße, und daß diese gewöhnlich intereßirt und leidenschaftlich handeln. Man würde dem Könige zu verstehen geben, daß, wenn er die Mittelstraße suche, er weder die einen noch die andren auf seiner Seite haben und sich zwischen zwey Satteln sehen würde,

und

und daß er den Fehler begehen würde, den man bey dem Verfahren des Königs Willhelm erkannt hat, daß er die Torrys zum Nachtheil der Wiggs zu sehr geschonet habe. Unterdessen glaube ich, daß man Personen von erkannten Verdiensten, so wie den Graf von Pembrock hätte finden können, und daß der König, wenn er alle Intriguen in Ansehung der Wahl beiseite gesetzt, er eine vernünftige Kammer der Gemeinen hätte haben können, und daß er dies um so vielmehr hätte wagen können, weil er keinen Krieg hat und das Volk nicht mit Abgaben belästigen darf. Der König ist sehr scharfsichtig und da er die sicherste Partie liebt, so hat ihn dieses die Parthey der Wiggs zu ergreiffen bestimmt, die er für die sicherste hält. Da er nicht für die Partheyen ist und da ich seine günstige Gesinnungen für die englische Kirche kenne, so glaube ich, daß er sich bemühen wird, die Partheyen zu verringern oder wenns möglich gänzlich zu vertilgen und daß er zu dem Ende nach meiner Meynung wohl thun werde, die Bedienung ad placitum et non ad vitam, so wie Sie es auch dafür halten, zu vergeben. Man muß gestehen, daß die Torrys nicht weniger Eifer bey seiner Thronbesteigung bewiesen und daß die Kammer der Gemeinen einen Schritt gethan, welches ihren guten Willen bey Festsetzung seines lebenslängigen Unterhalts festsetzet. Wenn das gegenwärtige Parlament bis ans Ende der drey Jahre hätte dauren können; so hätte man geruhiger zu Werke gehen können. Aber mir deucht, daß es nach der Art nicht länger als acht Monathe nach dem Tode der Königin dauern konnte. Ich fürchte wie Sie, daß der Aufruhr des Pöbels eine tiefere

Quelle zu erkennen giebt. Der Schritt, den die Universität Oxford gegen Herrn Phips und seinesgleichen gethan, hat mich in Bestürzung gesetzt, aber ich hoffe doch, daß die englische Kirche duldsamer werden werde. Ihre Einsichten können diejenigen unterrichten, die noch nicht unterrichtet sind. Ich bin ꝛc.

II.

Philipp II, König von Spanien.

Ein Gemälde nach Mercier.

Schon seit zweyhundert Jahren schlummert dieser Mann, dessen Leben so voller Greuelthaten ist, in der kühlen Gruft; schon zweyhundert Jahr ist Philipp II. Asche. Aber sein Andenken ist nicht erloschen; seine Frevelthaten waren zu groß, um von der richtenden Nachwelt mit Stillschweigen übergangen werden zu können; seine Härte, seine Grausamkeiten, seine Mordthaten hinterließen unaustilgbare Spuren, und die Geschichte würde nicht seyn, was sie ist — Richterstuhl der Menschheit, — wenn sie von den Schandthaten Philipp II. schwiege. Nicht das Grab schützt erhabne Missethäter vorm Urtheile der Nachwelt, da ihre Zeitgenossen gewöhnlich, so lange die gekrönten Mörder leben, aus Furcht vor Qualen von ihnen schweigen.

Lebhaft steht vor meinem Geiste das Bild dieses blutdürstigen Tigers, sein fürchterlicher Blick erschreckt mich, meine Hand zittert, Schauder durchbebt mein Gebein, da ich den Character dieses Ungeheuers skitziren will! Mag doch der Fürst seine Handlungen verschleiern so viel er will; die Nachwelt hebt diese dennoch auf, bringt jene an das Tageslicht und beleuchtet sie mit der Fackel der Vernunft, wägt sie auf der Waage der Gerechtigkeit. Wehe dem Fürsten, der von dem Wege der Tugend weicht, dessen Handlungen Themis nicht leitet! er wird gerichtet und verdammt werden, sein Andenken wird verhaßt seyn und seinem Namen in der Geschichte das Brandmark aufgedrückt.

Philipp II. war Nero's würdiger Nachfolger, war grausam und mißtrauisch, war einig mit dem schrecklichsten Gerichte, mit der Inquisition, unterstützte es mit allen Kräften, war dessen Beschützer in Flandern und Spanien, wollte in Amerika dessen Schöpfer seyn. Blut floß in Ströhmen, wohin dieser Tirann sein Auge wendete, und Wohlklang schien ihm das Jammergeschrey der unterdrückten Menschheit zu seyn. Erbarmung, Mitleid kannte sein gefühlloses Herz nicht; denn sein Character war grausam und seine natürliche Grausamkeit vermehrten die von Pfaffen ihm eingeflößten Grundsätze. Zwey seiner würdige Gehülfen führten die Plane aus, die dieser Tirann schmiedete, Plane, bey denen die Teufel in Milton's verlohrnem Paradiese laut gefrohlockt haben würden. Kardinal Grenvella und Herzog Alba waren diese Gehülfen. Schon zu

groß für Europens Ruhe war seine Macht; aber sein unbegrenzter Ehrgeitz war dennoch mit ihr nicht zufrieden. Er wolte mehr, er wolte nicht blos Völker, nein! er wolte auch Gewissen beherrschen, weil seine Macht dadurch über die Macht aller andern Fürsten emporstieg, weil dann jeder Rebell Ketzer und jeder Ketzer Rebell wurde, weil dann jeder, der nicht glaubte, was er glaubte, auch gegen ihn sündigte und doppelt strafbar war. Mit der weltlichen verband er die geistliche Macht und schuf dadurch die despotischte aller Monarchien.

Schon seit Jahrhunderten hatte sich die römische Kirche Roms ehemalige Staatsgrundsätze zum Muster gewählt, und die neueren entarteten Römer wolten seyn, was ihre ersten Vorfahren waren — Weltbeherrscher. Durch Religion wolten sie können, was jene durch ihre Großthaten vermogten, wollten alle Menschen einer einzigen Religion unterwerfen, weil sie wußten, daß der Schritt von einer Religion zu einem Gesetze so gar groß nicht ist. Die Fürsten dieses Zeitalters bemühten sich, Reich und Kirche zu vereinigen und dadurch ihre Macht zu vergrößern. Unter allen stolzen, herrschsüchtigen Fürsten von Europa war Philipp II. der herrschsüchtigste, der stolzeste, er übertraf darinnen sowohl seine Vorfahren als Zeitgenossen, und erkannte dem Pfaffen mit der dreyfachen Krone nur Unfehlbarkeit zu, um selbst unfehlbar zu seyn, um mit dem Crucifix wie mit dem Schwerdte befehlen zu können. Wer durfte es nun noch wagen, seine schwache Stimme wider den Tyrannen zu erheben, da er Fürst und Priester zugleich war, da

der

der intoleranteste der Päbste sich mit ihm einverstand, nur durch seinen Mund seine schrecklichen Richtersprüche fällete? Mußte aus dieser teuflischen Verbindung nicht ein allgemeiner Geist der Verfolgung entstehen, mußte nicht Religion alles andere unterdrücken, die einzige Losung seyn? —

O Gott! wie war es möglich, daß aus Lehren, die nichts als Güte athmen, so viele Uebel entstanden? wie war es möglich, daß deine Religion guter, sanfter Jesus, so verdrehet werden konnte? Bruderliebe befahlst du: und durch Bruderhaß glaubten diese Menschen dich zu ehren, glaubten mit verbrannten Menschen dir wohlgefällige Opfer zu bringen! Aber es war ja nur Maske, nur Schein, ihr Betragen; Religion solte ihre teuflische Thaten nur bemänteln. Dich, Menschenfreund, der für das allgemeine Wohl sich aufopferte, dich liebten, ehrten diese Menschen nicht; sondern nur ihrem Ehrgeitze, ihrem Blutdurste opferten sie diese Tausende ihrer Brüder auf.

Religion war zu Philipp II. Zeit die Quelle alles Unglücks, Religion verbannte Vernunft, verdammte Menschen zum Tode, die nicht Verzicht auf diese edelste Gabe des Schöpfers thun wolten; Religion schuf Gesetze, die die Menschheit empörten; Religion verbannte Künste und Wissenschaften, brachte den unvernünftigsten Aberglauben, die Quelle so vieler Laster, brachte grausame, widersinnige Vorurtheile hervor. Vor ihr floh Freyheit und Menschenrecht, vor ihr verbarg sich der denkende Mensch, entfloh in die entferntesten Winkel der Erde. Unter dem Schutze der

Religion verband sich Unwissenheit mit Fanatismus, entvölkerte das schöne Spanien, machte seine herrlichen Gefilde öde und wüste.

Philipp II. war König von Spanien, beider Sicilien und den Niederlanden, Herr von Tunis, Oran, den canarischen und einigen Inseln des grünen Vorgebürges, Beherrscher der Philippinen, eines Theils der Maluckenꝛc. Gebiether von Mexico, Peru, Neuspanien, Chili und kurz — fast aller Inseln, die zwischen dem festen Lande von America und Europa liegen.

Philipp, grausamer, menschenfeindlicher Philipp! was hättest du mit dieser Macht werden können, du, der Monarchen vermögenster? Wie viele Thränen des Jammers konntest du trocknen, welches Glück um dich her verbreiten! — Schöpfer menschlicher Glückseligkeit, Beschützer der Künste, Vater eines Volks konntest du werden, angebethet von deinen Zeitgenossen, groß, verehrt bey der Nachwelt! Aber, Grausamer, du wolltest das nicht, du hattest keinen Sinn für edle Freuden, du schmiedetest nur Entwürfe, Europa Fesseln anzulegen, du widmetest nicht einen einzigen Tag deines langen Lebens dem menschlichen Wohle, du warst immer grausam, immer finster, immer abergläubig, straftest hart, mit mehr als kannibalischer Grausamkeit.

England wünschte Philipp II. zu erobern, weil alles, was Freiheit liebte, ihm verhaßt war, und ohne Drake, der im Hafen zu Cadiz hundert Schiffe der sogenannten unüberwindlichen Flotte verbrannte, ohne den Sturm, der

diese

diese furchtbare Flotte zerstreute, würde das Muster aller Republiken längst vernichtet seyn. Nur durch Geschichte würden wir die Staatsverfassung dieses Landes kennen, wo Menschenrechte heilig, wo Gesetze mehr als Fürstenlaunen sind.

Wie groß wäre erst Philipp's Macht gewesen, wenn es ihm gelungen wäre, auch England unter die Macht seines Zepters sich beugen zu sehn. Wäre Spanien wirklich so stark gewesen als es stark schien, so würde Elisabeths Königreich gewiß eine seiner Provinzen geworden seyn. Glücklicherweise aber war es zu groß, zu ausgedehnt, um mit Zusammennehmung aller seiner Macht handeln zu können. In Spanien verstand man die Kunst nicht, aus so vielen Völkern, die Philipp II. beherrschte, ein einziges zu machen. Die vielen großen Provinzen handelten mit dem Mutterlande nicht übereinstimmend genug, und Spaniens große Macht beruhete dahero mehr auf Schein, wie auf Wirklichkeit.

Der reichste Fürst in Europa war, troz America's so reichhaltigen Minen, sogar oft ohne Geld, mußte von Genua borgen und selbst von Rom Abgaben von den geistlichen Güthern verlangen.

Bey der Belagerung von Amiens rebellirten seine Truppen, weil — sie keinen Sold bekamen. So erschöpft war oft die Schatzkammer Philipp II!

Nichts war diesem bösen Manne zu heilig, was er nicht verletzte, wenn es seinem Intresse im Wege stand.

Welche Hindernisse legte dieser Heimtückische dem menschenfreundlichen Heinrich IV. von Frankreich in den Weg, als dieser sich mit dem Pabste versöhnen wolte! Als Schwager der drey letzten Monarchen in Frankreich wolte er diese Krone seiner Tochter Isabelle zuspielen. In Frankreich schonte man diesen Bösewicht nicht, sprach laut von seinen Schandthaten, verglich ihn mit Pharao, und noch als er lebte, schrieb ein Franzose von ihm: Dieser alte Satrap, der sich mit dem Blute seines Sohnes, mit dem Blute seines Weibes besudelte, wolte, als ein anderer Xerxes das Meer mit seinen Schiffen bedecken; aber der Himmel zerschmetterte sie an den Felsen von Irrland und Schetland. Schon zittert sein Haupt vom Alter, schon steht er mit einem Fuße im Grabe und seine Reiche erwarten nur den Augenblick, wo seine letzte Stunde schlägt, um ihr Joch abzuschütteln. Sein Staat gleicht einem Schranke von eingelegter Arbeit; ist aus verschiedenen Stücken zusammengesetzt, die sich dann voneinander absondern werden.

Troß allen diesen Schmähungen aber blieb Philipp II. Cabinet für Europa immer ein fürchterliches Cabinet. Als Herr von America's und Asiens Schätzen hatte er in jeder Affaire fast das Uebergewicht, wußte er ganz Europa nach seinem Willen zu lenken; und wie stolz, wie zuversichtlich er auch auf seine Macht war, zeigen viele seiner Ausdrücke hinlänglich. Paris und Orleans nannte er nie anders als **meine gute Städte** und es würde ihm auch zweifelsohne gelungen seyn, die französische Monarchie zu

seinem Eigenthume zu machen, wenn er seine Vortheile nach der Schlacht bei St. Quintin zu nutzen verstanden hätte. Nur der ewig große Friedrich von Preußen verstand diese Kunst, wußte recht gut, nach gewonnenen Schlachten die daraus für ihn entstandenen Vortheile zu nutzen; Philipp II. aber, wie schon gesagt, verstand diese Kunst nicht, sonst würde er Frankreich, dem stolzen Oesterreich zum Trotz, das die Zeit immer mit Intriguen verlohr, haben zu Grunde richten können, so wie er die Ligue vernichtete. Eduard oder Karl V. dürften warlich nicht an seiner Stelle gewesen seyn.

Die Eroberung von Portugall — wenn man die Besitznehmung eines Landes fast ohne Schwertschlag Eroberung nennen kann — war der einzige Vortheil, der Spanien unter der Regierung dieses Mannes zufiel, der ohnstreitig sich Europa noch furchtbarer gemacht haben würde, wenn ihm nicht häufige Beschäftigungen mit der Religion, die Zeit, die er dem Staate schuldig war, geraubt hätten. Ueber Ketzerverfolgungen vergaß er oft die auswärtigen Angelegenheiten. Frankreich spielte dieser hämische Monarch übel mit und lud sich dadurch den Haß dieser Nation auf. Man soll heutzutage noch in den Provinzen Spuren von diesem Nationalhaße gegen die Spanier finden, deren Stolz in jenen Zeiten auch jedem Volke unerträglich seyn mußte; die aus übertriebener Eitelkeit Ansprüche auf Vorrechte machten; das erste aller Völker seyn wolten.

Für die ganze Welt war es ein ganz neues Schauspiel, als Karl V. feyerlich seinem nie geliebten Sohne die

Krone

Krone abtrat, den Zepter mit dem Rosenkranze, Brevier und der Geißel vertauschte. Solte dieses uns nicht zum Beweise dienen können, daß der Stand eines unabhängigen Fürsten nicht so neidenswerth ist, als wir oft es wähnen?

Die Ceremonien bey der feyerlichen Abdankung dieses stolzen Mannes, scheinen mir unnütz und lächerlich; denn was war es anders als Gauckelspiel, daß er sich in einen Sarg legte, daß er Grablieder singen ließ?

Was eigentlich Karl V. bewogen hat, diese Theaterposse zu spielen, weiß man nicht; wol aber, daß es ihm bald nachher leid war, sie gespielt zu haben. Ueberhaupt war Karl V. ein Mann, der nie recht wußte, was er wolte, der immer das Gegentheil von dem that, was er hatte thun wollen. Nach dem, was die Geschichte uns von seinem Character sagt, zu urtheilen, mußte ihn seine Handlung gereuen, mußte er es beklagen, den Thron verlassen zu haben.

Er gieng in ein Kloster, ward bald von seinen Unterthanen und selbst von seinem Sohne vergessen. Dieser zeigte sich von einer sehr schlechten Seite, war undankbar genug, die seinem Vater versprochenen Jahrgelder zur Belohnung seiner alten Diener zurück zu behalten. Dies mußte dem alten Manne wehe thun, wenn er auch nicht so stolz und ehrgeitzig gewesen wäre, als er wirklich es war. Seinen Beichtvater und Cabinetsprediger ließ Philipp II. im Brustbilde verbrennen, und die Geschichte sagt, es hätte wenig

nig gefehlt, daß er seinen eignen Vater nicht hätte brandmarken, ihn öffentlich für einen Ketzer erklären lassen.

Universalmonarchie war Karl V. Lieblingsidee, Universalmonarchie war auch Philipp's heißester Wunsch. Karls Lage war günstiger dazu wie die seines Sohnes, und er selbst war zum Theil Schuld, daß sein Plan fehlschlug; denn sein Bruder, den er zum römischen Könige hatte erwählen lassen, wolte nachher auf diese Würde, so viel Karl ihm auch zur Entschädigung biethen mogte, nicht Verzicht thun; und so geschah es denn, daß nicht Philipp sondern Ferdinand sein Nachfolger auf dem Kayserthrone ward.

Philipp's Politic war kunstvoller als thätig; er war mehr darauf bedacht, Uneinigkeiten zu stiften, als von ihnen Vortheile zu ziehn: und daher kam es, daß die spanische Monarchie unter seiner Regierung mehr einbüßte, als gewann; denn verlohr sie nicht Tunis, den Hafen von Goulette und einen Theil der Niederlande? Mußte nicht Philipp, der schnell bei Entwerfung von Planen und langsam in deren Ausführung war, die besten Gelegenheiten oft dazu versäumte; — Heinrich IV. um Frieden bitten, sehen, wie England ihm hohnlächelte? Zuviel für seine Lieblingsideen, wie ich schon gesagt habe, beschäftigte er sich auch mit religiösen Angelegenheiten, handelte oft so unpolitisch, seine Feinde selbst zu unterstützen, wenn es darauf angesehen war, den Protestanten zu schaden und weihte auf diese Art oft die Zeit, welche seinen Entwürfen günstig war, den päpstlichen Geschäften.

Frank-

Frankreich wünschte er gar zu gern mit Spanien zu vereinen, suchte durch die Ligue die Parthey des Königs und durch diese wiederum die Ligue zu überwinden. Auf das Herzogthum Bretagne machte er ebenfalls Ansprüche, weil die Infantin Isabelle Niece Heinrich III. war; aber das Schicksal begünstigte die Plane dieses ränkevollen Königes nicht, gab den Franzosen einen Heinrich IV, und machte Frankreich zum Beschützer von Europens Freyheit, zur Gegenpart des stolzen Oesterreichs und Spaniens.

Als Generalißimus des Pabstes achtete Philipp II. kein Privilegium, kein Gesetz, das den ihm so theuren Despotismus Grenzen setzte. Er war Beschützer der allein seligmachenden Kirche, auf ihn war die unbegrenzte Macht des heiligen Vaters übertragen. Pius V, einer der heftigsten Verfolger der Protestanten, stand mit ihm in Briefwechsel, begünstigte, beförderte seine Plane, segnete ihn, daß er so viele Tausende, die nicht glauben wolten, was die römische Kirche glaubte, durch die Hand des Henkers vernichten ließ. O mein Vaterland, wie glücklich bist du, daß du den Ketten eines grausamen Philipp's, den Fesseln der Kayser Maximilian, Ferdinand, Karl V. entgiengest, wie viel Dank einem Franz I, Heinrich IV. von Frankreich, einer Elisabeth von England schuldig, die dich nicht unterjochen ließen, die sich muthig den mächtigsten Monarchen widersetzten!

Protestantismus schien Philipp II. Hinderniß seiner Despotie; er glaubte ihn seiner Macht gefährlich und wolte eher alles den revoltirenden Unterthanen bewilligen, als

Ge-

Gewissensfreyheit. Abergläubische Fanatiker lassen freylich sich leichter beherrschen und in Ketten legen, als Menschen, die raisonniren und denken; denen kann der Despot leicht mit dem Crucifix und der Geissel Stillschweigen auflegen, und die unvernünftigsten Dinge als heilig anzusehn befehlen. In manche Geheimnisse verschleyerte die Priesterschaft die Religion, um den, dem Menschen natürlichen Forschungsgeiste Fesseln zu schmieden, um Menschen zu verhindern, Mönche als Volkstäuscher, als boshafte Lügner zu sehn. Solche Geheimnisse ergrübeln wollen, war Beleidigung der Gottheit. Der Gott, der die Liebe selbst ist, erzürnte und — mußte gerächt werden, durch Priester, durch seine Bothen gerächt werden. Ohne diese Geheimnisse würden die Priester nicht reich, stolz und blutdürstig geworden seyn, und ihr Intresse heischte es, daß Rebell und Ketzer gleich behandelt würden. Priester verbannten die Tugend, forderten nur blinden Glauben, und verübten jede Schandthat. Schon vor Philipp II. hatten sie Europa beherrscht; aber unter der Regierung dieses Mannes stiegen sie zum Gipfel ihrer Größe, und jede Spur von Menschenrecht, Tugend und Pflicht ward nun fast ganz verlöscht. Er, dieser Philipp, der auf Unfehlbarkeit Anspruch machte, ließ öffentlich folgendes Decret wider den ersten Statthalter von Holland bekannt machen:

Wir versprechen dem, der edel genug denkt, die Welt von dieser Pest zu befreyen, der lebendig oder todt ihn uns überliefert, oder ihn umbringt, auf königliches Wort und Treue und als Gottes Gesandter zwanzigtausend goldne Thaler. Hat er ein Verbrechen began-

begangen: so sprechen wir ihn frey, sey es auch von welcher Art es wolle, ist er nicht nobel, so adeln wir ihn, verzeihen auch jedes Verbrechen, das seine Vorfahren begangen haben könnten, und erheben sie ebenfalls in den Adelstand.

Welche Verordnung, welche Sprache! Hat je die Welt von einem Fürsten sie gehört?

Graf Egmont und Horn, diese edlen Männer, wurden das erste Opfer in den Niederlanden, und Herzog Alba rechnete es sich zum Ruhme, achtzehntausend Menschen auf das Schaffot geschleppt zu haben. Wie der Fürst, so der Diener.

Auch der Prinz von Oranien ward ein Opfer des religiösen Fanatismus, und Philipp beklagte nur, daß es zwölf Jahr zu spät geschehen sey. Ganz Europa trauerte bey der Nachricht von der Pariser Bluthochzeit; aber Philipp II. und seine Höflinge frohlockten ob des Mords so vieler unschuldigen Menschen, stellten Feste an, daß der schändliche Anschlag gelungen sey, daß Carl IX. dumm und mordsüchtig genug war, die fleißigsten, treuesten Unterthanen im Schlaf überfallen und niedermachen zu lassen.

Flandern schüttelte das Joch dieses Despoten ab, und legte den Grund zu einer blühenden Republik, gab allen Völkern die Lehre, daß Menschen, die fest entschlossen sind, frey zu werden, nichts unmöglich ist. Europa staunte die Menschen an, welche Unterdrückung, Abscheu vor der mörderische Inquisition, vor Philipps eisernen Zepter siegen

lehrte,

lehrte, sie stärkte, jeder Drohung, jedem Anfalle zu widerstehen. Die Inquisition selbst beförderte die Reformation; denn durch ihre unerhörte Strenge jagte sie allen Menschen Schrecken ein.

Staunen müssen wir, mit Bewundrung erfüllt werden, wenn wir Hollands Geschichte lesen. Was war es gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts? — Morast; — wer waren dessen Bewohner? — arme Fischer und Seefahrer. Diese Menschen kämpften mit dem Meere, das immer sie zu verschlingen drohete, und mit Philipps erprobten tapferen Soldaten, die schon so oft für ihn den Sieg erfochten hatten. Jeder glaubte, es sey Tollkühnheit von den Niederländern, daß sie es wagten, sich mit dem mächtigsten Fürsten in einen Kampf einzulassen, jeder glaubte sie besiegt, als er von den Armeen hörte, die Philipp II. nach Holland schickte. Aber was vermag wahrer Muth nicht! — Die Niederländer fochten als Männer, thaten Spanien in der Folge durch ihre Capereyen den größten Abbruch, und zwangen es, sie frey zu erklären. Ich schweige von den ferneren Fortschritten dieses Landes zu Ruhm und Macht, und verweise meine Leser auf Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande.

Was helfen dir, mächtiger Philipp, alle deine Intriguen, alle deine Schätze, da du vom Vater geerbte Länder verlohrst? Wozu bliesest du so gern in fremden Staaten das Feuer der Empörung an, da du nicht klug genug warest, deine eigenen Länder dir zu erhalten? O grausamer Philipp! vergeblich also floß all dieses Blut, vergeblich erschöpf-

test du America's Minen, vergeblich richtetest du deine Staaten zu Grunde! Am Ende deines Lebens nach all' diesen Kriegen, all' diesen gewonnenen Schlachten warst du minder groß, minder reich, als da dein Vater den Scepter dir gab. Du, der du Frankreich und England unterjochen wolltest, du, der mit Universalmonarchie sich schmeichelte, herrschsüchtiger, eitler, stolzer König, du mußtest die gerechte Demüthigung erleben, jene Menschen, die so sehr du verachtetest, jene Bettler, wie du sie nanntest, dir Troz biethen, über dich siegen zu sehn! Durch deinen Fanatismus verlohrst du ein Land, das heut zu Tage reicher ist, als alle spanische Provinzen. Verletzung göttlicher und menschlicher Gesetze, Verfolgung der Freyheit des Denkens, was zogen sie dir zu? — Absetzung. Im Haag erklärten die versammelten Staaten feyerlich Philipp II, weil er Volksprivilegia verletzt hatte, des Thrones verlustig. Welch ein Beyspiel für Fürsten und Völker! Jene erinnert es an das, was sie ihrem Volke schuldig sind, lehrt sie, daß der Fürst für das Volk, nicht aber das Volk für den Fürsten da ist; überzeugt diese, was wahrer Muth kann, was sie sich und ihren Nachkommen schuldig sind. Wehe ihnen! wenn ihre Kinder einst durch ihre Fehler, durch ihre Erziehung nur murren können, wenn sie schwach genug sind, willig Ketten, die ihre Vorfahren nicht trugen, anzunehmen, und sich und Nachkommen die Kräfte entziehn, — freye Menschen zu seyn, und als solche zu handeln.

So verabscheuungswürdig nun Philipp II. auch seyn mag: so muß man doch, wenn man unpartheyisch seyn will, seine guten Eigenschaften nicht verkennen. Er hatte wirklich

lich einige, verstand die Kunst, im Innren seines Königreichs die Ruhe zu erhalten, wußte gute Minister zu wählen und sie zu bilden. Seine Politic war oft des besten Staatsmannes würdig. Um Mailand zu behalten, verband er das Intresse der Republik Genua durch goldne Ketten mit dem seinigen. Zwischen dem Adel von Castilien, Catalonien, Atragonien, Navarra, Valencia und Italien vermittelte er oft eheliche Verbindungen. Gründliche Menschenkenntniß kann man diesem Manne ebenfalls nicht absprechen, muß gestehen, daß er klug genug war, seine Minister zu prüfen, bevor er sie ansetzte. Seine Aufmerksamkeit hierüber war unermüdet; denn er wußte wohl, wie wichtig Kenntniß der Minister für den Fürsten ist, da er doch größtentheils nur mit ihren Augen sehen kann. Versteht der Fürst diese große Kunst, kann er Scharfblicke in das menschliche Herz thun: so ist er würdig, zu regieren, wird durch diese Vorsicht selten betrogen werden. Nur gegen Herzog Alba war er nicht so vorsichtig, wie sonst, und mußte sein zu großes Vertrauen zu diesem Manne theuer genug büßen, verlohr dadurch die sieben vereinigten Provinzen.

Es mangelt mir an Worten, die Blutgierigkeit Herzog Alba's auszudrücken. Es war ein Mann, der die Gesetze mit Füßen trat, der aller Orten blutige Spuren seines Fanatismus hinterließ. In manchen Stücken war Philipp ein thätiger aufmerksamer Regent. Er befahl seinem Staatsrathe, in seiner Gegenwart die Gefahren oder Vortheile einer in Vorschlag gebrachten Sache zu überlegen, schrieb das Gutachten, wenn es verschieden war, auf, dachte dann

 selbst

selbst darüber nach, und vereinigte die entgegengesetzten Meinungen. War die Rede aber von Ketzern, dann hörte er weder Vernunft noch Gerechtigkeit; nur sein eingewurzelter Haß gegen dieselben sprach dann das Urtheil. Das Böse, was daraus entstand, überwiegt bey weitem das Gute, was dieser Mann etwa gethan haben mag. —

Bey aller seiner Achtung für die Religion aber schonte er dennoch ihre Priester nicht, wenn sie ihm strafbar zu seyn schienen, war dreust genung, in diesen Zeiten zwanzig Pfaffen hängen zu lassen, weil sie ihn in Portugall Kronenräuber genannt hatten, und dem Pabst Gregor XIII, der in diese Sache sich einmischen wollte, zu antworten: daß seine Rechte nur seinem eigenen Schwerdte unterworfen wären. Er achtete also die Priester nur, wenn sein Intresse oder sein Stolz es heischten, und dieser Karakterzug zeigt deutlich genug, daß er Religion nur als Mittel zur Befestigung seiner Macht und Größe ansah; und man kann sich aus diesem Gesichtspunkte die übrigen oft sich so sehr widersprechenden Handlungen seines Lebens recht gut erklären. Als der Erzbischof von Taledo starb, vermachte er den Armen eine Million Thaler. Philipp II. eignete sich dieses Geld zu, und ließ durch zwey oder drey Doctores der Gottesgelahrtheit erklären, daß er, als Vater der Armen, Erbe dieses Prälaten sey. Diese Gelehrten hatten noch keine Beneficia. —

Im Privatleben war er eben so scheinheilig, eben so streng, eben so grausam, wie auf dem Throne. Es ist fast unglaublich, und doch, leider! nur zu wahr, daß Philipp II. gestand: er selbst würde sich der Inquisition zum Henker

an-

anbiethen, wenn es daran fehlen solte. Dieser grausame Mann war unfähig, Mitleid zu empfinden, schien mit Vergnügen die Qualen der Opfer der Inquisition zu sehn, schien mit Wollust den Dampf der Scheiterhaufen einzuathmen. Er hatte bey diesen Schauspielen Spione, die jeden Seufzer, jede verstohlne Thräne eines gefühlvollen Zuschauers ausspionirten. Hatte jemand zu laut das arme Opfer der Priesterwuth beklagt, hatte die Natur zu sichtbar sich bey ihm geregt, so wurde er auch dem Inquisitionsgericht übergeben.

Philipp II. war in seinem Leben nur ein einzigesmal mit zu Felde. Es war bey der Eroberung von St. Quintin, wo seine Furcht aber auch so groß war, daß er ein Gelübde that, dem heiligen Laurentius, wenn er diesen Tag überleben würde, ein prächtiges Kloster zu bauen. Er hielt Wort, ließ eine Kirche und einen Pallast dabey errichten, und befahl, dem Gebäude die Gestalt einer Roste zu geben, weil dieser Heilige, so sagt die Legende, auf einer Roste gebraten wurde. Durch diesen Zufall entstand das Escorial. Auch gelobte er, nie wieder persönlich bey einer Schlacht zu seyn, und hielt ebenfalls hierin gewissenhaft Wort. — Von dem Siege bey St. Quintin nutzte Philipp die daraus für ihn entstandenen Vortheile nicht. Groß müssen sie gewesen seyn; denn sein Vater frug, als er die Nachricht davon in seinem Kloster bekam: ob sein Sohn schon in Paris sey? Feinde müsse man nicht zur Verzweiflung bringen, dies hatte Philipp in einem Kloster von Mönchen sich sagen lassen, und man muß gestehen, daß er zu Frankreichs Heile diesesmal diesen gewiß christlichen Grundsatz treulich befolgte. —

Als er durch die freywillige Abdankung seines Vaters den Thron bestieg, war seine erste Handlung, den geschlossenen Waffenstillstand mit den Franzosen zu brechen. Er war ein undankbarer Sohn, schlechter Vater, barbarischer Gatte, unbarmherziger Herr, gefährlicher Freund, und treuloser Bundesgenosse; war hämisch, mißtrauisch, rachgierig, und sein Haß gegen die Protestanten gieng bis zur Tollheit. Er war stolz, er war eitel; er verlangte, daß man nur kniend mit ihm sprach. Alles zitterte vor ihm, selbst die Gefährten seiner Verbrechen. Eure Verwegenheit, sagte er zum Herzog Alba, als dieser einst unangemeldet in sein Zimmer trat, verdiente das Beil: und Alba — war sein Vertrauter, der treueste Vollstrecker seiner Befehle. Als Graf Egmond und Horn hingerichtet wurden, sagte er, es geschähe deswegen, weil zwey Lachsköpfe besser als viel tausend Froschköpfe wären.

Sehr freygebig war er gegen Kirchen und Klöster; aber auch nicht weniger gegen seine Buhlerinnen. Auf Grabmäler gieng er nie, weil — oft ein Kreutz darauf ist. Lachen meine Leser über diese fromme Mummerey nicht? Wie konnte Philipp wähnen, daß die Welt sich durch dieses Gaukelspiel würde täuschen lassen! Wie kontrastiren diese vielen Buhlerinnen, die er unterhielt mit seinem Religionseifer! Mit Anna von Mendoza lebte er im Ehebruch, ließ seinen Nebenbuhler, den unglücklichen Escovedo vergiften; dies ist Thatsache, ist bekannt genug. Seine natürlichen Töchter steckte er in Klöster; aber doch weiß die Welt, daß er ihrer viele hatte! Joseph v. la Nüse wurde enthauptet, nicht

der

der Religion, sondern einer andern Ursach wegen. Alles dieses wissen wir jetzt, trotz Philipps Heucheleyen, mit Gewißheit und verabscheuen mit Recht den Mann, der alle diese Schandthaten verüben konnte.

Funfzigtausend Protestanten bluteten durch diesen Barbar, und seine Kriege kosteten ihn nach seinem eignen Geständnisse 564 Millionen Ducaten. War die Inquisition es müde, Menschenblut zu vergießen, schien sie zu ruhen: so feuerte Philipp ihre Wuth von neuem an.

Auf dem Gipfel seiner Größe war Spanien, als Philipp dessen Thron bestieg; fiel aber leider! bald durch ihn, ward entvölkert durch religieuse Verfolgungen, ausgesogen durch übermäßige Auflagen. Oft vergaß Philipp die Größe seiner Macht, gebrauchte da Worte, wo er handeln mußte und verlohr durch Intriguen, durch sich widersprechende Handlungen, seine Kräfte. Kleinen Staaten kann diese Handlungsart Vortheile bringen; den großen Mächten aber ist sie nicht angemessen, sondern schädlich.

Verstellung hat oft zwar ein Fürst nöthig, weil alles um ihn her nach Leidenschaften handelt, und er nur, wenn er sich verstellt, manche Dinge in ihrer wahren Gestalt zu sehen bekömmt; aber Philipp II. war mehr tückisch als verstellt, war nicht für den Platz, den das Schicksal ihm gab, gebohren. Der Zeitraum, wo Philipp auf dem Throne saß, erfoderte einen scharfsichtigen, denkenden Mann; und Philipp — war nur verschlagen und listig.

Den Gebrauch der Spionen zählte er mit zur Staatskunst. Alles, was vorgieng, mußten sie ausspioniren, mußten die verborgensten Dinge entdecken. Einem großen, mächtigen Fürsten ist dieses Verfahren unanständig; denn was gehen ihm die kleinen Geheimnisse der Menschen an? Nur um die Ruhe des Staats muß er sich bekümmern.

Im häuslichen Leben dieses Mannes erregt ein gewisser Vorfall noch heutzutage unsre Neugierde. Mazerat, ein derber aber wahrhafter Mann sagt ganz zuversichtlich: Daß Philipp II. seine Gattin mit der Frucht, die sie in ihrem Schooße trug, vergiftete, ist gewiß. Obschon einige Geschichtforscher ihn von dieser Schandthat freysprechen, Elisabeths Tod dem Kummer über Karlos Verlust zuschreiben; so muß man doch wenigstens gestehen, daß Philipp II, wie die Geschichte ihn uns schildert, dieser That sehr gut fähig war. Elisabeth war ein gutes Weib, sanft und mitleidig; war erst Karlos bestimmte Gattin und ward dann — so wolte es Politik — Karlos Mutter. Leiden, unaussprechlich leiden mußte die gute Königin, als der liebenswürdigste Prinz, die Hofnung der seufzenden Menschheit dem abscheulichen Inquisitionsgerichte übergeben wurde, als der grausame Philipp diesen seinen einzigen Sohn blutgierigen Pfaffen übergab. O Philipp, Ungeheuer, das die Natur den Menschen zur Plage werden ließ, Geschöpf, das die Gestalt eines Menschen, das Herz eines Tigers hat, durch diese Grausamkeit setztest du allen deinen anderen Bübereien die Krone auf, durch diesen Mord wurdest du für Welt und Nachwelt unsterblich, ewig denkwürdig.

Ruhig,

Ruhig, ohne Gewissensbisse starb dieser Barbar im vier und siebenzigsten Jahre nach einer vier und vierzigjährigen Regierung, sah zwey Tage vor seinem Tode den Himmel offen. In seiner langen, schmerzhaften Krankheit war er standhaft und geduldig und ließ sich vierzehnmal die Sakramente reichen. Heil dir Europa, daß kein Philipp II. mehr auf dem Throne sitzt, daß deine Fürsten menschlicher geworden sind! Toleranz hört man jetzt fast aller Orten predigen, und Liebe zu den Wissenschaften schätzen Europens Beherrscher als Tugend. Völker zollen ihnen für diese Gesinnung, Dank, Liebe und Achtung, und die Nachwelt wird ihr Andenken noch segnen. Alles in unseren Zeiten wird menschlicher, alles athmet den Geist der Philosophie. Fürsten nehmen Vorstellungen an, morden nicht mehr, wenn sie getadelt werden, glauben sich nicht besser, von edlerem Stoffe als ihre Unterthanen; reden in ihren Edicten die Sprache der Vernunft und geben Gründe an, wenn sie etwas fodern und befehlen. Manche — Seegen über sie Ewiger! — wenden ihre Macht an, Vorurtheile abzuschaffen, ihr Volk weiser und besser zu machen. Menschenrechte werden jetzt geachtet, und Europa hatte das Glück, im achtzehnten Jahrhundert einen Philosophen auf dem Throne zu sehn, ein Muster der Fürsten, der den Weg des allgemeinen Wohls bahnte. Mögen doch viele ihm nachahmen, möge sein Andenken doch nie erlöschen, möge es in den spätesten Zeiten den zum Regieren erkohrnen Fürsten seine Pflichten noch lehren: — dann wird Europa immer glücklich seyn! —

Klaußner.

III.

Jupiters theatralische Reise.

Eine Scene aus der Götterwelt.

Durch diese kleine Posse feyerte der launichte Dichter Schink in Hamburg im November 1790 den Geburtstag seines Freundes des großen Schauspielers Schröder, der für die gerechte Würdigung seiner darstellenden Talente in Deutschland zu früh gebohren zu seyn scheint; Talente, die vielleicht von keinem Schauspieler irgend eines Volks übertroffen wurden.

v. A.

Personen:

Jupiter.
Juno.
Schakespeare.
Diderot.
Leßing.
Garrik.
Moliere.
Le Kain.
Ekhof.
Koch.
Catharina Jacquet.

Jupiter,

Jupiter,

(der unter dem lauten Jubel des Olymps auf seinen Thron steigt.)

Ich bitt' euch, Götter und Göttinnen, durchlauchtige Muhmen und Vettern, und euch, meine geliebten olympischen Unterthanen, laßt es mit eurem Hofiren, Musiziren, Jubel- und Vivatgeschrey einmahl genug seyn! Mir thun die Ohren von euren Ehrenbezeugungen weh. Ihr trompetet und paukt ja, daß man die Sphären nicht mehr hört, die doch sonst keinen schlechten Lerm machen. Also Basta! Ich bin eures Triumphbogens- und Ehrenpfortenkrams nachgerade satt. Meine Nase hält euren Orangen- und Blumenduft nicht länger aus und der Staub, den eure Tänze, euer Hutschwingen und Klatschen erregen, bringt mich noch um meinen Athem. Stille in's Pluto's Namen! Drükt eure Freude sanfter aus, oder ihr jagt mich wieder in die Unterwelt.

Juno.

Verzeyhung, mein göttlicher Gemal, wenn unsre Freude zu laut wird. Zu lange haben wir das Anschauen deiner Herrlichkeit entbehren müssen. Dieser laute Feyerton des ganzen Olymps bey deiner glorreichen Zurückkunft, drückt unsere Entzückungen noch viel zu schwach aus. Und war's nicht immer so, unser gnädigster Herr und Gebieter, wenn du nach deinen kleinen Streifereyen in die Unterwelt, den olympischen Thron wieder bestiegst?

Jupiter.

Aber, Frau Gemahlin, wenn ich nun auf meinen Reisen gescheiter geworden bin. Oder sollen die Menschen klü-

ger seyn, wie ich ihr König und Schöpfer? Die Großen der Erde danken allen Prunk und Spectakel ab, und ich soll ihn im Olymp gelten lassen? Ich, der oberste der Götter, mit meinem großen, weißen Barte, soll mich, wie ein kleines Wickelkind, über Flinker und Flittern, über Kling und Klang, über Ceremonien- und Höflichkeitsspaaß freuen?

Juno.

Mit Beschämung erkenn' ich mein Unrecht. Aber konnt' ich voraus wissen, daß deine königliche Hoheit an Weisheit, wie an Alter zunehmen würde? Das Wunder ist bey den Herrn in der Krone zu selten. Auch dacht' ich noch an die Zeiten der Alkmenen, Leden, Europen und Danae'n, wo Weisheit eben nicht die Sache des Vaters der Götter war. Da galt's Sommernächte länger machen, Schwanen- und Stierrollen spielen, goldnen Regen figuriren, rc. Jetzt legt deine Majestät sich auf Beobachten und Klüger werden. Bey meinem Pfau, das verdient, daß ich deinem Barte einen tiefen Knix mache. Jetzt trägt ihn deine Oberherrlichkeit mit Ehren.

Jupiter.

Deine Zunge, mein Schaz, wie ich merke, hat noch immer ihre alte Spitze. Immer wärmst du meine längst vergeßnen Sünden wieder auf. Ist das großmüthig gehandelt? Doch du bist meine Frau, und leider! nicht deiner Großmuth wegen berühmt; und ich bin lang genug verheyrathet, um Geduld gelernt zu haben. Also über den Punkt kein Wort! Aber ich habe sonst noch ein Hühnchen mit dir zu pflücken, Dame Juno. Wie steht's mit der

Weltregierung, die ich dir, während meiner Abwesenheit, übertragen habe?

Juno.

Ich solte denken, Herr Jupiter, so gut, als ob ihr sie selbst regiertet. Seit anderthalb Jahren merkt man doch, daß eine Welt da ist. Ich habe ein Leben, eine Rüstigkeit, ein Wirken und Treiben darin verbreitet —

Jupiter.

Wie ein Weib, das muß man sagen. Ihr Weiber liebt Zank und Streit, dafür hast du ehrlich gesorgt. Ueberall haben sich die Leute bey'm Kopf, raufen und schlagen sich todt, daß einem die Augen übergehn. Aufruhr und Empörung, wo man hinsieht. Die Kleinen spielen die Großen und die Großen die Kleinen; die Thronen wackeln und die Diener schlagen ihren Herren ein Schnipschen.

Juno.

Ist das nicht Beweis von Kraft? Die Menschen fangen an sich zu fühlen, und merken, daß sie so gut dein Werk sind, wie ihre gnädige Herren.

Jupiter.

Das sollen sie aber nicht zum Pluto! Die Welt muß durch Subordination regiert werden, oder alles geht drunter und drüber. Wenn die Menschen gleich ursprünglich frey gebohren sind, so verstehen's doch die wenigsten, frey zu seyn. Man darf ihnen nur den Finger geben, so nehmen sie die Hand; und da entsteht denn eine Unfreyheit aus der Freyheit, daß kein ehrlicher Mann seines Lebens mehr sicher ist.

Juno.

Juno.

Nimm mir's nicht übel, Herr Gemahl, aber du raisonnirst, wie ein Recensent. Erst fängt der allweise Herr selbst Händel an, und denn rümpft er die Nase drüber. War's nicht noch unter deiner Weltregierung, wie das Volk zuerst aufstand, dessen großem Beyspiel jetzt alle Welt folgt?

Jupiter.

Da haben wir die Frau wieder. Eure Natur bleibt doch immer dieselbe, auch, wenn sie mit ein Bischen Gottheit candirt ist. Wenn ein großes Volk sich seiner Haut wehrt, mit edlem Selbstgefühl gegen Unterdrückung kämpft, das ist doch wohl was anders, als wenn ungezogene Leute, die selbst nicht wissen, was sie wollen, wie betrunkne Studenten, mit Stecken und Spießen auf der Straße herumlaufen, dem Nachbar die Fenster einwerfen, jeden, der ihnen begegnet, von dem breiten Steine stoßen und Freyheit, Freyheit schreyen, ein Wort, von dem sie eben so wenig einen wahren Sinn haben, wie die Pfaffen, die sie aufhetzen, von der Religion. Aber deinen Händeln in Brabant und in den kleinen Flecken des deutschen Reichs, sieht's doch wohl jeder an, daß sie deine Weiberhand angezettelt hat. Da balgen sie sich um einen Aberglauben, den sie Religion nennen, hängen und spießen sich, weil die Obrigkeit Abgaben verlangt, ohne die der Staat doch nicht erhalten werden kann, kehren das Unterste zu oben, gehen auf dem Kopf, statt auf den Beinen und brüllen: wir sind frey! Die Galle läuft mir über, wenn ich dran denke. Manchmal,

mal, wenn ich den Unfug so mit ansahe, kriegt' ich Lust, mit meinen Donnerkeilen drein zu blitzen, aber da hätt' ich bey dir den Anfang machen müssen, Madame; und dafür schützt dich leider! deine Unsterblichkeit. Unterdeß hab' ich unter ein paar Monarchen Friede gestiftet, die werden sie schon Mores lehren.

Juno. (die Nase rümpfend)

So? ist das Dein saubres Stück Arbeit?

Jupiter.

Ja, Frau Gemahlinn. Du hättest das nun schwerlich gethan, deine Natur, wie der ganze Olymp weiß, ist eben nicht die friedsamste.

Juno.

Und deine, wie der ganze Olymp weiß, eben nicht die höflichste. Das ist also mein Dank, daß ich die ganze Götterwelt aufgeboten habe, dir bey deiner Zurückkunft die Honneurs zu machen? Mit Spott und Hohn bezahlst du mir meine Festivitäten, meine Pyramiden, Triumphpforten, Feuerwerke, Schauspiele und Prologe, die ich dir zu Ehren veranstaltete.

Jupiter.

Prologe? Komm mir nur mit dem Zeuge, worin kein gesunder Menschenverstand ist. Kommt nicht etwa die Unsterblichkeit drin vor, einen Kranz um den Kopf und einen Palmzweig in der Hand und perorirt Unsinn, den der Dichter selber nicht verstanden hat? oder ein paar personificirte Tugenden, die dummen Schnak schwazzen, was doch

von

von Rechtswegen die Tugend nicht sollte? oder die Weisheit, die mir das Räucherfaß um die Nase wirft, daß ich Beulen bekomme? Geh' mir mit den Possen, ich seh' sie gewiß nicht.

Juno.

Nun den Aerger wollen wir deiner Obergötterwürde wohl ersparen, die Lobsprüche der Weisheit sollen sie nicht sehr drücken.

Jupiter.

Wird mir lieb seyn. Es ist nichts unausstehlicher, als sich seine Vollkommenheiten so unter die Nase reiben zu lassen. Unser eins ist freylich ein großer Herr, und dem thut's immer wohl, wenn so ein Poet seine Schuldigkeit thut, und seiner Weisheit und Tugend von Zeit zu Zeit ein paar Weyrauchkörnchen hinstreut. Wie erführen's die Leute sonst, was man ist! Aber zu toll ist zu toll. Man muß einen nicht kitzeln, daß man sich winden, krümmen und Ach! und Weh! schreyen muß. Wenn ich schon ein Gott bin, so ist meine Haut doch keine Elephantenhaut. Deine Schauspiele, Frau Gemahlinn, will ich also sehn. Aber mit dem Prolog bleib' mir vom Leibe! Sonst hab' ich's Theater noch immer lieb und in meinem Olymp soll die Kunst wenigstens nicht nach Brod gehn, das mag sie in der Unterwelt thun. Meine Acteurs sollen Ambrosia und Nectar haben, die Hülle und Fülle, und ich will sie mit Unsterblichkeit füttern, daß sie glänzen sollen wie die Sterne immer und ewiglich.

Le Kain.

Ce vous mettera au comble de la gloire plus immortelle, dieu & pere eternel!

Jupiter.

Taisez Vous, Monsieur le Cain. Ich hab' euch schon gesagt, ich verlange eure Parfums und Odeurs nicht. Das muß ich aber sagen, das Theater hat mir in der Unterwelt viel Freude gemacht. Wenn mir die zweybeinigten, federlosen Thiere, Menschen genannt, durch ihre Thorheiten manchmahl das Blut in den Kopf trieben, und ich gieng in die Comödie, gleich war mir's besser. Es giebt ganze Leute unter den Schauspielern da unten, beym Styx! ganze Leute! In Spanien treiben sie's freylich ein bischen toll; es kömmt einem immer vor, als wenn das Volk an keinen Gott glaubte, denn es spricht und geberdet sich gar nicht, als wenn sie unsereins erschaffen hätte. Aber dafür erkannt' ich in Frankreich, Italien, England und Deutschland mitunter das Werk meiner Hände wieder. Besonders in Deutschland. Sollen leben, die Deutschen, unter allen Menschen, die meine Allmacht hervorgebracht hat, sind mir das die liebsten.

Garrick, Moliere und le Kain. (zugleich).

Die Deutschen?

Jupiter.

Zu dienen, und wißt ihr warum? Unter allen Theaterleuten der Unterwelt, bleiben ihre der Natur am meisten getreu, mit der ich sie ausstaffirt habe. Die andern hauen zu

zuweilen greulich über die Schnur, und bringen eine Race von Menschengesichtern zu Markt, an der meine Schöpferkraft so wenig Theil hat, als die menschliche Natur an ihnen selbst.

Le Kain.

Pere eternel, c'est fort!

Jupiter.

Fort, oder nicht, 's ist wahr. Und komm du mir nicht immer mit deinem Französischen drein. Wir sind hier im Olymp und nicht in Frankreich. Hier sollst du reden, wie's Sitte ist. Wes Brod ich esse, des Lied ich singe. Das ist ein altes Sprichwort. Merk dir's.

Le Kain.

Mais votre Majesté. — —

Jupiter.

Mais, du sollst das Maul halten, oder, bey den Furien und ihren Schlangen! ich kupple dich mit dem Höllenhund zusammen, dessen Fratzenmanieren du so manchmal auf dem pariser Theater für Menschensitte verkauft hast. — Ja, sieh so scheel aus, wie du willst. Ich habe allen Respect für euer Komödienwesen. Da erkennt man doch der Mutter Natur ihr Werk wieder. Aber euer Tragediren, euer Helden- und Heldinnenkram, den verzeyh euch die gesunde Vernunft! Ich darf nur an die tragische Wassersuppe, Karl den Neunten, denken, so stehn mir die Haare zu Berge über euren Tragödiengreuel. Sind in ihrem Leben die Leute so aufgetreten, haben sie jemals solche Gesichter

sichter gemacht, so geheult, so gewimmert? sind sie je so mit der Stimme aus den höchsten Tönen in die tiefsten und aus den tiefsten in die höchsten herübergesprungen, als wenn sich ihre Kehle auf einem Seile wollte sehen lassen? Muß man nicht glauben, daß die sämmtlichen Herren und Damen nicht recht bey Sinne, und jedem in's Gesicht lachen, der einem weiß machen will, daß das Menschen sind?

Diderot.

Ach! Vater Jupiter, das alles hab' ich meinen Landsleuten vor vielen Jahren beynahe wörtlich so gesagt, wie deine Weisheit es jetzt rügt. Aber Niemand wolt' es glauben.

Jupiter.

Ja, die Weisheit predigt auf den Gassen und Niemand vernimmt sie. Das ist eine alte Klage eurer Weisen. Mich freut's, daß ein Kenner, wie du, meiner Meynung ist. Denn freylich, als großer Herr, solt' ich nicht so mitsprechen. Ihre Sache ist Kennerey eben nicht. Sie amüsiren sich, und damit Holla! Aber, zum Pluto, wenn man, wie ich, die Menschen macht, so weiß man doch auch ohngefähr, wie sie aussehen.

Garrick.

Das sollt' ich denken, unsterblicher Beherrscher des Olymps. Wiewohl es mir scheint, deine hohe Weisheit thue der französischen tragischen Kunst doch ein wenig zu viel. Vanhofe, Aufraine, Medames Clairon und Dumenill — sind und waren — —

Jupiter.

Leute, die die gesunde Vernunft mehr in Ehren hielten? O ja, besonders Aufraine; das war der einzige, der gar nicht tragerirte. Die andern waren Stellenschauspieler, weiter nichts.

Garrick. (mit gespannter Neugier)

Und in England?

Jupiter.

Ist mir die Manier zu stark. Das declamirt, aber stellt nicht dar, das mahlt, aber drückt nicht aus. Man will der Sache zu viel thun, und dadurch thut man ihr zu wenig. Jedes Wort, jede Sylbe soll bezeichnet werden, und am Ende wird nichts bezeichnet. Ausnahmen giebt's freylich. Miß Siddon, Abington und Farren haben meine Hände manchmal in Bewegung gesetzt, und Palmer und Kemble mich um manches Bravo gebracht. Aber, wie ich nach Deutschland kam —

Catharina Jacquet. (schnell und freudig)

Und Schrödern sahst?

Leßing.

Giengen deiner Hoheit die Augen auf?

Jupiter.

Bey meinem Adler! sie giengen. Das war ein Mensch, die andern waren Acteurs.

Le Kain.

Est-il possible? Ein Mensch, aus dem Nord?

Garrik.

Ein kalter Deutscher?

Jupiter.

Da liegt's eben, ihr Herren. Vernunft ist kalt und wer kalt ist, übertreibt nicht. Ein großer Schauspieler ist seiner Empfindung Herr; er herrscht über sie, sie nicht über ihn. Dem Bliz der Leidenschaft zeichnet er seine Bahn vor, und sagt zu ihm: bis hieher und nicht weiter. Das Lächerliche pfuscht er nicht, er schildert's. Die Kunst denkt, aber die Natur handelt in ihm.

Leßing.

Sehr wahr!

„Kunst und Natur
„Ist auf der Bühne eines nur;
„Hat die sich in Natur verwandelt,
„Dann hat Natur, nicht Kunst gehandelt.

Jupiter.

Ist das ein Epigramm auf Schröder?

Leßing.

Nein, aber von ihm abstrahirt. Seine Darstellungen haben mein Nachdenken oft beschäftigt.

Garrik. (spöttisch.)

Ich möchte das Wunder doch sehen.

Moliere.

Ich auch.

Le Kain. (mit Persifflage)

Wunder! Ha, ha, ha, cest bien dit!

Jupiter.

Respect, Monsieur le Kain. Deine Persiflage wird schon in die Winkel kriechen, wenn du ihn siehst. — Und ihr solt ihn sehn. Da gukt in den Spiegel. In drey Gestalten wird er vor euch vorüber gehn. Gebt acht!

Catharina Jacquet. (mit freudigem Entzücken)

Ha Lear!

Garrik.

Ja, er ist's. Ganz das alte Kind, und immer noch König! Wie sein Zorn aufsprudelt in Tönen, die ich kaum kannte! Schön, herrlich! Wahrheit, wo ich ihn sehe, Laut der Natur, wo ich ihn höre. Ja, ja das ist Menschheit!

Jupiter.

Ja, und schließt und fängt nicht die Acte an, wie du in dem Lear deiner Fabrique? hat nicht, wie deine Feder, alle andere Rollen berupft und castrirt, um sich einen Kopf länger zu machen, als das ganze Volk. Jetzt, Moliere, sieh du einmahl in den Spiegel.

Moliere.

So wahr ich lebe, mein Harpagon! Wie ihn der Geiz ausgedörrt hat! Bleich und hager, wie ein Gelegenheitsdichter, zusammengeschrumpft wie ein Advokatengewissen, und armseliger, wie der Verstand eines Domherrn. Aus jedem seiner Glieder klappert der Hunger, seine Finger sind länger, wie die Füße einer Gartenspinne, und seine Augen spioniren, wie der böse Feind, wenn er auf eine Seele lauert. Ach!, sie haben ihm seine Chatoulle gestohlen. Wie er zittert, schreit für Verzweiflung, ausser sich ist! Nein,

nein, das ist meine Comödie nicht. Das ist wirklich so ein armer, unglücklicher Mann, den der Geizteufel regiert. Ich bitt' euch, ihr Herren, gebt ihm seine Chatoulle wieder, er dauert mich.

Jupiter.

Just so gieng mir's auch. Der Tausendkünstler schaft seine Menschen, troz unser einem! Es ist ein Proteus, wie ihr keinen mehr sehen werdet. Monsieur le Kain, die Reihe ist an dir.

Le Kain.

Ah! Lusignan! Bien excellent! Mais mon dieu, der Mann spricht ja, als wenn er im Zimmer wäre. Das sind ja Bewegungen, wie sie jeder Mensch macht. Juste Ciel! das nennen die Deutschen agiren? agiren, was wirklich vorgeht. Sans doute, le jeu de ce Monsieur la est le miroir de la nature, mais sa maniere —

Jupiter.

Et donc sa maniere?

Le Kain.

N'est pas la mienne.

Jupiter, (lachend)

Je le crois bien. Aber du, Meister Ekhof, du Freund Koch, und du, mein Liebling, Jacquet, was sagt ihr?

Ekhof.

Er ist ein Mann.

Koch.

Künstler in wahrem Verstande. Ich bewundr' ihn, wiewohl Moliere's Alten meine Stärke waren.

Catharina Jacquet.

Er ist ein Deutscher, und ich seine Landsmännin, wie mich das stolz macht!

Juno.

Vater der Götter, du hast mir ein Schauspiel gegeben, wie ich's dir mit aller meiner Herrlichkeit nicht wieder geben kann.

Jupiter.

Fühlst du das? Aber, wie, wenn Mercur den neuen Proteus in den Olymp beförderte?

Juno.

O vortreflich! Ich wolte nie deine alten Sünden wieder aufwärmen.

Jupiter. (ihr die Hand reichend)

Ein Wort, Frau Juno! Mercur!

Ekhof.

O, nein, Herr der Götter und Menschen, laß ihn der Erde noch, daß er Deutschland die Kunst erhalte.

Koch.

Daß Alt' und Jung von ihm lerne, und unserm Vaterlande der Ruhm bleibe, in ihm sey wahre Darstellung zu Hause.

Catharina Jacquet.

Sein Geburtstag ist heut. Setze seinem Leben noch viele Jahre zu. Erst spät werd' ihm hier die Unsterblichkeit, der er schon so lange würdig ist.

Jupiter.

Nun dann. Aber, das sag' ich euch, die Zeit wird mir bis dahin im Olymp ganz verdammt lang werden.

Hebe, schenk uns Nektar in den goldnen Pocal, er soll leben!

(Hebe bringt den Pocal. Sie trinken.)

Der ganze Olymp.

Schröder lebe!

Jupiter.

Und du, Mercur, nimm diesen olympischen Pocal, laß ihn bis oben an mit Göttertrank füllen von Heben, und geuß ihn aus über den Mann, den wir ehren, daß er lebe, bis Silberhaar seine Scheitel bedeckt. Er hat mir viel Freude gemacht, dafür werde ihm Freude bis an sein Ende, und mit jedem Jahre ein neuer Lorbeerzweig in seinem unvergänglichen Kranze! — Noch einmahl, er lebe!

Der ganze Olymp.

Schröder lebe!

Schink.

IV.

Die Hindus.

Stammt dieses Volk von Japhet, Magog oder Elamak? — Fragen, über deren Beantwortung ich mir nicht vergeblich den Kopf zerbrechen will. Jenen Compilatoren der allgemeinen Weltgeschichte überlasse ich diese Beantwortung, überlasse ich es, mehr noch in bändereichen Zusätzen darüber zu schreiben, als sie schon geschrieben haben. Lächeln mußt ich immer, wenn ich die undankbare Arbeit jener Gelehrten betrachtete, die die ganze alte Geschichte mit der Bibel conformiren wollen, die nichts für wahr annehmen, was mit jener nicht übereinstimmt, die die ganze Bevölkrung der Welt mit aller Gewalt von Adam und Eva ableiten wollen. Natürlicherweise müssen sich da unüberwindliche Hindernisse finden, die nur durch Machtsprüche aus dem Wege geräumt werden können; und diese dürfen sie, leider! in der allgemeinen Weltgeschichte nicht wagen, dürfen nur Etimologie zu Hülfe nehmen, die denn für Männer mehr als hinlänglicher Beweis ist, welche ganz treuherzig behaupten können: Die Indianer hatten auch einige Kenntniß von der Schwarzkunst oder Zauberey *). Daß die Indianer ein altes Volk sind, ist wohl unstreitig gewiß, zeugen alle Nachrichten,

*) S. Sammlung von Erläutrungsschriften und Zusätzen zur allgemeinen Welthistorie, Halle 1756. 4. Theil. p. 184.

ten, die wir von ihnen haben; ob sie aber so lange schon existiren, wie sie selbst behaupten, dies kann nie erwiesen werden, und man geht am sichersten, wenn man ihre Behauptung: das erste Volk in der Welt gewesen zu seyn, unter die Zahl der Prahlereyen jener Völker rechnet, die sich Autochthonen nannten.

Es ist denn doch aber mehr als wahrscheinlich, daß ein Land, welches Mutter Natur warlich nicht stiefmütterlich behandelte, schon im grauesten Alterthume bevölkert gewesen seyn muß. Ein Land, das den größten Theil Asiens ausmacht, das fruchtbare Gefilde hat, nahe an der Wiege der Menschheit, dem Kaukasus liegt, muß lange schon Menschen genährt haben, kann mit Recht unter die ältesten bewohnten Länder gezählt werden.

Hypothese ist es freylich nur; aber sicher die wahrscheinlichste, wenn ich mit mehreren annehme, daß die Erde einst unter Wasser stand, daß dieses sich nach und nach zurückzog, und die Menschen anfänglich die höchsten Berge bewohnten. Viel zwar ist diese Meinung bestritten worden, mir aber immer noch die annehmlichste. Es würde für mich zu weitläufig seyn, alle Gründe dafür und dawider hier anzuführen, auch wüßte ich nichts erhebliches zur Behauptung meiner Meinung mehr zu sagen; denn alles, was darüber gesagt werden kann, ist schon gesagt, alle Gründe, die diese Hypothese unterstützen, sind schon in mehr denn einem Werke der lesenden Welt zur Beurtheilung vorgelegt worden, und man wird mir daher verzeihen, wenn ich ohne weiteres Raisonnement

nement über diesen Streitpunkt, meine Leser auf jene Werke verweise.

Indien nun wird von den Bergen Imaus, Taurus, Emod und Paropenisus begränzt, und diese Berge — sind Arme von der bekannten Kaukasuskette. Als die Erde noch unter Wasser stand, wohnten die Menschen, wie schon gesagt, auf den Gebürgen, und wurden, weil sie sich von Zeit zu Zeit vermehrten, durch Mangel der Nahrung gezwungen, in die Thäler, welche das Wasser verlassen hatte, herabzusteigen, und sich dort niederzulassen. — So erkläre ich mir, ohne Japhet, Edom und Noahs Nachfolger zu Hülfe zu nehmen, Indiens im grauen Alterthum entstandene Bevölkerung.

Dieses Land ist ohnstreitig eines der fruchtbarsten in der bekannten Welt. Der Ganges, der unter Indiens Gottheiten gezählt wird, durchströmt es und befruchtet seine Fluren. Die Gebürge beschatteten in alten Zeiten fruchttragende Bäume, die Ebenen waren groß und angenehm, die Luft rein, von balsamischen Düften geschwängert, und die Flüsse sehr fischreich. Die Elephanten der Indianer waren die besten von der Welt, die Wälder dieses Landes bevölkert von Thieren mancherley Art und die Berge reichhaltig an Silber, Gold und edlen Steinen; — kurz, hier schien Mutter Natur, was sie so selten thut, sich in ihrer größten Vollkommenheit zeigen zu wollen; hier hatte sie reichlich ihre Gaben gespendet; hier floß aus ihrer milden Hand Ueberfluß in allen ihren Reichen; hier schien sie ihre Kinder ohne Arbeit nähren zu wollen; hier war es, wo sie jenen biblischen

Spruch:

Spruch: Im Schweiß deines Angesichts solt du dein Brod essen, förmlich zu widersprechen schien.

Die Bewohner eines so schönen Landes mußten natürlicherweise sanft und heiter, wie ihr Clima seyn; denn daß dieses Einfluß auf den Menschen hat, bedarf ja wohl keines Beweises mehr? Eher, wie jene Völker im Norden mußten sie unter einem so heitern Himmel sich cultiviren, und machten längst schon ein Volk, formirten längst schon einen Staat, hatten längst Gesetze, als jene noch isolirt oder in kleinen Truppen die Wälder durchstrichen. Man findet in Indien Monumente, deren Alterthum zu bestimmen schlechterdings ohnmöglich ist. Sechs französische Meilen von Pondicheri's Ruinen liegt ein Tempel, auf dessen Mauerwerk Innschriften sind, die niemand, selbst die Brachmanen, ihre Gelehrte, nicht entschiffern können, die doch schon vor 4500 Jahren die Sprache des Sanskrit redeten. Aelter also noch muß jene Sprache seyn, als ihr heiliges Buch; schon zu jener Zeit muß Indien ein Volk bewohnt haben, das Künste und Wissenschaften liebte, und wir müssen ihnen daher jenen Stolz und jene Anmaaßung verzeihen: das erste Volk in der Welt zu seyn, verzeihen es ihnen, wenn sie behaupten, daß ihr Schestah das erste Buch ist, was auf Erden geschrieben ward. Sehr alt ist es ohnstreitig; denn das verräth schon seine Sprache. Es sagt: „Gott ist ewig und Einer. — Schöpfer alles dessen, was ist. — Er gleicht einer vollkommnen Kugel, ohne Anfang oder Ende. Er beherrscht und regiert die ganze Schöpfung durch eine allgemeine Vorsehung nach vorher bestimmten unwandelbaren Ge-

Gesetzen. — Forsche nicht nach über das Wesen und die Natur der Existenz des Ewigen, noch über die Gesetze, nach denen er regiert. Beydes ist eitel und strafbar. — Genug, daß du Tag für Tag und Nacht für Nacht seine Weisheit, Macht und Güte in seinen Werken schauest. — Das gereiche dir zum Heil *). Diese einzige Stelle ist für mich hinreichender Beweis des grauen Alterthums. Sie spricht mit so viel Simplicität ans Herz, daß die Verfasser dieses Buchs jenem Zeitalter der Unschuld nahe gelebt haben müssen, vielleicht nur wenige Jahrhunderte erst die Ebnen und Thäler bewohnten.

Rauh, wie ihr Zorn, waren jene Völker im Norden, wild, kriegerisch und ungestüm; sanft und ruhig wie ihr Himmel, waren die Indianer nicht kriegerisch, nicht Länder-Eroberer. Sich selbst genug, sagt die Geschichte, sandten sie keine Kolonien aus, unterjochten sie kein Volk, das Mutter Natur frey schuf, suchten sie keinen Stolz in Unterdrückung ihrer Brüder, suchten sie keinen Ruhm in Triumphbögen und Siegsgeschrey. Arm daher an kriegerischen Großthaten schwieg der Richterstuhl der Menschheit, die Geschichte, lange von diesem Volke, wußte nichts von Menschen, die unbekannt und glücklich lebten. Der Sohn erbte die väterliche Hütte, nahm ein Weib, genoß Freuden der Liebe,

und

*) S. Holwell's merkwürdige historische Nachrichten von Hindostan und Bengalen S. 205. — oder Neue Welt- und Menschengeschichte. Münster und Leipzig. Den 2. Theil der alten Geschichte. S. 439.

und starb im Winter seines Lebens, beweint von den Seinen. Heilige Menschheit, um wie viel wohler würde dir seyn, wenn die Geschichte auch überhaupt nichts anderes von dir zu sagen wüßte! Diese Thaten der Indianer waren nun freylich kein Stof für die Geschichte, und daher kömmt es, daß dieses Volk so lange fast gänzlich unbekannt blieb. Bis auf Alexander wußten die Alten wenig von ihnen, weil denn auch gewöhnlich nur Kaufleute und keine Gelehrte dieses Land bereisten.

Die Geschichte berichtet uns zwar, daß dieses Land schon manchem Eroberer vor Alexanders Zeitalter zur Beute geworden sey, daß eine Semiramis schon mit dem König der Indier Strabobates Krieg geführt, daß Bachus ihnen seinen Gottesdienst schon gegeben hatte; aber der Eindruck aller dieser Begebenheiten war aus dem Gedächtnisse der Menschen verwischt, und Indien war, als Alexander, dieser blutdürstige Eroberer, die Welt verheerte, das, was America zu Kolumbus Zeiten für uns war: — eine neue Welt.

Auch Diodor lehrt uns, daß Bachus, der Egyptier, dieses Land ohne Schwerdschlag erobert habe; aber dem sey nun, wie ihm wolle: so kann doch nicht bewiesen werden, daß dieses Land völlig von Egypten abhängig ward, noch weniger, daß das Volk in die Knechtschaft der Egyptier kam.

Vielleicht ward es wieder vergessen, dies Paradies der Welt, vielleicht liegt die Geschichte zu sehr im Dunkel des Alterthums, um nicht alle Spuren von der Folge dieser

Begebenheit aus dem menschlichen Gedächtnisse verwischt zu haben. Vielleicht war Bachus zu gutmüthig, um Menschen in Ketten zu schlagen, die nie ihn beleidigten, vielleicht begnügte er sich an Versprechen, ihn als Gott zu ehren, seine reitzende anlockende Religion anzunehmen, und ließ sie frey, wie Mutter Natur sie schuf.

Aber Alexander, der Macedonier, erschien auf dem Schauplatz der Welt, und beugte die Menschheit in den Staub. Schon trieften seine Hände vom Blut erschlagener Brüder, schon manches Volk war unterjocht und trug seine Fesseln, als auch Indien dieses Loos zu Theil ward. — Und dies ist der Zeitpunkt, wo sie der Welt bekannter wurden, von dem unsre besseren gewisseren Nachrichten von ihnen sich datiren.

Das Volk wird in vier Hauptstämme eingetheilt, und diese wiederum in verschiedene Nebenstämme oder Kasten, die mehr oder weniger von einander abweichen. Es ist zu bewundern, daß ein Volk, welches von Natur sanft und nachgebend ist, diese Barbarey adoptirt hat, und selbst bis auf diese Stunde diesem Gebrauche noch anhängt.

Die erste Klasse oder Kaste besteht aus Priestern, die zweyte aus Kriegern, die dritte aus Landbauern, und die vierte aus Handwerkern.

Daß die Priester die erste Klasse ausmachen, wird niemand wundern, der mit der alten Geschichte bekannt ist; denn Priester waren gewöhnlich in jenen entfernten Zeiten

Halb-

Halbgötter, ihr Wort Orakel dem Volke und sie allein waren bekannt mit den Wissenschaften. Leicht war es ihnen dahero, sich Ansehn zu verschaffen, sich zu den ersten im Volke zu machen, und selbst Könige zu seyn, oder, wenn es ihren Absichten angemessener war, — diese zu erwählen, oder abzusetzen. Indien giebt uns noch bis auf diese Stunde ein Beyspiel von Priestermacht; denn immer sind sie noch die Ersten des Volks, erhaben über alles, was Mensch heißt, trage es Crone oder Hirtenstab. Könige sind sie heutzutage zwar nicht mehr, haben müssen Verzicht thun auf Beherrschung des Volks in weltlichen Dingen; aber immer noch die erste Classe der Menschen, sind der allgemeinen Meynung nach selbst von edler Art, als die Fürsten; denn wenn diese sie durch Zufall berühren, halten sie sich für verunreiniget und reinigen sich durch verschiedene Ceremonien wieder. Ehemahls konnten sie nur wieder Braminen werden; jetzt aber wählen sie auch andre Gewerbe, weil sie sich, da ihnen Heirath erlaubt ist, zu sehr vermehrt haben, um alle als Priester leben zu können. Viele von ihnen versehen Secretairstellen bey Fürsten und bey andern reichen Indianern, von denen sie dann freylich oft nicht sehr reichlich belohnt werden; indessen leiden sie dennoch deßwegen keinesweges Mangel, weil ihre Kaste oder ihr Stamm für heilig gehalten wird, und kein Indianer ihnen eine Bitte leicht abschlägt. Um diesem oder jenem, woran sie Mangel leiden, abzuhelfen, dürfen sie nur fodern, und sie allein auch haben das Recht dazu. Die übrigen Kasten und Nebenstämme nähern sich einander, wie schon gesagt, mehr oder weniger. Unter allen ist die Kaste der

Pulchis von Malabar die niedrigste und verächtlichste. Die Unglücklichen dieses Stammes dürfen sich keine Hütten bauen und sind gezwungen, sich auf den Bäumen eine Art von Nest zu bereiten. Längst würde diese Classe von Menschen verhungert seyn, wenn nicht die mitleidigen Indianer ihnen bey ihrem Hungergeschrey etwas Nahrung hinwürfen; doch müssen diese sich sehr hüten, sie anzublicken; denn dadurch schon würden sie verunreiniget werden. Die Geschichte, soviel ich weis, sagt uns nicht, wodurch dieser Stamm so verabscheuungswürdig bey den Indianern geworden ist, wohl aber giebt sie uns Nachricht von einer andern Kaste, die nicht viel glücklicher als jene der Pulchis lebt, und führt die Ursach davon an.

Ein Hindostanischer Fürst, den die Geschichte Schoparia nennt*) publicirte einst auf Befehl der Braminen ein Edict, das das Essen des Kuhfleisches unter den härtesten Strafen verboth. Ein Theil des Volks versagte ihm in diesem Stücke den Gehorsam, und würde als verflucht erklärt. Noch bis auf diese Stunde tragen die unglücklichen Nachkommen jenes Stammes diesen Fluch. Die Geschichte nennt sie Parias, und die Elenden, die von Eltern dieses Stammes gebohren werden, sind zu den niedrigsten Arbeiten verdammt, müssen den Koth wegtragen und Todte begraben. Sie dürfen keine Früchte essen, und jeder aus einem andern Stamme, den sie zufälligerweise berühren, kann sie

*) s. Neue Welt- und Menschengeschichte. Aus dem Französischen. Münster und Leipzig 2ter Theil der alten Geschichte, S. 471.

sie ohne Verantwortung todtschlagen. Wagten es die Europäer, aus diesem Stamme Sclaven zu kaufen: so scheueten sich die Indianer, mit ihnen umzugehn, flohen ihre Häuser, und sie sahen sich gezwungen, ihr menschliches Gefühl zu unterdrücken, um nicht selbst mit diesen Unglücklichen einerley Schicksal zu haben. — Wann wird doch dieser Barbarey ein Ende gemacht, wann werden Unschuldige in ihre Rechte wieder eingesetzt werden! Der Umgang mit Europäern soll nach Versichrung des Herrn Professor Sprengel *) die Indianer von verschiedenen Stämmen schon etwas näher gebracht haben, und es ist wohl der Wunsch jedes Menschenfreundes, daß dieser Unterschied ganz aufhören mögte, daß Menschen wieder ganz Menschen seyn dürfen, wozu denn auch der sanfte Character der Einwohner dieses Landes, die nur durch Priesterfanatismus irre geführt werden, alle Hofnung giebt.

Man macht den Braminen mit Recht den Vorwurf, die ursprünglich reine Religion der Indier verfälscht zu haben; denn alles, was ihre Religion von Birma, Vistu, Sirp u. s. w. lehrt, haben sie zugesetzt. So wenig Ehre ihnen dieses nun auch macht: so stolz hingegen können sie auf das Zeugniß jener Männer des Alterthums seyn, daß sie die größten Gelehrten der damahls bekannten Welt waren. Alles wallfahrtete zu ihnen nach Benares, alles holte sich hier Rath, ließ sich von ihnen belehren. Nicht aber durch ihre Gelehrsamkeit allein, sondern auch durch ihre Sonderbarkeiten zeichneten sie sich aus.

*) s. historisches Taschenbuch auf 1786. S. 3.

Die Geschichte lehrt uns, daß Onasikritus *) einst funfzehn von ihnen auf einer Ebne fand, die sich das sonderbare Gesetz gemacht hatten, immer in einer Stellung zu bleiben. Einige saßen, einige standen und einige lagen. Der Marsch einer Armee hätte sie nicht vermogt sich von der Stelle zu begeben; denn sie glaubten es sey Ehre, so zu sterben. Solcher Singularitäten von ihnen erzählt die Geschichte mehrere noch. Die größte derselben war wohl unstreitig ihr Hang zum verbrennen. Sie thun dies aus Stolz, um sich als standhafte Leute zu zeigen. Calanus und Zormanocheses verbraunten sich freywillig.

Daß die Wittwen der Indianer sich noch bis auf diese Stunde auf dem Scheiterhaufen verbrennen lassen, ist weltbekannt. Unumgängliche Nothwendigkeit war und ist dies nie; aber doch sehr ehrenvoll für ein Weib, wenn sie dies Opfer ihrem verstorbenen Gatten bringt. Beyspiele finden leicht Nachahmung; und also ahmten auch die Weiber vielleicht in dieser Gewohnheit den Brachmanen nach, weil Stolz und Eitelkeit Hauptzüge ihres Characters sind und sie mit ihren Priestern die Ehre und Unsterblichkeit, die diese Handlung belohnten, theilen wolten. Was vermag Vorurtheil und Aberglaube nicht, wie oft schon trieben sie mit Natur ihr Spiel! So sehr diese sich empörte, so laut die Liebe zum Leben sprach: so mußte sie doch unterdrückt werden und wird es leider selbst zu unsern Zeiten noch!

Die

*) s. Neue Welt- und Menschengeschichte. Alte Geschichte 2ter Th. S. 449.

Die Geschichte erwähnt noch eine andre Ursach vom Ursprunge dieser widernatürlichen Handlung.

Im goldnen Zeitalter, so sagt die Geschichte, wo Natur noch die einzige Richtschnur menschlicher Handlungen war, wo der Jüngling liebte, wenn sie es foderte, wo das junge Mädchen ihn an ihr Herz drückte, wenn es Bedürfniß ihr war; zu dieser Zeit kannte man noch keine Gesetze der Ehe und — lebte glücklich. Es verschwand das goldne Zeitalter und das eiserne kam und brütete Gesetze. Natur und Gesetz geriethen in Kampf und brachten oft Wirkungen hervor, bey denen die Menschheit schauderte.

Menschen, die ohne Zwang vorher sich geliebt haben würden, haßten sich jetzt, und waren doch verbunden, mit einander zu leben. Sie kämpften und das Recht des Stärkeren siegte. Das Weib war ehedem Geliebte und ward jetzt — Sclavin. Kein Gesetz schützte sie gegen ihren Tyrannen, kein Gesetz half ihren Leiden, deren kein Ende als mit dem Tode des Gatten war, ab; die ruchlosesten suchten daher selbst sich zu helfen, indem sie, bis zur Verzweiflung gebracht, durch ein Pülverchen ihre Ketten zerbrachen, ihre Tyrannen zur Versammlung ihrer Väter schickten. — Dies thaten die Indianerinnen, als das goldne Zeitalter dem eisernen gewichen war und Strafen, dem Verbrechen angemessen, waren fruchtlos. Ein neues Gesetz erschien, das der Wittwe befahl, sich auf dem Scheiterhaufen ihres verstorbenen Gatten zu verbrennen, im Fall sie weder Mutter noch schwanger war. Mit ewiger Schande brandmarkte das

Gesetz diejenige, die der Stimme der Natur folgte, die nicht willig als Opfer sich darboth. — Daß nun die Vergiftungen aufhörten, wird wohl keiner bezweifeln. Ich überlasse es meinen Lesern, welche von diesen Meynungen Ihnen die wahre dünkt, anzunehmen.

Heut zu Tage geschieht es denn doch, Gott sey Dank! nicht mehr so häufig, daß eine Wittwe ihrem Manne dies Opfer bringt, auch haben die mehresten Fürsten, die Mohameds Lehre folgen, strenge Befehle dagegen ergehen lassen.

Die Gebräuche bey dieser schrecklichen Handlung sind verschieden, sind in Malabar anders, wie auf der Küste von Coromandel. Uebereinstimmend aber sind sie darinn, daß die Wittwe sich aller Speisen enthalten muß, damit, wie der Herr Professor Sprengel sagt,*) die Lebhaftigkeit der körperlichen Empfindung und gewissermaaßen selbst die Liebe zum Leben geschwächt wird. Das Geberh, die Ueberredung und Verheissung der Freuden jener bessern Welt des Braminen, unterstützt das berauschende Opium. Der Geist erhebt sich über alles Irrdische, das arme Schlachtopfer sieht mit Sehnsucht der Stunde entgegen, wo sie öffentlich im Gelelte der Braminen und ihrer Freunde das Zeugniß ihrer Liebe und Treue ablegen soll. Weiß ist ihr Gewand, aufgebunden, ein Spiel der Lüfte ihr Haar und mit dem besten Geschmeide geziert. — Unter dem Schall der Hörner und Trommeten besteigt sie den Scheiterhaufen, nachdem sie

*) s. Historisches Taschenbuch auf 1786. S. 226.

sie ihr Geschmeide der nächsten Verwandtin gegeben hat und die starke unharmonische Music läßt das Angstgeschrey der Leidenden nicht hörbar werden; denn nur zu oft mag in den letzten Augenblicken Natur über Stolz und Schwärmerey siegen.

Das Volk in Indien lebt zum Theil noch in der Einfalt des goldnen Zeitalters, lebt seinen alten Sitten, Gebräuchen und seiner alten Religion getreu. Es ist sicher das sanfteste aber auch schwächste Volk unter der Sonne, und war dahero gewöhnlich die Beute des ersten, besten Eroberers, dem es einfiel, diese Provinzen zu unterjochen. Die Hindu's hassen alles Blutvergießen und haben einen Abscheu vor Fleischspeisen. In einigen Provinzen herrscht Vielweiberey, von den Arabern eingeführt, in andern, namentlich auf der Küste Malabar — Vielmännerey. Das Genie des Volks soll nach den Versichrungen verschiedener Reisenden nicht erfinderisch, wohl aber sehr geschickt seyn, alles bis zur größten Vollkommenheit nachzuahmen. Sie sind träge und lieben die Ruhe, weil ihr Klima dieses heischt; sie haben nicht die Lebhaftigkeit des Franzosen, nicht den Muth des Deutschen; aber Mutter Natur gab ihnen dennoch Eigenschaften, die sie darum nicht minder schätzbar machen.

Die Europäer fühlen auch bald den Einfluß des Clima und werden gewöhnlich eben so träge wie die Eingebohrnen. Ein Mann von Stande ist in Ostindien von einem Heere Bedienten umringt, von denen jeder seine angewiese-

nen Verrichtungen hat. Das ganze Tagesgeschäft eines reichen Mannes ist, sich ankleiden, im Palankin herumtragen und zu Bette legen zu lassen. An kühlen Orten verträumt er wachend die mehreste Zeit seines Lebens. Ist er Mohamedaner: so sitzt er bey seinen Weibern, läßt diese tanzen und spielen und schlummert sanft am wallenden Busen seines braunen Weibchens zu jenem Leben hinnüber. Sanft fließt die kurze Lebenszeit, die die Parzen für ihn spannen, dahin, sanft wie die Welle des Silberbachs, der durch beblümte Wiesen romantisch sich schlängelt. Er kennt keinen herzangreifenden Kummer, er kennt keine leidenschaftlichen Freuden, die so oft dies spannelange Leben verkürzen. Das Weib, die er liebt, ist sein Eigenthum, kann nicht durch Zanksucht, Widerspruch, Ausschweifungen Coquetterie ꝛc. sein Leben verbittern und verkürzen. Liebe kann ihn nicht quälen, der Eigensinn eines Weibes ihn nicht zur Verzweiflung bringen. Was sein Auge von weiblichen Reizen erblickt, muß Freudengenuß ihm gewähren; dem Mädchen, für das sein Herz wärmer klopft, darf er nicht Monden, nicht Jahre lang nachlaufen, darf nicht Nächte durchseufzen und Tage ruhelos umherirren. Liebe und Gegenliebe ist hier nur eins; denn er kennt ja weiter keine weibliche Schönheiten, als die er selbst besitzt; sieht weiter keine als die zu Markte gebracht werden und die gegen Zahlung ihm zu Befehl stehen. Glücklicher Mann, du durchlebst deine Jahre in Freuden, darfst den aufgeklärteren leidenschaftlichern und — unglücklicheren Europäer nicht beneiden! Du, im Schooße der Ruhe mit deinem leidenschaftsleeren Herzen, lebst glücklicher als er; du wünschest nichts, du machst keine

keine Plane für die Zukunft und hast keine trüben Stunden, wenn sie scheitern. Und deine Weiber — sind nicht so sehr Sclavinnen, wie manches europäische Frauenzimmer sie sich denkt, wie mancher Reisebeschreiber sie schildert, der so wenig sie sah als ich den Dalai Lama.

Ihre Fesseln sind nicht schwer; nur die Macht ist ihnen genommen, den Mann zu quälen. Sie sind Gebietherinnen über ihre Sclavinnen, sie haben freie Wahl in ihrem Putz; denn keinem Manne fällt es ein, sie darinnen einzuschränken, ihnen Sparsamkeit zu empfehlen. Wie viel Unangenehmes versüßt dieser, für die Damen so wichtige Artikel nicht! — Im Harem ist ihr Wille Gesetz, wenn es den Damen sonst nur beliebt, sich in Schranken zu halten, nicht grade nach ihren besondern Launen etwas zu fodern, was den morgenländischen Grundsätzen zuwider läuft. Bekommen sie Besuch: so darf ihr Gebiether es nicht wagen, sich sehn zu lassen und es mag oft genug geschehen, daß unter dem weiblichen Schleyer ein zärtlicher Liebhaber sich einschleicht, das schmachtende Weibchen erquickt, und dem Manne eine unverlangte Zierde aufsetzt. Das Bad ist eine ihrer Lieblingsvergnügungen und der allgemeine Sammelplatz weiblicher Schönheiten, wo man stickt, plaudert und Erfrischungen genießt. Freylich lieben die Morgenländer das weibliche Geschlecht blos als Werkzeuge des Vergnügens; freylich kennen sie keine platonische Liebe, keine Freuden des Geistes; aber Ladi Worthlei, Montague, der man gewiß richtiges Gefühl nicht wird absprechen können, sagt ja selbst

 in

in einem ihrer Briefe*) von den Osmannen: — doch es sey mir erlaubt ihre eigenen Worte herzusetzen, weil ich es nie so schön würde nachzusagen wissen:

„Fast bin ich der Meynung, daß sie (die Türken) einen richtigen Begrif vom Leben haben. Sie verleben es in Gärten, bey Music, Wein und Leckerbissen indessen wir unser Gehirn mit politischen Entwürfen martern oder einer Wissenschaft nachgrübeln, die wir nie erreichen können, oder wenn wir auch dazu gelangen, andre nie überreden können, denselben Werth darauf zu setzen, wie wir. Gewiß, was wir fühlen und sehen, ist eigentlich (wenn man das von etwas sagen kann) unser eignes; allein die Güther des Ruhms, die Thorheiten des Lebens werden mühselig erkauft und wenn man sie hat, bleiben sie immer eine arme Belohnung für Zeitverlust und Gesundheit. Wir sterben oder werden alt, ehe wir die Früchte unsrer Arbeit einärndten können. Wenn man nachdenkt, welche kurzlebende, schwache Geschöpfe die Menschen sind, ist dann für sie irgend ein so wohlthätiges Studium, als das Studium des gegenwärtigen Vergnügens?“

Was Miladie hier von den Türken sagt, kann recht gut auf alle morgenländische Völker angewandt werden; denn sie sind in diesem Stücke sich alle gleich.

Körper.

*) Ladi Worthlei Montague Briefe, geschrieben auf ihren Reisen ꝛc. Aus dem Englischen v. Prof. Erfurt, 2ter Theil. S. 68.

Körper- und Geisteskraft entwickelt sich hier früher wie in andern Ländern; denn Kinder von einem halben Jahre sollen hier schon zu plaudern anfangen und nackend, wie sie gebohren wurden, herumlaufen und betteln. Es versteht sich, daß hier die Rede von Kindern armer Leute ist. Einige Reisende behaupten, daß die Menschen hier eher wie in andern Zonen älterten; andre hingegen läugnen dieses wieder, versichern, daß ein Weib von dreyßig bis vierzig Jahren hier wenigstens eben noch so reizend, wie in Europa sey.

Die Kinder unterrichtet man im Lesen, Schreiben und Rechnen und verheyrathet den Jüngling im dreyzehnten und das Mädchen im zehnten Jahre. Gewöhnlich werden sie schon in der frühesten Jugend versprochen, lernen als Kinder bey ihren Spielen sich kennen und lieben und werden dann in dem erwähnten Alter zusammengegeben. Diese Ceremonie geschieht bey ihnen dreymal. Zum erstenmale, wann die Eltern diese ihre Kinder für einander bestimmt haben; zum zweytenmale, wenn der Bräutigam acht oder neun, und die Braut fünf oder sechs Jahre sind, und zum dritten und letztenmale, wenn sie die festgesetzten Jahre zurückgelegt haben. Nach der zweyten Trauung dürfen sie sich nicht mehr sehen und die Braut wird, wenn sie von bemittelten Eltern ist, bis zu jenem festlichen Tage, wo der Priester statt unsrer Formeln und Trauringe dem jungen Paare eine Menge Reis als ein Zeichen der Fruchtbarkeit über die Köpfe schüttet, im Harem eingeschlossen.

Die reichen Indianer feyern ihre Hochzeiten mit vieler Pracht, scheuen keine Kosten, um sie so glänzend als möglich zu machen.

Im

Im Ganzen genommen, lebt dies Volk aber sehr sparsam und mäßig, ist vergnügter bey seinem Topfe voll Reis, als mancher Europäer bey seiner aufs beste besetzten Tafel, weil in ihrem Busen nicht Leidenschaften stürmen. Sie sind gesellig, kommen sehr häufig zusammen und rauchen ihre Pfeife Tabak, von denen sie große Liebhaber sind, in Ruhe.

Zu ihren Eigenthümlichkeiten gehört noch der Abscheu vor die Schweine und das Werthhalten des Rindviehmistes. Er ist das beste Mittel, Ungeziefer zu verscheuchen und wird auch zu diesem Endzwecke in Indien gebraucht. Er dient ihnen, mit etwas Erde vermischt, als Kalk und wird der Reinlichkeit wegen mit einer Art Mauerkalk, den sie aus Austerschaalen machen, und der sehr schön und weiß ist, überzogen. Sie schreiben ihm aber auch eine Reinigungskraft zu; denn sie waschen alle Stellen damit ab, die von Christen oder Leuten aus andern Kasten berührt worden sind.

Ihre Regierungsform ist despotisch und größre Tyrannen noch sind oft die Europäer, als ihre Nabobs oder eingebohrnen Fürsten. Die englische ostindische Compagnie setzt nach ihrem Gutdünken Fürsten ab und erwählt andre und diese sonst so edlen Britten, die in England so enthusiastisch für Volksfreyheit fechten, scheinen in Indien es ganz vergessen zu haben, daß auch seine Eingebohrnen von Gott und Rechtswegen frey seyn solten, daß kein Land durch Sclaven blühend wird. Die neuere Geschichte dieses unglüklichen Volks stellt uns Beispiele genung dar, die die Eu-

Europäer als Tyrannen characterisiren und jeder Mensch von Gefühl wird herzlich mit mir wünschen, daß eine höhere Hand den Erpressungen und Bedrückungen der europäischen Nabobs Einhalt thun mag.

Klaußner.

V.

Fragmente eines kleinen Wörterbuchs.

Aus dem Französischen.

Luxus.

Meine Leser werden ohne Zweifel eine gewisse unheilbare Art Schlemmer gesehen haben, die bey Unverdaulichkeiten leben und sterben; und diese sind das wahre Bild des Luxus. Mäßigung ist natürlicher Reichthum, Luxus erkünstelte Armuth. Luxus aber erhält uns ja! sagt man; — freylich, grade wie der Strick den Gehangenen. Auch er hält ihn würgend vom Fall zurück. —

Das verachtungswürdigste, was der Luxus hervorbringt, ist ein kleiner Kommis, der in einem Hotel, wo Catinat selbst zufrieden gewesen wäre, über schlechte Wohnung klagt.

Das lächerlichste Schauspiel, was man sich denken kann, wäre ein glänzender Ball in einem prächtig vergoldeten Palast, wo im modernsten, elegantesten Geschmack geputzte Männer und Frauenzimmer mitten in einem Zirkel elender, belumpter, blasser, verhungerter Bettler tanzten. — Solche Schauspiele gewähren uns große Städte, wo der Luxus immer vom Elend umringt ist. Nie erhebt

man

man seine Stimme lauter wider den Luxus, als in dem Augenblick, wo man ihm entsagen muß; das aber nenne ich Reue eines sterbenden Menschen.

Röthe.

Es giebt ein reizendes Kolorit, womit die weibliche Wange bey gewissen Regungen des Herzens gefärbt wird, und dieses, meine Damen, dieses solten sie nachzuahmen suchen, weil denn doch einmal — uns zu gefallen!! — schlechterdings gefärbt werden muß. —

Empfindeley.

Ist eine Tugend nach der Mode, welche an die Stelle der Empfindung, der Freundschaft, der ehelichen Neigung und selbst der wahren Liebe gekommen ist.

Ein empfindelndes Weib ist den Vapeurs und Ziereleyen sehr unterworfen. Spricht man von einem rührenden Unglücksfall, von armen elenden unterdrückten Menschen mit ihr: so wird sie zu viel dabey leiden, wird — in die Oper gehn wollen.

Thränen.

Frauenzimmer sind reichlich damit begabt, können weinen, wenn sie wollen. Ihre Thränen sind nicht verstellt; aber die Ursach, warum sie fließen — ist gewöhnlich Geheimniß. Dieses Weib, sagt ihr, liebte ihren Mann nicht; aber dennoch weint sie jetzt, da er gestorben ist! — Ihr Schmerz ist nicht Heucheley; denn wer kann sie denn zwingen, euch zu sagen, daß sie die Untreue eines Geliebten beweint? —

Lectüre.

Lectüre.

Leute, die von ihrer Lectüre keinen andern Nutzen haben, als — Zeitvertreib, gleichen einem Menschen, der Feuer nöthig hat, zu seinem Nachbar geht, es zu holen, hier auch wirklich ein schönes helles Feuer findet, sich aber zum wärmen aufhält, und im geringsten weiter nicht daran denkt, Materialen, um selbst zu Hause Feuer anmachen zu können, mit zu nehmen.

Wenn Dichter ihre Werke privatim vorlesen: so überschütten Leute von gutem Tone diese Autoren mit so viel Weyhrauch, als wenn sie ihnen den Kopf schwindlich machen wolten. Unsere bescheideneren Dichter aber haben ein ganz herrliches Mittel erfunden, sich den Beyfall, den ihre Arbeiten erregen, zu entziehen: — sie lassen sie drucken.

Natur.

Heut zu Tage ist es Mode geworden, über die Natur Bücher und Gedichte zu schreiben, sie auf den Straßen der Hauptstädte, in Vorzimmern, Studierstuben, und in der Oper zu studieren.

Narrheit des Luxus ist es, Natur durch Geld und Arme, mit verschwendeten Summen und verschwendeter Zeit in Garten und Parks nachahmen zu wollen. Glücklicher darinnen, wie der Reiche, ist der Mittelmann; denn er weiß besser, wo Reize der Natur zu suchen sind, hat kein Geld, sie zu verhunzen. Raphaels Werke frappiren beym ersten Anblick nicht; denn er ahmte die Natur so gut nach, daß man sie selbst zu sehen glaubte, daß man nicht staunt,

wie

wie bey dem ungewöhnlicheren Ausdruck, bey dem stärkeren Colorit, bey der bizarreren Attitüde eines minder guten Mahlers. Beym ersten Blick gleich fällt uns dessen Arbeit auf, weil wir nicht gewohnt sind, so etwas tagtäglich zu sehen. Raphael kann man mit Virgil vergleichen, und die Venedischen Mahler mit ihren gezwungenen Attitüden mit Lucian.

Stolz.

Als man einst ein kleines catholisches Mädchen den Catechismus hersagen ließ, wurde sie gefragt, welches Sacrament die Priester mache? — Der Stolz antwortete sie. Zu allen Zeiten haben die Göttinnen des Rufs zwey Tempel auf dem Parnaß gehabt. Einer liegt auf dem Gipfel desselben, und ist dem Ruhme geweiht; der andre am Abhange des Berges, ist dem Stolze gewidmet. Das wahre bescheidne Talent nur allein hat den Muth, den ersteren auf dornigten steilen Wegen, die zu ihm führen, zu erklimmen. Liebe zum Schönen ist Führerin. Von Jahrhundert zu Jahrhundert gelangen einige vom Himmel begünstigte und erwählte dahin; so lange aber auch das Weltall dauern mag: so wird doch dieser Tempel, der minder geräumig als prächtig ist, nie voll werden. Der andere, der unendlich größer und glänzender noch im Aeussern ist, nimmt ohne Unterlaß einen Haufen von Sterblichen auf, welche die Eigenliebe auf diesen krummen aber nicht mühsamen Fußsteigen an der Hand führt, die den sanften, fast unbemerkbaren Abhang umschlängeln. Der Stolz, dieser capricieuse, dieser nach neuen Anbethern geizende Gott, reformirt jedes Jahrhundert seine

zahl-

zahlreicher Höflinge, die sonst sein Tempel nicht fassen würde. Einige seiner berühmtesten Günstlinge ausgenommen, opfert er die andern alle auf Altären, oder stürzt sie in Schlünde, die bis in das Eingeweide der Erde, bis zum Fluß der Vergessenheit gehn.

Putz.

Der Geschmack am Putz giebt der Eitelkeit neue Nahrung und schützt vor Sottisen und Langeweile.

Die Verzweiflung, häßlich zu seyn, zeigt sich nie mehr als in großem Staate.

Ein niedliches mit Geschmack gekleidetes Frauenzimmer wird nie böse werden, wenn sie mit einem häßlichen, aber aufs prächtigste geputztem Frauenzimmer ins Schauspiel oder auf die Promenade gehen muß.

Emporgekommene.

Ohngeachtet all' des Gepränges gewisser Parvenüe's, wird man doch sicher die schlechte Seele erkennen müssen. Laßt den Misthaufen immer mit den kostbarsten Tapeten bedeckt seyn, der Gestank wird dennoch durchdringen.

Ein ehrlicher Mann ist sehr verlegen, wenn er — wie es sehr leicht geschehen kann — in den besten Gesellschaften, mit gewissen Parvenüe's zusammentrift. Einige davon kennt er gar nicht; die andern nur zu gut.

Aberglauben.

Wenn man selbst von einem großen Manne (z. B. von Sülli) hört, daß er den Vorhersagungen eines Croße Glau-

ben beygemessen, wenn man ihn erzählen hört, daß er in der Luft zwey Armeen gesehen habe, die handgemein geworden sind: so hat man warlich nicht Ursach, sich so sehr über Völker aufzuhalten, die eben diese Schwachheit oder vielmehr diese Stärke der Einbildungskraft besitzen. Man muß bedenken, daß in der Natur des menschlichen Geistes Liebe zum Wunderbaren liegt, und daß unsre geringe Kenntniß der Naturgesetze diese unwillkührliche Liebe entschuldiget. Wie viel Wunder hat die Physic uns nicht — entwundert! — warlich Wunder, für uns nicht minder groß als jene, die die Leichtgläubigkeit erzeugt hat. Leichtgläubige Unwissenheit läßt sich eher entschuldigen, und zeugt von weniger Dummheit, als ungläubige Unwissenheit.

Priesterstolz demüthigte oft durch Aberglauben den Stolz des Throns. Bey einem gewissen Volke von Wilden war das Oberhaupt der Priester mit dem Fürsten der Nation unzufrieden. Im Nahmen seiner Götter kündigte er ihm Zorn, Rache und Züchtigung an, und ließ ihm unter Krieg, Hunger oder Pest die Wahl. Bey Hungersnoth praßt und schlemmt ihr Pfaffen doch, antwortete der Fürst; bey Kriegsgefahren bleibt ihr weislich zu Hause: also wähle ich die Pest, die hoffentlich auch dich nicht verschonen, durch die du umkommen wirst, wie du es verdienst.

Eitelkeit.

Ist Mangel der Kenntniß seiner selbst und anderer. Die unverschämte Eitelkeit einiger Leute ist zu einem solchen Grade gestiegen, die persönliche Schmeicheley unsrer jungen

Herren

Herren wird so weit getrieben, daß man oft glauben muß, sie persifliren sich selbst. Ihr ausserordentlich großer Eigendünkel scheint uns fast die gewisse Ueberzeugung zu geben, daß sie nur aus Ironie sich demüthigen.

Ich habe einen schönen Geist gekannt, dessen Vater Kutscher war. Dies hätte ihm nun nichts geschadet; aber dieser junge Mann wolte bald Bastard eines Prinzen, bald von Voltaire seyn, und opferte auf diese Art die Ehre seiner Mutter seiner Eitelkeit auf.

Es giebt eine Art edler Einfalt, die nur großen Seelen eigen ist. Sie besteht darinn, daß man sich von andern durch die Pracht der Simplicität unterscheide. Der berühmte Bußi d'Amboise machte es ehemals so. Als sich einst bey einer gewissen Feyerlichkeit am Hofe jedermann mit der größten Pracht kleidete, zog er ein sehr simples Kleid an, und gab seinen Bedienten die reichste Livree, die er finden konnte. Durch dieses Mittel zog er aller Augen auf sich, die andern schienen Leute aus seinem Gefolge zu seyn, und er nur allein ein Mann vom Stande.

Stadt.

Städte und Vorstädte sind den Menschen das, was den wilden Thieren Parks und Gehege sind.

Die erste Stadt war für die Menschen die erste Quelle alles Unglücks. Omne malum ab urbe.

Die alten Völker betrogen sich, als sie in einem Haufen von Mauern ihre Freyheit zu sichern glaubten. Noma-

dische Völker allein waren wirklich frey und — sind es noch. Sie machen es ihren Oberhäuptern zum ersten Gesetz: nie Städte zu bauen.

Nehmt einmahl an, daß gar keine Städte existirten, und beobachtet dann, wohin das physische und moralische Uebel, dieser Vorwand, diese Entschuldigung der bösen Menschen zerfällt! — warlich, fast in Nichts.

Um das unaussprechliche Vergnügen zu genießen, große Palläste, große Prommenaden, große Kirchen, Bildsäulen, Gemählde, Boutiquen, Comödien, Opern und Freudenmädchen zu sehn, schließen sich oft fünf bis sechshunderttausend mit Vernunft begabte Thiere in einen, von finstern, engen, kothigten und beräucherten Straßen durchschnittenen Haufen von Mauern ein, um hier zusammen in großen Haufen, mitten unter den Luxus und Reichthümern der kleinsten Anzahl, in Trübsal und Elend zu leben, um Sclaven dieser zur Glückseligkeit privilegirten Menschen zu seyn, um mit Füßen getreten, um lebendig durch ihre Pferde und Wagen gerädert zu werden, um armselig, enge zusammengedrängt, in Häusern zu wohnen, die durch das ewige Laufen der Pferde, ewige Rollen der Wagen minirt und dem Einsturze nahe sind; um immer den Feuersbrünsten, den Sturz von sechs Stock hohen Mauern, den epidemischen Krankheiten, den Fehlern und Unachtsamkeiten der Aerzte, dem Gifte der Schenkwirthe und galanten Weiber, den allgemeinen und particulairen Bankerouten, den Erpressungen der bis ins unendliche ausgedehnten Abgaben, den Schindereyen der Justiz, den Betrügereyen der Kaufleute und Spitzbuben, den Spionen

Spionen der Polizey, den Inquisitionen der Priester, den Angebungen, der Arretirung ausgesetzt zu seyn, ohne noch tausend jener Schändlichkeiten zu gedenken, die die Nahrung und Unterhaltung einer so guten, so großen Gesellschaft ausmachen.

Geheimniß.

Mittheilung der Geheimniße ist das gefährlichste Geschenk, welches ein Fürst einem Privatmanne machen kann.

Das glänzende, das angenehme ist bey Fürsten sichtbar genug, liegt offen vor dem Blick der Welt; als z. B. ihre Feste, Reichthümer, Gelage, Freygebigkeiten, und ihre Pracht. Von ihren Geheimnissen aber entfernt euch; denn diese sind traurig und furchtbar. Sie bestehen entweder in verborgenem Haß, in einem Entwurf der Rache, oder in Verdacht gegen ihre Weiber, Brüder oder Günstlinge. Fliehet diese dicke, schwarze Wolke; denn fern noch werdet ihr schauen, welche Blitzstarhlen, welchen Donner sie beym Zerplatzen herabschleudern wird. Hütet euch aber, sie in der Nähe zu betrachten, damit ihr nicht von ihr zerschmettert werdet.

Vorurtheile.

Es verhält sich damit wie mit den Göttern dieser Erde; achten muß man sie, nicht aber ihnen anhangen.

Selbst der vernünftige Philosoph bezeigt ihnen oft Achtung und Schonung. Wohl thut man, wenn man schädliche Vorurtheile zernichtet; würde man aber nicht weise han-

handeln, wenn man erst reiflich erwöge: ob sie wirklich schädlich sind? Seit einiger Zeit greift man das Vorurtheil an: daß die Verdammung eines Missethäters auch seiner Familie Schande bringe! Es giebt aber eine Ursache, und so zu sagen eine natürliche Rache, die dieses rechtfertiget. So lange als Familien die ungerechte Freyheit haben werden, Gegenstände ihres Hasses, Menschen, ihrer Habsucht zu Gefallen — zwar nicht zum Tode; aber zur Verzweiflung, lebendig zum Grabe, zum Kloster zu verdammen; so lange als sie jüngere enterben können, um ältere zu bereichern; so lange als Erziehung der Kinder nicht Staatssache, sondern Privatgeschäft ist, ist es da nicht gerecht, daß Familien bestraft werden, womit sie sündigten? daß sie eine Schande theilen, die sie anstifteten, es sey nun durch unnatürliche Zurücksetzungen, die den, welchen sie treffen, verächtlich machten, oder durch zusammengehäufte Schätze, die ihren Besitzer verderben, oder durch vernachläßigte Erziehung, wo die jungen Leute ohne Zaum und Gebiß sich selbst allen ihren Leidenschaften und daraus entspringenden Unordnungen überlassen werden *).

Volks=

*) Ohnmöglich kann ich hier des Verfassers Meinung seyn; und ich wünsche, ich hoffe es, keiner meiner Leser. Mutter Natur lehrt anders; ihr zu folgen ist der sicherste Weg. Der Trunkenbold, der Ausschweifende in der Liebe, er, der die beste ihrer Gaben nicht mit Mäßigung nach ihrer Vorschrift genoß, leidet nur allein. Also auch der Verbrecher soll allein leiden. Was können die jüngeren seiner Familie, — die doch nach dem Laufe der Dinge die Schande am längsten tragen würden, die weder seine

Er=

Volksverachtung, dies Vorurtheil von verschiedenen Großen dieser Erde, von verschiedenen Leuten vom Stande affectirt, — muß man ja nicht ausrotten. Glückliches Vorurtheil des Stolzes, du läßt einen so nützlichen Zwischenraum, du entfernst, so wohlthätig für die Menschheit, das Vermögen, verderben zu können des einen Theils, von dem Hange des andern Theils, sich verderben zu lassen!

Die Weisheit unseres Zeitalters sieht alles, was den Lastern im Wege steht, als Vorurtheil an. Der erhabene Vernunftschluß, die ganze Philosophie unsrer Leute von Welt, besteht in dem einzigen Worte: Vorurtheil! — Wer kann dagegen etwas einwenden?

Klaußner.

Erziehung besorgten, noch ihn enterben konnten — dafür, daß er Missethäter ward? Besser, als ich je es können würde, haben andere schon das Unrecht und die schädlichen Folgen gezeigt, wenn die Schandthat eines Menschen auch seine Familie mit trift, und ich unterlasse es also, weitläufiger davon zu sprechen.

der Uebersetzer.

VI.
Schreiben des berühmten Badcock, über Ossians Gedichte.

Dieser Brief wurde vor wenig Jahren geschrieben, und war vorzüglich gegen die Bemerkungen gerichtet, die Doctor Johnson über die Gesänge des großen Barden bekannt gemacht hatte.

v. A.

Johnson's Abneigung gegen Schottland ist längst bekannt und verschiedentlich beurtheilt worden. Das politische System, welches von einigen berühmten Rechtskundigen desselben angenommen worden, ist von der Art, daß der Doctor dagegen nichts einzuwenden haben kann. Dieses System, welches sich unvermerkt in jede Ministerialmaaßregel verwebte und glücklich genug war, die geradesten und unzweydeutigsten Beweise des königlichen Beyfalls zu erhalten, ist weitläuftig von Dr. Johnson entwickelt worden, der alle seine Kunst erschöpfte, um desselben Mängel zu verhüllen und gelegentlich seinen Witz aufbot, um auf Kosten des Patriotismus unser Zwerchfell zu erschüttern, damit wir in dem Augenblicke des Lachens die Wahrheit aus dem Gesichte verliehren möchten. Den Grund von unsers Doctors Groll gegen Schottland muß man nicht in dem Betragen einiger eiteln Personen jenes Landes, welche, wie man glaubte, dem

nachgiebigen Ohre der Majestät zu nahe waren, suchen, sondern allein in der Religion, welche dort eingeführt ist und allgemein bekennt wird. In des Doctors Gedankensysteme sind Presbyterianismus und Schottland unzertrennlich vereint. Die Erwähnung des einen ruft den verhaßten Eindruck des andern in das Gedächtniß zurück, und die gleichartigen Grundsätze eines Bute, Dalrymple, Mansfield oder eines Wedderburne können nicht sein Vorurtheil gegen ein Land mildern, welches die tiefen Spuren eines kirchenräuberischen Eifers aufzuweisen hat, den Episcopalismus im Geleite des Pabstthums vertilgte, die Genfer Reformation unterstützte und noch jetzt die Nachfolger eines Joh. Knox hegt. Ein jeder, der des Doctors Nachricht von seiner Reise durch Schottland lieset, wird seinen Unwillen gegen die kirchliche Verfassung dieses Landes, vorzüglich damahls, als es eben so unüberlegt als neidisch war, diesen zu äussern, zu übertrieben finden, als daß er einer Untersuchung werth seyn könnte. Doch ein tiefgewurzeltes Vorurtheil entblößt gewöhnlich die schwache Seite des Mannes und indem es einen heftigen Streich auf den Gegenstand seines Zorns versucht, enthüllt es bloß jene schwache Seite noch mehr und trägt so zu seiner Niederlage das Meiste bey.

Die schottische Dichtung ist dem Dr. Johnson eben so verächtlich als die Religion des Landes ihm verabscheuungswürdig ist. Selbst der J—mus des Herrn M—au konnte ihn nicht für eine muthmaßliche Betrügerey aussöhnen, und Oßian mußte die Palme des Genies versagt werden, weil der Barde — ein Schotte war. Der verstorbene

Richard Tremlet, ein wirklich talentvoller und verehrungswürdiger Mann aus Exeter, fragte einst den Dr. Johnson, als dieser in seiner gewohnten groben Censorsprache den Fingal und die Temowa des Oßian für Dichtereyen neuerer Zeiten erklärte, „ob er irgend einen Mann kenne, der Gedichte von gleichem Werthe zu erzeugen fähig sey? O ja, antwortete der Letzte mit triumphirenden Hohnlächeln, vielerley Männer, vielerley Weiber und vielerley Kinder. In einem gesellschaftlichen Kreise, wo Dr. Johnsons Behauptungen für Oraculsprüche galten und jedes Stückchen von Witz eiligst zusammengeraft und wie die schätzbarste Rubric sorgfältig aufbewahret wird, mag diese unbedeutende Antwort entscheidende Kraft gehabt haben, und diejenigen, welche sich gern von einem bloßen Wortgeklingel kützeln lassen, mögen sich einbilden, daß die Streitsache also mit hinreichender Gründlichkeit geschlichtet worden sey. Doch (um mich eines Ausdruckes so ziemlich in Dr. Johnsons Manier zu bedienen) so wie das, welches wenig bedeutet, für wenig beweisend gelten kann, eben so bin ich zu wenig geneigt, meine eigne Zeit zu versplittern und zu besorgt für die Geduld meiner Leser, als daß ich mich auf überflüßige Beweise einlassen oder das vertheidigen könnte, was so schwach angegriffen wurde.

Dr. Johnson war nicht damit zufrieden über der Galischen Barden Ansprüche auf Genie zu lachen; sein Gegenstand war noch weit mehr ernsthaft: denn so wie er die Gedichte selbst in Producte von Weibern und Kindern eintheilte, so erhielt der Herausgeber derselben eine weniger schuld=

schuldlose und ehrenvolle Auszeichnung, ihm wurde nemlich durch des Dr. Johnsons Richterspruch dasselbe Schicksal zuerkannt, welches des Doctors alter Freund, William Lauder und andere Erdichter und Betrüger in der gelehrten Welt gehabt haben. Dieser rohe und mitleidslose Angrif auf Herrn Macphersons Ehrlichkeit verdiente wohl eine nachdrückliche Ahndung, und da er von einem Manne herrührte, dessen Wort eine gewisse Art von Wichtigkeit erstiegen hatte, so war es nöthig, hierüber etwas öffentlich bekannt zu machen. Des Herrn Macpherson Ahndung eilte in der That seiner Klugheit vor, denn indem er die Genugthuung eines Gentleman verlangte, so foderte er etwas, was Dr. Johnson nicht geben konnte, und schien zu vergessen, daß Wahrheit in unsern Tagen durch die Berufung auf eine Entscheidung anderer Art bewährt werden muß.

Bey seinem Versuch die Aechtheit der Oßianischen Gedichte zu verdächtigen, behauptet der Doctor so ganz ungezweifelt und unbedingt, daß „in der Welt keine Irische Handschrift von hundert Jahren existire.“ Diese Behauptung war vermuthlich der Grund auf den diejenigen blindlings baueten, welche sich gewöhnt hatten den Doctor wie ein Oracul anzustaunen, und die, wenn sie ja zweifelten, es nicht wagten ihre Zweifel zu äussern. Dessen ungeachtet ist das Grundlose hierin mit unleugbarer Evidenz bewiesen worden, und wenn gleich der Gelehrte, welcher kürzlich einen gelehrten Streit, wie einen Kampf um die caledonische Muse antrat, seine eigene Vorurtheile bloß gestellt hat, indem er die des Doctor entlarven wolte, wenn er gleich in

sei-

seinem Eifer für Schottland zuweilen die Gränzen der Sittlichkeit übersprang; so hat er doch nach meinem Gefühl die Irrthümer, Uebereilungen und groben Verdrehungen in des Doctors muthwilligen und feindseligen Ausfall auf Oßian so deutlich dargestellt, daß ein jeder Kenner der Wahrheit den Herrn M. Nicol für Entdeckung alles dieses herzlich danken wird.

Dr. J. hat nicht bloß die Wahrhaftigkeit sondern auch die Dankbarkeit des Herrn Macpherson angegriffen in einer Eingabe, die um somehr zur Rache reizte, jemehr sie mit Hohn verbunden war. Dies sind seine eigenen Worte: „dennoch (d. i. ob es gleich keine Irische Handschrift, die älter als hundert Jahre wäre, giebt) höre ich, daß der Vater des Oßian mit zwey Kasten prahlt, die er ausserdem voll alter Gedichte besitze und die er deswegen zurückhalte, weil sie zu gut für die Engländer wären.“ — Diese Spötterey war zu bitter, als daß sie ein Mann von Ehre hätte ertragen können. Herr Macpherson hat selbst hierauf geantwortet und ich sende Ihnen seine mir von einem schottischen Gelehrten mitgetheilte Antwort, welche, wie ich glaube, eine deutliche und sinnreiche Darstellung alles dessen enthält, was Dr. Johnson so gröblich verdrehte.

„Dr. Johnson hat entweder sich selbst oder wissentlich Andere getäuscht. Daß ich in einer Gesellschaft gesagt habe, es wären in meinen Händen noch viele unübersetzte Gedichte, ist nicht unwahrscheinlich, so wie die Sache gegründet ist. Daß ich aber diese Behauptung mit einem

bittern

bittern Spotte über die englische Nation begleitet haben solte, ist unmöglich; denn ich habe von jeher und im Innersten meiner Seele jene kleinlichen Grundsätze verachtet und verabscheuet, welche unedlen Seelen Anzüglichkeiten gegen ganze Nationen zuführen. Ich habe lange in England gelebt: mir sind öffentliche Gunstbezeugungen gefolgt, ich habe Beweise von Privatfreundschaften erhalten und ich bürge dafür, daß ich nie nach dem Beyspiele gewisser Leute unehrerbietig von der Maße einer Nation sprechen werde, von der ich, so wie von ihren einzeln Gliedern, durchgehends mit Höflichkeit behandelt worden bin und die mir so viele Beweise ihres Wohlwollens gegeben. Da ich nie der Freundschaft des Dr. J. bedurfte und nie zu seiner Gesellschaft mich drängte, so kann er seine Behauptung nicht aus eigner Wahrnehmung bewähren; und erhielt er die Anecdote von Andern, so schmeichelte sie entweder seinem Vorurtheile oder sie nutzten seine schwache Seite, um ihn zu hintergehen.

VII. Kurzer

VII.

Kurzer Aufschluß der Wahrheit:

Daß Alles in der Geschichte schnell und vorübergehend ist.

So lange wir unsre Aufmerksamkeit auf Gegenstände der Physic, Naturgeschichte, Astronomie, oder auf die verschiedenen Zweige dieser Hauptstämme richten, durchdringt uns das lebhafteste Gefühl des Erstaunens, des Danks und der Rührung. Durch Anschaun und Untersuchung zum begeisternden Enthusiasmus hingerissen, bewundern und erheben wir die Güte, Weisheit und Allmacht des allwaltenden Gottes. Aber wie oft beben die Grundfesten unsrer Ueberzeugung, wenn wir das Feld menschlicher Handlungen betreten. Welch ein Drängen! welch ein Brausen und Streben! Tugend und Bosheit, List und Gewalt in beständigem Kampfe! Woher das Recht des Despoten, seine Unterthanen in drückende Fesseln zu schmieden? Warum verbreitet der Luxus sein verderbendes Gift? Warum sind nicht Alle einander gleich? Warum die menschliche Natur so schwach und abhängig? Warum eilt Alles so schnell in das Grab der Vergänglichkeit?

Das sind Fragen, deren Beantwortung schwer wird, wenn Leidenschaft und finstre Laune den forschenden Geist gefangen halten.

Man gehe am Faden der Geschichte in das graue Alterthum zurück, lese die Annalen der Menschheit von ihrem Entstehn bis auf unsre Zeiten: und man wird staunen über den schnellen Wechsel, über die Vergänglichkeit der Dinge dieser sublunarischen Welt. Wem fallen hier nicht zunächst die Römer und Griechen ein? Wirklich, die Römer konnten sich keines edlen Ursprungs rühmen, wenn wir der allgemeinen Tradition trauen dürfen. Eine Rotte wilder und unbändiger Menschen schlug sich zur Fahne eines Abendtheuers, um die Grenzen des errungenen Bodens immer weiter zu stecken. Dieser Haufe hätte sich selbst aufgerieben, hätte nicht Numa's Weisheit den Speer mit der Sichel vertauscht und so nach friedlichen Grundsätzen das Staatsgebäude begründet. Nie würden die Römer so hoch gestiegen seyn, wenn nicht ihre Könige so einander gefolgt wären, wie sie folgten: der Friedliebende dem rauhen Krieger.

Brutus schenkt seinen Mitbürgern die Freyheit und nun erst erwacht wahrer Patriotismus, dieser Vater so vieler hohen Gefühle, so vieler edlen Thaten in ihrem Busen! Mag die Vorzüge der monarchischen Regierungsform vor der republicanischen untersuchen, wer sich dazu berufen fühlt: mag er sie finden und die ganze Welt überzeugen, dennoch werden wir das größte Vergnügen, wie bis jetzt,

so auch ferner, genießen, wenn die Geschichte uns so manche edle That des freyen Römers erzählt. Wir fühlen uns zur feurigsten Begeistrung erhoben, wenn wir den Regulus für des Vaterlandes Wohl dem martervollsten Tode entgegen gehen sehn. Junius Brutus und Publicola, Mucius Scävola und Coriolan, Valeria und Veturia, die dreyhundert Fabier und Cincinnatus, Camillus und Decius, Fabricius und Marcellus, Fabius, die Scipionen und Catonen — welche Menschen! Römer! ihr nantet euch die Herren der Welt; ja, zu gewissen Zeiten verdientet ihr es zu seyn. Ihr übtet den Körper und bildetet den Geist; eure Staats- und Gesetzverfassung war für die damahlige Zeit musterhaft.

Aber, welche Säule wiedersteht dem Zahne der Zeit? Nicht lange, so sehen wir die Römer, die ehemals im aufopferndem Patriotismus, in männlicher Tugend und Beharrlichkeit ihr Glück und ihren Ruhm suchten, durch Luxus und Verweichlichung zu schwächlichen Schattenbildern heruntergewürdigt! sehen an Altären, ehemahls der Freyheit, dem Muthe, der Biederkeit geweiht, nun feige Seelen der Wollust, List und Bosheit opfern. Altes Rom! Königinn! warum verlohrst du dein simples Gewand? damahls wogst du das Schicksaal der Völker; ein Wort von dir, und — Myriaden horchten: und nach einigen Jahrhunderten — welch' eine kurze Reihe von Jahren gegen solch eine Umwandlung des römischen Reichs — beugst du sclavisch deinen Nacken unter den eisernen Scepter eines Tiber, Caligula, Nero! wardst endlich ein Raub wilder

Horden,

Horden und unter deinen Trümmern fanden so viele Kinder deiner sonst blühenden Kunst und Wissenschaft ihr Grab!

Griechenland gab den Römern Gesetze*) und bey seiner Geschichte wird unser Interesse noch mehr erhöht, noch deutlicher der Satz bestätigt: Schnell und vorübergehend ist alles in der Geschichte.

Die Griechen waren mehr eine für sich bestehende Nation; mehrere Zweige eines Stammes. Eine Sprache knüpfte sie aneinander (die verschiednen Dialecte kommen hier nicht in Betracht). Unter allen Nationen, die je lebten, haben zweifelsfrey die Griechen in einem Zeitraum von einigen Jahrhunderten — die höchste Stufe der Cultur erstiegen. Früh schon thronten bey ihnen die Musen und reichten schwesterlich einander die Hand, ihre Lieblinge in das Allerheiligste ihres Tempels zu führen! Die Gesetzgebung nennt das griechische Gebiet: Mutterland. Unvollkommen waren, wie alle junge Pflanzen im ersten Wachsen, die Gesetze des Drako; aber bald befruchtete sie Solons Geist. So Lykurg in Sparta; seine Gesetze sind in ihrer Art vollkommen; denn seine Absicht — die Spartaner kriegrisch und ausharrend zu machen — ward durch sie erreicht.

Seht die Griechen in den persischen Kriegen! seht, wie flammende Vaterlandsliebe und edler Ehrgeiz sie in das Schlacht-

*) Das ist wenigstens die gewöhnliche Behauptung; denn vom Catheder herab wird es noch hin und wieder bestritten; wie auch in den Schriften mancher freymüthigen Geschichtforscher.

Schlachtgewühl treibt! seht auf Marathon's Gefilden den Miltiades; Wunden gräbt er und scheuet den Tod nicht! seht ihn im Gefängnisse, hehren, ofnen Blicks und — verzeihend! Solche und mehrere andre, vorzüglich in andern Fächern menschlicher Wirksamkeit, standen an der Spitze der Griechen. Warum goß ihnen der Sieg über die Perser das verderbendste Gift in das Herz? Ruhm und Reichthum, Pracht und Eifersucht, Selbstsucht, Stolz und Uebermuth — ihr böse Dämonen untergrubt mit fürchterlicher Schnelle das Gebäude der griechischen Hoheit, des griechischen Glücks! Im peloponnesischen Kriege kehrten die Griechen das Schwerdt, das sie für Barbaren schärften gegen ihre eigne Eingeweide. Pericles und Alcibiades lenkten den Pöbel bald hierhin, bald dorthin, daß er sich selbst verzehrte. So ward es dem macedonischen Philipp leicht, die geschwächten Griechen zu beugen und seinem Sohne Alexander zur völligen Unterjochung derselben den Weg zu bahnen. — Ihn, den man mit dem Namen des Großen beehrt, schien unmittelbar die Hand eines Gottes zu lenken: so schnell und mächtig breitete seine Herrschaft bis zur ungeheuersten Weite sich aus und schleuderte große Reiche aus der Helle des Ruhms in die dunkle Nacht der Vergessenheit! Aber wie lange brannte die Fackel? Kaum war Alexander in die männlichen Jahre getreten, als der Tod den Göttersohn dahinrafte und mit ihm zerstäubte das Luftgefilde seiner menschlichen Macht! — Die nun getrennten Länder konnten bey dem unaufhörlichen Reiben und Drängen nie zu Kräften kommen.

Dies

Dies Schicksal der Vergänglichkeit erfuhr Gottfried von Boullions Reich, erfuhren Babel und Ninive, Persepolis und Ekbatana. Die neue asiatische Geschichte bestätigt es ebenfalls. Ein Despotenthron stürzt in Trümmern zusammen, um einen neuen Grund und Boden zu leihen. Wie furchtbar war Nebucad-Nezar, und sein zweiter Erbe schon sah das Reich in den Staub der Niedrigkeit sinken! Wie festgegründet und mächtig war Cyrus Herrschaft! wie bald ward sie zum Schatten! Wo ist der Flor der Phönicier? wo die Kunst und Bildung der Egyptier? sie liegt in todten Steinmassen vergraben!

Unter Carl V. behauptete Spanien beynah' den Vorrang unter allen europäischen Ländern. Auch jetzt noch? Welch eine andre Gestalt hat America, so weit es bekannt ist, gewonnen!

Wie mit Staaten, so mit einzelnen Menschen. Auch sie sind dem schnellsten Wechsel und Vergehn unterworfen. Brutus sinkt: Antonius triumphirt! auf den Ruinen seines Glücks baut Augustus das seine, um — einem Tiber zu weichen! Der edle Germanicus wird vergiftet, Aristides wird verbannt; Socrates, Phocion, Seneca sterben! Friedrich der Einzige starb!

Herder, in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit sagt: „Stehet ein Volk allein da, so nutzt sich sein Gepräge unter der Hand der Zeit ab; kommt es mit andern ins Gedränge: so wird es in den schmelzenden Tiegel geworfen, in welchem sich die Gestalt desselben gleich-

sam verliehret. So bauen wir aufs Eis: so schreiben wir in die Welle des Meers; die Welle verrauscht, das Eis zerschmilzt, und hin ist unser Pallast, wie unsre Gedanken" — — — „Ist indessen ein Gott in der Natur: so ist er auch in der Geschichte; denn auch der Mensch ist ein Theil der Schöpfung und muß in seinen wildesten Ausschweifungen und Leidenschaften Gesetze befolgen, die nicht minder schön und vortreflich sind, als jene, nach welchen sich alle Himmels- und Erdkörper bewegen."

Wie richtig! Ja, es ist das größte Unrecht, wenn man dem Schöpfer und Regierer der Welt menschliche Fehler und den dermaligen Gang der Natur vorwerfen will.

Halle. H. Stenger.

Ans Publicum.

Mancherley Ursachen nöthigen mich, dies im July des Jahres 1782 angefangene Journal jetzt zu endigen. Es sind davon nun neun Jahrgänge vorhanden, von welchen die ersten drey in Dessau bey der damaligen Verlagscassa, die andern sechs aber im Verlage des Herrn Göschen erschienen sind. Ich sage hiemit den bekannten und unbekannten Beförderern dieses periodischen Werks meinen verbindlichen Dank und erbitte mir die Fortsetzung ihrer Gunst, wenn sich eine ähnliche Gelegenheit zeigen wird.

v. Archenholtz.

Verbesserungen in der patriotischen Subscriptionsliste im Monat May dieses Jahres:

1.) Der Herr Professor Hunczowsky in Wien mit 4 fl. 30 kr. ist in der Liste vergessen worden.

2.) In der 2ten Note, den Professor Werner betreffend, muß es am Schluß noch heißen: Z. B. der Herr Prof. Brandes.

Ende des letzten Bandes.

Register des ersten Bandes der neuen Litteratur und Völkerkunde.

Januar.

I. Ueber den Character eines alten in England sehr bekannten aber in Deutschland fast ganz unbekannten originellen Reisebeschreibers des Coriats Senior, nebst einem Fragment seiner Reisen S. 3—17
II. Rede des Herrn von Mirabeau, über den Familientractat mit Spanien, gehalten am 25. August 1790 18—26
III. Natürliche Moral 26—66
IV. Ueber die Tempel und Moscheen der Mahomedaner 67—80
V. Freundschaftlicher Rath für einen jungen Ehemann, von Mstrs. Trahle (jezt Mstrs. Piozzi) 80—87
VI. Vorschlag zu einer neuen Interpunctionsart und deren Anwendung auf Veit Webers Kriegslied 88—96

Februar.

I. Englisch-Französisches Fest zu Nantes am 23. August 1790, veranstaltet von der Gesellschaft der Constitutionsfreunde 97—119
II. An den Zufall. Ein Gedicht 120. 121

III. Gibbon's und seiner Geschichte Character von Mr. Person . . S. 122—125
IV. Fortsetzung der Reisen des Coriats Seniors durch Frankreich . . 125—159
V. Neckers Bemerkungen über das merkwürdige Decret der Nationalversammlung von Frankreich, die Abschaffung des Adels, der Wappen und Livreen betreffend . . 159—163
VI. Glaubensbekenntniß eines alten Junggesellen. Aus dem Englischen . 163—165
VII Ueber die Copisten des 14ten Jahrhunderts 166. 167
VIII. Brief des Abbe Raynal an die französische Nationalversammlung. Vorgelesen am 4ten September 1790 . . 168. 169
IX. Auszüge aus den Denkwürdigkeiten des Marschalls von Montluc. Noch ein Beytrag zur Kriegsgeschichte des 16ten Jahrhunderts . 170—196

März.

I. Pabst Alexanders Bulle an Ferdinand von Spanien . . 197—204
II. Schreiben über die Wünsche. Ueber den Werth der Freundschaft und der Liebe. Ueber die wohlthätigen Absichten der Götter. Von Hrn. Meltzer 204—211
III. Ode dem Kayser gesungen. Von Hrn. Haschka 212—225
IV. Nachrichten von dem Leben des französischen Schauspieldichters Dancourt. Von Hrn. Regierungsrath Schmid in Gießen . 226—237
V. Ueber eine Stelle in Hrn. Burkes Betrachtungen über die Revolution in Frankreich 237—245
VI. Auszüge aus den Denkwürdigkeiten des Marschall von Montluc. (Fortsetzung) 246—283

VII. Der

VII. Der Jungfernraub. Von Hrn. Wilhelm Richter S. 284—290

April.

I. Characterzeichnung der Königin Anna von England, des Prinzen von Wallis, und des Lord Bolingbroke. Aus den hinterlassenen Papieren des berühmten Generals Grafen von Schulenburg 291—298
II. Auszug aus Thomas Coriats Tagebuch und Reisebeschreibung von Indien (Fortsetzung.) 298—312
III. Anweisung, Romane mit Wirkung zu schreiben 313—321
IV. Auszüge aus den Denkwürdigkeiten des Marschall von Montluc (Beschluß) 321—360
V. Nachricht von einigen Engländern, die im Jahre 1569 auf einer Reise nach Ostindien verschlagen wurden und an einer unbewohnten Insel Schifbruch litten . . 361—369
VI. Anecdote von Dr. Patence. Aus dem Englischen 369. 370

May.

I. Friedrichs Denkmaal. Vom Hauptmann von Archenholtz . . 371—377
II. An eine Rose, im October . 377
III. Schreiben des berühmten englischen Baumeisters Sir Christoph Wren . 378—387
IV. Auszug aus der Adresse des Electoralcorps von Paris an die Nationalversammlung 388—390
V. Ein ungedrucktes Gedicht von M. Opitz, mit Anmerkungen. Vom Herausgeber dieses Gedichts Herrn Koch in Berlin . 391—423
VI. Abschiedsrede an meinen sterbenden Nachbar Stadtthorsthurm. Von Hrn. von Hantelmann 423—432
VII. Besuch eines Zigeunerpaars bey einem ungewöhnlichen Schuster . . 433—462

VIII. Pa-

VIII. Patriotische Subscription. Vom Hauptmann von Archenholtz S. 463—466

Junius.

I. Ein noch ungedruckter Brief des Herrn von Leibniz an M**. Hannover den 30. Dec. 1714 467—470
II. Philipp II, König von Spanien. Ein Gemählde nach Mercier 470—491
III. Jupiters theatralische Reise, eine Scene aus der Götterwelt. Von Hrn. Schink 492—507
IV. Die Hindus. Von Hrn. Klaußner 508—527
V. Fragmente eines kleinen Wörterbuchs. Aus dem Französischen. Von ebendenselben 527—537
VI. Schreiben des berühmten Badcock, über Oßians Gedichte 538—543
VII. Kurzer Aufschluß der Wahrheit: Daß alles in der Geschichte schnell und vorübergehend ist. Von Hrn. Stenger 544—550

Anhang.

No. 1.

Bei Schwan und Götz, Hof- und Akademie-Buchhändlern in Mannheim, sind in der Ostermesse 1791 folgende neue Bücher erschienen:

Abbildung aller geistlichen und weltlichen Orden nebst einer kurzen Geschichte derselben ꝛc. 44. 45. und 46tes Heft; gr. 4. mit 12 ausgemahlten Kupfern, zusammen 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthl. sächsisch.

Mit diesen Heften ist dieses schöne Werk geendiget, und es werden damit zugleich die Haupt-Titel und Inhaltsverzeignisse des ganzen Werkes ausgegeben. Bis zu Ende dieses Jahres will man den Liebhabern noch zur Completirung ihrer Exemplare einzelne Hefte im gewöhnlichen Preis zu 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthl. 8 ggr. zukommen lassen, nachher findet aber dieses nicht mehr statt! sondern die Verleger werden nur noch eine Anzahl vollständiger Exemplare machen lassen, und dann die Platten vernichten. Vollständige Exmplare dieser Abbildung aller Orden werden nicht anders als gebunden, gegen baare Zahlung weggegeben, und zwar beide Bände zusammen zu 10 Carolins oder 110 fl. — nämlich:

Der 1ste Band die Ritterorden enthaltend, mit 57 ausgemahlten Kupfern zu 4 Carolins oder 44 fl.

Der 2te Band die geistlichen Orden enthaltend mit 127 Kupfern zu 6 Karolins oder 66. fl.

Die Herren Buchhändler genießen hievon einen Rabatt.

Archenholz (J. W. von) Annalen der brittischen Geschichte vom Jahre 1790 4ter Band, 8.

— — Kleine historische Schriften, 8.

Beroldingen (Franz von) die Vulkane älterer und neuerer Zeiten, physikalisch und mineralogisch betrachtet; 2 Theile, gr. 8. 3 fl. 30 kr. — 1 Rthl. 8 ggr.

(Der zweyte Theil erscheint zu Michaelis.)

Diezers Forstwirthschafts-Tabellen, worin das Stammholz vom gerinsten bis zum stärksten Stamme nach Klaftern, Cubikschuh beschlagen und rund, und nach Preisen berechnet ist, mit einer Reductionstabelle rc. 2ter Theil, gr. Fol. 1 fl. 40 kr. — 1 Rthl. 3 ggr.

Beide Theile kosten 4 fl. 25 kr. — 2 Rthl. 23 ggr.

Ephemerides Societatis Meteorologicae Palatinae. Observationes annorum 1787 & 1788. II Tomi, 4. maj. 1789 & 1790. in Commissione.

Fiedlers (C. W.) allgemeines pharmacevtisch-chemischmineralogisches Wörterbuch für Apotheker, Chemisten, Mineralogen, 2ter Band, gr. 8. 2 fl. 45 kr. — 1 Rthl. 20 ggr.

— — Anleitung zur Kenntniß des Thierreiches, nach den besten Schriftstellern, gr. 8. 1 fl. — 16 ggr.

Gatterers (Ch. Wilh. Jak.) Abhandlung von dem Handelsrange der Osmanischen Türken; 2te Abtheilung, gr. 8. 20 kr. — 5 ggr.

Gespräch (vertrautes) zwischen einem benachbarten deutschen und einem französischen Schultheissen über die Revolution Frankreichs, 8. 8 kr. — 2 ggr.

Hausvater (der deutsche): ein Schauspiel in 5 Handlungen, von O. H. von Gemmingen. Neue Original-Auflage, gr. 8. 24 kr. — 6 ggr.

Hieroglyphen (chinesische), mit einem Titelkupfer, 8. 1 fl. 54 kr. — 1 Rthl. 6 ggr.

Hofmanns (G. F.) lateinische Sprachlehre in systematischer Ordnung, gr. 8. 1 fl. 54 kr. — 1 Rthl. 6 ggr.

Kaibels (G. D.) Anleitung zum Religionsunterrichte für Kinder von reiferem Alter, 2te vermehrte Auflage, 8. 30 kr. — 8 ggr.

— — der Glaube des Christen, ein Lehrgedicht, 8. 8 kr. — 2 ggr.

Kling (Joh. Peter) vorschriftsmäßige Behandlung der Domainen-Waldungen in der Churpfalz, mit einer Forstkarte, gr. 4. 36 kr. — 9 ggr.

Lock.

Locke vom menschlichen Verstande. Zu leichtem und fruchtbarem Gebrauche zergliedert und geordnet von G. A. Tittel, gr. 8. 2 fl. 24 kr. — 1 Rthl. 14 ggr.

Medicus (F. K.) philosophische Botanik, 2tes Heft, gr. 8. 48 kr. — 12 ggr.

Meusel (Joh. Georg) Museum für Künstler und für Kunstliebhaber, 12. und 13tes Stück, gr. 8. 1 fl. — 16 ggr.

Molly und Urania: eine Novelle, mit einem Dialog über die Schöpfung aller Welten und aller Geister, die sie bewohnen, und ihre Schönheiten genießen, mit Kupf. 8. 1 fl. 15 kr. — 20 ggr.

Mosers (F. C. von) patriotisches Archiv für Deutschland, 12ter Band, mit Kupfern, gr. 8. 2 fl. 15 kr. — 1 Rthl. 12 ggr.

Alle 12 Bände zusammen, wozu noch im Laufe dieses Jahres ein Haupt-Register geliefert wird, kosten 27 fl. — 18 Rthl. Auch sind sämtliche zu diesem Werke gehörige Portraits einzeln jedes zu 24 kr. — 6 ggr. zu haben.

P. Ovidii Nasonis Tristium Libri V. Epistolarum ex Ponto Libri IV. & Ibis secundum optimas & novissimas editiones. 8. 54 kr — 14 ggr.

la Roche (Sophie) Briefe über Mannheim, 8. 1 fl. 36 kr. — 1 Rthl. 2 ggr.

Schriften der Churfürstl. deutschen Gesellschaft in Mannheim, 1 — 5ter Band, 8. 1787 — 89. 5 fl. — 3 Rthl. 8 ggr.

Schwab (Ioannes) Quatuor Seculorum Syllabus Rectorum, qui ab anno 1386 ad annum 1786 in Academia Heidelbergensi Magistratum academicum gesserunt, notis historico-litterariis ac biographicis illustratus, 2 partes, 4. maj. in Commissione. à 2 Rthl. netto.

Snell's (F. W. D.) kurze Darstellung und Erläuterung der Kantischen Critik der ästhetischen Urtheilskraft, gr. 8. 1 fl. 12 kr. — 18 ggr.

Vorlesungen der Churfälzischen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Heidelberg. Vom Winter 1789 bis 1790. 5ten Bandes 2ter Theil, nebst zwei vollständigen Registern über alle fünf Bände, gr. 8. 2 fl. 30 kr. — 1 Rthl. 16 ggr.

— Staatswirthschaftliche, der Churpfälzischen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Heidelberg. Vom Winter 1790 bis 1791. 1ter Band, mit einem Titelkupfer, gr. 8. 2 fl. 15 kr. — 1 Rthl. 12 ggr.

Winterwerbers (Hrn. Director) Lehrbuch der Gewerbwissenschaft, in Ansehung der Manufakturen, Fabriken und aller Kunstanstalten, welche auf die Handlung Beziehung haben, 1tes Bändchen, 8. 1 fl. — 16 ggr.

Wundts (F. P.) Versuch einer statistischen Topographie des Churpfälzischen Oberamtes Oppenheim, gr. 8. 40 kr. — 10 ggr.

Mannheim, Ostermesse 1791.

Schwan und Götz.

No. 2.

Im Verlag der Hoffmannischen Buchhandlung in Weimar ist seit Michaeli vorigen Jahres herausgekommen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Akten, Urkunden und Nachrichten zur neuesten Kirchen-Geschichte, 2r Band 13. bis 15tes Stück. 8. 9 gr.

Almanach oder Taschenbuch für Apotheker und Scheidekünstler auf das Jahr 1791. kl. 8. 12 gr.

Register, vollständiges, über den Almanach für Apotheker der Jahre 1786 bis 1791. kl. 8. 4 gr.

Ammenmärchen. 8. 12 gr.

Hoffmanns, C. A. tabellar. Entwurf der pharmacevt. Scheidekunst nach ihren Operationen zur bequemen Uebersicht für Freunde und Liebhaber dieser Kunst. Fol. 4 gr.

— Dessen tabell. Uebersicht aller zur pharmacevt. Scheidekunst gehörigen Werkzeuge und Geräthschaften mit erläuternden Kupf. Fol. 4 gr.

Huth,

Huth, Gottfried allgemeines Magazin für die bürgerliche Baukunst. 1. Bandes 2. Th. mit Kupf. gr. 8. 1 Rthl.

Leitfaden tabell. zur deutschen Reichsgeschichte für Anfänger, Schulen und Akademien. 5 Blätter, royal Fol. 16 gr.

Mysterien neuerer Bacchanalien. 8. 5 gr.

Acta historico ecclesiast. nostri Tempor. 100. Theil. 8. 3 gr.

Repertorium der neuesten Kirchengeschichte, oder allgemeines Register über die 12 Bände nova Acta hist. eccles. und über die sämtliche Acta hist. eccl. nostri Tempor. 1. Bd. 8. 20 gr.

Schulz, Fr. Josephe mit einem Kupfer von Herrn Lips. 8. 21 gr.

Trommsdorf, J. B. Tabelle über alle bis jezt bekannte Luftarten, ihre verschiedene Benennung, Kennzeichen und Eigenschaften, wie und woraus sie erhalten werden und die vorzüglichsten Theorien über ihre Natur und Mischung. Fol. 4 gr.

Wittwer, der, ein Lustspiel in einem Aufzuge. 8. 4 gr.

No. 3.

Die Bauer- und Mannische Buchhandlung in Nürnberg hat folgende neue Verlagsbücher, welche in den vorzüglichsten Buchhandlungen zu haben sind:

Bibliothecæ librorum rariorum universalis Supplementorum, Vol. III. oder des vollst. Verzeichnisses rarer Bücher von J. J. Bauer 3ter Supplementband. gr. 8. 20 Ggr. oder 1 fl. 15 kr.

J. Chrph. Gatterers practische Heraldik; m. K. gr. 8. 20 Ggr. oder 1 fl. 15 kr.

Marmontels moralische Erzählungen, nach der neuesten französischen Ausgabe übersezt von J. A. Schmerler. 1r und 2r Theil. gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

G. W.

G. W. Panzers Entwurf einer vollständigen Geschichte der deutschen Bibelübersetzung. Zweyte mit Zusätzen vermehrte Ausgabe. gr. 8. 1 Rthl. oder 1 fl. 30 kr.

Die Zusätze aparte, für die Besitzer der ersten Ausgabe. gr. 8. 3 Ggr. oder 12 kr.

G. E. Waldaus christliches Tagbuch, 2 Theile, 8. 1 Rthlr. 4 Ggr. oder 1 fl. 45 kr.

J. G. Weigels vollständiges kleines Wörterbuch, französisch und deutsch, nach dem Arnoldischen englisch deutschen Vocabularium bearbeitet. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Ggr. oder 2 fl.

Ferner in Commission.

Vaterländische Blätter. 1s Bändch. 8. 12 Ggr. oder 45 kr.

Predigten über die Sonn- Fest- und Feyertäglichen Evangelien, aus den Werken vorzüglich guter Schriftsteller herausgegeben von J. Reiß. 4. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Neue Sammlung auserlesener Predigten über alle Sonn- Fest- und Feyertäglichen Evangelien, 2te Auflage. 4. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

(Beide letztere Predigtsammlungen haben mit der in Gießen herauskommenden Aehnlichkeit, zeichnen sich aber durch ihren wohlfeilen Preiß besonders aus. Erstere ist $84\frac{1}{2}$ und die andere $71\frac{1}{2}$ Bogen stark.)

No. 4.

In der Gebauerschen Buchhandlung zu Halle ist eine neue $3\frac{1}{2}$ Bogen starke Ankündigung des **Catholicon oder encyclopädischen Wörterbuchs aller Europäischen Sprachen** nachstehenden Inhalts erschienen:

Das Catholicon kann ohne hinlängliche Unterstützung nicht gedruckt erscheinen. Es wird daher eine mäßige Pränumeration vorgeschlagen, wozu man sich vorgängig bis Michaelis 1791 unterzeichnet. Der Verfasser fühlt sich aufgemuntert durch die Achtung und den Beförderungseifer, womit verdiente Männer

seine

seine Unternehmung beehren. Ein paar Worte über superficielle Beurtheilungen. Ob das Catholicon in Stocken gerathen könne? Ob es zu viel Bände einnehmen werde? Große Gelehrte erheben die Wichtigkeit und den ausgebreiteten Nutzen des Catholicon und zwar: 1.) Herr Professor Ebeling. 2.) Herr Hofrath Tychsen. 3.) Herr Hofrath Heyne. 4.) Herr Hofrath Bruns. Von ihm wird das Catholicon, so wie es ist, wegen des ihm beigefügten Index, als ein, jedem Europäer brauchbares Werk anerkannt. 5) Herr Hofrath Adelung. 6.) Herr Doctor und Professor Forster. Deutschlands edeldenkende Fürsten, die Bibliothekare, Büchersammler und bemittelte Personen werden von ihm zur Unterstützung aufgefordert. 7.) Herr Hofrath Büttner. Die neuen Proben sind als Aufgaben anzusehen. Zergliederung einiger besondern Vortheile. An Eltern und Erzieher.

Diese neue Ankündigung des Catholicon ist in allen Buchhandlungen Deutschlands zu finden.

Ich kann jedem, der Lust hat den Druck eines so wichtigen und Deutschland Ehre bringenden Werks durch Pränumeration zu beschleunigen, Ankündigung und Probe vorlegen, und werde mit Vergnügen Bestellung annehmen.

Friedrich Severin in Weißenfels.

No. 5.

Neuigkeiten von Carl Felßeckers Söhnen in Nürnberg.

Leipziger Oster-Messe 1791.

Abhandlung kurze, vom Chausseen-Bau, 8. 3 Gr.

— — über die Unmöglichkeit eines Beweißes vom Daseyn Gottes, aus bloßer Vernunft, 8. 9 Gr.

Anna Boley, ein Trauerspiel, von J. Grafen von Soden. mit Portrait, 8. 14 Gr.

Gradmann, F. J. die Lebensgeschichte Jesu, aus den 4 Evangelisten, in einer verbesserten Uebersetzung, nach den Abschnit-

schnitten des Gellerschen Erbauungsbuch, gr. 8. Kommißionsartikel. 16 Ggr.

Gräbners, G. C. Kirchengeschichte neuen Testaments, ein Lesebuch für alle Stände, 1. Th. 8. 1 Thlr.

Meyers, G. F. Naturlehre für die Jugend, 1stes Bändchen, 8. 14 Ggr.

Papsts, J. G. F. die Reisenden für Länder und Völkerkunde, 5r Band, 8. 1 Thlr.

Pennants, T. Beschreibung von London, vorzüglich in Rücksicht auf ältere Geschichte, Sitten und Kunst, Merkwürdigkeiten dieser Stadt, aus dem Englischen mit Anmerkungen von J. H. Wiedmann, m. K. gr. 8. 2 Rthl. 8 Ggr.

Mit Churfürstl. Sächsisch. Freiheit.

Rosenmulleri, I. G. Emmendationes et Supplementa ad Scholiorum, P. IV. et V. 8 maj. 20 Ggr.

Schutzgeist weiblicher, oder Zuruf an Mütter über die Erziehung der Töchter, aus dem Englischen, 8. 12 Gr.

Wekhrlins Paragraphen, 1r Band, 8. 18 Gr.

No. 6.

Bei Ziegler und Söhne, Buchhändler in Zürich, sind folgende neue Bücher zur Ostermesse 1791 fertig worden, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

Alexander der Eroberer, von J. F. Butenschön. 1r Theil, mit Kupf. 1 Rthl. 4 Gr.

Archiv, gemeinnütziger physischer und medizinischer Kenntnisse, Herausgegeben von Dr. J. H. Rahn. 3r Band, 2te Abtheil. gr. 8. 1791. 16 Gr.

Arnold von Winkelried, oder die Schlacht bey Sempach, ein Eidgenössisches Trauerspiel von L. Kaiser. 8. 1791. 6 Gr.

Bibliothek für die Familie von Oberau. Wahrheitsfreunde der verschiedensten Denkungsart v. J. B. v. S. 2s Bändchen. 12 Gr.

— — 3s Bändchen. 16 Gr.

— — 4s Bändchen. 1 Rthr. 8 Gr.

Bieder

Anhang.

Bieder v. S. (J.) Klagen wider gewisse Sachwalter des Christenthums, vor dem Richtstuhle der Vernunft. Einer Familie Denker vom verschiedensten Systeme zugeeignet 8. 12 Gr.

Dessen Ueber Aufklärung. Unvorgreifliche Gedanken; nebst Prüfung einer berühmten, wichtigen, vorgreiffenden Abhandlung über diesen Gegenstand: „Ueber Aufklärung und die Beförderungsmittel derselben, von einer Gesellschaft.“ 8. 1791. 16 Gr.

Delectus Opusculorum ad rem medicam chirurgiam spectantium, quae primam a cel. Italiae viris edita recudi curavit I. I. Roemer M. et Ch. Dr. Vol. I. 8. 1791. 1 Rthl. 12 Gr.

Erasmus von Rotterdam nach seinem Leben und Schriften, v. S. Heß. 2. Helfte 8. 1790. 1 Rthl. 16 Gr.

Heß, J. J. (Verfasser des Leben Jesu, der Geschichte der Israeliten ꝛc.) Christliches Uebungsjahr, oder Geschichte des Menschen, wie ihn die Religion mittelst gewisser Uebungen durch alle Hindernisse glücklich zum Ziele führt. In einer Reihe von Predigten gehalten im Jahre 1788. Erste Hälfte. 8. 1791. 1 Rthl. 8. Gr.

De jussieu, Ant. Laur. Genera Plantarum secundum Ordines naturales disposita, juxta methodum in horto regio parisiensi exaratum anno 1774. Recudi curavit notisque auxit P. Ustery M. Dr. 8. maj. Turici 1791.

Lienhard und Gertrud. Ein Versuch, die Grundsätze der Volksbildung zu vereinfachen. Ganz umgearbeitet 1r und 2r Theil. 8. 1791.

Schreibepap. mit Kupf. 2 Rthl. 8. Gr.

Druckpap. ohne Kupf. 1. Rthl. 16. Gr.

Herr Rath Becker sagt von diesem Buche (wovon nun der 1te und 2te Theil von dem Verfasser ganz umgearbeitet erschienen sind) in seinem Vorlesungen über die Pflichten und Rechte der Menschen. 8. Gotha 1791. Seite 242 da ich in diesem Vorlesungen überhaupt nichts als meine eigenen ohnmaßgeblichen Meynungen vortrage, die ich niemanden als allein

wahre

wahre und seligmachenden aufdringen will: so ergreife ich diese Gelegenheit, und habe sie, aufrichtig gesprochen, geflissendlich gesucht um den Lesern zu sagen, daß ich dieses Buch für das beste unter allen menschlichen Büchern halte. Der Maaßstab nach welchem ich ihm diesen Werth beylege, ist nämlich die Wirkung die ein Buch in dem Herzen zugleich des aufmerksamen Lesers hervorbringt, und seiner Beschaffenheit nach hervorbringen muß, und zwar bei allen Lesern von allen Ständen ꝛc.

Magazin, historisch-litterarisch-bibliographisches. Errichtet von einer Gesellschaft litterarischer Freunde, in und außer Deutschland. Herausgegeben von J. G. Meusel. 3s und 4s Stück gr. 8. 1791. 1 Rthlr. 16 Gr.

Magazin für die Botanik. Herausgegeben von Dr. J. J. Römer, und Dr. P. Ustery. 10tes u. 11s 12s Stück. gr. 8. 1791. 1 Rthl. 12 Gr.

Portion, eine, Wahrheit zur Glückseligkeit, die jeder leicht haben kann, und eben so leicht damit wuchern kann. IV. Theil mit Vignetten. 8. 1791. 1 Rthl. 8 Gr.

Sammlung asiatischer Originalschriften. 1ster Band. gr. 8. 1791. 1 Rthl. 8 Gr.

Ustery (Dr. P.) Repertorium der medicinischen Litteratur vom Jahre 1789. gr. 8. 1790. 18 Gr.

Graf Wiprecht von Groizsch. Vom Verfasser Friedrichs mit der gebißnen Wange. 2r. Theil mit Kupf. 8. 1791.

In Commission.

Lieder, den freien Franken gewidmet von einem Schweizer. 8. 1791. 6 Gr.

Pfenningers, J. C. Paulus Lob der Liebe in 24 Kanzelreden über das 13te Kap. seines ersten Briefs an die Korinter. 8. 1790. 1 Rthl. 4 Gr.

No. 7.

No. 7.

Bey dem Buchhändler Horvath in Potsdam und in allen Buchhandlungen sind nachstehende Bücher um die beygesezten Preise zu haben:

Armeen Uniformen, preußische, 14te Lieferung, enthaltend die Campagne Uniformen, rc. in 14 Blättern sauber illuminirt. 8. Potsdam 1 Rthl. 16 gr. alle 14 Lieferungen von 145 Blätter kosten 17 Rthl. 16 gr.

Feldzüge des Marschalls von Luxemburg, oder Militairgeschichte von Flandern, mit 72 Plans, und Anmerkungen von Tempelhoff, nebst dem Feldzug von Holland; 3 Bände, in 4to. Potsd. jezt um 12 Rthl. sonst 23 Rthl.

Feldzüge und Geschichte des Prinzen von Conde mit dem Zunamen der Große, 4. Bände mit 12 Plans. gr. 8. Potsdam, jezt um 2 Rthl. sonst 3 Rthl. 12 gr.

Inbegriff kurzer aller Wissenschaften zum Gebrauch der Kinder von 6 bis 12 Jahren, 14te Auflage. 8. Potsdam 1791. 8 gr.

Rohde über die Schrift des Hrn. K. Obristleut. Herrn von Lindenau betreffend die höhere preußische Taktik. 1791. 6 gr.

Stuz, J. E. deutsche Sprachlehre. gr. 8. 1790. 1 Rthl. 4 gr.

Taschenbuch für muntere Tischgesellschaften vorzüglich beym Dessert zu gebrauchen. 12. Potsdam, 1791. 8 gr.

Abregé de toutes les Sciences al'usage des enfans de six ans jusqu'a douze. 8. a Potsdam. 1791. 14 gr.

Histoire militaire de Flandres, ou les Campagnes du Maréchal de Luxembourg, augmentée de notes tactiques de Mr. de Tempelhoff avec 72 Plans. gr. 4. a Potsdam, jezt um 10 Rthl. sonst 20 Rthl.

Methode, nouvelle, pour a prendre á bien lire & á bien orthographier à l'usage des ecoles. 8. à Potsdam 1790. 12 gr.

No. 8.

Folgende Bücher gebe ich an die Liebhaber bis Michaelis 1791 um die heruntergesetzten Preise.

1) Feldzüge des Marschalls von Luxemburg, oder Militair-Geschichte von Flandern, mit taktischen Anmerkungen von Tempelhoff, und mit dem Feldzug von Holland vermehrte Ausgabe, mit 72 Plans, gr. 4. jetzt um 12 Rthl. hernach wieder 23 Rthl.

2) Histoire militaire de Flandres, ou les Campagnes du Maréchal de Luxembourg avec des Notes tactiques de Mr. de Tempelhoff, gr. 4to, avec 72 Plans, jetzt um 10 Rthl. hernach 20 Rthl.

3) Feldzüge und Geschichte des Prinzen von Condé, mit dem Zunamen der Große, 4 Bände mit 12 Plans, gr. 8. jetzt um 2 Rthl. hernach wieder 3 Rthl. 12 gr.

In allen Buchhandlungen kann man sie um diesen Preiß verlangen: sollten sie aber irgendwo nicht gegeben werden: so bitte ich den Liebhaber, sich deshalb an mich zu wenden. Briefe und Gelder muß ich mir Post frey erbitten. Potsdam, den 30sten April, 1791.

Horvath, Buchhändler.

No. 9.

Herr M. Cramer, Prediger an der Kreuzkirche in Dresden, ist willens eine Schrift unter folgendem Titel heraus zu geben:

Ueber die Nachahmung Jesu, ein Erbauungsbuch für Christen,

dieses Buch wird auf etliche 30 Bogen 65 Betrachtungen enthalten, und kann nach einer beygefügten Anweisung an jedem Sonntage ins besondre zur häußlichen Erbauung benuzt werden. Bis zu Ausgang des Septembermonaths kann man darauf mit 16 Gr. pränumeriren. In der Buchdruckerei zu Weißenfels wird Bestellung angenommen, und ein ausführliches Avertissement ausgegeben.

No. 10.

Von dem Herrn Koadjutor von Meynz, Erzbischöfl. Gnad. ist bei dem Buchhändler Kayser zu Erfurt eine vortrefliche Schrift unter dem Titel erschienen: Carl von Dalberg Grundsätze der Aesthetick, deren Anwendung und künftige Endwickelung. 4. welche auf holländisch Papier 1 Rthl. 8 gr. auf ord. Schreibp. aber 18 gr. kostet.

No. 11.

In der Jacobäerischen Buchhandlung zu Leipzig, sind folgende neuere Schriften des Herrn Probst Hermes zu Breslau wegen erlittenen Nachdruck auf nachstehende wohlfeilere Preiße herab gesetzt worden, als:

Für Töchter edler Herkunft, eine Geschichte in 3 Bänden, 8. 1 Rthl. 18 Gr.

Für Eltern und Ehlustige, eine Geschichte in 5 Bänden, 8. 3 Rthl. 12 Gr.

Ferner sind folgende interessante Bücher in dieser Handlung herausgekommen, und in den hiesigen Buchhandlungen zu haben:

Für junge Frauenzimmer, sich und ihre künftigen Männer glücklich zu machen; nach dem Engl. der Grafin von Carlisle, nebst einem Versuch der Uebersetzerin über weibliche Delicatesse, 8. 9 Gr.

Bambino's sentimentalisch-politische, komischtragische Geschichte, in 4 Theilen, 8. 2 Rthl.

Medea in Korinth, und Medea auf dem Kaukasos, zwey Trauerspiele, von Friedr. Max. Klinger, 1 Rthl.

Trauergeschichten, von Friedrich Schulz, 2 Theile, 8. 2 Rthl. 4 Gr.

Ida von Schwaben, 2 Theile, 8. 1 Rthl. 8 Gr.

Das

Das Leben eines Lüderlichen, nach Chodowiecki und Hogarth, mit saubern Kupfern, in drey Theilen, 8. Neue Auflage. 3 Rthl. 8 Gr.

Der Heirathscontract. Ein Buch für Verlobte, 8. 21 Gr.

Littegarde von Schlottheim, 2 Theile, neue Auflage, 2 Theile, 8. 2 Rthl.

Statistische Schilderung von Rußland, in Rücksicht auf Bevölkerung, Landesbeschaffenheit, Naturprodukte, Landwirthschaft, Bergbau, Manufakturen und Handel; von B. Fr. J. Hermann, Rußisch-Kayserl. Hofrath ꝛc. gr. 8. 2 Rthl.

Canzlers, F. G. neues Magazin für die neue Geschichte, Erd- und Völkerkunde, als eine Fortsetzung des Büschingischen Magazins, 4. 2 Rthl.

Posselts Geschichte der Teutschen für alle Stände, 2 Theile, gr. 8. 2 Rthl.

Merkwürdige, in dem Archive der Bastille wirklich gefundene Inquisitions-Akten, und andere wichtige Papiere, 8. 1 Rthl.

Mercier's neuestes Gemälde von Paris, in 2 Bänden, 8. 2 Rthl.

Ueber Seelengröße und Standhaftigkeit im Unglück, 8. 1 Rthl. 4 Gr.

Aufklärung über wichtige Gegenstände in der Freymaurerey, besonders über die Entstehung derselben ohne alle Schwärmerey ꝛc. 16 Gr.

Notuma, über das Ganze der Maurerey, 3 Theile, mit einer allegorischen illuminirten Vignette. 8. 2 Rthl.

Mann und Weib im Ehestande, phisikalisch betrachtet, nebst einem Anhang, enthaltend: die Ursachen der Liebe und deren Heilmittel, in so fern es Krankheit ist, 8. Neue Auflage. 21 Gr.

Aspasia ein interessanter Roman, aus dem Engl. übersetzt, 3 Theile, 8. 2 Rthl.

Moralische Aufsätze für junge Weiber, aus dem Engl. der Frau Griffith, 8. 8 Gr.

Sal.

Salvadori, Math. über die Schwindsucht, aus dem Italiän. gr. 8. 1 Rthl.

Felix und Hannchen. Ein Lustspiel in vier Aufzügen von C. F. Bretzner, 8. 12 Gr.

Der Geisterbeschwörer, ein Trauerspiel in 3 Akten, von C. F. Bretzner, 8. 8 Gr.

Bella und Fernando, oder die Satire. Eine Operette in einem Aufzug; in Musik gesetzt von Friedr. Preu, quer Fol. 1 Rthl.

No. 12.

Das erste Bändchen der von uns in den öffentlichen Blättern und gelehrten Zeitungen angekündigten Lesebibliothek für alle Stände, herausgegeben von einer kleinen gelehrten Gesellschaft, hat bereits die Presse verlassen und enthält:

I. Den Nasenstüber, eine Erzählung. II. Beobachtungen aus der Menschenkunde. III. Etwas über Ahnenstolz und Bedrückung der Unterthanen. IV. Ueber Hierarchie und Priestergewalt. V. Religiöse Mährchen. VI. Bemerkungen auf einer Reise von Basel nach Berlin. VII. Von den Peguanern. VIII. Franz Leguat, eine wahre Seefahrergeschichte. IX. Memorial des Lieutenants Menos an Sir William Windham Grenville ꝛc. X. Aus der Naturgeschichte des Löwen. XI. Resultat einiger Betrachtungen über die Lebensdauer des Menschen. Dieser Inhalt mag anstatt Empfehlung dienen. Das 2te Bändchen, das an interessanten Inhalt noch wichtiger wird, folgt in 6 Wochen nach. Alle Buchhandlungen, Postämter und Intelligenzkomtoirs nehmen Subscription an. Jedes Bändchen kostet 45 kr. und bei dem 4ten Bändchen werden die Nahmen derselben vorgedrukt.

Heidelberg, am 24sten April, 1791.

Pfähleriſche Universitätsbuchhandlung.

No. 13.

Der Druk des ersten Bandes des angekündigten Geistes der neuesten ausländischen Romane ist vollendet und wird zur Messe ausgegeben. Er enthält folgende vier Romane: 1.) Livarie, eine alte Kronik, aus dem Französischen vom Herrn Gorjy; 2.) Denkwürdigkeiten des Kapitain Conners aus dem Englischen; 3.) St. Alme, aus dem Franz. vom Herrn Gorjy. 4.) Die Waise Marion, aus den Englischen. Die Verfasser haben es sich bei der Behandlung der Originale zur Regel gesezt, daß bei ihrem Abkürzen und Zusammenziehen, kein Umstand der Geschichte, keine sittliche Lehre und Anwendung, keine auffallende Schönheit, keine lebhafte Darstellung verlohren gehen, daß der Vortrag zusammenhängend, ohne Lükken und Fragmente seyn, und so viel wie möglich dennoch die eignen Worte des Originals beibehalten werden sollen. Die Leser erhalten demnach nicht bloße trokne Auszüge und in Rüksicht dessen, und daß jeder Band dennoch mehrere Romane enthalten soll, ist auch die Art der Schrift gewählt, daß ein Bogen mehr, als noch einmal so viel enthält, als bei unserm gangbaren Romanendruk. Für die Folge sind nachstehende gewählt und bereits zur Presse fertig: 1.) Alexippus, aus dem Englischen; 2.) Emilie von Varmont, aus dem Französischen; 3.) Abentheuer des König Richards, mit dem Beinahmen Löwenherz, aus dem Englischen; 4.) Der Sieg der Beständigkeit, aus dem Englischen. — Romane von zu vielen und starken Bänden werden die Verfasser nur selten aufnehmen, um jedem Bande den Reiz der Abwechselung zu geben. Auch wünschen sie alle Kollisionen mit jedem Buchhändler, der etwa diesen oder jenen Roman übersezzen lassen wollte, zu vermeiden, welches durch zeitige Bekanntmachung leicht geschehen kann, da es Romane im Ueberfluß giebt und darunter auch einzeln manche, um die es Schade wäre, wenn sie abgekürzt würden. Da sie übrigens die Verfügung getroffen, daß sie alle Englische und Französische Romane gleich bei ihrer Erscheinung erhalten, so würde es darauf ankommen, ob manche Herrn Buchhändler so viel Vertrauen in die Verfasser sezten, durch sie einen und den andern Roman im Originale oder in der Uebersezzung zu erhalten.

Von der kürzlich in London erschienenen: History of Tom Weston; after the manner of Tom Jones by George Brewer, Esq. 1791 wird eine Uebersezzung veranstaltet.

Anhang.

No. 14.

Der Herr Konsistorialrath Seyffert in Küstrin ist gesonnen, bey Endesunterzeichnetem als Verleger seiner meisten asketischen Schriften (der Andachten bey der heil. Nachtmalsfeyer, der Neuen Morgen- und Abendandachten und der Beyträge zur gemeinnützigen Lesung der heil. Schrift)

ein neues homiletisches Magazin für unser Jahrzehend

herauszugeben. Diese Schrift, welche von Messe zu Messe fortgesetzt werden soll, wird „bey einer großen Mannigfaltigkeit von Vorträgen und mit fleißigem Bezug auf neuere Zeitbedürfnisse nicht blos für angehende Prediger und Kandidaten, die davon Gebrauch machen wollen, sondern auch vornemlich für Freunde der häuslichen Andacht eingerichtet, und etwa in dem Geiste wie seine Predigten, Homilien und Gelegenheitsreden (Küstrin bey Oehmigke 1789.) abgefaßt seyn.“ Leipziger Ostermesse, 1791.

Friedr. Gotth. Jacobäer.

No. 15.

Im Verlag der Bayreuther Zeitungsdruckerey ist erschienen: Französisches Museum. Ersten Jahrgangs drittes Heft, enthält:

I. Nachricht vom Gebiethe von Avignon und der Grafschaft Venaißin, von Herrn Dülaure.
II. Erzählungen einer Abendgesellschaft von Marmontel.
III. Einige neuere Nachrichten von der Insel Maltha.
IV. Der Bretagner ohne Umstände.
V. Beschluß der Bruchstücke aus dem Leben eines fünf und dreyßigjährigen Gefangenen.
VI. Frankreichs Reichthümer und Hülfsquellen, von Herrn Bonvallet des Brosses, mit vier Tabellen:
  Erste Tafel: Bevölkerungszustand.
  Zweyte Tafel: kirchliche Hierarchie.
  Dritte Tafel: Einkünfte der Geistlichkeit.
  Vierte Tafel: Verwendung des Bodens nach Quadratmeilen, und Ertrag desselben.
VII. Gretri's Leben, von ihm selbst beschrieben.
VIII. Litterärische Nachrichten.
  A. Kurze Darstellung des Zwecks, der Statuten und der Arbeiten der französischen Akademie.

B. Bericht des Finanzausschusses der Nationalversammlung über a) die Akademie der Wissenschaften, b) das Observatorium, c) die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, d) die französische Akademie, e) das Gesetzgebungsarchiv, f) die litterärischen Arbeiten.
IX. Kunstnachrichten.
X. Anekdoten.
XI. Räthsel.
XII. Epilog des Herausgebers.

No. 16.

Neue Verlagsbücher der Frommannischen Buchhandlung in Züllichau im Jahr 1790.

(Beschluß.)

Löffler, J. F. Ch. Predigten 2ter Theil bey besondern Veranlassungen gehalten. gr. 8. 1 Thlr. 6 gl.

Die Gründlichkeit und Wahrheit der Sachen, die edle Einfalt, die gefühlvolle Sprache des Herzens, der erweckte Styl im Vortrage, den die Löfflerischen Predigten charakterisiren, haben den ersten Theil dieser Sammlung den allgemeinsten Beyfall erworben und sichern ihn auch diesen zweyten sowohl bey denen, die sich daraus erbauen und belehren, als bey denen die sie als Muster gebrauchen wollen.

Magazin für Prediger II. Theil. gr. 8. 20 gl.

Enthält 19 Entwürfe über Evangelien; 9 über epistolische Texte und 10 zu Casual-Predigten.

Metzger D. G. D. Annalen der Staatsarzneykunde. 1ste Abh. 2ter Theil. 8. 12 gl.

Enthält I. Abhandlungen 1) Berend über die Unvorsichtigkeit der Kennzeichen des Todes in Hinsicht auf den bey verstorbenen Schwangern zu unternehmenden Kaiserschnitt. 2) Morgagnis 2tes g. m. Gutachten über ein Unvermögen den Saamen im Beyschlaf auszuspritzzen. 3) g. m. G. über die Lebensfähigkeit einer sieben monatlichen Frucht. II. Rezensionen über 10 hieher gehörige Schriften. III. Beyträge.

1)

1) Kurze Beschreibung einer im vorigen Sommer zu Königsberg gebornen zweileibigen Misgeburt. 2) Drei g. m. Aufsätze über verschiedene Gegenstände. 3) Anmerkungen. 4) Jahresliste von Königsberg 789. IV. Kurze Nachrichten aus Königsberg und Schlesien.

No. 17.

Zu Stralsund wird bey dem Buchdrucker Struck gedrückt, und zu Michaelis d. J. geliefert: Anleitung zum Küchengartenbau nach den besten bisher bekannt gewordenen Verfahrungsarten. Das Werk ist von geschickten Gärtnern geprüft, auf Erfahrungen gegründet, und wird selbst für gelernte Kunstgärtner vielleicht manches enthalten, was ihnen bisher unbekannt gewesen ist. Man wird nach dieser Anleitung nicht nur die Gewächse selbst, deren etwa 140 an der Zahl sind, und in alphabetischer Ordnung folgen, gehörig zeitig und wohlschmeckender, als in dem gewöhnlichen vielen Dung in den Quartieren ziehen, und guten Saamen erzeugen können, sondern auch Anleitung finden, wie man mit Nutzen zu einer jeden Jahrszeit zur Erziehung besserer Gewächse die Arbeit einrichten, und dabey verfahren müsse. Ein jeder Gartenbesitzer wird mit dieser Anweisung in der Hand vermögend seyn, entweder in Zukunft alle Gärtner und den Rath derselben zu entbehren, und seinen Garten nach diesen Vorschriften, durch was für folgsame Leute er will, selbst bestellen, oder auch, wenn jemand seinen Gärtner dennoch beybehalte, doch aus diesem Buche Anlaß genug bekommen, beurtheilen zu können, ob sein Gärtner den Küchengartenbau hinlänglich versteht. Ein angehängter Gartencalender wird in alphabetischer Ordnung für jeden Monat gleichfalls alles ausführlich und deutlich anzeigen, was bey einem jeden Gewächse zu beobachten ist. Das ganze Buch wird etwa gegen 50 Bogen betragen, wofür der mäßige Subskriptionspreiß von 1 Rthlr. 6 Gr. in Louisd'or bestimmt ist.

Zu Ostern 1792 wird von demselben Verleger eine eben so bearbeitete und eingerichtete zuverläßige Anweisung für den Blu-

Blumengarten geliefert werden. Man kann schon jetzo auf beyde Bücher zugleich, oder auch jedes für sich besonders subscribiren.

Diejenigen Liebhaber, die sich die Subscriptionsvortheile bedienen wollen, können sich entweder in Zeiten bey mir selbst oder bey denen Herren melden, welche mein Wochenblatt: Wahrheit und Dichtung ꝛc. und überhaupt meine Journale ausgeben. Ich werde jedem das Buch für obigen äusserst billigen Preiß liefern. Briefe und Gelder erbitte mir franko. Weißenfels, im Juny, 1791.

Friedrich Severin.

No. 18.

Anzeige eines neuen Volksbuchs.

Da wir außer dem Noth- und Hülfsbüchlein des Herrn Rath Beckers, und dem Sittenbuche des Prediger Pothmann, wenig Bücher haben, die für den gemeinen Mann nützlich, verständlich und wohlfeil genug wären, der Bürger und Landmann aber jezt mehr denn jemals Lust bezeigt, sich durch nützliche Schriften zu belehren; so hat ein schon bekannter Volksfreund sich entschlossen, ein solches Werk zu bearbeiten, und allen Lehrbegierigen für einen sehr geringen Preis, verkaufen zu lassen. Der Verfasser hat seine mehrjährigen Erfahrungen bey Bearbeitung des Buchs benuzt, und in selbigem durch lauter wahre und deutliche Exempel gezeigt, wodurch die Menschen täglich klüger, besser und glüklicher werden können, wenn sie nur wollen. Man findet also lauter Historien darin, die so faßlich vorgetragen sind, daß sie von allen Leuten, sogar von Kindern verstanden werden können, wenn sie nur im Stande sind, Gedrucktes zu lesen. Das Buch führt den Titel: Anmuthiger und nützlicher Zeitvertreib für den Bürger- und Bauernstand, bestehend in allerley glaubhaften und seltsamen Historien von klugen und dummen, ingleichen von guten und bösen Leuten; woraus zu lernen, wie man klüglich denken und handeln müsse, um in der

Welt geehrt und glücklich leben und dereinst ruhig sterben zu können. Es ist mit Figuren geziert, und besteht aus 4 Büchern zu 25 Bogen, wovon das erste Buch von 6 Bogen schon voriges Jahr zur Probe gedruckt und verkauft worden ist, weil der Verfasser erst sehen wollte, ob es den Leuten gefallen würde, da man ihm nun versichert, daß die Probe mit vielem Nutzen und Vergnügen sey gelesen worden, und daß viele Bürger und Landleute das ganze Buch zu haben wünschten, so hat er es denn vollends ausgearbeitet, und Endesgenannter hat es zum Druck übernommen, auch bereits vollendet, und verkauft es für 8 gute Groschen; wer aber 6 Stück auf einmal kauft, erhält 7, und wer 12 Stück auf einmal kauft, erhält 15 Stück. Briefe und Geld erbitte ich mir Postfrey.

Leipzig, den 20 Jul. 1791.

Christian Friedrich Solbrig,
Buchdrucker.

Dieses nützliche Buch kann man auch bey mir oder bey denjenigen bestellen, der mein Wochenblatt oder meine kleinen Monathschriften ausgiebt: denn ich werde mir davon eine Parthie kommen lassen, und es um obigen Preiß geben, auch auf 6 das 7te und auf 12 drey Freiexemplare bewilligen. Da ich aber sonach keinen Profit nehme: so wird man auch so billig seyn, und Briefe und Geld franko einzusenden, auch einen Sechser für den Briefträger beylegen.

Friedrich Severin in Weissenfels.

No. 19.

Neue Verlagsbücher der Hoffmannischen Buchhandlung aus Weimar. Jubilate-Messe 1791.

Acten, Urkunden und Nachrichten zur neuesten Kirchengeschichte 2ter Bd. 15tes und letztes Stück. 8. 3 gr.

Ammenmärchen. 8. 12 gr.

Berichtigung einiger Stellen in Hrn. K. R. Cranz Fragmenten III. Heft, Eisenach betreffend. 8. 2 gr.

Gött-

Göttlings, J. F. A. Register, vollständiges, über den Almanach für Apotheker der Jahre 1786 bis 1791. kl. 8. 4 gr.
Hoffmanns, C. A. tabellar. Uebersicht aller zur pharmacevt. Scheidekunst gehörigen Werkzeuge und Geräthschaften. Fol. 4 gr.
Leitfaden, tabellar. zur deutschen Reichsgeschichte für Anfänger, Schulen und Akademien. 5 Blätter, royal Fol. 16 gr.
Leopold von Rothschild. 8. 16 gr.
Mysterien neuerer Bacchanalien 8. 5 gr.
Schulz, Friedrich, Josephe. 8. 21 gr.
— — Kl. Prosaische Schriften 3tes Bändch. 8. wird auf Johanni fertig.
Versuch geologischer über die Bildung der Thäler durch Ströme. 8. 10 gr.
Voigt, J. K. Wilh, Mineralog. und bergmännische Abhandlungen 3ter Th. 8. 20 gr.
Wittwer, der, ein Lustspiel in einem Aufzuge. 8. 3 gr.

No. 20.

Die Bayreuther Zeitungsdruckerey hat in dieser Jubilate - Messe neu:

1) Französisches Museum oder I. die nützlichsten und unterhaltendsten Aufsätze für Teutsche aus den neuesten und besten Französischen Zeitschriften; II. kleinere vorzüglichere Schriften und Auszüge aus den neuesten Hauptwerken der Franzosen; III. Litterärische Kunst - und vermischte Nachrichten, zur Schilderung des politischen, sittlichen und wissenschaftlichen Zustandes der Französischen Nation, verteutscht herausgegeben von A. C. Kaiser, Hochfürstlich Thurn und Taxischen Hofrath und Bibliothekar, 1ter Jahrgang 1. bis 3es Heft. Der ganze Jahrgang aus 6 brochirten Heften, jedes 15 — 17 Bogen stark bestehend, 4 Rthl. 16 Gr.

Die Nürnberger gelehrte Zeitung sagt in ihrem XXXVIII. Stück bey der Recension des 3en Hefts: „An diesem Hefte wird auch die heichelste Kritik nichts zu tadeln finden, denn die Wahl des Herausgebers ist auf die interessantesten Aufsätze gefallen.“

2)

2) Spieß (Philipp Ernst) Aufklärungen in der Geschichte und Diplomatik als eine Fortsetzung seiner archivischen Nebenstunden, gr. 4. 1 Rthl. 16 gr.

Wenn auch der Herr Verfasser als einer der gelehrtesten Diplomatiker nicht schon längst allgemein bekannt wäre, so würde schon die Gnade, die er im vergangenen Winter in Berlin genossen hat, seine Verdienste bezeichnen. Er wurde von des Königs Majestät mit einer sehr kostbaren, goldenen, reich mit Brillanten besetzten Dose, die er aus des Königs Höchsteigenen Händen empfing, beschenkt, und von des Herrn Grafen von Herzberg Excellenz würde er mit verschiedenen Büchern und Medaillen beehrt.

3) Reise durch Auvergne, aus dem Französischen des Herrn le Grand d'Aussi, nebst einem Anhange geographisch-statistisch- und vermischter Nachrichten von Auvergne aus Herrn Dulaure's Beschreibung von Frankreich, gr. 8. 1 Rthl.

Naturforschern und Freunden der Länderkunde wird diese Beschreibung einer der schönsten und reizendsten Französischen Landschaften, die man bisher so wenig kannte, sehr willkommen seyn.

4) Kleine Erzählungen, Lebensbeschreibungen und Skizzen aus englischen Journalen übersezt und herausgegeben von A. C. Kayser, 8.

5) Pütter (Herrn Joh. Steph.) Anleitung zum Teutschen Staatsrecht, aus dem Lateinischen übersetzt, von C. A. F. Graf von Hohenthal, mit Anmerkungen von F. W. Grimm, Senator zu Regenspurg in zwei Theilen. Der erste Theil wird längstens bis Pfingsten und der zweite bis Ende Juli fertig.

6) Wahre geheime Lebensgeschichte des Marschalls von Richelieu oder Erzählung seiner Abentheuer, Liebschaften, Intriguen und all desjenigen, was auf die verschiedenen Rollen Bezug hat, die dieser merkwürdige Mann in einem Zeitraume von mehr als achtzig Jahren spielte, aus dem Französischen, erster Band, 8. mit Chursächsischem Privilegio, wird in vier Wochen fertig.

Anhang.

No. 21.

Friedrich Severin in Weissenfels hat in der Leibziger Ostermesse folgende neue Bücher verlegt:

Alcibiades, der deutsche, 3ter Band. 8. 1 Rthl. 4 Gr. Archiv der Erziehungskunde für Deutschland, eine Quartalschrift, von einer Gesellschaft praktischer Erzieher. 8. 12 Gr. Bagatellen, romantische, 1ter Band. 8. 18 Gr. Beschreibung und Geschichte von Ostindien, 1tes Bändchen 9 Gr. Auch unter dem Titel: Thomas Försters Erzählungen von seinen Reisen in allen vier Welttheilen; eine lehrreiche und unterhaltende Monathschrift für den Bürger und Landmann, 3ter Band, oder 1791. Jan. — Jun. der ganze Jahrgang kostet brochirt 18 Gr. Försters, M. J. C. Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Festtags-Evangelia des ganzen Jahres. 1. Band. gr. 8. 1 Rthl. (Der 2te und letzte Band erscheint zur Michaelismesse.) Geist der neuesten ausländischen Romane, mit Kupfern, 1ster Band. 8. 1 Rthl. Geschichte des Markis von Seligni und der Frau von Lüzal, in Originalbriefen, aus dem Portefeuille des verstorbenen Herrn Marschalls von ***. herausgegeben von M. L. C. D. aus dem Franz. 8. mit Churfl. Sächs. Freiheit. 2 Bände. 1 Rthl. 8 Gr. Gläsers, C. A. Clavierübung für Anfänger in Menuetts und Polonoisen aus allen Tönen, nach Emanuel Bachs Applikatur; mit einer Vorrede des Herrn Kantor und Musikdirektor Doles in Leipzig; breit 4. 20 Gr. Horrers, M. G. A. Nachtrag zum Almanach für Prediger die lesen, forschen und denken. 12 Gr. Auch unter dem Titel: Horrers, M. G. A. Geistesunterhaltungen für Prediger, Kandidaten und Freunde des Wahren und Guten. 1tes Bändchen. 8. 12 Gr. Jugendfreuden aufs Jahr 1791. 1ter Band, oder Jan. — Jun. Der ganze Jahrgang kostet 1 Rthl. 6 Gr. Sommer, D. J. C. die Axe des weiblichen Beckens; mit Kupf. gr. 8. 4 Gr. Wahrheit und Dichtung, ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann aufs Jahr 1791. 1tes und 2tes Quartal; brochirt 10 Gr.

Bey G. J. Göschen sind in der Ostermesse 1791. erschienen:

Sammlung der merkwürdigsten Reisen in das Innere von Africa. Gesammelt und herausgegeben von E. W. Cuhn. 3ter Theil. Mit einer großen Charte, welche die Reise des Herrn James Bruce enthält. 1 Rthlr. 12 Gr.

Das Unternehmen des Herrn Cuhn, alle guten Reisen nach Africa, sowohl ältere als neuere, im Auszuge zu liefern, ist, nach dem einstimmigen Urtheil aller Rezensenten, ein sehr nützliches und lobenswürdiges Unternehmen. Es ist unserm Zeitalter angemessen, worin die Aufmerksamkeit aller Nationen auf die Bemühungen der Britten, in jenem unermeßlichen, und noch so wenig bekannten Theil der Welt Entdeckungen zu machen, gerichtet ist, und setzt uns in den Stand, dasjenige zu übersehen, was sie bisher geleistet haben. Mit Weglassung alles dessen, was blos für die gelehrte Untersuchung gehört, liefert Herr Cuhn in seinem Auszuge, blos das, was alle denkenden Menschen, die sich unterrichten und nützlich unterhalten wollen, interessiren muß. Die vorhergehenden Bände enthalten theils ältere, theils die ganz neuen Reisen von

Vaillant, Poiret, und alle Nachrichten, welche die Gesellschaft der Engländer zur Entdeckung des Innern von Africa bisher bekannt gemacht hat. Dieser 3te Theil liefert die Fortsetzung und den Beschluß aus Bruce Reisen. Bruce hatte das Glück, bis zu den Quellen des Nils, den berühmtesten aller Flüsse, zu dringen. An alle Großen empfohlen, mit den Königen und Statthaltern aller Provinzen, welche er bereisete, in Verbindung, und selbst mit in ihre Händel und Kriege verwickelt, mit gelehrten Kenntnissen ausgerüstet, und zu einem langen Aufenthalt in Abyssinien gezwungen, war er im Stande, für seine Leser ein getreues und lebendiges Bild der Nation, ihrer Sitten und Gebräuche zu entwerfen. Indem die Beschreibung seiner Reise den Geist mit neuen Kenntnissen bereichert, durch mannigfaltige Erscheinungen der moralischen und physischen Natur überrascht, interessirt sie das Herz durch die mancherley schrecklichen Gefahren, durch das Elend und die Noth, wodurch sich der Muth und die Standhaftigkeit des Verfassers hat durch arbeiten müssen, um endlich aus der Quelle des Nils auf die Gesundheit des Königs von England und der russischen Kaiserin trinken zu können, und den Ruhm seiner Nation durch eine Entdeckung zu vermehren, wornach seit mehr als tausend Jahren, so viele Gelehrte und so viele Mächtige der Erde umsonst getrachtet haben. Es ist keines von den geringsten Vergnügen, welches die Lectüre dieses sehr gut geschriebenen Auszuges gewährt, zu sehen, wie die ursprüngliche und allgemeine Anlage des Menschen sich nach den verschiedenen Nationen in so mancherley ernsthaften und lächerlichen Gestalten unter beyden Geschlechtern zeige. Rührend ist die Betrachtung, auf wie mancherley Weise der Mensch den großen Urheber der Natur suchet und verehret; und wie das Vertrauen auf seinen Schutz den Menschen, umgeben mit reißenden Thieren, verfolgt von Räubern und Mör-

dern, von seinem Vaterlande fern, mitten in einer Wüste, ohne Bedeckung vor den vorgehenden Sonnenstrahlen, abgemattet durch Krankheiten und Wunden, ohne Wasser seinen Durst löschen zu können, und ohne Brod seinen Hunger zu stillen, wie bey diesem allen das Vertrauen zu Gott den Menschen getrost und standhaft erhalten kann. —

Auszüge aus den besten französischen Schriftstellern der Franzosen, zum Gebrauch für die Jugend. Unter der Aufsicht des Herrn Abt Resewitz herausgegeben von L. H. Schmidt. 2ter Band in zwey Abtheilungen. 1 Rthlr. 12 Gr.

Die Absicht dieser, mit vielem Beyfall aufgenommenen, und in vielen Schulen eingeführten Sammlung ist: die Erlernung der franz. Sprache der Jugend leicht, angenehm und nützlich zu machen. Deshalb sind aus den klassischen Werken der Franzosen solche Stücke gewählt, welche sich durch Inhalt und Ausdruck, und ganz vorzüglich durch Reinheit und Richtigkeit der Sprache auszeichnen. Dieser 2te Band ist eigentlich der Philosophie und der Moral bestimmt; doch enthält derselbe keinen trocknen Abriß dieser Wissenschaften, sondern moralische und philosophische Wahrheiten in Beyspielen und in einer angenehmen Einkleidung dargestellt. Inhalt. 1) Duvals Leben. Die Schicksale dieses Mannes sind so lehrreich und interessant, geben dem Herzen und Verstande so viele Nahrung und Beschäftigung, daß kein von der Natur nicht ganz verwahrloseter Mensch sein Leben ohne Vergnügen und Theilnehmung lesen wird. 2) Das, von dem großen Friedrich den II. geschriebene, Leben Jordans. 3) Das Leben des unsterblichen Friedrichs, von seinem vortreflichen Geschichtschreiber Guibert. 4) Ein Auszug aus Roußeaus Bekenntnisse, mit Weglassung

alles dessen, was der Jugend schädlich seyn könnte. 5) Ein Auszug aus der Heloise von eben demselben Schriftsteller auf gleiche Art behandelt. 6) Einige vortrefliche sittliche und philosophische Gemälde, Charaktere und Reflexionen aus Merciers Bonnet de Nuit und dessen Tableau de Paris. 7) Charaktere aus den Lettres Persannes von Montesquieux. 8) Charaktere aus dem la Bruyere.

Neue Göttergespräche von C. M. Wieland, 1 Rthlr. 6 Gr. Geheime Geschichte des Philosophen Peregrine Proteus. Ein Dialog in Elysium; 2 Theile, von C. M. Wieland; 8. 2 Rthlr. 12 Gr., auf Holländ. Papier 3 Rthlr.

Das deutsche Publikum erhält von seinem großen Schriftsteller zwey Werke auf einmal, welche keine Spur von dem herannahenden Alter des Verfassers, sondern das Merkmal eines gereiften Geistes, in allem Schmuck der Jugend, an sich tragen. Beyde sind Früchte eines Geistes, welcher von den mannigfaltigsten Kenntnissen der alten und neuen Litteratur genährt, von den Musen und Grazien begünstiget, in den Heiligthum der Schönheit eingeweiht und zum Anblick der Wahrheit gestärkt ist. In beyden Werken werden mit Schalkhaftigkeit und Kühnheit die politischen und kirchlichen Vorurtheile angegriffen; in beyden herrscht der große Zweck, die Menschen vernünftiger zu machen. Wieland stellt die alten Götter Griechenlands und Roms in ihrem eigenthümlichen Charakter dar, wie sie sich nach ihrer eigenen Manier, über die neuesten Erscheinungen der Zeit, über die Handlungen und Meynungen der Menschen unterhalten. Jupiter ist hier das jovialische Geschöpf, welches sich durch die Thorheit und Leidenschaften der Erdbewohner, und durch die jetzige Gährung in ihren Köpfen,

kein Haar krümmen und in seiner Behaglichkeit nicht stöhren läßt; der alles ruhig ansieht und dabey zum Wohl der Menschen thut, so viel er kann; der sich von seiner zündbaren Frau Gemahlin Juno nicht irre machen läßt und seine übrige Gesellschaft mit Ironie und Bonsens, mit schalkhaftem Spott und mit Vernunft zurecht weiset. Das solch eine Unterhaltung der Götter für die Sterblichen sehr lehrreich und erbaulich seyn muß, und daß man wünscht, immer in so guter Gesellschaft bleiben zu können, wird einem jeden begreiflich seyn, welcher mit Wielands Geist nur einigermaßen Bekanntschaft gemacht hat. Peregrine Proteus ist ein ehrlicher Schwärmer. Seine Geschichte ist ein schönes Lehrbuch der wohlthätigsten Toleranz. Der Einfluß der Umstände und die Folgen der eigenthümlichen Organisation machen den Menschen zu dem, was er ist, und die Auseinandersetzung dieser Wahrheit lehrt uns, unsre Brüder zu ertragen, und ihre Tugenden bey ihren Fehlern zu schätzen und zu lieben. Die mancherley Lagen des Lebens, worein Proteus versetzt war, geben dem Wielandischen Geist einen unerschöpflichen Stoff zu hinreißenden Situationen, mit der blühendsten Phantasie ausgemalt, zu Aufschlüssen über die Geschichte der Menschheit, zur Beleuchtung menschlicher Vorurtheile, Thorheiten und Irrthümer, zur Auseinandersetzung und Empfehlung wichtiger Wahrheiten, wie man solches nur von einem so helldenkenden Kopfe, genährt mit so reichen Kenntnissen, erwarten kann. Bald wird Proteus durch die Wollust, bald durch die Philosophie, bald durch politische und religiöse Schwärmerey, und immer durch sein eignes Herz betrogen. Bald sehen wir ihn in der Schule der Philosophie, bald im Genuß einer vermeinten Venus Urania, welche nichts als eine Buhlschwester ist, bald in dem Umgang des feinsten und reitzendsten aller Weiber, bald unter den ersten Christen, und endlich sehen

wir ihn sich selbst auf den Scheiterhaufen setzen und sich verbrennen. Dieses alles erzählt Peregrine dem Spötter Lucian mit der Naivität und Unbefangenheit, wozu ihn seine gereinigte Natur und sein Aufenthalt in Elysium fähig macht.

Howards, John, Nachrichten von den vorzüglichen Krankenhäusern und Pesthäusern in Europa. Aus dem Englischen übersetzt und mit Zusätzen vermehrt von Herrn Doct. Ludwig. Mit Kupfern und Tabellen.

Dieses ist das Vermächtniß des menschenfreundlichen Britten, worin er der Welt die, auf seinen Reisen gemachten Bemerkungen hinterläßt. Der unermüdete Howard verbreitet sich über alles, was dem Publiko, in Rücksicht dieses Gegenstandes, nützlich seyn kann, über Lage, Bauart, Oekonomie Policen, Medizinal-Anstalten der vornehmsten Krankenhäuser in Europa. Er liefert überdieses seine, und anderer Männer, Beobachtungen über die Natur, Ursach und Cur der Pest, und über andere medizinische Gegenstände. Der rühmlichst bekannte Herr Uebersetzer hat das Werk durch seine Zusätze noch schätzbarer gemacht.

Eduard, eine Geschichte; 2ter Theil 8. 1791. 20 Gr.

Eduard ist nicht für Leser geschrieben, welche durch die Lecture blos die Langeweile vertreiben, und wie Kinder, blos ihre Neugierde, durch Erzählung wunderbarer Schicksale und Abentheuerlicher Thaten, befriedigen wollen. Es wird kein Löwe darin erlegt, und kein Ritter darin gespießt. Dagegen ist er reich an glücklichen Beobachtungen über die menschliche Natur, über die Art und Weise, wie sich die Leidenschaften, die Sinnes- und Denkungsart des Menschen nach und nach

entwickeln, und ausbilden. Er enthält viele Wahrheiten und originelle Ideen über wichtige Angelegenheiten des Lebens, und ist in einer gedankenreichen, oft blühenden Sprache geschrieben. Der Held der Geschichte ist ein Mensch mit den schönsten Anlagen der Natur, er hat eine große Wärme und Reitzbarkeit des Herzens, eine lebhafte Phantasie, eine schöne Seele, und einen vortreflichen Kopf; dem ungeachtet ist er immer unglücklich durch sich selbst. Die groben Laster und Tugenden gewöhnlicher Menschen, sind in den gewöhnlichen Romanen genug geschildert. Eduard ist ein warnendes Gemälde der Fehler eines edlen und guten Menschen, und des Verfassers Zweck ist, durch seine Geschichte etwas beyzutragen, dasjenige anschaulich zu machen, was die guten und bessern Menschen, vorzüglich die Jünglinge, von dem wahren Lebensgenuß abhält, und sie oft, bey den liebenswürdigsten Tugenden, unglücklich macht.

Reisen durch die mittäglichen Provinzen von Frankreich; 2 Theile, mit Kupfern auf Holländisches Papier; 8.

Das Publikum hat in diesen Reisen einen seiner Lieblingsschriftsteller, den Herrn von Thümmel, erkannt. Männer von Geist und gereinigtem Geschmack, haben darin die schalkhafteste Laune, eine ungekünstelte Grazie, unnachahmliche Verse, eine reizende Philosophie des Lebens, und eine ungewöhnliche Politur gefunden. Nicht so der große Haufe. Dieser hat das Buch eigentlich durchlaufen, hat keine Pasquillen darin gefunden, keine schwülstigen Gedanken, keine wunderbaren Abentheuer, keine plumpen Ausfälle, er ist über die Feinheit hinweg gehüpft, und hat das Buch in 2 Stunden vom Anfang bis zu Ende durchlesen, ohne etwas darin gefunden zu haben. Vielleicht ist dieses die gröste Empfehlung für diejeni-

gen Leser, welche Schönheit und Eleganz lieben, die sich stundenlang an einem schönen Gedanken ergötzen, und ihn sich zu eigen machen können, welche reizende Verse mit Entzücken lesen, welche in einem geistreichen Buche die verdeckten Schönheiten gern aufsuchen, bey wiederholter Lectüre immer etwas neues finden, und durch das Muster des guten Geschmacks ihren eignen Geschmack bilden.

Bliomberis; ein Rittergedicht in zwölf Gesängen von Alxinger; gr. 8.

Da es nicht möglich ist, den Plan eines romantischepischen Gedichtes, in zwölf Gesängen, in einer kurzen Anzeige anzugeben, so sey dem Verleger erlaubt, etwas allgemeines über den Bliomberis nach dem Urtheil sachkundiger Männer anzuführen. Es ist im ganzen ein sehr schönes Gedicht. Es ist die Frucht eines raschen, manchmal zu raschen Geistes, die Schöpfung einer blühenden Phantasie. Der neunte Gesang ist ein Meisterstück. Nicht alle Gesänge sind diesem gleich, aber alle sind reich an einzelnen Schönheiten. Herr Alxinger hat durch dieses Werk seinen Ruhm vermehrt. Er wird nie untergehen.

In der

v. Schönfeld-Meißnerschen Buchhandlung

zu Prag und Leipzig,

sind zur Jubilatemesse 1791. folgende neue Verlagsbücher erschienen.

Adelsucht und Trug, oder drei Bräute und keine Hochzeit. Lustspiel in fünf Aufzügen. 8. à 6 ggr. oder 24 kr.

Peckers (R.) Geschichte der Regierung Ferdinand des Katholischen, Königs von Spanien. Zweiter und lezter Theil. 8. 16 ggr. oder 1 fl., (beide Theile 1 Rthl. 14 ggr.)

Ferdinand der Katholische gehört zu den merkwürdigsten Monarchen in der europäischen Staatengeschichte. Denn unter ihm ward das zerstückte Spanien ein Reich; während seiner Regierung ward Amerika entdeckt; Neapel kam unter spanische Hoheit; die Inquisizion ward eingeführt, und eine ganz neue, nachher nur zu allgemein gewordne Staatsklugheit ward, und zwar durch ihn, Mode. Da er überdies der Grosvater und Vorfahr des berühmten Kaiser Karl V. war, so schließt sich diese Biographie mit an die Reihe der Robertsonischen und Watsonischen Werke. Der Verfasser hat überall aus spanischen Quellen selbst geschöpft, hat mit großer Einsicht und Freimüthigkeit nicht Fakta allein erzählt, sondern sie auch in ihrer Entstehung untersucht; hat gründlich und lebhaft zugleich in seiner Darstellung sich bewiesen; und wiewohl er seiner Ausarbeitung nur einen mäßigen Umfang gegeben hat, so ist sie doch die unverkenbare Frucht eines vieljährigen Fleißes.

Meißners (A. G.) Aesopische Fabeln für die Jugend, nach verschiednen Dichtern gesamlet und bearbeitet. 8. à 20 ggr. oder 1 fl. 15 kr.

Diese Samlung von Fabeln ist lediglich zur unterrichtenden Lektüre der Jugend bestimmt. Sie enthält außer dem Anhange 150 Fabeln, wovon ohngefähr die kleinere Hälfte äsopisch, die übrigen aus sehr verschiednen Dichtern genommen, hier und da zweckmäßig abgeändert, und im einfachsten, jungen Lesern verständlichen Tone vorgetragen sind. Im Teutschen existirt wahrscheinlich eine solche mit moralischer,

dich-

dichtrischer und pädagogischer Rücksicht veranstalte[te]
Fabellese noch nicht.

Parzizek (A.) Direktor der k. k. prager Normalschule, katho-
lisches Gebet- und Erbauungsbuch für Frauenzimmer
ganz nach den Verhältnissen ihres Geschlechts eingerich-
tet. 8. à 18 ggr. oder 1 fl. 8 kr.

Es fehlt für Frauenzimmer, die zu der katholischen Religion sich bekennen, noch ganz an einem eignen mit Wärme geschriebnen, und mit Einsicht abgefaß-ten ähnlichen Werke. Von gegenwärtigem kann man sich um so viel mehr versprechen, als der Verfasser durch seine übrigen Schriften schon als ein aufge-klärter, und für Herz und Geist schreibender Priester sich bekant gemacht, und bisher allgemeinen Beifall und viel, sehr viel Leser gefunden hat. Er gesteht im Vorberichte selbst, daß Marezolls vortrefliches, aber für protestantische Leserinnen bestimtes Werk den er-sten Gedanken dazu in ihm veranlaßt habe; und es ist zugleich durch die vielen Fälle, worauf er gedacht und wofür er Betrachtungen gemacht hat, vollstän-diger als die gewöhnlichen Erbauungsbücher.

Spieß (C. H.) Petermänchen. Geistergeschichte aus dem drei-
zehnten Jahrhunderte, 1ter Theil mit einer Vignette
8. 18 ggr. oder 1 fl. 8 kr.

Der Volksglaube an einigen Orten Deutschlands nimt eine Art von Schuzgeistern an, die in der Ge-stalt von kleiner, ohngefähr zwei Schuhe hohen alten Männern mit großem Bart, Stock und Ranzen sich sehen lassen; die man in dieser Provinz, Alrunen, in iener Berggeister, Petermänchen u. s. w. nennt. — Die Ge-schichte eines solchen, das im dreizehnten Jahrhunderte sich als ein Gefährte der Ritter Westerburg sehen ließ, erzählt hier der Verfasser, und hat auf diesen, allerdings dem Anschein abendtheuerlichen Grund, einen Roman gegründet, der voll der hinreißendsten Erfindungskra[ft] ist, und dem es an Interesse, selbst an simpathetisch[en] Eindrücken gewiß nicht fehlen kann. Der zweite The[il] welcher schließt, ist bereits unter der Presse, und di[e] Verlagshandlung versichert im voraus, daß dieser i[n] vier Wochen erscheinen, durch seine Wendung sich aus[-] zeichnen und gewiß den ersten noch übertreffen wird.

Raimund und Emilie. Geschichte aus den Zeiten der Kreu-
züge. 8. à 16 ggr. oder 1 fl. Hat eine Menge würke[n]-
der, zumal tragischer Auftritte.

Reuß (F. A.) Saidschizer Bitterwasser, physikalisch, chemis[ch]
und medizinisch beschrieben, mit einer Vignette, gr.
14 ggr. oder 54 kr.

Das sogenannte Saidschizer Bitterwasser gehört unstreitig zu den merkwürdigsten Gesundheitswässern, nicht in Teutschland allein, sondern auch in ganz Europa. Denn seine medizinischen Kräfte sind so entschieden und so würkend; die Konkurrenz andrer Wässer mit ihm ist so gering; es wird so weit versendet, und leidet (wenn es ächt ist) so wenig bei dieser Versendung, daß es in ieder dieser Rücksichten Achtung und Unterscheidung verdient. Man hat schon verschiedene Beschreibungen von ihm; aber gewiß keine, die der gegenwärtigen an Genauigkeit und Gründlichkeit gleicht. Der Herr Verfasser, der durch seine Beschreibung des **Biliner Brunnens**, und durch andre Werke sich schon rühmlich bekant gemacht hat; der als Brunnenarzt zu Bilin und Saidschiz auch mehr Gelegenheit, als ieder andre, zu gründlicher Untersuchung besizt, liefert hier zuerst die Geschichte dieses Wassers; führt die Schriften an und beurtheilet sie, die schon davon geschrieben worden; geht dann zur Naturgeschichte der ganzen Gegend um Saidschiz; bestimt durch die mannichfachsten und sorgfältigsten chymischen Versuche die innern Bestandtheile des Wassers, und zeigt dann umständlich: wie und in welchen Krankheiten es zu brauchen? in welchen aber auch es zu vermeiden, oder mit Vorsicht anzuwenden sei?

Schallers (J.) Topographie des Königreichs Böhmen, darinn alle Städte, Flecken, Herrschaften, Schlößer, Landgüter ꝛc. beschrieben werden. 3r Th. neue Aufl. gr. 8. à 16 ggr. o. 1 fl.
— — — — 4r Th. neue Aufl. gr. 8. à 16 ggr. o. 1 fl.
— — Universalregister gr. 8. à 1 Thlr. 12 ggr. o. 2 fl. 15 kr.
— — unter dem Titel Lexikon, gr. 8. à 1 Thlr. 12 ggr. oder 2 fl. 15 kr.

Daß dieses Lexikon für alle dieienigen, welche Schallers Topographie besizzen, unentbehrlich ist, ergiebt sich von selbst. Aber auch ohne ienes Werk ist es zur Kunde Böhmens beinahe unumgänglich; denn es giebt in tabellarischer Form eine Uebersicht des ganzen Reichs, und hält alles das, was sein ziemlich umständlicher Titel verspricht.

Die Regierung von Toskana unter dem Großherzogen Peter Leopold. 8. à 6 ggr. oder 24 kr.

Das bereits in so vielen öffentlichen Blättern gerühmte Büchlein Governo della Toscana 1790. liegt hier zu Grunde, und ist ganz übergetragen; nur hier und da noch berichtigt und mehr ausgeführt. Dem Uebersezzer und Ergänzer war dies um so viel leichter, da er

selbst

selbst mehrere Jahre in dem Amte eines k. k. Lehrers zu Mailand stand; und in der Nähe oft Gelegenheit fand, mit eignen Augen zu sehen, und eignen Ohren zu hören,

Frau Susanna vom Bade, Kaiser Wenzels Geliebte und Retterin von Verfasser der Lauretta Pisana. 8. à 1 Thlr. 4 ggr. oder 1 fl. 45 kr.

Nach der Erzählung Hageks, und anderer böhmischen Chronisten, soll Kaiser Wenzl aus seiner ersten Gefangenschaft, durch ein Bademädchen Susanna errettet worden seyn; und dieselbe nachher zu seiner Geliebten erkläret haben. Die Geschichte dieses Mädchens liefert Herr D. Albrecht hier, wie er sagt, aus ihren eigenen Papieren. Da die Werke dieses Schriftstellers iezt so ausgebreitete Leser finden, so bedarf es wohl keiner umständlichen Anzeige; sondern nur der wenigen Worte: daß es der Verfasser selbst für eine seiner vorzüglichen Arbeiten hält. Der Stil desselben sucht meistentheils die Naivität des mittlern Zeitalters, doch so, daß die Deutlichkeit und Anmuth dadurch nicht leidet, beizubehalten.

Tomsas (F. J.) vollständiges Wörterbuch der böhmisch- deutsch- und lateinischen Sprache. Mit einer Vorrede begleitet von Herrn Rektor Joseph Dobrowsky. gr. 8. à 2 Thlr. 16 ggr. oder 4 fl.

Schon daraus, daß seit beinahe funfzig Jahren kein böhmisch- teutsches Wörterbuch im Druck erschien, ergiebt sich, daß ein solches Werk, bei völliger Vergreifung der Aeltern, ein nützliches Unternehmen sei. Doch gegenwärtiges hat auch, insbesondere betrachtet, seine wichtigen Verdienste; denn es übertrift an Vollständigkeit, an Menge einzelner Wörter, an Angabe ihrer Bestimmung nach verschiedener Bedeutung, und in Anzeige der dabei obwaltenden Grammatik, alle seine Vorgänger; selbst veraltete Wörter, wiewohl sie eigentlich in ein Glossarium gehören, haben größtentheils hier ihren Plaz gefunden. Endlich ist ihm eine Empfehlung mehr, daß außer dem mehr als zehnjährigem Fleiße des Herrn Verfassers, auch einer der verdientesten böhmischen Gelehrten Herr Dobrowsky, es in Revision genommen, und mit einer instruktiven Vorrede begleitet hat.

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z157622208

Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z157622208

Digitized by Google

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z157622208

Digitized by Google

Digitized by Google